UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG.H
M877g

Goethes und Herders Anteil

an dem Jahrgang 1772

der Frankfurter Gelehrten Anzeigen

Von

Max Morris

102422
23/6/10

Stuttgart und Berlin 1909
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort

Die vorliegende Arbeit über ein altes und vielumſtrittenes Problem erneuert eine Anſicht, zu der ſchon beim Erſcheinen des berühmten Jahrgangs 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen die Zeitgenoſſen ſofort gelangten: Herder iſt der Hauptverfaſſer. Damit ſteht nun aber die bisherige wiſſenſchaftliche Kritik nicht im Einklang, denn ſie weiſt Herder nur fünfzehn Rezenſionen zu, die keineswegs dem ganzen Jahrgang ſein Gepräge geben. Bei meiner Unterſuchung ging ich von der Annahme aus, daß Herders Anteil ſchon durch die von Reinhold Steig für Suphans Herder-Ausgabe angeſtellte Unterſuchung ausgeſchieden ſei, und ich war alſo zunächſt geneigt, alle Rezenſionen von echtem Genieton, als deren Verfaſſer Merck und Schloſſer nicht in Frage kommen konnten, Goethe zuzuweiſen. Bei näherem Eindringen ſah ich mich dann genötigt, ein Stück nach dem anderen von Goethe auf Herder zu übertragen, und gelangte zuletzt, ganz gegen meine Erwartung und halb widerwillig, zu der Überzeugung, daß das Stilgefühl der Zeitgenoſſen damals das Rechte getroffen hat. Aber dieſe intuitive Erkenntnis iſt inzwiſchen verloren gegangen und muß nun erſt auf dem Umwege der bewußten wiſſenſchaftlichen Ermittlung wiedergewonnen werden. Die Hoffnung, Goethes Werke zu bereichern, hat ſich mir alſo nur in beſcheidenem Umfang erfüllt, aber die Becker-Rezenſion (S. 9) erſcheint mir allerdings als ein wertvoller Zuwachs zu den Satiren des jungen Goethe.

Wer die Unterſuchung nachprüft, wird ſich bei der Seltenheit des Originals auf den von Scherer und Seuffert beſorgten Neudruck zu ſtützen haben, und ich habe deshalb

zu einheitlicher Zitierung auch den hier wiedergegebenen Texten Goethes und Herders die Seiten- und Zeilenziffern des Neudrucks am Rande beigefügt; der vorliegende Abdruck dieser Texte beruht aber auf dem Original.

Bei meiner Arbeit hatte ich mich vielfacher Hilfe zu erfreuen. Professor Alfred Gaebel in Hohensalza, der durch seine Herder-Exzerpte für das Grimmsche Wörterbuch ein trefflicher Kenner der Sprache des jungen Herder geworden ist, hat mir freundlich und selbstlos eine Reihe wertvoller Beobachtungen mitgeteilt. Durch Besorgung von Abschriften ungedruckter Briefe haben mich Dr. Robert Hering in Frankfurt a. M. und Dr. Eduard Lohmeyer in Kassel unterstützt, und mit freundlicher Auskunft auf Anfragen haben mich zu Dank verpflichtet: Geh. Rat Dr. Oskar Eisenmann in Kassel, Gymnasialdirektor Dr. Heldmann in Rinteln, Professor Otto Heuer in Frankfurt a. M., Dr. Georg Herzfeld in Berlin, Freiherr v. Waitzon-Eschen in Kassel und die Universitätsbibliotheken in Göttingen, Heidelberg und Marburg. Professor Bernhard Suphan in Weimar hat mir das noch nicht ausgegebene Register seiner Herder-Ausgabe zugänglich gemacht.

Ich schließe mit den Worten Scherers: „Ich halte es für möglich, soweit stilistische und sachliche Gründe überhaupt führen können, die sämtlichen Beiträge ihren Verfassern zuzuweisen."

Max Morris.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort III

Erſter Teil: Texte

Goethe 3
Herder 19
Goethe oder Herder 325

Zweiter Teil: Beweisführung

Einleitung 345
Der weitere Mitarbeiterkreis 349
Merck 365
Schloſſer 373
Herder 385
Stilgloſſar zu Herders Beiträgen 400
Herders Beiträge 431
Herder als Chorführer des Jahrgangs 464
Herder im Kampf mit der Frankfurter Geiſtlichkeit 477
Goethe 481
Goethe oder Herder 497
Literatur 501

Erſter Teil: Texte

Goethe

Frankfurt und Leipzig.

Über den Wert einiger deutscher Dichter und über andre Gegenstände den Geschmack und die schöne Litteratur betreffend. Ein Briefwechsel. 1. Stück 1771. 8. 20 Bogen.

. . . . . Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Leßing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören. Bey der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schliessen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bey der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden vor Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen. 99

Halle.

Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hausen. 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viel Beschwerden über zu hochgespanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verf. nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andre den Menschen auf Dichtersittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls. Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vors Publikum hingelegt. Kein Mann von Genie, das heist ohne Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben, eine lebhafte Einbildungskraft andrer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß. Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn. Und was hat er gethan? Ein Paar Autores herausgegeben. Weiter? unbedeutende Tractätgen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern. 284

Und als Professor, keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beyfall. In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inkonsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppeltheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge andrer, also Mißtrauen. — — Wir mögen nicht weiter ausschreiben; wir haben mehr christliche Liebe, dann Herr Hausen, und sind Recensenten.

Musten sie denn das Wort, gewiß so leicht weggesprochen, als irgend eins des seel. geheimen Raths, und wenns zur Stunde der Empfindung gesagt war, desto schlimmer, mußten sie das Wort: Wenn ich todt bin, müßen Sie mein Leben beschreiben — — wie ich bin in wahrem Bilde — — auch alsdann, wenn wir Feinde werden sollten! für eines Mannes strengstes Ernstwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauesten Sinn der Wille eines Menschen, der da spricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umstände. Was wird man zum Executor sagen, der dem Todten auch gar sein Sterbehemde auszieht, und seine mißgestallte Nacktheit an eine Landstraße hingeworfen, den Augen des Publikums prostituirt, und Vögeln und Hunden preis giebt? Freylich ein Leichenbegängniß ohne Umstände.

Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr H. selbst in diesem Stücke spielt, uns könnte ers übel nehmen, und jeder Leser muß die Bemerkung ohne uns machen.

Zürch.

Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner. 1772. 8. 273 S.

Was beyden würdigen Männern Anlaß gegeben, in Gesellschaft aufzutreten, erklärt die, zur Pränumeration auf die französische Ausgabe dieses Werks, unsern Blättern angehängte Nachricht, so daß wir ohne weitere Vorrede zur Sache schreiten können.

Idyllen von Geßner.

„Die Schönheiten der Natur," sagt der Verf. in dem angehängten Brief an Fueßlin, „und die guten Nachahmungen derselben von jeder Art, thaten immer die gröste Würkung auf mich; aber in Absicht auf Kunst wars nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Känntniß verbunden war, und daher entstand, daß ich meine Empfindungen und die Eindrücke, welche die Schönheiten der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine andre, und solche Art auszudrücken suchte, welche weniger mechanische Übung; aber die gleichen Talente, eben das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerksame Bemerkung der Natur, fordert."

Geßner war also zum Landschaftmahler gebohren, ein pis aller machte ihn zum Landschaftdichter, und auch nun, da er zu seiner Bestimmung durchgedrungen, da er einen an-

sehnlichen Rang unter den Künstlern erworben, genießt er in Gesellschaft der Gespielinn seiner Jugend, der ländlichen Muse, manchen süßen Augenblick. Mahlender Dichter! dazu karakterisirt sich in angeführter Stelle Geßner selbst, und wer mit Leßingen der ganzen Gattung ungünstig wäre, würde hier wenig zu loben finden. Doch wir wollen hier nicht unbillig seyn. Wir kennen die Empfindungen, die aus der bürgerlichen Gesellschaft in die Einsamkeit führen, aufs Land, wo wir dann nur zum Besuch sind, nur bey einer Visite die schöne Seite der Wohnung sehn, und ach! nur sehn, der geringste Antheil, den wir an einer Sache nehmen können!

Und so ist es Geßnern gegangen. Mit dem empfindlichsten Auge für die Schönheiten der Natur, das heist für schöne Massen, Formen und Farben hat er reitzende Gegenden durchwandelt, in seiner Einbildungskraft zusammen gesetzt, verschönert, und so standen paradiesische Landschaften vor seiner Seele. Ohne Figuren ist eine Landschaft todt, er schuf sich also Gestalten aus seiner schmachtenden Empfindung und erhöhten Phantasie, staffierte seine Gemälde damit, und so wurden seine Idyllen. Und in diesem Geiste lese man sie! und man wird über seine Meisterschaft erstaunen. Wer einen Mahlerblick in die Welt hat, wird mit inniger Freude vor seinen Gegenden verweilen, ein herrliches Ganze steigt vor unsern Augen auf, und dann das Detail, wie bestimmt, Steine, Gräschen. Wir glauben, alles schon einmal gemahlt gesehen zu haben, oder wir möchtens mahlen. Da sagt uns aber ein Feind poetischer Malerey: was ists? Der Vorhang hebt sich, wir sehen in ein Theater, das für 448
uns, von der Seite zu beschauen, eben so künstlich hintereinander geschoben, so wohl beleuchtet ist, und wenn wir einige Minuten Zeit gehabt haben, A! zu sagen, dann treten Junggesellen und Jungfrauen herein, und spielen ihr Spiel.

Wir zweifeln nicht, daß sich darauf antworten ließe; aber die Leute sind nicht zu bekehren, sie verlangen, daß alles von Empfindung ausgehn, alles in sie zurückkehren soll. Wenn wir als Mahler Geßners Figuren betrachten, so sind es die edelsten schönsten Formen; ihre Stellung so ausgedacht, so meisterhaft empfunden, ihr Stehen, Sitzen, Liegen, nach der Antike gewählt —

Was geht mich das an? sagt der Gegner! Im Gedicht ist mir nicht drum zu thun, wie die Leute aussehn, wie sie Hände und Füße stellen, sondern was sie thun, was sie empfinden. Nach der Antike mögen sie wohl studiert seyn, wie Geßner seine Landschaft mehr nach seines Herrn Schwehervaters Kupferstichsammlung, als nach der Natur ausgebildet zu haben scheint.

Ich will, fährt er fort, von dem Schattenwesen Geßnerischer Menschen nichts reden. Darüber ist lange ge-

sagt, was zu sagen ist. Aber zeigt das nicht den gröſten Mangel dichterischer Empfindung, daß in keiner einzigen dieser Idyllen die handlenden Personen, wahres Interesse an- und mit einander haben? Entweder ist es kalter erzälender Monolog, oder was eben so schlimm ist; Erzählung, und ein Vertrauter, der seine paar Pfennige queer hinein dialogisirt, und wenn denn einmal zwey was zusammen empfinden, empfindets einer wie der andre, und da ists vor wie nach.

Wer wird aber einzelnen Stellen wahres Dichtergefühl absprechen? Niemand. Einzelne Stellen sind vortreflich, und die kleinen Gedichte machen jedes ein niedliches Ganze. Hingegen die Größern; so treflich das Detail seyn mag, so wenig zu läugnen ist, daß es zu gewissen Zwecken wohl geordnet ist, so mißt ihr doch überall den Geist, der die
449 Theile so verwebt, daß jeder ein wesentliches Stück vom Ganzen wird. Eben so wenig kann er Scene, Handlung und Empfindung verschmelzen. Gleich in der ersten tritt der Mond auf, und die ganze Idylle ist Sonnenschein. Der Sturm ist unerträglich daher. Voltaire kann zu Lausanne aus seinem Bette dem Sturm des Genfer Sees im Spiegel nicht ruhiger zugesehen haben, als die Leute auf dem Felsen, um die das Wetter wüthet, sich vice versa detailliren, was sie beyde sehn. Das mag seyn! In dieser Dichtungsart ist der Fehler unvermeidlich; dagegen zu wie viel Schönheiten giebt er Anlaß? Muß man dem Theater nicht auch manche Unwahrscheinlichkeit zu gute halten? und dennoch interessirt es, rührt es. Und von der Schweitzer Idylle habt ihr kein Wort gesagt! Wie ich anfieng sie zu lesen, rief ich aus: O hätt er nichts als Schweitzer-Idyllen gemacht! dieser treuherzige Ton, diese muntre Wendung des Gesprächs, das Nationalinteresse! das hölzerne Bein ist mir lieber, als ein Dutzend elfenbeinerne Nymphenfüßchen. Warum muß sie sich nur so Schäfermäßig enden? kann eine Handlung durch nichts rund werden, als durch eine Hochzeit? Wie lebendig läßt sich an diesem kleinen Stücke fühlen, was Geßner uns seyn könnte, wenn er nicht durch ein zu abstraktes und ekles Gefühl, physikalischer und moralischer Schönheit, wäre in das Land der Ideen geleitet worden, woher er uns nur halbes Interesse, Traumgenuß herüber zaubert.

(Von Diderots mor. Erzähl. nächstens.)

Mietau und Leipzig.

Gedichte von einem Polnischen Juden. 8. 1772. 96 S.

Zuförderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift
462 dieser Bogen einen sehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsre Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen,

was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist?

Auch nur das flache, bürgerliche, gesellig und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf euch ihre Wirkung verlohren haben? Da, wo ihr an langer Weile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reissen, euch mit euern eignen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr so gut seyn laßt, unerträglich seyn. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet. Denn, seine Gefühle, seine Gedanken in freyen Liedern der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mittheilen, wenn er nichts neues sagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — in Wind.

In denen fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erscheint er in Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht löblich ein polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet, als ein christlicher Etudiant en belles Lettres auch, so ist es, däucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehn zu machen.

Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger Mensch gepudert, und mit glattem Kinn, und grünem goldbesetzten Rock, (s. S. 11. 12.) der die schönen Wissenschaften eine Zeitlang getrieben hat, und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das sey, Melodiechen nachzutrillern. Seine Mädchen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in Societät und auf der Promenade kennen lernt, sein Lebenslauf unter ihnen, der 463
Gang von tausenden; er ist an den lieben Geschöpfen so hingestrichen, hat sie einmal amüsirt, einmal ennüyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Über diese wichtige Erfahrungen am weiblichen Geschlecht, ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bey einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehrerbietig kosten, sie nicht beym Kopf nehmen und weidlich anschmatzen darf, und das alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen, was er will.

Laß, o Genius unsers Vaterlands bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerinn freudig die Hand reichte, den neusten mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre

alle ihre Reitze ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen liesse, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sey; dessen Eitelkeit durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungne und erlogne Seufzer, und Thränen, und Sympathien, hunderterley Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musicken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden, und Siege, und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscensen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sey an seiner Unbestimmtheit schuld; laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der
464 Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganze Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat. Die Liebling, Freundinn, Beystand ihrer Mutter, die zweyte Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule giengen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlstand und Grazie. — Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bey all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern verhülltern Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft, sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beysammenseyn, daurender Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

Laß die Beyden sich finden, beym ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Innbegriff von Glückseeligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend, und hoffend und genießend:

„Was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick, und der Seele drinn.“

Wahrheit wird in seinen Liedern seyn, und lebendige Schönheit, nicht bunte Seiffenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herum wallen.

Doch obs solche Mädchen giebt? obs solche Jünglinge geben kann? Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten, auch haben wir nichts von seinen

Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! durchgehends die, Göttern und Menschen, verhaßte Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger begegnen möge.

Eisenach.

Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle aus verschiedenen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit mit ihren Entscheidungsgründen. Von Th. C. Becker. Erster Band, erste Sammlung. 8. 1772. 72 S.

Ob man gleich dafür halten möchte, daß Herr Becker 496
nach dem sehr häufigen Beyspiel vieler Rechtsgelehrten, (vid. die Meßcatalogos und gelehrten Zeitungen dieser letzten Zeiten) ebenfalls Responsa und Urtheile könne drucken lassen, quia cuilibet liberum est in loco publico casam ponere. §. 6 J. de R. divis. auch niemand ihm sein Eigenthum an seine Responsa abstreiten wird: Omnia enim animalia quae terra, mari, coelo capiuntur, capientium sunt. l. 1. §. 1. ff. de adq. rer. dom. und Kayser Hadrianus selbst rescribirt hat: Si quis fiduciam sui haberet, populo ad respondendum se praepararet l. 2. §. 47. ff. de Orig. Jur. welche fiducia, mithin auch die sich darauf gründende Erlaubniß, ihm nicht abzusprechen ist; es auch nicht schadet, daß wer gesunde Fäuste hat, responsa edirt, quia superflua non nocent; l. 94. ff. de R. J.

Dennoch aber und dieweilen ein Unterschied zwischen den Rechtsgelehrten zu machen ist, neque ulla juris ratio aut aequitatis benignitas patitur, ut quae salubriter pro utilitate hominum introducuntur ea nos duriore interpretatione contra ipsorum commodum producamus l. 25. ff. de LL. Noch sehr alltägliche, aus jedem Compendio zu schöpfende Entscheidungen, für merkwürdig anzugeben sind, si enim quid venditor de mancipio adfirmaverit idque non ita esse, emptor queratur, aut redhibitorio, aut aestimatorio judicio agere potest. l. 18. ff. de aed. Edicto. In facto aber erhellt, daß z. B. die Fragen: Ob pacta familiae, in so fern sie die Familien betreffen, einen lehnherrlichen Consens brauchen; ob Lehnsunfähige wegen zum Besten des Lehns verwendeter, oder gar per pacta darauf gelegter Schulden die fructus feudales in Anspruch nehmen können; ob, gleich nach dem Verkauf, verreckte Ochsen und sinnige Schweine redhibirt; Pferde und andere Thiere aber propter vitia animi nicht redhibirt werden können — daß sagen wir, diese 497
und alle andere hier vorkommende Fragen nichts weniger als merkwürdig sind; dieselbe auch nicht mit solcher Weitläuftigkeit ausgeführt werden durften, Tales enim ambages nobis decidentibus, sagt der große Kayser Justinian, l. 22. §. 1. C. de furtis et Servo corr. und, quae superflua sunt, minime debent intercedere. l. 28. pr. C. de Test. wie auch veteres circuitus corrigentes sive tollentes l. f. C. de Adopt. it. circumductiones inextricabiles, vanam observationem et incuriosa rhapismata, quorum nullus

rationabilis invenitur exitus, jubemus quiescere. l. fin. C. de Emancip. noch mit zwölf Doctoribus (p. 10.) bewieſen werden ſollen, was in einem Geſetze deutlich ſteht. Nec in judicio, nec in alio certamine ubi leges necessariae sunt, ex aliis libris, nisi ab iisdem institutionibus, nostrisque digestis et Constitutionibus a nobis promulgatis, aliquid recitare vel ostendere conetur: §. 29. Const. Just. de Conf. dig. ſolcherley Responsa endlich auch nur gegeben werden ſollen, ut judices secundum ea judicent. §. 10. J. de J. N. et G. nicht wie es in der Vorrede heißt: „Damit angehende Rechtsgelehrte ſich derer bedienen und bey dem Mangel eines Büchervorraths wenigſtens die erforderliche Rechtsſtellen daraus extrahiren mögen, und damit der Verleger ſich bey dem Publikum beliebt mache ꝛc.“ als wodurch, nicht allein die angehenden Rechtsgelehrten leicht die l. 24. ff. de legg. notatam incivilitatem begehen können ut lege non tota perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicent et respondeant, ſondern auch das viele unnützige Zeug, das täglich gedruckt wird, noch vermehrt, der Aufwand auf die Bücher noch vervielfältigt, und die Gelehrten, wie die Barbaren gehalten werden, quibus aurum, si apud eos inventum fuerit, subtili ingenio auferendum l. 2. C. de Commerciis.

So halten wir dafür, daß dieſe Bogen, des Hrn. Verf. Ehre in alle Wege unbeſchadet, ungedruckt hätten bleiben können, und ihre Fortſetzung, ne malum serpat, wo möglich, durch gütliche Wege zu decliniren ſey.

498 Dieſes iſt unſer Urtheil und zugleich ein Muſter von der Schreibart und Methode des Herrn Verf. der übrigens ein ſehr wackerer und in ſeinem Amte geſchickter Mann ſeyn kann.

Ulm.

J. A. Erh. v. Cramer Wetzlariſche Nebenſtunden. 118. bis 123. Theil 1772.

Wenn ein Werk einmal bis auf den 123. Theil angewachſen iſt, ſo iſt wohl alles, was man in den gelehrten Zeitungen darüber ſagen kann, überflüßig. — Die Jurisprudenz ſteht itzt in dem Conſilien- und Reſponſen Seculo. Seit Einführung des Römiſchen Rechts hat ſie 4 Perioden gehabt. Die Periode der Gloſſatoren; die machten alles zu römiſchen Menſchen, an der Donau, dem Rhein und der Elbe, ſie zwangen alles in das Römiſche Maas hinein, und hauten, wie Perrithous, ab, was drüber hinaus hieng. Die andere Periode iſt die Periode der Kritiker: Die fragten gar nicht, wen ſie vor ſich hatten. Ihre Landsleute ennuirten ſie; ſie lebten alſo mit lauter Caien, und Titien und Meven, mit denen ſie ſich oft über alte Sachen, noch öfter aber über Worte und Sylben beſprachen. Nach dieſen kamen die Theoretico-Praktici. Dieſe waren menſchlicher, als die Gloſſatoren. Sie wollten freylich auch Deutſchland nach Rom modeliren,

aber sie schnitten und folterten nicht, sondern begnügten sich, so lang ab- und zuzugeben, bis sich die Dinge, so viel sich thun ließ, zusammen vertrugen. — Aber es ließ sich nicht thun; deßwegen werden nun Consilien als ein Surrogatum des Corpus Juris geschrieben!

Berlin.

Meine Vorsätze. Folgen meiner Überzeugung. 1772. 102 S.

Diese Blätter sind, wie wir aus der Vorrede lernen, im 501
buchstäblichen Verstande, Folgen eines andern Werkchens, das der Verfasser unter dem Titel: Meine Überzeugung, herausgegeben hat; das uns aber noch nicht in die Hände gekommen ist. Ich weiß, sagt der Verf. daß ich aus Liebe zu Gott gutes thun muß. Das soll also die Quelle aller meiner Handlungen, der Ton meines Lebens seyn; wenn ich mir dieses Satzes auch nicht immer klar bewust bin, so soll er doch immer tief in meiner Seele liegen. Ich kann aber Gott nicht lieben, wenn ich ihn nicht erkenne. Ich will mich also täglich üben, ihn zu erkennen und zu lieben. Dieses desto lebhafter zu bewirken, „habe ich gewisse Hinderniße in mir hinweg zu räumen. Man hat mir meinen Schöpfer und höchsten Wohlthäter von meiner Kindheit an vornemlich als meinen Herren, eingeprägt, dem ich die höchste Furcht und den höchsten Gehorsam schuldig sey." S. 25. Das ist gefährlich; „denn unvermerkt denkt man sich Gott als einen Herren, der allerley zu seinem Nutzen und zu seiner Ehre befiehlt, und über jede Übertretung seiner Befehle zornig auffährt." * S. 26. Nein, sagt der Verfasser, ich will Gott und Christum als Vater lieben; und deßwegen will ich seine Gebote thun: freylich, weil ich dadurch glücklich werde: aber ich will blos glücklich werden, weil Gott Wohlgefallen an meinem Glück hat. In Befolgung dieser Pflichten soll meine Hauptsorge meine Seele seyn; weil alles andere vergänglich ist; doch ohne das übrige zu vernachläßigen. Die Liebe des Nächsten soll mir heilig seyn. Ich will sie thätig bezeigen. „Ich will nie jemand wegen seiner Irrthümer hassen; Es wäre Unsinn, wenn ich ihn wegen des Mangels einer göttlichen Wohlthat hassen wollte, die ich habe oder zu haben glaube. Und nie will ich meine Erkenntniß für durch und 502
durch wichtig und richtig; oder denjenigen nicht für meinen Mitchristen halten, dessen Irthum den Glauben an Christum nicht aufhebt." ** S. 64. Doch auch diese Liebe ist nach den Gegenständen verschieden. Sie muß sich sonderlich äussern gegen Feinde, weil diese ausdrücklich geboten ist; gegen Familie, Obrigkeiten ꝛc. — Der Verf. setzt hier seiner Gattin ein Denkmahl, das beyden Ehre macht. — Endlich muß ich noch die nöthigen Hülfsmittel: lesen, meditiren, Gottesdienst, Gnadenmittel brauchen; und dann mich auf den Tod vorbereiten u. dgl. So lang ein Mensch dergleichen Sätze als seine Entschlüsse vorträgt; so lang er auf solche Grundsätze seine Religion und seinen Lebenslauf baut; so haben wir nichts dawider, wir verehren vielmehr den Mann, wir lieben ihn doppelt. Er ist ein Streiter, der alltägliche Kämpfe verachtet, und nur nach dem höchsten Preis ringen will. Nur wünschten wir nicht, daß man in Kirchen und Schulen, so vielen gemeinen und schwachen Seelen, lauter

ungemeine und starke Tugend predigen möge. — Wir sind übrigens auch mit des Verf. Vorstellung von dem Bewegungsgrund zur Tugend, aus Liebe zu Gott; nicht völlig einverstanden; und wir denken: wir lieben Gott, weil diese Liebe ein Theil, weil sie die Seele unsres Glücks ist; und nicht: Wir suchen unser Glück, weil wir Gott lieben. Mit allem dem verdienen diese Bogen gelesen zu werden; und wenn wir uns nicht betrügen, so hat der Verfasser des Tagebuchs, das neulich erschienen ist, auch an ihnen großen Antheil; wir ziehen sie demselben aber in tausend Rücksichten vor.

*. **. Wir haben diese beyde Stellen ausgezeichnet: Diese, weil sie die Idee enthält, in welcher wir gewisse Herrn bitten müssen, unsre Anzeigen zu betrachten; jene aber, weil sie mit dem Gedanken vollkommen übereinkommt, den wir bey der Recension der Struensseischen Bekehrungsgeschichte No. 72. dieser Anzeigen neulich anführten, da wir sagten: Tausende wären Feinde der Religion, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen
503 murrischen Tyrannen vorgemahlt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. Wir wurden zu dieser Beobachtung hier, dadurch veranlaßt, weil Struensee S. 138. der Bekehrungsgeschichte sich selbst darüber beklagt, daß man ihm in seiner Jugend das Haarpudern und Manschettentragen zur Sünde habe machen wollen. So sehr dieser von uns geäuserte Gedanke hier an seinem Platz war, so wahr er ist, so oft er schon gesagt worden, so hat er doch so übel aufgenommen werden wollen, daß, dem Vernehmen nach, gar dagegen gepredigt, und dem Recens. blos deßwegen, ich weiß nicht, was für schlimme Absichten gegen die Religion sollen schuld gegeben worden seyn, die sich nun der Verf. dieser Entschlüsse wohl auch aufbürden lassen muß! — Wir bitten doch ein vor allemal unsere Leser, keine Ketzereyen in unsrem Blatt zu suchen; so werden sie gewiß keine darinn finden! Denn Freymüthigkeit ist in unsrer Kirche, wo man von keiner Hierarchie und keinem Gewissenszwang weiß, keine Ketzerey, sondern von jeher der Vorzug des wahren Christen und des ehrlichen Manns gewesen. Und dann bitten wir noch eins: uns nicht ehe zu beurtheilen, bis man uns versteht.

Kopenhagen und Hamburg.

Bedenken, wie ferne ein Nachfolger in der Regierung pflichtig ist, die Schulden seines Vorwesers zu bezahlen, nebst Vorschlägen zu den Mitteln, durch welche die öffentliche Schulden am besten abgetragen werden können. 1772. 8. 8 Bog.

571 Daß die Gerechtigkeit im Profil ganz anders als en face aussieht; ist schon lang bekannt; wie man sie aber ansehn soll, das ist die Frage. Der Verf. sieht sie en profil, und behauptet, daß ein Regent nur seines Vorfahren mäßige — das ist, ohne große Mühe zu bezahlende Schulden, die

zu Abwendung des völligen Untergangs des Reichs gemacht worden sind, zu zahlen pflichtig sey. — Pflichtig? gegen wen? In foro conscientiae sagt er, und er hat recht, denn in foro humano sind die Rechte der Fürsten blos wie die Gesetze der Elasticität, Schwere, Bewegung ꝛc. zu beurtheilen. Je schwerer, schneller, elastischer, desto ꝛc. und je leichter, langsamer, schlaffer, desto u. dgl. 572
Also in foro conscientiae ist der Fürst nicht verbunden, seines Vorfahren Schulden, als in dem einen angezogenen Fall zu bezahlen; denn sein Vorfahre war nicht Eigenthumsherr des Landes, und ist nur in so weit dessen Repräsentant, als er es glücklich macht. Der Grundsatz ist nicht neu! so sind es auch nicht die Vorschläge. — Uns dünkt, man könnte uns mit dieser Frage und ihrer Erörterung verschonen. Ist die Rede vom Recht, so ist die Sache klar, und soll die Politik richten; so kann sie nie klar gemacht werden. Die Appellation an das Gericht Gottes, die der Verf. dem armen Gläubiger in dem Fall anräth, wenn der Fürst seinen Grundsatz übel anwendet, die wollen wir nicht beurtheilen, weil wir nicht recht wissen, ob sie aus der Jurisprudenz oder aus der Theologie zu erklären ist.

Zürch.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann. Dritter und letzter Band. 1773. 8. 342 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit 579
hungernde und dürstende, solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientaler bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reine Weiber, herabhängen. Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstöhrlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenapetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Erkänntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freylich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Theil S. 23. erklärte er sich schon, wie er sein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen, bestimme. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte, wenigstens ist mit allzugroßer Vorliebe für diese gesorgt, sie stehen überall vornen an, und Neuton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern

und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr L. macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweyten Bandes, eine Seele, die von Spekulation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meister, Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkänntnißlinien nur schwebend vordämmern; eine Seele, die in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verlohren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fus auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Leib versetzt, für die mikromegischen Gesichte, Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreyzehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unsrer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was uns der Verf. versprach, ausgegoßne Ahndungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und statt allem diesem finden wir Raisonnement und Perioden, zwar wohlgedacht und wohlgesprochen; aber was soll uns das!

Schon da wir vor dem ersten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchsahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geistes, sittlichen und politischen Kräften, in Briefe abgetheilt zu sehen. Was heist das anders, als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben zu haben, auf wissenschaftliche Claßifikationen, eine Menschenseele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe selbst durchschauen, und finden, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger, als wir vermutheten. Im dreyzehnten Brief „von Erhöhung der Geisteskräfte", logisch-metaphysische Zergliederungen der Geschäftigkeit unsers Geistes, durch Multiplikation, jenes Lebens würdig gemacht. Er schließt, wie in den vorhergehenden Briefen: Heben wir hier eins, so heben wir dort tausend; als wenn nicht eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend dieser Erde bestünde. Doch das geht durchs ganze Buch durch. Denn auch in diesem Briefe tritt Erkänntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das systematisirende Erfahrungsammeln. Hat er nie bedacht, was Christus den großen Hansen ans Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet wie diese Kindlein" und was Paulus spricht: „Das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkänntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben." Aber ach! im vier-

zehnten Brief führt er die Liebe erst auf den Schauplatz; und wie? über unsre *sittliche Kräfte*, nach Anlaß *theologischer Moral* mit einiger Wärme *homiletisirt* er, daß Phrase die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meist so einwickelt, daß alles zusammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht besser ists im *fünfzehnten* und *siebzehnten* Briefe. In jenem sind uns die *Knechtschaft* und *Herrschaft* anstößig gewesen, biblisch-bildlich mögen sie seyn, der Empfindung sind sie nichts, und die Analogie aus diesem Leben nicht gedacht. Haben hier fünfzig Läßige nöthig, durch Einen würksamen ermuntert zu seyn, muß es hier Menschen geben, die Mittelpunkt sind und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Trägheit wegfallen soll —! Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vordrängen *unsrer* Meynungen einlassen. In dem *siebzehnten* Brief von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels ist viel Wärme auch Güte des Herzens, doch zu wenig um unsre Seele mit Himmel zu füllen. Dem *sechzehnten* Brief von der Sprache des Himmels wollen wir sein Wohlgedachtes nicht abläugnen, doch quillt auch da nichts aus der Seele, es ist so alles in die Seele hereingedacht. Der *achtzehnte* und *neunzehnte* Brief von Vergebung der Sünden, und den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilsame Würkung haben, gewisse Menschen über diese Materien zu beruhigen. Wir sagen gerne von den übrigen nichts; über das einzelne haben wir nichts zu sagen, wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus der Hr. L. schreibt, vertraut, als daß wir ihn, von denen Seiten schikaniren sollten, von denen er sich schon so viel hat leiden müssen: Und aus unserm Gesichtspunkt haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten. Der grübelnde Theil der Christen 582
wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte Herr L. für den empfindenden Theil der Menschen zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte Alle mit fortgerissen. Allein als Denker denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt, als zwey Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspunkte variiren, Skrupels aus dem Wege räumen, und dazu bestimmte er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gesinnungen auch, trutz allem Widerspruch. Da dünkts uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme ans Gedicht zu gehen, und zu wagen, was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und

wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zu viel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf diesen Gedankenvorrath, wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall, und nur in andern sein ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unsrer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten: Dessen Herrlichkeit umleucht ihn, wenns möglich ist, durchglüh ihn, daß er einmal Seeligkeit fühle, und ahnde, was sey das Lallen der Propheten, wenn αρρητα ρηματα den Geist füllen!

Halberstadt.

Über das von dem Herrn Prof. Hausen entworfne Leben des H. G. R. Klotz. 1772. 8vo. 69. S.

670 Herr Jakobi und sein gutes Herz; das gute Herz und der Herr Jakobi; die ein großer Theil des Publikums mit uns von Herzen satt ist.

Konnte er nicht lieblicher Dichter seyn, ohne sich überall anliebeln zu wollen? nicht ehrlicher Mann, ohne diese ängstliche Protestationen? Was ist sie auch nur im geringsten
671 werth diese Bußfertigkeit, mit der er auf sein Recensentenleben zurück sieht? bekennt: er habe zwar unvermeidliche Sünden da begangen, pag. 46. wolle sie aber als Schwachheitssünden angesehn wissen, da ihm bekanntlich nicht die geringste Bosheit, nicht die mindeste Fähigkeit zu schaden von der Natur mitgetheilet worden. Und das versichert er einer Frau; da doch die treflichste des andern Geschlechts in Männerzwist weder zeugen noch richten kann.

Uns ist der Inhalt und die Art des Vortrags höchst widrig aufgefallen. Wir wünschten, Herr Jakobi unter seinen Zweigen akkompagnirte seine Vögel; wäre

Der edle, warme Menschenfreund
Der ächte, weise Tugendfreund
Auch des Lasters strenger Feind. pag. 7.

und ließe uns nur mit seinen Tugenden unbehelligt. Streitigkeiten sollt er andern überlassen, als Geistlicher, Poet und — hat er doppelt und dreyfach das Weiberrecht.

Nachrede
statt der versprochenen Vorrede.

689 Man hat bisher verschiedentlich Unzufriedenheit mit unsern Blättern bezeugt; Autoren sowohl als Kritiker, ja sogar das Publikum selbst, haben gewünscht, daß manches anders seyn möchte und könnte, dessen wir uns freylich gerne schuldig geben wollen, wenn uns nicht Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge genugsam entschuldigt.

Es ist wahr, es konnten einige Autoren sich über uns beklagen. Die billigste Kritik ist schon Ungerechtigkeit; jeder machts nach Vermögen und Kräften, und findet sein Publikum,

wie er einen Buchhändler gefunden hat. Wir hoffen, diese Herren werden damit sich trösten, und die Unbilligkeit verschmerzen, über die sie sich beschweren. Unsre Mitbrüder an der kritischen Innung, hatten ausser dem Handwerksneid, noch einige andere Ursachen, uns öffentlich anzuschreyen und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein Bißchen freyer als sie, und mit mehr Eifer. Die Gleichheit ist in allen Ständen der Grund der Ordnung und des Guten, und der Becker verdient Strafe, der Brezeln backt, wenn er nur Brodt aufstellen sollte, sie mögen übrigens wohl schmecken 690
wem sie wollen.

Könnten wir nur auch diesen Trost ganz mit in das neue Jahr nehmen, daß wir dem Publiko einigen Dienst erzeigt, wie es unser Wunsch gewesen, wir würden uns wegen des Übrigen eher zufrieden geben. Allein auch von diesem ist uns mannigfaltiger Tadel und Klage zu Ohren gekommen, am meisten über den Mangel so nothwendiger Deutlichkeit. Unsre Sprache, wir gestehens gerne, ist nicht die ausgebildetste, wir haben uns über den Unfleiß, unsre Empfindungen und Gedanken auseinander zu wickeln, uns noch mancher Nachläßigkeit im Styl schuldig gemacht, und das giebt manchen Recensionen ein so welsches Ansehn, daß es uns von Herzen leid ist, vielen Personen Gelegenheit zum Unmuth gegeben zu haben, die bey dreymaliger Durchlesung dennoch nicht klug daraus werden können.

Das gröste Übel aber, das daher entsprungen, sind die Mißverständnisse, denen unsre Gedanken dadurch unterworfen worden. Wir wissen uns rein von allen bösen Absichten. Doch hätten wir bedacht, daß über dunkle Stellen einer Schrift tausende nicht denken mögen noch können, für die also derjenige Lehrer und Führer ist, der Witz genug hat, dergleichen zu thun, als habe er sie verstanden; wir würden uns, so viel möglich, einer andern Schreibart befleißigt haben. Doch was lernt man in der Welt anders als durch Erfahrung.

Eben so aufmerksam waren wir auf den Vorwurf, der uns wegen Mangel wahrer Gelehrsamkeit gemacht worden. Was wir wahre Gelehrsamkeit nennen, bildeten wir uns niemals ein, zu besitzen, aber da ein geehrtes Publikum hierinne sonst sehr genügsam ist, merken wir nun wohl, daß es uns entweder an Geschicke mangelt mit wenigem uns das gehörige Ansehn zu geben, oder daß wir von dem, was sie gründlich nennen, einen nur unvollkommnen Begriff haben.

Allen diesen Beschwerden, so viel möglich, abzuhelfen, wird unser eifrigstes Bestreben seyn, welches um so vielmehr erleichtert wird, da mit Ende dieses Jahrs diejenigen Re- 691
censenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, ein Ende ihres kritischen Lebens machen wollen. Sie sagen, sie seyen vollkommen befriedigt, haben dieses Jahr mancherley

gelernt, und wünschen, daß ihre Bemühungen auch ihren Lesern nicht ganz ohne Nutzen seyn mögen. Sie haben dabey erfahren, was das sey, sich dem Publiko kommuniciren wollen, mißverstanden werden, und was dergleichen mehr ist; indessen hoffen sie doch, manchen sympathisirenden Leser gefunden zu haben, dessen gutem Andenken sie sich hiermit empfehlen.

Die Herausgeber.

Herder

Leipzig.

Brittisches Museum oder Beytrage zur angenehmen Lektüre, aus dem Englischen. 3ter Theil. Bey Schwikert. 8. 17 Bogen.

In diesem Bande finden sich 2 merkwürdige Aufsätze, der erste über den Charakter der Deutschen, den wir unsern Lesern als eine der angenehmsten und nützlichsten Lektüren empfehlen. Die Bemerkungen sind nicht auf der Studierstube, sondern von dem Beobachtungsgeiste eines reisenden Engländers entsprungen, der Musse und Ansehen genug gehabt, die Nation an Höfen so wohl als in den niedern Classen kennen zu lernen. Sie scheinen zwar nicht in den ganz neuern Zeiten gemacht, und hier und da verrathen sie auch gewisse Lüken in der Kenntnis unserer Litteratur; allein im Ganzen kann ein Deutscher, der wahre Vaterlandsliebe hat, sie alle unterschreiben. „Die Deutschen, sagt der Verf. sind eine Art von Sterblichen, die vor allen mit der Mässigung begabt ist, sich bey jedem nur erträglichen Religions und Staatssystem zu beruhigen, und die keinen Hang hat, öfters neue zu versuchen, und übel ärger zu machen. Eine Nation, deren Charakter so viel Studium verdient, als der von irgend einer andern, nicht so wohl wegen seines glänzenden Genies, sondern wegen der vielen Fähigkeiten, die in den wichtigern Angelegenheiten des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft nützlich und nöthig sind. Sie haben in der Epischen und Schäferpoesie Produkte vom ersten Range geliefert;“ und die nachdrückliche Stärke ihrer prosaischen Schriften wird allgemein erkannt! Von dem Felde der lyrischen Poesie, das mit einer der ersten Charakterzüge des deutschen Genies ist, weiß der Verf. nichts. In dem Drama glaubt er denn auch, daß wir wenig geleistet hätten. Wenn er es auf Nationalgemälde des komischen und tragischen Geistes der Nation einschränkt, so hat er vollkommen recht, ob wir gleich so viele dramatische Stücke haben, die aus allen Winden des griechischen, brittischen und französischen Himmels zusammengestöbert sind. Sogar unsre Romanschreiber haben es noch nicht wagen dürfen, ihre Scene in Deutschland aufzuschlagen. Die Gründlichkeit in der Litteratur gesteht er als einen Hauptzug den Deutschen zu, und sagt: „keine Nation giebt sich so viel Mühe, dasjenige, womit sie sich beschäftiget, durch und durch zu sehen, und sich lieber durch Fleiß eines glücklichen Erfolgs zu ver-

sichern, als sich durch Übereilung einem unglücklichen Ausgang auszusetzen.“ Er glaubt, und wir glauben es mit ihm, daß Deutschland das weiteste Feld in Europa für ein thätiges Genie sey, und daß insonderheit wegen des vielfachen Interesse so vieler Höfe, in diesem Lande der Könige und Fürsten, die Rechtsgelehrsamkeit eine Art des glücklichsten Berufs sey, den sich Genie und Thätigkeit wählen könne. Den Artikel von den Höfen der Grossen und dem Adel übergehen wir, denn hier kann unmöglich ein Engländer richtig urtheilen. Die Parallele der sächsischen und österreichischen Nation ist falsch, und scheint aus den Zeiten der Lady Montague hergenommen. An den Gelehrten tadelt der Verf. mit Recht die allzugroße Leichtigkeit jedem Berufe zu folgen, gar zu sehr auf den Meistbiethenden zu sehen, und wenig Liebe für ihr Land und ihren Fürsten zu bezeigen. Aber er gesteht uns hingegen eine Eigenschaft zu, die wir von ganzem Herzen wünschen allgemein zu sehen: Biegsamkeit im Äusseren, und Stetigkeit im Inneren. „Kein Land von Europa giebt uns so viel Beyspiele von Männern, die sich vermittelst ihrer Geduld einen Weg durch alle Schwierigkeiten bahnen, und die Gelegenheiten abwarten, zu rechter Zeit Gebrauch von ihren Fähigkeiten zu machen. Die Deutschen übertreffen alle Nationen in denjenigen Erfindungen des Verstandes, die durch Länge der Zeit und hartnäckigen Fleiß zur Vollkommenheit gebracht werden. Ihre Sprachkenntnis ist erstaunend. Keine geringere Figur machen sie in den Studien, worinne langes Nachsinnen einen forschenden Geist auf Entdeckungen leitet. In allen Zweigen der Physik und Mathematik ist ihr Verdienst unstreitig.“ Endlich hat er den größern Theil der Nation in den niedern Ständen zum Augenmerk, und hier findet er den Charakter in vier Kardinaltugenden eingeschlossen: Redlichkeit, Einfalt, Arbeitsamkeit, und Wirthschaftlichkeit; und rühmt besonders, unter allen Colonisten der Engländer, die Deutschen als die nützlichsten Glieder der Gesellschaft. Auf diese Abhandlung folgt eine 2te eben so wohlgeschriebene über den Charakter der Niederländer. 3) das Leben Richard Savage, eines nicht unberühmten dramatischen Dichters zu Popes Zeiten, dessen Geschichte durch die Grausamkeit einer unnatürlichen Mutter, und durch die Unbiegsamkeit seines eignen Charakters merkwürdig wird. 4) Ein Hymnus an die Najaden von Akenside. 5) die Gassenkehrer, eine 6 StadtEkloge von Jago, wo Mann und Frau gegen einander singen. Für ein feines Gefühl ist der Ton beleidigend, und die Betrachtungen so gemein, wie der Gassenkoth des Sängers. 6) der Landpriester, ein kurzes Gemälde dieses glücklichen und ehrwürdigen Standes, das aber keine ausgesuchte Züge enthält. 7) Lobrede auf das Bier. Dergleichen Werke der Einbildungskraft sind unerträglich,

weil sie mit kaltem Herzen, aber doch mit einem gewissen Schwung, der Begeisterung seyn soll, niedergeschrieben werden, und sie erinnern uns an die Zeiten der mahlerischen und epischen Poesie, die Herr Zachariä ehemals bey uns eingeführt hatte.

Frankfurt und Leipzig.

Fabeln und Erzählungen in Burcard Waldis Manier. 1771. 8. 13¼ Bogen.

Wir wundern uns, daß der Verfasser, da er, wie wir aus der Vorrede sehen, sein Original so gut studiert hat, Muth übrig behalten, in dieser Manier eine Sammlung Fabeln zu schreiben. Die geschwätzige Naivität des Burcard Waldis interessirt uns deswegen, weil sie ein treues Bild der Denkart und der Sitten unsrer Vorfahren bey uns bleibt, sie uns in allen kleinen Nebenzügen ausmahlt, und besonders bey Waldis aus dem Herzen kommt. Er war ein Pfaffe, trat zur protestantischen Kirche über, und fühlte sich nunmehr berufen die Schelmereyen der Pfaffen und Nonnen, von denen er zum Theil Augenzeuge gewesen war, aufzudecken. Auf seinen weitläuftigen Reisen, die er als Ordensmann that, sammlete er Stoff dazu. Denn von Riga biß Rom und Lißbon mag es wohl manchen Pfaffenschelmenstreich gegeben haben. Alle diese Städte hatte er besucht, wie uns der Verfasser dieser Fabeln aus Stellen und Anspielungen seiner Gedichte beweißt. Der Anzahl seiner Fabeln und Erzählungen nach, ist ihm kein Dichter überlegen, denn sie bestehen aus nicht weniger denn 400 Stücken. Herr v. Gemmingen glaubt, und der Recens. ist mit ihm längst davon überzeugt, daß Burc. Waldis verdiene, wegen seiner Laune und schlauen Drolligkeit, sehr oft dem la Fontaine an die Seite gesetzt zu werden. Sonderbar ist es, daß la Fontaine und Burchard Waldis sehr oft einerley Stoff bearbeiten. Herr von Gemmingen glaubt, la Fontaine hätte den Burcard Waldis gelesen, welches aber sehr unwahrscheinlich ist. Der Verfasser glaubt, diese Ähnlichkeit des Stoffs habe ihren Ursprung aus mündlichen Traditionen, die sich von einem Volke zum andern fortpflanzen. Wir sind der Meynung, daß Waldis sowohl als la Fontaine aus ältern italiänischen Novellen geschöpft haben, die zum Theil nicht mehr existiren, und zum Theil uns unbekannt sind. Zu unserm Verfasser.

Wenn wir aufrichtig seyn sollen, so müssen wir gestehen, daß der Verfasser sehr oft verführt worden, eine Tirade burlesker Verse bloß wegen ihres Kleides und Ganges für Burcard Waldis Manier zu halten, und dabey den drolligten Kerl und die Mine des Kerls zu vergessen, der in dem Kleide stecken soll. Oft wird auch die Sprache ein Mantel von Alten und Neuen Fetzen. Ist das S. 16. Burcard Waldis?

Sehr schmeichelnd ist es sicherlich,
Auf hoher Ehre Gipfel sich
Durch sein Verdienst erhöht zu sehen!
Doch wann man auf den gleichen Höhen
Unwürdge neben sich erblickt,
So pflegt der Rang, der uns entzückt,
Uns etwas minder zu bethören
Wie wir in dieser Fabel hören.

S. 20. spricht der Tod in sehr modernem Ton: Eil, sprach er, in der Freude Schoos. Diese Fabel erinnern wir uns im Englischen gelesen zu haben; allein hier ist sie lange nicht so gut erzählt. Dort wird der Leser alle Augenblicke mit auf die drey Zeichen oder Warnungen aufmerksam gemacht, und räth sie zum Voraus, ehe der Tod die Moral spricht: hier aber nicht. Gegen die Analogie der Thiere ist auch zuweilen ein wenig hart angestossen: der Wolf läßt sich von zwey Affen prügeln; der Stier fürchtet sich vor einem Feuer, das er in des Löwen Höle erblicket. Der Bauer ist ein gewaltiger Stoikus, der sich beym Feuer wärmet, das ihm sein Haus verzehrt. Einige Fabeln von Gellerten, die hier in anderm Kleide erscheinen, gefallen uns nicht. Was Gellert den Gelehrten gegen die Pflastertreter sagen läßt: Ich bin nie mehr allein, als in deiner Gesellschaft, das ist wahr. Aber warum legt der Verf. dieses dem Dichter gegen den Bauern in Mund? Ich glaube wir hätten mehr wahre Dichter, wenn sie mehr mit dem Landmann und seinen Kenntnissen vertraut wären. S. 100. der verurtheilte Soldat: Hier verurtheilt auch Gellerts Fabel den neuen Burcard Waldis durch ihre Vergleichung. Einige schmutzige Erzählungen hätten sollen wegbleiben. Auf der andern Seite müssen wir dem Dichter Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und mit Vergnügen gestehen, daß sich einige vortrefliche Fabeln in dieser Sammlung finden, die bis auf wenige Flecken, neben Lichtwehrs beste Stücke gestellt werden können. Dahin gehören S. 90. 80. S. 25. S. 37. S. 98. S. 75. S. 110. S. 71. S. 105. Erwägen Sie des Bären Schluß, Herr Autor, und Herr Critikus! wir erwägen ihn mit dem Herrn Autor, und bitten ihn ein gleiches zu thun. Die Fabel ist gut erzählt.

Halberstadt.

Sinngedichte von Wilhelm Heinsen. Bey Joh. Heinrich Groß. 1771. 8. 4 Bogen.

Es sind diese Sinngedichte Proben eines angehenden Dichters, der eben kein eigentliches Talent zum Epigramm verspricht, indessen aber doch eine reine Versifikation und Harmonie in seiner Gewalt hat. Es ist wahrscheinlich, daß er den Rath und die Critik des Herrn Canonikus Gleim genossen hat, der ein eben so strenger Richter als Meister des Wohlklangs ist. Kein einziger Einfall ist original oder

bedeutend. Die Art und Weise, wie sich der Verfasser an Herrn Wieland anzudrängen sucht, um in seiner Suite mit in das Thor des Ruhms einziehen zu können, gefällt dem Recens. nicht, und dem grossen Mann gefällt es gewiß noch weniger, wenn wir anders einer Erklärung in der Erfurter Zeitung vom vorigen Jahre glauben dürfen. Der Ausfall auf Gerstenbergen ist unanständig. Wer sagt Hrn. Willhelm Heinsen, daß den Verfasser des Ugolino, der Ariadne auf Naxos, des Lieds eines Skalden die Grazie verlassen habe, seit dem zwischen Herrn Wieland, Jacobi und ihm die vor unsre Musen allzeit unglückliche Mißhelligkeit entstanden?

Frankfurt und Leipzig.

Ohne Angabe des Verlegers ist hier herausgekommen: Ein andrer mit kleinen Academien sympathisirender Raisonneur, in einigen gegen das Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland gerichteten Briefen. 1772. 8. 5 Bogen.

Der Verfasser des Raisonnements über die protestantischen Universitäten in Deutschland konnte sich zum Voraus auf Widerspruch gefaßt machen, und wir leugnen nicht, daß er diesen in mancher Absicht verdiente. Er hat schon einen Gegenraisonneur gehabt, und hier tritt ein neuer vor die kleinen Universitäten sehr patriotischer Kämpfer auf, ein Mann, der auf Reisen gewesen, multorum mores vidit et urbes, und dabey so einseitig spricht, als wenn er nie aus der Sphäre einer kleinen Universität herausgesehen. Wir wollen ihn hören! „Auf kleinen Universitäten, sagt er, kann der Lehrer seine Zuhörer näher kennen lernen, welches auf großen unmöglich ist, er kann sich nach ihren Fähigkeiten richten: ihnen auch durch seinen Umgang dienen, und, was das beste ist, eine specielle Aufsicht nicht allein auf ihre Studien, sondern auch auf ihre Sitten haben.“ Mit Recht tadelt der Herr Verf. den Mangel der letztern an unsern deutschen Universitäten, wo der Jüngling sich völlig selbst überlassen, in einem Alter, in dem er sich noch nicht regieren kann, die wenigen Grane theoretischer Weisheit sehr oft mit dem Verderben seines Herzens und seiner Sitten bezahlt. Er selbst thut zu Verbeßrung dieses Hauptgebrechens einen Vorschlag, der aber, wie er glaubt, nur auf kleinen Universitäten auszuführen ist. „Die Eltern oder Vormünder sollen ihre Kinder und Mündel an einen Professor aus der Facultät, in die des Jünglings jedesmaliges Hauptstudium einschlägt, empfehlen, die Gelder an ihn zu beliebiger Ausspendung einsenden, und dann soll dieser Mentor seine Musensöhne wöchentlich etliche Stunden versammeln, und ohne den Lehrer zu spielen, durch gesellschaftliche Unterredungen sowohl ihren Geist als Herz bessern.“ Die Möglichkeit dieser Einrichtung beweißt er aus dem Beyspiel der englischen Academien, wo sie schon würklich existire. Aber unsre Universitäten müßten dann wohl mehr von der englischen Einrichtung

haben, wann dieser Plan auch bey uns würklich werden sollte. Wie nun, wenn der freiheitliebende Eleve seinem Hofmeister nicht folgen will? „Dann soll er es den Eltern berichten.“ Der ehrliche Professor! Er wird gewiß den Undank zum Lohn haben. Und wenn der beleidigte Sohn alle seine Beschuldigungen über ihn ausgeschüttet, so werden sich die lieben Eltern wundern, daß ein so gelehrter Mann, blos deswegen, weil ihr Sohn nicht alle Collegia bey ihm hören, oder auch von seinem Antipoden lernen wollen, so böse auf ihn werden können. Kleine Academien vereinigen also, nach unsers Verf. Ausspruch, das Gute der englischen Collegien und schottischen Universitäten, und vermeiden ihre Fehler, oder könnten es wenigstens, ohne daß es mehr Geld kostete. Bey ihnen kann man mit Recht sagen: medium tenuere beati. „Wird auch einer hier kein tiefgelehrter Mann, und lernt nicht hundert unnütze Sachen, so ist das öfters so viel besser vor den Staat!“ Allein gesetzt, es wandelte einen unglücklicher Weise die Lust an, es zu werden? Dann erlaubt ihm unser Verf. auf große Academien zu gehen, oder lieber sein Geld auf gelehrte Reisen zu verwenden. „Kleine Academien haben doch oft sehr gründliche und gelehrte Zöglinge aufzuweisen! Der Lehrer selbst hat auf ihnen den Vortheil, daß er sich nicht mit vielen Collegiis zu überhäufen braucht, und mehr vor sich studieren kann; und nimmt er nicht so viel Collegiengelder ein, so hat er auch weniger Ausgaben, weil man da wohlfeiler leben kann.“ Über den Punct einer großen öffentlichen Bibliothec ist unser Verf. bald fertig: „alsdenn steht auch der Lehrer nicht in Gefahr aus neun und neunzig Büchern das hundertste zu schmieren, und seine Schriften mit ganzen Wolken von Citationen zu überziehen: aber so vielmehr wird er selbst denken. Ausserdem hat der Professor auf großen Academien zu viele Abhaltungen mit der Concilienstube, Promotionen, Feyerlichkeiten, Facultätsarbeiten, und, was das schlimmste ist, jemehr Professores auf einer Universität sind, jemehr zanken sie sich. Auch verwirren sich auf großen Universitäten junge Leute durch die Verschiedenheit der Grundsätze so vieler Lehrer, und der Schwarm der Privatdocenten vermehrt dieses Unheil.“ Dann klagt er von ganzem Herzen über den kühnen Raisonneur, der kleine Universitäten sogar abgeschaft haben will, und wiederlegt ihn mit Macht. Wir überlassen es jedem unsrer Leser, sich über diesen Raisonneur ein neues Raisonnement zu denken, welches ihm nicht schwer halten wird. Uns ist bey alle dem der Argwohn eingekommen, ob alle diese kleinen Academien wohl, trotz aller Vortheile ihrer Kleinheit, nicht gerne groß werden möchten. Mit S. 53. fängt gleichsam ein neuer Theil dieses Werkchens an, und dieser hätte billig forne stehen sollen, weil der erste vermuthlich seinetwegen geschrieben ist. Ein von unserm Raisonneur zur Erkentnis gebrachter Vater fragt bey ihm an: auf welche

kleine Universität er denn seinen Sohn schicken solle? Der Verf. würde ihm, wenn er in Franken wohnte, Erlangen vorschlagen, aber da er in Westphalen wohnt, räth er ihm Rinteln. Darauf wird Rinteln sehr nachdrücklich, zwey Bogen durch, angepriesen, und sein Lob mit zwey lateinischen Briefen belegt. Wir haben nichts dagegen einzuwenden: aber, daß Abbts Andenken mit ärgerlicher Anecdotensucht geschändet werden soll, weil er, während seines Rintelischen Professorats, in Briefen an seine Berliner Freunde ein Wörtchen gegen Rinteln fallen lassen, das hat uns verdrossen! Diese Briefe sind wie gesagt, an Freunde und gewiß nicht in der Absicht geschrieben, um gedruckt zu werden, auch erst nach seinem Tod herausgekommen, und dafür will sich der Verf. mit allerley poßierlichen Histörchens an Abbts Character rächen — — Wahr oder unwahr, so ist es eine schlechte Ehrenrettung, und die Academie, der dieses dienen soll, hat, so viel wir wissen, keine von der Art nöthig. Übrigens herrscht in dieser kleinen Schrift an vielen Orten ein guter Ton, aber an noch mehrern beleidigt die affectirte Laune.

London.

L'an deux mille quatre cent quarante. Rêve s'il en fut jamais. 1771. 8. 1 Alphabet 7 Bogen mit der Vorrede.

Dieses Buch enthält eine Satyre auf das Zeitalter des Verfassers, und auf Frankreich, sein Vaterland, zugleich aber auch das Ideal der Moralität, wie er es vor sein Vaterland, und sein Zeitalter wünschte. Der Einfall, zu träumen, daß er im Jahr 2440. in Paris sey, hat ihm Stoff zu beyden Entzwecken an die Hand gegeben. Er sieht alsdann alles, wie er es wünscht, und erzählt seinen Mitbürgern, als ein Mann von 700 Jahren, allerley glaubwürdige Dinge, die zu seiner Zeit Mode waren. Wenn er seinem Zeitalter den Text liest, so hört man ihm nicht so ruhig zu; denn es ist oft bittre und harte Deklamation, und fast sollten uns die gehäuften Pointen des Chev. D' Eon in seinem Espion Chinois lieber seyn. Auch die Gegenstände sind zu gemein und verbraucht. Die Klagen gegen den Koth zu Paris, gegen die Wagen der Reichen, die den Fußgängern so beschwerlich sind, gegen enge und krummgeführte Straßen, gegen Bicetre, gegen die Unanständigkeiten, bey Hinrichtung eines Mitbürgers, passen nicht sowohl auf Paris, als auf jede große Stadt. Sie sind uns, gegen die mit Patriotismus und Erhabenheit der Seele gesagten Stellen, wenn er von Erhöhung der menschlichen Natur spricht, wie die Avenuen einer Hauptstadt, wo man unter Ruinen und dunklen Gewölben eines Gothischen Thors zur Aussicht der herrlichsten Paläste geleitet wird. Seine Nachricht, wie man die Menschen im Jahr 2440. begräbt, hat uns nicht übel gefallen. Auf einem gemeinen Leichenwagen, den der Pomp der Freunde, als Sinnbild der Auferstehung, umgiebt, führt man in

gleicher Gesellschaft Grafen, Bauren und Herzoge zu ihrer
17 mütterlichen Erde. Die ganze Nation ist eine Nation
Autoren. Nur erschrecken unsre Leser nicht zu geschwinde!
Jeder Bürger des Staates ist verbunden, ein Tagebuch zu
halten, wo er in den besten und glücklichsten Augenblicken
5 seines Lebens seine Gedanken und Empfindungen nieder-
schreibt. Dieses Buch wird bey seinem Tod eröffnet, als sein
Testament, das er seinem Vaterland hinterläßt, die besten
Gedanken werden abgesondert, und dem gemeinen Schatze
der Kenntnisse der Nation anvertraut. Auch der Medicus,
10 in dessen Hand er gestorben, wird öffentlich genennt. Die
Schriftsteller, welche gegen die Ruhe des Staats, gegen die
Sitten schreiben, tragen eine Maske, und werden auf öffent-
liche Kosten, von den weisesten des Volks, wegen ihrer Irr-
thümer belehrt. Statt der bey uns gebräuchlichen Glaubens-
15 bekenntnisse der Jugend, wird im Jahr 2440. der Jüngling
bey einer schönen Nacht zur Anschauung der Himmelskörper
geführt, und wann er die Wunder der Schöpfung durchs See-
rohr betrachtet, wird ihm durchs Mikroskop der andre Theil
der Welt in dem unendlich kleinen aufgeschlossen. Uns sollte
20 es leid thun, wann im Jahr 2440. der Mensch noch Tele-
skope und Mikroskope nöthig haben sollte, um den Schöpfer
zu lieben und zu bewundern, und wann er die Natur, die
vor ihm liegt, mit eignen Augen nicht wohlfeiler,
besser, und mehr sehen lernte! In der Bibliothek des
25 Königs würden wir uns mit dem Verfasser besser gefallen,
als im Jahr 1772. wenn sie statt 4 großer Säle nur aus
einem mässigen Kabinet bestünde. Die Urtheile der Nachwelt
über Corneille, Racine, Bossuet und Fenelon
unterschreiben wir, und freuen uns, daß sie wie unser Zeit-
30 alter denkt, das eben auch gar zu oft empfindet, que Voltaire
fait du Genie avec de l'Esprit. Der Nahme Heinrich des IV.
mag dann die versificirte Historie der Ligue erhalten, wir
wissen nicht was die Nachwelt damit anfangen soll. Wir
halten den Zadig für ein Werk aus weit dauerhafterem
35 Stoffe gebaut. In der Note S. 221. folgen wir nicht ganz
dem Verf. in seinem Enthusiasme für den Vater Young,
der alle Moralität auf die einzige Betrachtung des Todtes
18 und der Ewigkeit gründete. Er sagt, „wenn ich mich ganz
sterblich glaubte, so würde ich von dieser Stunde an mir
meinen Gott bilden, alles auf ihn, das ist auf meine eigne
Person, beziehen: ich würde das thun, was man Tugend
5 nennt, wenn ich für mein Vergnügen dabey gewönne; und
auch das Laster würde ich auf gleiche Bedingungen begehen.
Ich würde heute etwas stehlen, um es einem Freunde oder
einer Geliebten zu geben; und wenn ich morgen mit ihnen
zerfiele, so würde ich sie wieder für meine eigne Rechnung
10 bestehlen: Und in allen diesem handelte ich nach Grund-
sätzen; denn ich thäte alles, was meinem Gott
gefällig wäre." Wir glauben, dieser Schluß ist ein

wenig zu übereilt, und der Verfasser würde, wenn er auch keine Ewigkeit glaubte, doch bald empfinden, daß eben der Gott, der uns eine Ewigkeit zu glauben anbefiehlt und lehrt, die Dinge dieser Welt mit solcher Weisheit eingerichtet hat, daß auch der geringste Schritt der Ungerechtigkeit nicht unbestraft bleibt — — Daß ich keinen Wink der Liebe und Zuneigung meinem Nebengeschöpf entziehen darf, ohne dafür zu leiden, und daß Achtsamkeit auf das, was uns umgiebt, Gefühl und Thätigkeit eben so mächtige Triebfedern der Tugend sind, als Betrachtungen über Todtenköpfe und Leichensteine. Bey den Urtheilen der Nachwelt haben wir bedauert, daß der Verfasser mitten unter dem feyerlichen Gesicht des Minos der ganzen Nation, höhnische Blicke auf Mr. de la Harpe wirft. Wir glauben nicht mit ihm an die Kälte dieses Schriftstellers, wir halten ihn vielmehr für einen der weisesten Geister Frankreichs.

Dieses wird genug seyn, um unsere Leser einigermaßen mit diesem Buche bekannt zu machen. Es verdient mehr Achtung, als die gemeine Deklamation gegen die heutigen Sitten der großen Welt. Es ist an vielen Orten mit ungemeiner Wärme geschrieben, und zur Probe empfehlen wir besonders das Capitel, über das Frauenzimmer. Wir freuen uns, daß uns in der kleinen Reise, die wir in der weiblichen Welt gethan haben, viele von den Originalstücken bekannt worden sind, die der Verf. als Ideale des 2440. Jahres skizziert, und daß wir mit John Buncle ausrufen können: Diese Gallerie der Schöpfung übertrift alle Gallerien von Italien an Schönheit Titians und Raphaels! Die Leichenrede auf den Landmann empfehlen wir unsern Lesern eben auch als ein Stück, das der Menschheit Ehre macht.

Düsseldorf.

Von der Liebe gegen Gott. Eine Predigt von dem Herrn Canonicus Jacobi. 1771. 8. 2 Bogen.

Eine Predigt, die dem denkenden Leser, um verschiedener seiner und richtiger Gedanken und Bemerkungen willen, und dem empfindungsvollen, wegen der simplen, sanften und rührenden Sprache, die ein Abdruck des zarten, menschenholden, rechtschaffnen Herzens des Hrn. C. J. ist, Vergnügen machen wird. Wir wünschen, sie insbesondere in den Händen aller Eltern und Lehrer der Jugend zu sehen. Glücklich wenn sie die darin enthaltenen Vorschriften, wie Empfindungen von Gott und von der Tugend in dem weichen Herzen der Jugend zu erregen und zu erhalten sind, in sorgfältige Ausübung bringen! — — Wann werden wir doch einmal viele solcher Predigten bekommen, als gegenwärtige! — — Wann wird man doch einmal allen Dogmatischscholastischen Wust, allen Exegetischen Flitterstaat, alle Kunstsprache,

allen Oratoriſchen Prunk ꝛc. aus den Predigten hinauswerfen, und blos geſunde, vernünftige, allgemein faßliche und allgemein nützliche Gedanken, in einem ſolchen ungekünſtelten, einnehmenden und liebreichen Ton vorbringen! Solche Vorträge, wie der gegenwärtige und die beyden erſten des Verf. ſtiften mehr Gutes, als die meiſten Sammlungen von Predigten unſrer, und ausländiſcher, ſo genannten, großen Prediger. Wir bitten den Herrn J. daß er uns von Zeit zu Zeit mehr dergleichen Stücke liefern möge.

Paris.

Des Talens dans leurs rapports avec la societé et le bonheur; piece qui a remporté le prix de l'academie françoise, en 1771. par. Mr. de la Harpe, 8.

27 Es ſind eigentlich nur die ſchönen Künſte und nicht die nützlichen. Es ſollte heißen: Lob der ſchönen Künſte. Man hat in Paris den Verfaſſer häufig über ſeinen Titel ſchicanirt, und ihm daher den Vorwurf gemacht, daß er ſeiner Materie nicht genug gethan habe. Indeſſen hat dieſes Gedicht vortrefliche Stellen, obgleich das Ganze weit unter der Proſa des Eloge de Fenelon iſt. Beſonders hat uns gefallen, daß ſich der Autor der engen Feſſeln der franzöſiſchen Verſification zu entledigen gewußt, und ſehr oft bloß fürs Ohr und nicht fürs Auge gereimt hat. Eine Stelle über Voltaire wollen wir unſern Leſern ausziehen, nicht ſowol weil wir den Ausdruck für Poeſie halten, ſondern auch das Faktum als ein ſeltnes Stück poetiſcher Fiktion betrachten. Denn die Thränen der Empfindſamkeit bey den Verdienſten eines Rivals haben die Augen des alten Dichters von Ferner wohl nie beſucht.

28 J'ai vu (puissent mes vers au Siècle à venir
D'un Exemple si beau tracer le souvenir!)
J'ai vu le Chantre heureux, que Melpomene inspire
Qu'ont immortalisé les larmes de Zaïre,
Au seul nom de Racine attendri, transporté,
De son rare Genie adorer la beauté,
L'adorer en pleurant, peindre avec Complaisance
Sa facile Richesse, et sa douce élégance
Lui-même en répéter les vers les plus touchans,
Et des tons du Poëte animer ses accens.

Gegen die Überſetzer.

Voyages and Travels through the Russian Empire, Tartary and Part of the Kingdom of Persia. By John Cook, M. D. at Hamilton, 8. 2 Vol. 12 S. Edinburgh 1770.

Ein elendes Buch von einem unwiſſenden Medicus und kurzſichtigen Beobachter. Hierzu kommt noch die vollkommenſte Unwiſſenheit in der Landesſprache, und dieſe erzeugt, wie bey ſeinem Mitbruder, dem lieben Herrn Abbé Chappe de la Haute Roche, die lächerlichſte Nachricht. Doch muß man nicht läugnen, daß ihm der Anblick des Lokals einige ge-

gründete Critiken gegen die Wahrheitsliebe des Hanway an die Hand gegeben hat, der aber dagegen im Gentl. Magaz. wiewol mit schlechten Gründen, ist vertheidigt worden.

A Poetical Essay on the Existence of God Part. I. by the Rev. W. H. Roberts of Eton, late Fellow of Kings College. Cambridge, 4. 1. S. Wilkie 1771.

Eine Enumeration der gemeinen Beweise für die Existenz Gottes in blanken Versen geschrieben, aber leider so trocken, wie eine versificirte Ontologie. Zwey Theile verspricht der Verf. noch; einen über die Eigenschaften, und den andern, über die Vorsehung Gottes.

Nordhausen.

Bey J. G. Groß. Heilige Reden von Christoph Friedrich Sangerhausen. 1772. 8. 141. S.

Es sind sechs. I. Von dem wahren Werth des menschlichen Lebens, über Ps. 90, 10. S. 1, II. Wider den Selbstbetrug der Christen, über Jac. 1, 22. S. 23. III. Die Pflicht der Christen dem Erlöser in seinen Leiden gleich zu werden, über 1 Petri 2, 21 — — — 25. S. 45. IV. Von den Entschuldigungen bey dem großen Weltgericht, über Matth. 7, 15 — — — 23. S. 73. V. Von der großen Verantwortung derjenigen, welche Aergerniß geben, über Matth. 18, 1 — — — 11. S. 97. VI. Eine Empfehlung der Menschenliebe, S. 123. Wir können nicht sagen, daß diese Predigten unter die schlechten gehören. Es sind Stellen darin, welche von Menschenkenntniß zeugen. Der Verf. mischt wenig Dogmatik in seine Vorträge. Es fehlt nicht an guten und richtigen Gedanken. Sie sind nicht durch (hin und wieder noch gewöhnliche) strenge, verdammende, Urtheile über andre Religionspartheyen verunstaltet. Wir haben auch zum Theil einen simpeln, edeln und reinen Ausdruck mit Vergnügen bemerkt. Aber wir würden uns gleich anfangs des übertretnen Gesetzes der Unpartheylichkeit schuldig machen, wenn wir nicht auch dagegen anzeigten, was für Flecken wir entdeckt, von denen wir die gegenwärtige Sammlung gereinigt zu sehen wünschen. Wir glauben, darin manche unbestimmte und unrichtige Gedanken, wodurch er sich bey denkenden Lesern schaden mag, dabey biblisch-ascetische Floskeln, hin und wieder einen gezwungenen und allzu gezierten Ausdruck, also Fehler gegen die Simplicität und Deutlichkeit — — und doch zuweilen auch Nachläßigkeiten wahrgenommen zu haben. Einige Beyspiele werden es erläutern.

Unbestimmte und unrichtige Gedanken. S. 17. heißt es: „Der menschliche Geist könne in dieser Welt bey seinen Bemühungen nicht weise, bey seinem Eifer nicht heilig, im Besitz seiner Güter nicht glücklich, und im Genuß seiner Vergnügungen nicht ruhig werden.“ Gott, der Urheber der

menschlichen Natur, wird wohl den Menschen sittliche Vorschriften ertheilet haben, weil er die Möglichkeit, sie zu befolgen, gesehen. — — Ferner, sollte es wohl immer an Menschen gefehlet haben, die bey ihren Bemühungen auch wirklich weise, bey ihrem Eifer auch wirklich heilig, im Besitz ihrer Güter glücklich, und im Genuß ihrer Vergnügungen auch wirklich ruhig geworden? Und was will Herr S. antworten, wenn man ihm, in Absicht auf die Bemühungen des menschlichen Geistes nach Weisheit und Heiligkeit, die Stelle Matth. 5, 6. unter andern vorlegt? — — S. 20. ist eine sonderbare Stelle, die wir aber um ihrer Länge willen nicht hieher setzen können; wir erinnern nur, daß uns die Eitelkeit zweymal sehr am unrechten Ort zu seyn dünkt, und daß wir die Antworten nicht blos von jenseits des Grabes her geholt, überhaupt anders geantwortet hätten. S. 29. heißt es: „Nur selten erzeugt die Natur Ungeheuer.“ Niemals giebt es deren. Der böse Mensch ist es nicht ganz, er ist immer in seinen Handlungen gemischt. Noch weniger treten sie, als solche, in die Welt. S. 30. sagt er: „so bald die Natur ihre unächten Mißgeburten in das Kleid der Religion versteckt, und für Kinder derselben uns aufdringen will, dann ist es Zeit ihr den Schleier zu entreissen, und ihre Tugenden für Tugenden anzusehen, durch welche man den Himmel verlieren, und die Hölle verdienen kann.“ Wie unbestimmt und schief? Welcher Galimathias? — — Was ist das für eine Natur? Hier, nach dem Zusammenhang, die böse, warum redet er nicht bestimmter und deutlicher? S. 118. nimmt er das Wort Natur wieder im bösen Verstand, wo er es der Religion entgegensetzt. Warum drückt er sich nicht eigentlicher aus, verderbte Denkens- oder Sinnesart, verkehrte Natur? S. 32. hat er etwas ähnliches, „unsre Eigenliebe, diese unglückliche Mitgabe, mit welcher die Natur alle ihre Kinder aussteuert.“ Gott, der die Menschen gut und glücklich haben will, schickt sie wohl nicht mit wirklich bösen Anlagen und Eigenschaften in die Welt, oder mit Hrn. S. gezierter zu reden, steuert sie nicht mit unglücklichen Mitgaben aus. — — Wir könnten Hrn. S. auffordern, durch eine Schriftstelle seinen Satz zu beweisen. S. 37. „der Mörder erkennt seine Missethat am Creuze, und erhält ein Paradies.“ Dieses so geradehin gesetzt, ist wenigstens anstößig und leicht zu mißbrauchen. Aber es ist wohl auch noch ungegründet. Der Mörder mag ein ganz guter rechtschaffner Mann gewesen, zu seinem Schritt aber entweder durch unangenehme Situationen im Äusserlichen gezwungen, oder durch eine heftige Leidenschaft überrascht und dahingerissen worden seyn. In beyden Fällen, er mag auch lang oder kurz eingekerkert gewesen seyn, ward seine Besserung, oder Bekehrung, wie man

es nennen will, durch seine vorherige gute Denkungsart ungemein erleichtert. War er aber vorher nicht der ehrliche Mann, so kann ja während seiner Gefangenschaft, die vielleicht lang gewesen seyn mag, das Werk seiner Besserung zu Stand gebracht worden seyn. Hr. S. hätte sich, um allen Mißdeutungen vorzubeugen, etwas weiter und behutsamer ausdrücken, oder lieber diese Stelle weglassen sollen. Und was soll auf eben der 37. S. göttliches Blut seyn, das auch S. 90. wieder vorkommt? Nonsense. Mit Apostelgesch. 20, 28. wird er diesen Ausdruck doch wohl nicht rechtfertigen wollen. S. 82. scheint Hr. S. doch den Juden eben kein vortheilhaftes Schicksal künftig zu bestimmen. Nur von einem Umstand zu reden: Blos ein sehr kleiner Theil der damals lebenden Juden hat den Schritt begangen, Jesum zum Tod zu verurtheilen, und dazu mögen ihre von Jugend auf eingesogene, und mit ihrem Wesen beynahe dicht verwebte Vorurtheile, den Messias betreffend, auch nicht wenig beygetragen haben. Was geht das die nachher, und die jetzt lebende Juden an? Will man nicht bedenken, der Sohn soll nicht tragen die Missethat seines Vaters? Vielleicht zeigt sich bald eine Gelegenheit, über diese Materie mehr zu sagen. S. 87. spricht er von Herrschaft des Satans, der wir durch die Taufe entsagten, und welcher böse Menschen entrissen werden müßten. Woher weiß es Hr. S. daß die Kinder vor der Taufe unter der Herrschaft des Satans stehen? Woher, daß das Böse sich durch den Satan in die Welt eingeschlichen? Woher, daß die böse Handlungen der Menschen vom Einfluß desselben mit herrühren? Woher, daß böse Menschen unter der Bothmäßigkeit des Satans stehen, wie er sich S. 87. äussert? Weiß er nicht, daß man das Böse bey den Menschen aus ganz andern Quellen herleiten könne, auch alle Schriftstellen, worin man gewöhnlich den Satan und seinen Einfluß findet, ganz bequem und ohne Zwang anders auslegen könne, welches uns freylich von Anfang gezwungen und hart scheinen mag, da uns die Vorstellungen vom Satan, seinen Einflüssen und Wirkungen, mit der Muttermilch beynahe eingeflößt, und durch den nachfolgenden Unterricht noch mehr eingeprägt werden? Warum mag doch Hr. S. so unbiblisches, dem gesunden Menschenverstand anstößiges, und der Sittlichkeit nachtheiliges Zeug auskramen, von Herrschaft des Satans? Solche der Freyheit und Zurechnung, der Moralität und Tugend, worauf endlich doch alles hinauskömmt, so verderbliche Sätze figurieren in heiligen Reden sehr schlecht. Hierher kann man auch noch rechnen, was S. 113. 114. steht, „daß die Aufsicht der menschlichen Seelen den Engeln anvertraut ist," und was S. 115. vom jetzigen Zeitalter gesagt ist, daß „der Unglaube die unglücklichen Gränzen seiner Herrschaft nie mehr erweitert, und das Laster nie mehr Verehrer um seine Altäre versammelt habe,

als jetzo," wie er ſich gar zu zierlich und gekünſtelt ausdrückt. Warum man doch mit dem Zeitalter, worin man lebt, ſo unzufrieden ſeyn mag! — — Wir ſollten denken, verſchiedne Zeitpunkte im Griechiſchen und Römiſchen Staat, ſeyn fruchtbarer an Unglauben und Laſtern geweſen, als der gegenwärtige. Hiemit genug, ob wir gleich noch mehr unter dieſe Rubrike bringen könnten.

Bibliſch aſcetiſche Floskeln. S. 27. „ewiger Tod. S. 31. Kinder der Welt. S. 82. Licht der Gnade von ſeinem Leuchter geſtoßen. S. 87. Herrſchaft des Satans." Warum nicht eigentlicher und faßlicher dafür: Herrſchaft unrichtiger Begierden, heftiger Leidenſchaften, oder kurz: Herrſchaft des Böſen, herrſchendes Böſe? Warum doch manche neuere Predigten und Erbauungsſchriften noch immer von bibliſchen Redensarten wimmeln? Was ſucht man dabey? Sind ſie etwa faßlicher und nachdrücklicher? Keines von beyden. Jeſus, und ſeine Apoſtel richteten ſich in ihren Vorträgen und Sendſchreiben nach dem damals üblichen, ihren damaligen Zuhörern und Leſern verſtändlichen Sprachgebrauch. Warum ahmen wir dieſes ihr weiſes Betragen nicht nach? u. dergl. w.

Gezwungener und allzu gezierter Ausdruck. S. 5. heißt es, das menſchliche Leben ſey in mancher Augen „ein unglückliches Land, in dem der Abkömmling des Himmels, der Geiſt, verbannt aus ſeinem Vaterland, von ungeſunden Nebeln krank, in den Ketten der Leidenſchaften ſeufzen, mit ſeinen Fähigkeiten verſchmachten muß: ein unglückliches Land, in dem man den Wind, welcher uns in ein beſſeres überſchiffen ſoll, nicht geduldig genug erwarten, und nicht geſchwind genug annehmen kann." Schiffet der Wind einen über? S. 8. „Laßt uns die Zeit abrechnen, welche wir nicht einmal leben, und die der Schöpfer ſelbſt von dem ausgeliehenen Kapital unſrer Jahre abrechnen wird. S. 34. Wir übertäuben durch die lauten Stimmen unſrer Leidenſchaften dieſen Richter (das Gewiſſen) welcher ſein Amt nur alsdann verwaltet, wenn der Tumult um ſeinen Richterſtuhl aufhört, und die Partheyen ſchweigen. S. 119. Die Religion hatte einen neuen Thron beſtiegen, ihre Unterthanen beſtanden aus zwey ganz verſchiedenen Völkern ꝛc." Hierher können wir wohl auch die bereits oben angeführte beyde Stellen S. 30. 32. rechnen.

Nachläſſigkeiten. S. 114. „ſo oft ich den Tag des Gerichts meinen Gedanken gegenwärtig mache." Wer redet ſo? Eben ſo wenig gefällt uns in der ſonſt nicht zu verachtenden VI. Rede S. 126. Das Leben Jeſu war ein großes Regiſter von Wohlthaten.

Noch etwas aus der erſten Pr. vom wahren Werth des menſchlichen Lebens, ein Stück des Schluſſes. „Ich will ſchon itzt im Himmel leben, und auf

der Erde nur noch wohnen. Mein Geist soll sich über die Welt erheben, und wie von einem gesunden Berge, die unter demselben aufsteigenden ungesunden Nebel sehen und vergessen. Ich will mich mit meinen Gedanken in die Gesellschaft der Engel und Verklärten begeben, mich in ihre Gespräche und Jubel mischen — — und schon itzt im Himmel leben, und auf der Erde nur noch wohnen." Wir wünschen, daß Hr. S. Geist noch auf Erden leben und wohnen bleibe, bis es dem Herrn der Natur gefällt, ihn wirklich daraus in einen andern Zustand zu versetzen; daß sein Geist, anstatt sich in die Gesellschaft der Engel und Verklärten zu begeben, noch seine Brüder, die Menschen, würdigen möge, unter ihnen sich aufzuhalten; daß er seine Augen dazu gebrauchen möge, die Menschen besser kennen zu lernen, das Herz, die mancherley Neigungen, Falten und geheimen Gänge desselben, die Vorurtheile aller Art, die in den innersten Gegenden desselben nisten, und der wohlthätigen Wahrheit den Eingang verwehren, auszuspähen. Das wird eine in aller Absicht weisere und nützlichere Beschäftigung für ihn seyn, als jene. Überhaupt ist diese erste Predigt theils zu einseitig, theils zu voll transcendentaler Moral. Wenn werden doch alle unsre Sittenlehrer und Prediger einmal die Moral einstimmig aus dem Himmel herab auf die Erde unter die Menschen führen! Hr. S. besitzt Anlage, ein würdiger Prediger zu werden, aber es gehört noch Bearbeitung derselben dazu, noch mehr Kenntnis des menschlichen Herzens, noch Studium der Schrift mit Zuziehung gesunder Ausleger Z. B. eines Grotius, Clarke, Taylor, Semler; noch Studium einer vernünftigen Moral nach alten und neuen Autoren. Dann mag er die Lobsprüche verdienen, die ihm öffentlich vor einiger Zeit ganz verschwenderisch sind ertheilt worden.

Gegen die Übersetzer.

The village oppressed, a Poem dedicated to Dr. Goldsmith, 4. 1. S. Robson 1771.

Nicht allein bey uns, sondern auch in England ist die Nachahmerheerde zahlreich und lästig. Es ist dieses eine schwache Nachahmung des Village deserted von Dct. Goldsmith, und ihm zugeeignet. Das Elend des unterdrückten Dorfs hat der Verf. selbst nicht im Traum gesehen, und die Klagen sind unpoetisch und erzwungen.

The brother. By a Lady 12. 2 Vol. 5 S.

Wir wünschen daß dieser Bruder der einzige Sohn seines Vaters bleiben möge — — denn das Werk ist unter der Critik.

Belle Grove, or the fatal Seduction 12. 2 Vol. 5 S.

Vermuthlich von eben derselben Verfasserin.

The history of Mr. Cecil and Miss Grey. In a series of Lettres, 12. 2 Vol. 5 S.

Sehr keusch und züchtig, aber sehr platt.

The Nun; or the Adventures of the Marchioness of Beauville 12. 2 S. 6 d.

Garſtige und boshafte Nonnengeſchichten.

Poetical Essays chiefly of a moral Nature, written at different Periods of Time by a joung Man. 8. 1 S. 6. d. 1770.

Ein junger Menſch der gute Abſichten hat, ſeiner Mutter die Sachen dedicirt, gerne nützlich ſeyn will, aber als Poet es niemals ſeyn wird.

Leipzig.

Almanach der deutſchen Muſen, auf das Jahr 1772. 8. 324. S.

Es unterſcheidet ſich dieſer Almanach von den vorigen darin, zu ſeinem Vortheil, daß weniger Anecdotenſucht, weniger Unbeſcheidenheit gegen unſre beſten Schriftſteller darin herrſcht; allein dagegen iſt auch die Sammlung der Gedichte ärmer und leichter an innerem Gewichte, und die Notiz poetiſcher Neuigkeiten mit gewöhnlicher Flüchtigkeit geſchrieben. Die Vorrede an Herrn Kretſchmann enthält Klagen gegen den Wansbecker Boten, gegen den Deutſchen, und gegen den ganzen Trupp der Recenſenten. Der Verf. will ſeine Notiz aus dem Geſichtspunkt betrachtet haben, „daß ſie nichts, als den Summariſchen Rechnungsauszug von den Schätzen des deutſchen Genies und Geſchmacks enthalte.“ Wir ſind damit zufrieden, und wünſchen alſo, künftig nur von ihm die Anzeigen der Titel, mit zwey Worten Bemerkung. Wir wollen die Recenſenten der Notiz hier nicht widerlegen. Nur einige Anmerkungen werden uns unſere Leſer erlauben. Wir finden das Parterre des Hrn. Dr. und Prof. Schmid in Gießen mit ungemeinem Glimpf und mit feinen Wendungen der Freundſchaft getadelt. Wir wiſſen noch immer nicht, wie Hr. Dr. Walchs Religionsgeſchichte hierher kömmt. Bey den Briefen von den Hrn. Gleim und Spalding hätte der Verf. ſagen ſollen, was ſich würklich zur Vertheidigung des Hrn. Gleims ſagen läßt; daß hier abermal die Zudringlichkeit eines unbedeutenden Menſchen durch die, ohne ſein Vorwiſſen, geſchehene Bekanntmachung dieſer Briefe die Ruhe und das edle Herz eines verehrungswürdigen Manns tödlich verwundet hat. Wunderbare Complimente gegen die elenden Produktionen des Herrn Staatsraths v. Gebler finden wir in den Anzeigen der Wieneriſchen Schaubühne, ſo wie die Verbeugung gegen den Hrn. v. Haller, da er mit ſeinem Uſong vor dem Verfaſſer vorüber gieng, klug, aber zu tief iſt. Unter den Gedichten zeichnen ſich beſonders die Stücke von Rammler, Denis, Maſtalier, Michaelis aus. Tellheims Juſt, v. Löwen hat uns nicht gefallen wollen. Die Selbſtverläugnung ſcheint uns eine ſehr verunglückte Empfindung. Stellens Vergötterung iſt ein Gemälde ſo voll Gold und Silber, daß wir, um es zu ſchätzen, uns an die erſte Zeit der Wiederherſtellung der Künſte in Italien,

wo Penni blühte, versetzen müssen. S. 36. konnten wir aber nicht wider in die Zeiten der Belustigungen zurückkehren, da wir lasen:

Auf! Laßt uns unsre grüne Zeiten
Den freundlichen Ergötzlichkeiten u. s. w.

so wie das Gedicht auf das Landleben S. 40. auch würklich um 30 volle Jahre zu spät kommt. Das Gespräch der Nacht und des Tages nach dem Jesuiten Sanadon hätte nicht sollen verdeutscht werden. Denn was sollen wir mit den Gesprächen der Nacht thun, wenn sie sagt:

Ich, die sonsten mit Finsterniß
Und mit Grauen begleitet gieng,
Deine Schwarze, bin gegen Dich
Einmal lieblich und prächtig.

Die Mutter bey der Wiege, ist ein artiges Gedicht, mit wahrer Laune geschrieben. — — In der Idylle von Willamow ist keine Farbe der Idylle, nur Namen von Amor, Nymphen und Najaden. Das Glaubensbekenntnis des Herrn v. Creuz wollen wir hierhersetzen, weil es besonders für unsre Gegenden interessant ist:

Ich sterb, und will mich nun in jene Tiefen wagen
Wo meine Philosophen ruhn,
Ich werde sie nach schweren Rätzeln fragen;
Und dort in ewig längern Tagen
Die hier gesparte Zeit verthun.

Der Abschied der Rußischen Flotte von Willamow ist kalt, und das Gedicht auf das Emblem der goldnen Dose, womit Ihro Kayserliche Majestät den Dichter noch beschenken wollen, ganz und gar platt:

Wo findt man denn in unsern Tagen
Die Pallas? — — Ich, ich will es sagen,
Die wahre Pallas ist der Reußen Kayserinn.

In dem Gärtner an Florinden haben wir die Muse des Herrn Kretschmann nicht erkannt. Das neue Kirchenlied von Herrn Löwen haben wir vortreflich gefunden. Aber gleich darauf lesen wir: Klimenen war das Bäuchelchen geschwollen — — O Herr Pikander! wohinaus? Das Epigram auf die hohe Frisur ist sehr gut, und überall sehr applicabel.

Auf eine hohe Frisur.

Der Alpen Spitze gleicht dein aufgethürmtes Haar;
Dein Haupt ist weiß, wie sie, und auch so unfruchtbar.

S. 111. steht ein vortrefliches Gedicht von Klopstock. Wir übergehen die andern, theils, weil es unbedeutende Stücke, oder Produktionen der ersten Schriftsteller der Nation sind, wie die Ode Mastaliers auf Laudon. Aus dem Wansbecker Boten wollen wir nur den schönen Einfall des Musentempels hierhersetzen:

Der Tempel der Muſen.

Der Deutſch und Grieche pflegen
Des Altars;
Der Römer pflegt auch mit, von wegen
Des Nachbars;
Hoch am Gewölbe ſchwebet
Der Britte, wie Cherub, und lebet;
Der Welſch iſt Adjunktus und Küſtermann
Und oben flattert der Hahn
Vergoldet und lieblich zu ſehen,
Und krähet Epopeen.

Transactions of the American Philosophical Society, held at Philadelphia, for promoting useful Knowledge, Vol. 1. from January 1. 1769. to Jan. 1. 1771. Quarto printed at Philadelphia, 1771.

41 Zwo Geſellſchaften, die ehemals in Philadelphia den Fortgang nützlicher Kenntniſſe zum Endzweck hatten, vereinigten ſich den 2ten Jan. 1769. unter dem Namen der amerikaniſchen Geſellſchaft. Der erſte Band ihrer Schrift enthält Beobachtungen bey dem Durchgang der Venus, 1769. Penſilvanien iſt zu dieſer Beobachtung viel beſſer gelegen als England; allein die Beobachter hatten viele Schwierigkeiten in Feſtſetzung der bisher ganz unbekannten Längen und Breiten, in Anſchaffung tüchtiger Inſtrumente u. ſ. w. Ungemein treu und ſorgfältig iſt die Geſchichte dieſer Beobachtungen. Ferner findet ſich eine Nachricht von dem Durchgang des Mercurs den 9. Nov. 1770. Beobachtungen über den Cometen im Junius und Julius 1770. Eine Verbeſſerung in der Conſtruktion von Godfreys (gemeiniglich Hadleys) Quadranten; eine artige Methode, die Zeit des Laufs der Sonne über den Meridian aus den correſpondirenden Höhen, ohne Hülfe der Correktionstafeln, vermöge der Veränderung in der Deklination der Sonne herzuleiten. Der zweyte Abſchnitt enthält Landwirthſchaft. Der dritte vermiſchte Aufſätze. Der vierte mediciniſche Abhandlungen. Alle dieſe Stücke ſind merkwürdig, und verdienen Ermunterung und Lob von ſeiten der Regierung.

Johannis Lelandi, Antiquarii, de Rebus Britannicis Collectanea: cum Thomae Acarnii Praefatione, Notis et Indice ad Editionem primam. Editio altera. Accedunt de rebus Anglicanis opuscula varia e diversis Codd. M. s.s. descripta et nunc primum in lucem edita. 8. 6 Vols. 2 l. 2 S. Imp. Gul. et Joh. Richardson, 1770.

Allen Alterthumsverſtändigen des mittlern Zeitalters ſind dieſe Materialien ein ſchätzbarer Stoff zur Bearbeitung. Leland hatte von Heinrich dem 8ten den Auftrag, alle Abteyen, Collegia, Cathedralkirchen und andre öffentliche Örter des Königreichs zu beſuchen, wo ſich Bücher, Urkunden und öffentliche Schriften finden möchten. Außer dieſem war er vor einen Mann von Scharfſinn, Geſchmack,

und Beurtheilung zu seiner Zeit bekannt, und Stowe, Harrison und Camden haben ihn sehr oft mit Vortheil genutzt, ohne eben die Quelle anzuzeigen, wo sie geschöpft hatten. 42

The false Step; or the History of Mrs. Brudenal, 12. 2 Vol. 5 S.

Ein Roman, der eben nicht die reichste Einbildungskraft verräth, aber doch seinen moralischen Nutzen haben mag. Es fließt alles ganz hübsch und deutlich.

Ashort Grammar and Vocabulary of the Moors Language, 8. 1 S. 6. d. Flexney 1771.

Sehr gute Materialien zur Sprache der Jndous. Der Verf. hat lange in dem Lande gelebt, aber der philosophische Kopf fehlt.

The Contrast or History of Miss Weldon and Miss Mosely 12. 2 Vols. 5 S. sewed, Noble.

Zwey Frauenzimmer erscheinen hier, beyde von entgegengesetzten Charaktern, jede hat Schönheit und Talente; allein ihre Neigungen und Moral sind sehr verschieden. Als Verwandtinnen werden sie beyde in einer Familie erzogen. Eine wird munter, lebhaft, ausschweifend; die andere klug, bedächtlich und nachdenkend. Die erste heyrathet und ruiniret ihren Mann durch ihre Ausschweifungen, ihre Muhme heyrathet auch, und erwirbt sich die Liebe und Achtung aller derer, die sie kennen. Die Begebenheiten sind interessant und exemplarisch. Obgleich das Werk nicht von der höhern Art von Composition ist, so ist doch die gute Absicht zu loben. 20 25

Dessau.

S. L. E. de Marees Untersuchung der Verbindlichkeit dem göttlichen Gesetze von der Todesstrafe des Mörders und von Vermeidung blutschänderischer Heyrathen. 1771. 1 Alphabet 36 S.

Der Verf. ziehet gegen Thomasius und Baumgarten und Michaelis und alle diejenigen zu Felde, welche die allgemeine Verbindlichkeit dieser beyden Gesetze leugnen. Wir fürchten aber sehr, daß sein Eifer für das Ansehen der heiligen Schrift eben keine glänzende Wirkung thun wird. Das Gesetz von der Strafe des Todschlägers, 1 Buch Mos. 9. erklärt er so: „Gott habe, als oberster Lehnherr, den Menschen die Welt nach der Sündfluth wieder übergeben, und ihnen zugleich die Erlaubniß ertheilt, Fleisch zu essen, die sie, seiner Meinung nach, vorher nicht hatten: da aber dieses Morden der Thiere sie gleichgiltig gegen das Leben ihrer Mitgeschöpfe, und also auch der Menschen habe machen können; so habe er dieses durch eine besondere Sanction in Sicherheit zu setzen gesucht." Diese Erklärung zu beweisen, wird dargethan, „daß die Menschen vor der Sündfluth kein Fleisch gegessen hätten." Der Hauptbeweis dieses Satzes wird darin gefunden. „Weil Gott den ersten Menschen die Früchte zu ihrer Speise angewiesen hätte. Da nun Privilegien im engsten Verstande 42 43 5 10 15

genommen werden müßten, ſo folge natürlich: daß die Menſchen ſich auch kein größers Recht, ohne eine neue ausdrückliche Erlaubniß, über die Creatur nehmen durften.“

Wir haben immer mit Eckel geſehen, daß ſo viele Gottesgelehrte das Verhältniß zwiſchen Gott und dem Menſchen nach dem bürgerlichen Verhältniß der Menſchen unter einander abmeſſen. Wie viele Sophiſmen und abgeſchmackte Sätze ſind nicht durch dieſe Vergleichung von zwey ſo unendlich verſchiedenen Dingen in die Gottesgelahrtheit gebracht worden. Wir überlaſſen übrigens dem Leſer, dieſer *Unterſuchung, vom Fleiſcheſſen*, ſelbſt zu folgen. Aus Mangel der Urkunden kann ſie freylich nicht ſehr vollſtändig ſeyn; zum guten Glück iſt ſie aber auch nur denen wichtig, die ſich viel um die rem culinariam antediluvianam bekümmern.

Die Veranlaſſung des Geſetzes vom Menſchenmord ſoll nun alſo darin zu ſuchen ſeyn, weil der Mord der Thiere erlaubt worden iſt. Nach des Verf. Meinung, würde ohne dieſes Geſetz die Obrigkeit nicht einmal Macht über Leben und Tod der Unterthanen haben; „denn, ſagt er, der Menſch iſt nicht Herr von ſeinem Leben, er kann alſo keinen Vertrag 44 darüber eingehen.“ Uns ſcheinet die Erhaltung des Lebens nicht ſowol durch ein Geſetz anbefohlen, als viel mehr durch den erſten Grundſatz, *daß kein Weſen beſtehen könne, das den Grund ſeiner Zerſtörung in ſich ſelbſt hat*, nothwendig gemacht worden zu ſeyn. Nur der kranke Menſch entſchließt ſich zu ſterben, oder lauft unbeſonnen in der Leidenſchaft, die auch eine Art von Krankheit iſt, in den Tod; der, welcher den Tod als unvermeidlich anſieht, wählt nicht zwiſchen Tod und Leben, ſondern nur zwiſchen den *Todesarten*. Deßwegen aber wird ein Vertrag, wodurch ich mein Leben in fremde Gewalt gebe, um es wahrſcheinlicher zu erhalten, nicht rechtswidrig noch unmöglich, und dieſes iſt gerade der Fall von der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich kann alſo dieſen Satz des Verfaſſers unmöglich einräumen, und eben ſo wenig kann ich ihm den andern Satz, den er S. 35 aus dem neuen *Phädon* behauptet, zugeben, „daß nehmlich Verträge keine neuen Rechte geben, ſondern nur unvollkommene in vollkommene verwandelten.“ Der Begriff des Worts *Recht* in dieſem Verſtand, iſt noch lang nicht genug aus einander geſetzt, und wir glauben, daß ein *neues* Recht entſtehe, ſo oft Pflichten *gleichgültig* werden; denn ohne eine Gleichgültigkeit, kann man ſich, dünkt uns, kein Recht gedenken. — — Doch wir kehren zu dem Hauptgegenſtand zurück. Nach dieſer Erklärung des Noachidiſchen Geſetzes von dem *Menſchenmord*, will endlich der Verfaſſer behaupten, daß es *alle* Menſchen angehe, weil 1) der Zuſammenhang der Worte und die allgemeine Erlaubniß, Fleiſch zu eſſen, ſchließen laſſe, daß es alle Menſchen betreffe, 2) weil die Urſache, *Gott habe alle Menſchen nach*

seinem Bilde gemacht, angeführt würde, und diese bey allen Menschen Platz fände, 3) weil dieses Gesetz im N. T. wieder angeführt werde, als Luc. 11, 50. Matth. 26, 53. Offenb. Joh. 13, 10. Hierauf soll Michaelis widerlegt werden. Wir haben aber nichts Wichtiges gefunden, was nicht Kocken auch schon gesagt und Hr. Michaelis in seiner 2. Comment. widerlegt hätte. Man kann sich leicht vorstellen, was der Verf. von dem Begnadigungsrecht hält; und in der That, wenn einmal ausgemacht ist, daß dieses Gesetz wirklich auf diese Art dem Noah gegeben, und daß dieser Satz, V. 6. der eben nicht sehr mit dem vorherigen zusammenhängt, nicht als eine bloße Reflexion auf die nachher den Juden gegebnen Gesetze von dem Geschichtschreiber eingeschoben worden ist; denn viele, und der Verfasser selbst glauben, daß das erste Buch Mosis, später als die folgenden geschrieben worden sey; Wenn gewiß ist, daß Gott diese Worte als ein Gesetz und nicht blos enunciative, wie z. B. die Worte: Das Aug das der Mutter verachtet zu gehorchen, sollen die Raben aushacken, ausgesprochen hat; denn ob wir gleich diese Stelle für keine Weissagung halten, so hat uns doch Hr. Michaelis noch nicht überzeugt, daß sie ein Gesetz sey; und wenn man sich endlich überzeugen kann, daß Gott dieses Gesetz zu einem ewigen Gesetz gemacht habe, und nicht leiden wolle, daß auch bey so ganz veränderten Umständen, als die itzigen gegen die sind, in welchen die Familie Noahs sich befande, eine Ausnahme gemacht werden durfte; wenn, sagen wir, alles dieses überzeugender dargethan ist, als es der Verf. ausgeführt hat; so kann man wohl nicht zweifeln, daß das Begnadigungsrecht der Obrigkeiten ein Eingriff in die göttliche Rechte sey. Die drey Gründe des Verfassers werden aber nicht leicht jemand überzeugen. Der erste beweist zu wenig; denn was vom Fleischessen gesagt wird, kann wohl auf alle Menschen gehen, weil sich in diesem Punkt die Umstände nicht geändert haben, daraus folgt aber nicht, daß der Zusatz auch nothwendig alle Menschen angehen müsse. Der andere Grund des Verf. beweist zu viel, denn er würde auch die zufällige Todschläge einschließen, und die Worte: der Mensch ist nach Gottes Bild gemacht, scheinen mehr eine Vertheidigung der Strenge dieses Ausspruchs, als eine Ursache desselben zu enthalten. Der dritte Grund beweist endlich gar nichts; denn er bezieht sich auf das Israelitische Gesetz, und nicht auf das Noachidische. Wir wünschen, daß der Verf. bewiesen hätte, daß der 6. Vers wirklich in die Reihe der Rede gehöre, die Gott vor dem Noah hielte; denn da im 5. Vers Gott selbst die Rache zu üben verspricht, und dieser Vers auch in der ersten Person redet, der 6. aber von Gott als einem dritten Subject spricht, und die Rache dem Menschen zueignet, so entsteht dabey ein Zweifel, der uns wohl einer nähern Untersuchung werth

scheint. Diese Abhandlung ist übrigens blos wegen der andern von den Ehegesetzen entworfen worden. In dieser streitet der Verfasser mit Baumgarten und Michaelis. Wir wunderten uns gleich anfangs, daß der Verf. da er die Stellen von der Schwester und Vaters Schwester immer auch von der Halbschwester verstanden haben will, dennoch die Ausdehnung der Verbothe auf Grade verwirft. Sein Ausfall auf die Litterärbriefe, wegen des freylich nicht gar bündigen Schlusses wider die Polygamie, von der Gleichheit der beyden Geschlechter in Ansehung der Zahl, ist, dünkt uns, überflüssig, und lauft auf einer Logomachie hinaus. Besonders ist uns die Auflösung der Schwierigkeit vorgekommen, die für die Polygamie aus den Beyspielen des alten Testaments genommen wird. Der V. behauptet nehmlich, die Vielweiberey sey im A. T. zur Strafe des weiblichen Geschlechts geduldet worden, weil ein Weib die erste Ursache der Sünde gewesen ist; nach dem aber das Versöhnungswerk die Sünde aufgehoben habe, so sey auch dieser Theil der Strafe entlassen worden. Die Ursache der Eheverbote sucht der Verf. nach andern zwar ganz vernünftig in der Absicht, die Unordnungen zu vermeiden, die aus dem öftern unvermeidlichen und nöthigen Umgang der Glieder einer Familie entstehen könnten; allein er ist dabey ein starker Verfechter des Respectus parentelae, der doch so willkührlich ist, und ehe man sichs versieht, wirft er S. 185. fast allen denen eine Gotteslästerung vor, welche behaupten, daß Gott sich nach Policeyanstalten richte. Mit den Schleyergesetzen, woraus Herr Michaelis das Ehegesetz so schön erläutert, ist er gar nicht zufrieden. Zum Beweis der allgemeinen Verbindlichkeit der Ehegesetze, verspricht er keine neue Gründe, sondern nur eine stärkere Vertheidigung der alten. Keine neue Gründe haben wir auch nicht gefunden;
47 aber eine gründlich stärkere Rettung der Alten? Auch nicht. Nach dem Verfasser soll schon vor dem Einzug der Israeliten ins gelobte Land, ja schon zu Zeiten Noahs ein Eheverbot dageweſen seyn, dessen Übertretung die Strafgerichte über die Kananiter gezogen haben soll; Nach ihm hat Abraham dem Abimelech eine Ehrenlüge vorgesagt, da er auch nach der Entdeckung darauf beharrte, daß seine Frau seine Halbschwester sey; Nach ihm hat Johannes den Herodes nicht wegen einer Übertretung der Jüdischen Rechte bestrafen können, weil, wie es S. 273. heißt, mit dessen Tagen das Himmelreich sich angefangen, und also da schon das Mosaische Gesetz aufgehört habe. — — Man wird hieraus den Verfasser schon genug zu beurtheilen im Stand seyn, und wir können ihm, da wir uns bey ihm schon zu lang aufgehalten haben, nicht weiter folgen. Wir sind darin völlig mit ihm einig, daß, wie er am Anfang dieser zweyten Abhandlung sagt, das Ehegesetz Gottes, in alle Wege zu beobachten ist, weil es die Zweifel unsrer Vernunft ab-

schneiden, und uns eine feste Richtschnur geben kann, wie weit das Verbot der Ehen gehen soll, das wir nur ahnden, und im allgemeinen für so unentbehrlich halten, daß es viele in der Natur, obgleich nicht mit dem besten Erfolg, zu finden glaubten. Wir wünschten auch, daß man nie über seine Verbindlichkeit in Ansehung Unsrer, gestritten, und dadurch den Eindruck auf das moralische Gefühl geschwächt hätte, der doch eine so feste Wehre gegen die Reitzung, der durch den genauen Umgang der Glieder einer Familie angefeuerten Natur ist. Wir müssen auch den Eifer des Verfassers für das Ansehen der göttlichen Gebote verehren; aber, eben deßwegen wünschen wir, daß er seine Untersuchung durch eine geläuterte Philosophie hätte leiten lassen, und daß er sonderlich manche Muthmaßungen unterdrückt hätte, die so nahe an das Lächerliche gränzen, daß sie auch der schaalste Spaßmacher herüber ziehen, und mit leichter Mühe ganz burlesquiren kann.

Frankfurt und Leipzig.

Fr. Gottlob Klopstocks kleine poetische und prosaische Werke. Im Verlag der neuen Buchhändlergesellschaft. 1771. 8. 2ter Band, 1 Alph. 7 Bogen.

Weil so viele unsrer Kunstrichter es unter ihrer Bestimmung glauben, sich dabey aufzuhalten, ob eine Ausgabe des ersten Dichters der Nation ächt oder unächt sey, so halten wir es vor unsre Pflicht, diese schändliche Rhapsodie anzuzeigen. Da dieses Buch an Höfe, unter Leute von Geschäften, unter so genannte Gelehrte von Profession kommt, die nicht Zeit haben, zu untersuchen: ob in der Terra incognita des deutschen Genies und Geschmacks eine kleine Insel mehr ist entdeckt, oder von einem Lügner hingedichtet worden, so wird es nothwendig, einen solchen Buchhändlergriff für das zu brandmarken, was er ist. Dem größten Dichter werden die elendeste Nachahmungen, als eigne Arbeiten, angedichtet, deren, unter einer Anzahl von etwas über 40 Stücken, nicht weniger denn 12 sind. Darunter gehören die Oden, an die selige R. an Hrn. S. S. 28 die Choriamb Ode, Ode an Hrn. Cl. an eine Freundin, auf Cramers Eheverbindung, Ode an Hrn. S. an Damon, an Daphne, an Damon, der Abschied, an Elisen. Die Beschäftigungen des Landlebens hat man nicht einmal nach dem Nord. Aufseher, sondern nach dem fehlerhaftesten Manuscript; die Ode an Gott eben so nach schlechten Handschriften abgedruckt. Die Elegie, Rothschilds Gräber, ist auf das unwürdigste mißhandelt. Erst nach dem 14. Verse des Originals fängt sie an, ohne Elegisches Sylbenmaaß, jede Zeile in zwey kleine Abschnitte zerhackt, lauft um 6 Zeilen des Originals so fort, dann macht sie eine Lakune von 16 Zeilen, streut wieder zwey Zeilen aus, läßt vier andre weg, und so geht sie unter vielen andern solchen Lakunen in Bruchstücken fort. Übrigens

findet ſich nicht ein einziges ſchätzbares von den über funfzig neuen, jetzt erſt vom Dichter dem Druck übergebenen Stücken, und das elende Ganze, iſt aus den Bremiſchen Beyträgen, den Schleswiger Litteraturbriefen und dem Nordiſchen Aufſeher genommen.

Halberſtadt.

Bey Groß ſind in einerley Format, und zu gleicher Zeit erſchienen: Idyllen aus dem Griechischen des Theocritus, 1771. 12. B. 5. Koluthus Entführung der Helena, B. 2. Cebes Gemaehlde, B. 2.

Vermuthlich ſind dieſe drey Überſetzungen aus einer Feder gefloſſen. Iſt dieſes richtig, ſo berechtigt es uns ſo vielmehr, um nicht zu weitläuftig zu werden, den Cebes und Coluthus zu übergehen, und uns an den Theocrit zu halten. Den Cebes traut man ohnehin einem mäßigen Kenner des Griechiſchen leicht zu, und Coluthus? er wird auch in der beſten Überſetzung nur als Dichter des ſechſten Jahrhunderts merkwürdig ſeyn. Aber ein guter deutſcher Theocrit wäre ein wichtiges Geſchenk für unſre Muſen — — — ſo wichtig, als gefährlich für den Autor, der es geben ſoll! Wir wiſſen nicht, ob der Herr Überſetzer dieſe Gefahr überdachte, ehe er ſich hinein gewagt hat: wenigſtens hätte ihn ſchon ſeine Sprache daran erinnern ſollen. Ein Dichter, wie Theocrit, muß, in lauter Proſa überſetzt, unendlich verlieren. Das geringſte, womit man ihn ſchadlos halten kann, iſt Gesneriſche Proſa, und das iſt unſers Überſetzers ſeine nicht. — — Die Überſetzung enthält nicht alle Gedichte, die insgemein unter Theocrits Namen vorkommen, ſondern nur die eigentlichen Hirtengedichte, deren der Verfaſſer zwanzig zählt. Den Sinn drückt er, wie er ſelbſt ſagt, meiſtens nach den Leſearten und Erklärungen der Reiskiſchen Ausgabe aus, den Geſchmackloſen elenden Scholiaſten mit eingerechnet, und dieſer Regel folgt er treulich. Aber die feinen Nüancen der Hirtenſprache, die ſüße Schäferunſchuld, und die ſimple Natur konnten ihm freylich weder Caſſaubon und Reiske, noch der Scholiaſt in die Feder commentiren; und dann ſpricht auch insgemein der Überſetzer, nicht Theocrit. Hier ſind Beyſpiele! Gleich der Anfang der erſten Idylle machte uns aufmerkſam; Lieblich zwar rauſcht, o Hirt! die Fichte dort bey den Quellen, aber auch du flöteſt angenehm. Wo iſt hier die naive Wiederholung des ἀδύ? Wo das μελισδεται? Wo — — ja, wo iſt Theocrit? Die ganze Stelle hat keinen Ton. Wenn der Ziegenhirte V. 18. in halb komiſchem Unwillen klagt: und Pan iſt böſe, und immer ſitzt ihm bittre Galle auf der Naſe, ſo ſagt unſer Herr Überſetzer, der dieſe griechiſche Metapher nicht zu verdauen weiß, kurz weg; und er iſt immer bitter und böſe. Unerträglich matt wird er, wenn er mit ſeinem ſo und das und die und deren die halbabgebrochnen, oder Participialiſche Sätze Theocrits an einander flicken, und in eine feine

Periode bringen will. Man lese doch den siebenden Vers mit seinem ganzen Wortgeschleppe! Thyrsis schöne Aufforderung an den Ziegenhirten, Vers 12 u. s. w. hört es bey unserm Übersetzer auf schön zu seyn. So hebt der kalte Hirt an. „Willst du dich hier bey den Nymphen an dem Hügel niedersetzen, wo die Tamarisken stehen, und die Flöte blasen? so will ich hier die Ziegen weiden.“ Ποτι ταν νυμφαν ist hier offenbar eine Beschwörung bey den Nymphen, was auch der Scholiaste dazu sagen mag. Aber das ist noch das geringste; die ganze Stelle lautet dem Original nach wörtlich so: Willst du, bey den Nymphen, Ziegenhirte, willst du da dich setzen, da am Abhang dieses Hügels unter Tamarisken flöten? Ich will indeß die Ziegen weiden. Thyrsis fragt die Nymphen V. 67. wo sie gewesen seyn u. s. w. In den schönen Lustgefilden, durch die der Peneus rollt, oder am Pindus etwa? Das ist doch wohl mehr, als: An Peneus Lustgefilden, oder am Pindus? Nur daß dieses von Wort zu Wort übersetzt wäre, und Nerven hätte. So viel kürzer kommt der Verf. gleich im Anfang der neunten Idylle (bey dem Übersetzer der siebenten) durch. „Daphnis! fang doch an, ein Hirtenlied zu singen!“ Theocrit sagt, wie uns dünkt, etwas feiner: Sing ein Hirtenlied, Daphnis! stimme du erst an, stimme dein Lied zuerst an! Bey dem allen leugnen wir nicht, daß der Verfasser an vielen Orten, und oft eine gute Strecke durch, gut, wenigstens leidlich, übersetzt; meistens alsdann, wann er mit kaltem Blut seinem Wortregister und Commentarius folgen kann; und vielleicht könnten wir dieses Lob allgemein machen, wenn er sein Werkchen dem Verleger noch einige Messen hätte mißgönnen wollen. Manchen Lesern, die das Griechische nicht vergleichen können, mag das endlich genug seyn, und sie werden auch in dieser Gestalt den Theocrit nicht verkennen. Wir aber getrauen ihm nicht zu sagen, was Theocrits Ziegenhirte seinem Thyrsis sagt:

Και τας βωκολικας ἐπι το πλεον ἰκεο μωσας.

Leipzig.

Agathokrator, oder von der Erziehung künftiger Regenten, nebst Anhang und Beylagen von J. B. Basedow, Prof. in Altona. 1771. 19 Bogen mit der Vorrede und 3 Kupfertafeln.

Wir glauben nicht, daß ein Buch mehr Mißdeutungen unterworfen seyn könne, als dieses, wenn man es seinem Kleide, oder Titel nach mißt, ohne es mit den wahrscheinlichen Absichten des Verfassers zu vergleichen. B. kann diese Vorschläge zu einer Prinzenerziehung unmöglich als einen practicabeln Plan angesehen haben, ob er gleich S. 39. sagt, „daß ohne einen solchen Oberhofmeister, ohne solche Informatoren, ohne solche mithelfende Knaben, und ohne eine solche Wahl von Leuten, die mit dem Prinzen umgehen, keine glückliche Erziehung möglich sey.“ Wir berichtigen vielmehr seine

Absicht aus dem Eingange des Werks, wo er sagt: „der Philosoph muß sich nicht abschrecken lassen, wenn seine Vorschläge unüberwindliche Schwierigkeiten bey Hofe finden. Wenn nur der hundertste Theil dessen, was er sagt, irgend einmal in einer Prinzenerziehung gutes wirken sollte; so ist die Mühe der übrigen neun und neunzig einem Menschenfreunde reichlich vergolten.“ Wir beschuldigen ihn auch im mindesten nicht, daß er Unwissenheiten von Hofumständen verrathen; im Gegentheil schließen wir aus den mancherley Palliativen, woraus er seine Consultation zusammengesetzt hat, daß er das complicirte Übel in allen seinen Theilen eingesehen habe. Er wünschte, daß der Hofmeister ein Mann seyn möchte, der selbst schon ein glücklicher Erzieher wäre; diesen glaubte er, in dem Vater zu finden, der die Beschäftigung mit seinen Kindern schon durch Tugenden belohnt sahe. B. fühlte, daß die zeitige Glückseligkeit der Kinderjahre des Prinzen ein Punkt sey, den man nicht wegwerfen müsse; daß man ihn, um ihn tugendhaft und gut zu bilden, nicht aus der Gesellschaft seiner Mitgeschöpfe in das fremde Land der ältern Menschen verpflanzen müsse; daß zur Nahrung alles Guten und Edlen, Exempel und Nacheiferung die nächsten und kräftigsten Mittel seyn. Er suchte also diese Gesellschaft in den Kindern des Polyprakt, und glaubte dadurch dem Vorwurf entgangen zu seyn, daß die Aufsicht so vieler Kinder einem einzigen Manne nicht zuzumuthen sey, wenn er diesen Mann zum Vater dieser Kinder machte. So entstanden seine Hülfsknaben, die schon so manches vornehmes Lächeln verdienet haben — — Seine Sorgfalt in der Wahl aller Menschen, die sich dem Prinzen nähern, kann nicht genug in das sogenannte Geringfügige hinaussehen. Von der Möglichkeit alles zu verhindern, ist jetzo nicht die Rede. — — Wir wünschen, daß unter den hundert guten Absichten des
64 Verfassers nur diese wenige erreicht werden mögen: daß die Großen der Welt bey Lesung dieses Buchs mehr fühlen, wie viel sie denjenigen schuldig sind, die einer glücklichen Erziehung ihrer Prinzen vorstehen, und wie viele Entschuldigung auch diejenige Männer verdienen, derer Bemühungen nicht mit gleichem Erfolg belohnt worden sind. — — Es sey dieses Buch ein Wink der Warnung für alle Enthusiasten des Guten und Edlen, sich mit dem besten Herzen nicht so leicht an ein Geschäfte zu wagen, wo oft eine wunderbare Verwicklung der Umstände die wohlthätigsten Absichten unnütze macht — — Endlich dem Menschenfreunde ein Wink mehr, wie er manche Züge der Denkart und des Verfahrens der Großen, sich aus diesem großen Gemählde der Schwierigkeiten erkläre, wodurch die Bildung zu ihrer künftigen Bestimmung als Mensch und Regent so gar leicht vereitelt werden kann.

Wir unterschreiben beynahe alle Vorschläge die B. zur Einrichtung des Unterrichts eines künftigen Regenten thut, und man sieht auch hier den Mann, den die Erleichterung

und Ausbreitung nützlicher Kenntnisse sein ganzes Leben durch beschäftigt hat. In dem XI. Abschn. von der Kenntniß des Vaterlands und des Werths aller Stände sind vortrefliche Sachen gesagt. Nur bey der Geschichtskunde wissen wir nicht, ob sie ganz in aller ihrer genealogischen Ordnung darf vorgetragen werden; ob man so leicht über die Tugenden des Alterthums weggleiten, und sich hauptsächlich bey der neuern und vaterländischen Geschichte aufhalten dürfe, die oft nichts als eine trockne Reihe von veränderten Staatsformen und Gerechtsamen enthält; ob das Herz durch die Beyspiele des Ahnensaals zu bilden sey, oder ob man vielmehr alsdann nicht in die Nothwendigkeit gesetzt werde, Poesie für Historie zu verkaufen. Überhaupt wünschten wir, daß die Erziehung des Basedowschen Prinzen weniger auf Ausmeublirung seines Kopfs abzielen, und das Ganze nicht solch ein gewaltiger Educationshandel von Realien seyn möchte. Es scheinet uns, daß diese allgemeine Kenntnisse, die wir jetzo den Prinzen so nöthig glauben, vieles zu der Geringschätzung beytragen, die sie gegen Gelehrte und Künstler äussern. Sie lernen in kurzer Zeit eine Menge Verbalideen encyclopädisch oben wegschöpfen, und glauben, daß dieser Ocean nicht tiefer sey, als das Stöckchen, womit sie ihn berührt haben. Diese Landchartenkenntniß der Litteratur beredet sie, gereiset zu haben, und sie verachten natürlicherweise denjenigen, der nur ein kleines Stück Land von dem Planiglobio durchgewandert hat, das sie mit ihren 5 Fingern auf dem Tische umfassen können. Endlich entsteht durch diese Erleichterung und Aufdringung so mancherley Kenntnisse, daß kein einziges Vermögen der Seele gehörig ausgebildet wird, und daß, indem man mit allen Sinnen zugleich empfinden will, man gerade nichts genießt. Auch aus Büchern, und nicht allein aus mündlichem Unterrichte, glauben wir, muß der Prinz lernen, und mit Mühe lernen, nicht allzeit wegen dessen, was er finden wird, sondern es sey eine Jagd, wovon seine Seele munterer, gestärkter, zu künftigen ernsthaftern Übungen geschickter zurückkomme! Seite 84. finden wir einen vortreflichen Gedanken des Verfassers, wo er den Prinzen bey Zeiten durch die Folgen will empfinden machen, was Schulden seyen, und wir wünschen von Herzen allen guten Erfolg.

Auch in dem Unterrichte der Religion, die doch ganz ein Geschäfte des Herzens ist, verlangten wir, daß die wichtigsten Lehrsätze eines ewigen Lebens, der künftigen Belohnung und Bestrafung, nicht sowohl aus Vernunftsätzen hergeleitet, sondern durch Aufmerksamkeit auf Welthändel, und das, was uns umgiebt, gebaut würden. Dann die beständige Bemerkung, daß kein Saame des Guten und Bösen leicht auf dieser Welt verlohren gehe, ist die sicherste Bestärkung in dem Glauben, daß dieses Gesetz der Wiedervergeltung in der Ewigkeit fortgehen werde. Das Verlangen nach einem

zweyten Leben bedarf keiner Rechtfertigung, auch der Irthum (lit. g.) keiner Widerlegung. Wenn es Leute giebt, die glauben, die Laster seyen schuldlos, weil die Schuld derselben sonst auf Gott fallen müsse, von dem, als der ersten Ursache, alles abhängt, was geschieht; so wollen wir sie nur fragen: warum sie das Kopfweh eines Rausches nicht auch 66 auf Gott schieben, und verlangen, daß er die Folgen davon aufheben, oder sich zuschreiben lassen solle? Endlich sieht der Verf. S. 118. die Vorstellung von dem Glauben an Gott, als einen Vergelter des Guten und Bösen, in dem wahren Gesichtspunkt an. Alle folgende Religionsbegriffe des Verf. können nicht besser gesagt werden. Nur Abschn. XXII. sind wir nicht ganz seiner Meynung in dem, was er von der bürgerlichen Gleichheit unter zahlreichen und nicht zahlreichen Dißidenten sagt, und wo er verlangt, „daß keine herrschende Kirche seyn, nicht Toleranz, sondern Gleichheit des Rechts aller der dem Staate unschädlichen Meynungen und Glaubensbekenntnisse herrschen müsse.“ Allerdings wäre es in der Speculation zu wünschen; allein wir können uns in Praxi fast keinen Fall gedenken, wo die Religion nicht zugleich mit bürgerlichen Distinktionen und Vorrechten verbunden wäre; und wir glauben, es sey sehr schwer zu entscheiden, wann der Prinz das Recht habe, ein Vorrecht, das zehen Menschen zukommt, unter zwanzig zu vertheilen. Denn dem einen kann nur gegeben werden, was andern genommen wird.

Der Anhang enthält Vorschläge zu Verbesserung des Schulwesens; klagt über die Vermischung des geistlichen und weltlichen Unterrichts, über den Mangel an Leibesübungen, über die Sorglosigkeit in Ansehung der Sittenlehre und natürlichen Religion; ferner über den Mangel der Einrichtung nach den Bedürfnissen der Stände; schlägt Mittel zur Verbesserung vor, und zeigt die wichtigen Folgen davon. Die Beylage dringet auf die Nothwendigkeit einer Naturalien- und Kunstsammlung, auch eines Handels mit diesen Waaren; erklärt die Nothwendigkeit und Möglichkeit desselben, enthält einen Plan zu einem neuen Seminar für Kinder, Lehrer und künftige Hausbediente, und empfiehlt diese gemeinnützige Absichten allen Kennern und vermögenden Weltbürgern.

Leipzig.

Kurzes System der natürlichen Religion, 1771. 8. 118 S. auf Schreibpapier.

67 Der Verf. verspricht keine tiefsinnigen Untersuchungen, sondern seine Absicht scheinet blos dahin gegangen zu seyn, das, was andere von der natürlichen Religion gesagt haben, zusammen zu ziehen und in einen kurzen aneinanderhangenden Vortrag zu bringen, um solche junge Leute, welche eine Fähigkeit haben, einen Vortrag dieser Art zu fassen, mit einem Leitfaden zu versehen, wonach sie die Reihe der natür-

lichen Kenntniſſe von Gott durchdenken ſollen. So lange wir bey der Erziehung die Jugend mehr denken *lehren*, als denken *machen*; ſo lange wir ihnen die Gedanken *einpropfen*, und nicht lieber nur den Boden bearbeiten, wo ſie *wachſen* ſollen; ſo lange werden wir freylich ſolche Bücher nicht leicht entbehren können. Man ſieht, daß der Verfaſſer in keinem einzigen §. ſelbſt gedacht hat. *Neue* Gedanken, oder neue Ausſichten muß man alſo nicht erwarten. Er erklärt und beweiſt das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes, die Schöpfung, die Unſterblichkeit ꝛc. kurz alles, wie es andere beweiſen. Schwache, ſtarke, vollſtändige, zuenge und zuweite Beweiſe liegen durcheinander. Sein Geiſt iſt von der Dogmatik ausgegangen, und kehrt zu ihr zurück; doch iſt das Werkchen für eine gewiſſe Art von Leſern gut, und der Verfaſſer will ja auch nicht für *alle* ſchreiben. Wie der Titel *Syſtem* demſelben zukomme, werden nur diejenige einſehen, welche einen jeden Zuſammenhang von Sätzen ein Syſtem nennen, ohne ſich zu bekümmern, wie die Sätze zuſammen hängen. Wir würden das Buch lieber, wenn es ja Syſtem ſeyn ſoll, *Syſtem einer vernunftmäßigen Religion* genennt haben; denn ſo erkennt der Verf. ſelbſt S. 91 und 92. daß eine *vernunftmäßige* und eine *natürliche* Religion zweyerley iſt. Am wenigſten hat uns die Einleitung gefallen. Der Verf. will darin ſagen: daß wir Gott und ſeinen Willen erkennen müſſen, weil der Wille Gottes unſere Glückſeligkeit zum Endzweck hat, dieſe aber der Vorwurf und Gegenſtand aller unſrer Triebe iſt. Er drückt ſich aber ſo undeutlich aus, daß man gar leicht ſeine Gedanken verfehlen kann. Uns ſcheint die Verbindlichkeit zur Religion (die mehr iſt, als eine bloße Erkenntniß) weit natürlicher aus *dem* Gedanken zu folgen: *weil wir von Gott, als einem mächtigern Weſen, alles haben und hoffen können.* Der erſte Menſch, der ohne Offenbahrung durch ſeine Vernunft ſich eine Religion erfunden hätte, würde wahrſcheinlich blos durch dieſen Gedanken, auf eine ſolche Erfindung geleitet worden ſeyn; und bey unſern itzigen Menſchen, würde ein ſolcher Gedanken wie uns dünkt, auch wahrſcheinlich den gröſten Eindruck machen. Unſere Erkenntniß von Gott beweiſt der Verf. aus der *Zufälligkeit* der Welt a posteriori; aber er iſt neben vielen andern in den Fehler gefallen, daß er aus einer a posteriori bewieſenen Eigenſchaft Gottes, nun ſeine übrige Eigenſchaften alle, a priori erweiſen will; Solche Beweiſe hinken immer. Über den *Menſchen* und ſeine *Beſtimmung* hat er noch viel zu wenig gedacht. Der Abſchnitt *vom Urſprung des Böſen*, hat uns, ob er gleich gar nichts neues enthält, am beſten gefallen, weil darin am wenigſten *bewieſen* wird. *Squire* iſt kein ſicherer Führer, wenn man über die Nothwendigkeit der Offenbahrung denken will; und die meiſten Gründe, die der Verf. dafür anführt, beweiſen zu viel. Die

68

Beschreibung von dem Zustand der Heiden vor der Offenbahrung scheint uns übertrieben. Sie priesen nicht die blos bürgerliche Tugend an, wie der Verfasser S. 94. behauptet. Einige giengen schon damal so weit, daß sie, wie z. B. Äschines in seinen sokratischen Gesprächen, die Tugend blos für ein Geschenk der Götter hielten. Wir wissen, was wir durch die Offenbahrung gewonnen haben! allein wenn man von einer Sache mehr Übels sagt, als in der That darin ist, so macht man auch das verdächtig, was wahr ist. Übertriebener Eifer in der Religion, erweckt bey den denkenden oft Unglauben, bey denen, die nicht denken, immer Aberglauben. In dem letzten Abschnitt hätte die kritische Untersuchung in dem vortreflichen Leßischen Beweis von der Wahrheit der christlichen Religion, nicht ganz übergangen werden sollen. Der Verfasser schreibt übrigens gut, rein und deutlich, und wir wünschen, daß er sein System einmal selbst durchdenken, sich aber der Dogmatik ehe nicht, als bey dem letzten §. erinnern möchte.

London.

An Essay on National Pride tr. from the german of Mr. Zimmermann. 1771.

73 Wir haben mit Vergnügen gesehen, daß diese Übersetzung eines unsrer tiefsinnigsten Schriftsteller bey den Engländern einmal das Andenken eines Herrmann und eines Merry Philosophers verlöscht zu sehen, Hoffnung giebt. Wir hätten aber gewünscht, daß der Übersetzer mehr Treu und mehr Stärke und Adel in seiner Schreibart gezeigt hätte. Er läst oft ganze Stellen weg. Z. B. wenn Zimmermann sagt: „der Naturlehrer bricht in ein lautes Gelächter über den Moralisten aus, der die Beobachtung des Menschen und 74 seines Thuns würdiger findet, als die Beobachtung der Frösche und ihres Thuns," so sagt der Übersetzer: the Naturalist sneers at the Moralist who can harangue on the Nature of man, civil society and relative duties, at the same Time knows nothing of the vegetable and fossil Kingdom. Die englische Sprache erlaubte ihm hier gewiß treu zu seyn, und die artige satyrische Wendung dieser Stelle, sollte dem Engländer nicht entzogen werden. Gleich hernach übergeht er wieder eine ganze Stelle, und dergleichen Beyspiele sind nicht selten. Oft versteht er sein Original nicht. Zimmermann zielt gleich im Anfang auf die Poeten Kriege die Oberdeutschland vor einigen Zeiten mit den Schweitzern hatte, und sagt, daß Deutschland sich nur bisweilen an der kleinen Nation der Schweitzer reibe; diese Worte sind so gegeben: except now and then a Flirt on the Lumpishness of the Swissert; but who minds so petty a people as they? Z. sagt; sie faselt im bessern Kopf mit Vernunft, das heist beym Übersetzer it takes Reason for a modell. Die Patricier, nennt er Upstarts etc. und den sehr satyrischen Zug am Schluß des ersten Kapitels, hat der Übersetzer

so sehr verdreht, daß er gerade das Gegentheil von dem sagt, was er sagen wollte. Hingegen setzt er bisweilen auch etwas von dem Seinigen bey; als wie die Citation aus dem Horaz S. 18. Seine Ausdrücke sind so viel sie ein Ausländer beurtheilen kann, oft platt und pöbelhaft. Z. B. I shall bring a long Bill against them; ich werde viel Böses von ihnen sagen: Commend me to, ich muß lächlen. the Courtier puts them under one and the same Bushel; die Höfe verachten alles. Dieses wird genug seyn zu beweisen, daß man auch in England schlecht übersetzt. Noch hat der Übersetzer Anmerkungen hinzu gefügt, die wir sehr entbehrlich finden. Sie betreffen meist Erläuterungen von Kleinigkeiten, die ein Leser des Nationalstolzes schon längst wissen muß, oder neue Instanzen aus Reisebeschreibungen, die zur Sache wenig oder nichts beytragen, und oft muß sich der Übersetzer selbst wundern, wie er auf seine Bemerkungen gefallen ist, dahin gehört die Tirade aus Rowe's Jane Sore S. 276. Doch ein Übersetzer glaubt sich zu erniedrigen, wenn er keine Anmerkungen macht. Unsere Deutschen machens nicht besser.

Basel.

Ein moralischer Beweis der Gewißheit eines zukünftigen Lebens. Aus dem Englischen. Bey Johann Rudolf Imhof und Sohn. 1771. 8. 7 Bogen.

Ein so genanntes Gedicht gegen die Religionsspötter, aus Englischer Prosa in deutsche Reime versetzt, leider! schön gedruckt. Das Muster des Verfassers waren Gellerts Lehrgedichte, und er fällt noch im deutlichen, wässerigten und gereimten Style eine weite Strecke, wie sich gebührt, unter sein Original. Der Religionsspötter ist sicher bekehrt, der es ausgelesen hat. Denn hierzu gehört mehr als Natur!

London.

Plutarchs Lives, Translated from the Original Greek, with notes critical and historical, and a new Life of Plutarch. By John Langhorne D. D. and William Langhorne, M. A. 8. 6 Vol. 1 L. 11 S. 6 d. 1770.

Ehemals wurde Plutarch nach einer französischen fehlerhaften und unvollkommenen Übersetzung vom Jahr 1558. zu der Königin Elisabeth Zeiten, ins Englische übersetzt. Dryden versuchte ihn nachher in Gesellschaft andrer Mitarbeiter zu übersetzen; allein diese Arbeit ist Drydens nicht würdig. Im Jahr 1758. wurde zwar diese letzte Übersetzung von einem dem Werk gewachsenen Gelehrten durchgesehen und von vielen Fehlern gereinigt; sie blieb aber noch allzeit unendlich weit unter ihrem Original. Dieses bewog die Herren Langhorne gegenwärtige Arbeit zu unternehmen. Nach der Vorrede folgt ein ausgearbeitetes Leben des Plutarchs.

Wenn wir Plutarchen in eine Sekte setzen sollen, so gehört er nach der Bescheidenheit und Vernunftmäßigkeit seiner Lehrsätze, in die Sekte der neuern Akademie. Er war aber

im Grunde ein Eklektiker. Von den Akademikern nahm er die Beſcheidenheit der Meynungen an, und ließ ihnen ihren urſprünglichen Skepticiſmus. Von den Peripatetikern lernte er die praktiſche Kenntniß der Phyſik und Logik, und ließ ihnen die Träumereyen der Hypotheſen. Den Stoikern hatte er den Glauben einer beſondern Vorſehung zu danken; aber er nahm ihre künftige Belohnungen und Beſtrafungen nicht an. Er konnte die gegenwärtige Würkung des höchſten Weſens mit ſeinem richterlichen Charakter nicht vereinigen. Die ſich bequemende Philoſophie des Ariſtipps findet man zwar als eine Spur des Epikuriſmus in ſeinen politiſchen Schriften und zuweilen in der ganzen Anordnung ſeines Lebens: Allein der vernünftige Genuß war alles, was er vom Epikur borgte. Er ließ ihm ſeine ſpeculative Grundſätze. Führen wir ihn in die Schule des Pythagoras, ſo ſcheint ſein wohlwollendes Herz ſeine zarte Sympathie gegen alle Nebengeſchöpfe, ihn von ſeinem Syſtem des Eklektikers oder des philoſophiſchen Coſmopoliten abzuführen. Er wird ein Vertheidiger der Seelenwanderung, um den Stolz und die Herrſchſucht des Menſchen zu demüthigen, ſein Gefühl rege zu machen, und ihm zu zeigen, daß ſein künftiger Zuſtand vielleicht eben derſelbe ſeyn könne, worin ſich die Geſchöpfe finden, die ſeine Leidenſchaft der Marter übergiebt.

Die Noten und Erklärungen der Überſetzer ſind merkwürdig, ob wir gleich nicht alles unterſchreiben. Sie beleuchten die Charaktere des Craſſus, Cäſars, Alexanders und Pompejus, und des Oktavians. Allein oft ſcheint ſie doch das Genie bey Erweckung dieſer Todesgeſtalten verlaſſen zu haben. Einzelne Züge findet man, die hier und da wahr aufgegriffen, aber nicht in wahrem Verhältniß zuſammengeſetzt ſind. Die Verfaſſer haben ihr Engliſch rein von griechiſchen Wortfügungen erhalten. Sie fürchten ſelbſt öfters bey Lagern, Schlachten und Belagerungen die Militarkunſtwörter nicht recht getroffen zu haben. Die angezogenen Poetiſchen Stellen ſind oft ſehr glücklich in engliſche Verſe übergetragen; das heißt, ſo viel ſichs thun läßt. 82

Halle.

Biographie der Deutſchen, von Gottl. Bened. Schirach. 3ter Theil 336. S. 8. mit der Vorrede. Bey Gebauer, 1771.

Wir wünſchten zu wiſſen, für welche Art von Leſern die ungeheure Menge Biographien jetzo bey uns geſchrieben wird: Für den Kenner der Geſchichte, oder des menſchlichen Herzens? Wir zweifeln, ob einer von beyden bey dem Federführen dieſer Arbeiten bedacht wird. Vermuthlich iſt für den ſchnarchenden Mittelmann geſorgt, der ſich ruhig von dem Erſten dem Beſten amuſiren läßt, und wenn es ihm zu arg wird, ſich auf die andre Seite des Lehnſtuhls kehrt, und ſein Stückchen wegſchläft. Entweder wirft die Biographie einen

Lichtstrahl auf einige noch nicht genug erkannte Stellen einer Hauptbegebenheit, oder sie liefert ein Cabinetsstück von einem so seltnen Phänomen in der Natur, daß der Leser nicht fragen darf, wie ein Thorschreiber: wer ist der Herr? Was hat der Herr für einen Charakter? Diese beyde Arten können aber nur aus der alten Geschichte, wo der Mensch handelt, und aus der ganz neuen, wo er denkt, hergenommen werden. Aus der Mittleren, wo der einzelne Mensch nicht anders als eine Callotsche oder Lafagesche Figur im Gedränge mit tausenden erscheint, wissen wir nicht, was der Biograph zuschneiden kann. Die Menschengestalten sind von den gleichzeitigen Schriftstellern, wie die Wanderer in der Sandwüste durch den Südwind zu Hautgerippen ausgetrocknet worden, und wie will der Biograph wahres Leben in sie bringen, wenn er sie auch noch so sehr durch Übergänge, Maximen, Locos communes, und Reflexionen aufbläßt. Dieses ist aber die Verlegenheit unsers Verfassers, der in diesem Bande die Lebensbeschreibungen von Heinrich, Römischem Könige, Kayser Conrads Sohn; von Ziska, Albrecht, dem unartigen Landgrafen zu Thüringen, und dem Herzog von Braunschweig, Otto, Fürsten zu Tarent liefert. König 83
Heinrich kann immer, wann er einmal in die Liste der Chronologischen und Genealogischen Stifte und Merkstäbchen eingetragen ist, ohne Schaden aus dem Kopfe jedes denkenden und fühlenden Menschen wegbleiben, und trotz der Aufstutzung der Personalien sehen wir nichts, als einen jungen Herrn, dem der Vater das Regiment während seiner Abwesenheit übergiebt, der sich von den ihm zugegebenen Bischöffen wohl regieren läßt, dem Pabst hübsch aus dem Wege fährt, und einmal aus dem Schlosse hinter einem Trupp auf den Feind losreitet. Der Artikel Ziska, ist ein Stück von dem Husiten Kriege, mit der Emballageinschrift: Biographie, aus der deutschen Geschichte herausgehoben, und das Leben dieses Fanatikers hätte kein neues Monument verdient. Die merkwürdigste Lebensbeschreibung ist die von Herzog Otto von Braunschweig, Fürsten zu Tarent. Sie ist ein wahres Bild der Thätigkeit, Großmuth, Tapferkeit, Staatsklugheit und Mäßigung der Begierden, die mehr ist als Staatsklugheit. Lange führte dieser Held alle Kriege für das Haus Montferrat, und beynahe sein ganzes Leben durch die Vormundschaft und Regierung dieses Herzogthums. Er ward der Gemahl der Königinn Johanna von Neapel, verlohr in Vertheidigung ihres Königreichs die Freiheit gegen Karl von Durazzo; Durch einen großmüthigerweise ertheilten guten Rath, gegen die Feinde Karls, und das standhafte Betragen, während seiner Gefangenschaft, erhielt er sie wieder, gieng nach Frankreich als Privatmann ab, wurde von da von Margaretha, der Wittwe Karls, zum Feldherrn verlangt, stellte von neuem die Ruhe in dem Königreich her, und starb als Rathgeber des Throns von Neapel, und Regent des Herzog-

thums Montferrat. Das Leben Albrecht des Unartigen war allen Kennern der Geschichte aus Wilkii Ticemanno und Hornii Principe Henrico bekannt. Hr. S. hat diese beyde Schriften aus ihrem kritischen Gewand in ein Biographisches gesteckt. In diesem Artikel ist uns besonders der weyland berühmte Herr Professor Pauli wieder leibhaftig vors Gesicht getreten; allein traurig war es vor uns, daß ein 84 Schriftsteller im Jahr 1771. sich noch Leser vorstellen kann, die dergleichen schöne Reflexionen, wie folgende, nöthig haben sollen und mögen. „Nun genoß Cunigunde, der schöne Körper und die häßliche Seele, die Erfüllung ihrer Wünsche. Sie hatte ihn durch ihre Liebesbanden dergestalt gefesselt, daß er sich nie wieder erlösen konnte. Sie bemächtigte sich nicht nur seines Herzens, sondern, wie gewöhnlich, auch dadurch seines Verstandes. — — In Ausgießungen der Wohlthaten über Apez kühlte sich der Zorn des Vaters wegen der älteren Kinder ab.“ Und welch schielendes Gemälde, das sich von forne bis hinten dem Ausdrucke nach widerspricht! „Würklich führte Albrecht innerhalb seines Schlosses Wartburg ein glückliches Leben, umgeben von einer Menge schmeichelhafter Seelen, und zärtlich von der Geliebten geliebt, so wie alle diejenigen, welche in der Ehe sich tief unter ihren Stand erniedrigen, und eine Person zur Dame machen, die sonst hätte Damen dienen müssen, und es täglich empfindet, wie viel der Mann ihr gab, der ihr Mann ward.“ Und welcher tiefer Blick! „Albrecht sann: denn die Affekten trieben ihn, auf Rache; Kinder gaben ihm Gesetze und Unterthanen Aufsicht; und dieses alles waren Folgen eines schönen Gesichts, in welches er sich verliebt hatte. — — Der Kayser Adolph, ein Herr von vielem frischem Gelde aus England! — — Wie bald vergißt der Mensch nicht Versprechungen, den Hitze der Leidenschaften treibt und quält! — — Der Eigennutz ist die Triebfeder der Weltuhr! — — Es giebt Personen, welche kein Mensch in der Welt liebt! — — Der Greis haßt nie so brünstig wie der Jüngling! — — Er fühlte nun in vollem Maaße, welche gefährliche Sache es sey zu lieben! — — Es giebt eine dreyfache Liebe in der Welt: aus Geschmack: aus Phantasie: und aus Leidenschaft. Die erste macht nie, die zweyte selten, und die letztere fast beständig unglücklich.“ Endlich sagt Hr. Schirach bey dem Leben des Herzogs Otto zu Anfang: „Man könnte mit leichter Mühe eine sehr lange rhetorische Parallele hinzufügen, wenn man Plutarch seyn wollte!“ Gott gebe, daß es Hr. S. wolle, und könne!

Leipzig.

Geschichte des Fräulein von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverläßigen Quellen gezogen. Herausgegeben, von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bey Weidmanns Erben und Reich. 1771. 8. 301. S.

85 Es haben sich bey der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetne Beurtheiler eingefunden.

Der Mann von der großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sotise du coeur nennt. Er überließ also schon lange das gute Kind ihrem Schicksal, und gedachte ihrer so wenig, als ein Cammerherr seiner Schwester, die einen Priester geheurathet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Solöcismen, und baute sie zu Haufen, wie das Thier Kaliban bey unserm Freund Shakespeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer, und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens, einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurtheilen ein Buch — — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Asthetikers, des Zeloten, und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entschuldigen, durch den sie sich Derbyn in die Arme warf, wann wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexanders betrachten, da er seinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungssucht; und mischten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländischen, zum Ausserordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von 20 Jahren, die sich in einer drückenden Situation befindet, so hätten wir ohngefähr den Schlüssel zu der so genannten Sotise. Die Scene bey der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Composition für das Publikum ist, und Wielands hat es so sehr gefühlt, daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das ganze ist gewiß ein Selbstgespräch, eine Familienunterredung, ein Aufsatz für den engeren Cirkel der Freundschaft: denn bei Lord Rich müssen die individuellen Züge beweisen, daß dieser Charakter zur Ehre der Menschheit existirt. Das Journal im Bleygebürge ist vor uns die Ergießung des edelsten Herzens in den Tagen des Kummers; und es scheint uns der Augenpunkt zu seyn, woraus die Verf. ihr ganzes System der Thätigkeit und des wohlwollens wünscht betrachtet zu sehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem sie dem Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das niederschreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrscheinlich darum zu thun, sich selbst Rechenschaft zu geben, wie sie sich in der Situation ihrer Heldinn würde betragen haben; und also betrachtet sie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüste zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns ins Ohr sagen, daß die Fugen des Gerüstes grob in einander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt sey, so antworten wir dem Herrn: Es ist ein Gerüste. Denn wäre der Machiniste Derby so fein ausgezeichnet, wie Richardsons Lovelace, so wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von

Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

Bern.

Uſong, eine Morgenländiſche Geſchichte in vier Büchern, von dem Verfaſſer des Verſuchs Schweizeriſcher Gedichte. Im Verlag der neuen Buchhandlung. 8. 1 Alphabet 3 Bogen.

Wenn ein Profeſſor tanzt, ein Hofmann Klopſtocks Oden beurtheilt, ein Hiſtorikus über die wenigen Fakta in Yoriks Reiſen erſtaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung reitet, ſo iſt es möglich, daß einer unter der Geſellſchaft iſt, der ſich ungeſchickt dazu anſtellt. Es hat der Herr Präſident von Haller bey den wichtigſten Geſchäften, und unermüdeten Bemühungen für das Reich der Gelehrſamkeit, Muße übrig gefunden, auch für die unteren Seelenkräfte des menſchlichen Geſchlechts zu ſorgen, und die jetzige deutſche Welt mit einem Werk zu beſchenken, das man füglich den Perſiſchen Telemach nennen könnte! Der Held iſt von Anfang bis zu Ende höchſt tugendhaft, trägt alle zum Thron erforderliche Qualitäten in einem gelben Gürtel, der der Zeuge ſeiner Kayſerlichen Abkunft iſt, liefert Schlachten, rettet Princeßinnen, erobert Reiche, macht herrliche Geſetze, am Ende ein Teſtament, und ſtirbt. Da die Scene aber im Morgenland iſt, ſo begreift der geneigte Leſer leicht, daß man nicht viel vom Menſchen zu ſehen bekommt, ſondern daß alles im Mantel und Schleyer eingehüllt iſt. Selbſt auf dem Perſiſchen Mantel haben wir die ſonſt gewöhnlichen Sittenſprüche des Korans vermißt. Im Morgenlande reiſt man auch nicht mit der Poſt, wie bey uns, ſondern es iſt oft eine Wallfahrt durch die Sandwüſte nach der Lampe des Propheten, die nicht brennen will. Unſre Leſer werden uns alſo verzeihen, wenn wir mit ihnen nicht von neuem durch das Land des Uſong wallen. Dem Lande fehlts, wie geſagt, oft an Waſſerquellen, beſchatteten Ruheplätzen, und die Caravanſerais ſind auch dunkle Vierecke, wo der Tag nur durch die Thür herein kommt.

Paris.

L'esprit des Journalistes de Trevoux, ou Morceaux précieux de literature, repandus dans les memoires pour l'histoire des sciences et des beaux arts, depuis leur origine en 1701. jusqu'en 1762. in 12. 4 Vols. 1771.

Eine Quinteſſenz des Journal de Trevoux. Wir fürchten, daß aus dieſen vier Duodezbänden noch eine andre Quinteſſenz zu ziehen möglich ſeyn möchte, die uns dann vielleicht einen Maaßſtab abgeben könnte, nach dem der Werth ſo mancher Journale und gelehrter Kreuzzüge zu berechnen wäre.

Paris.

Lettres de Monsieur le Chevalier de Boufflers pendant son voiage en Suisse, à Madame sa mere. Ohne Namen des Druckorts. 1771. 8. 32 S.

Der Chevalier de Boufflers ist aus der berühmten 91
Familie, wo der Witz, das Talent der Impromptus, der Naivete, und leichten Versifikation längst ein Erbgut zu seyn schien. Er versprach seiner Cotterie in Paris, in die Schweiz 30
zu gehen, und da für sie das Gemälde des Lächerlichen aufzunehmen. Er nahm die Maske eines Mahlers an, weil er würklich sehr geschickt in Pastell arbeitet, und fand auf diese Art leicht den Zutritt in alle Häuser. Er kam im Jahr 1764. in das Pais de Vaud, und mahlte zu Lausanne und 35
Vevay so lange bis er entdeckt wurde. Er nahm sehr wenig für seine Arbeit, und gab es meist den Bedienten als Trank- 92
geld zurück. Von da gieng er nach Ferney zu Voltaire. Diese Briefe werden vielleicht dem ernsthaften deutschen Publiko nicht gefallen. Es ist ein junger Obrister, der mit allem Selbstvertrauen spricht, das Talente, Jugend, Geburt, Hof- 5
leben, französische Sitten unterstützen; der als Franzose in angenehmes Erstaunen geräth, wenn er ausser seinem Vaterlande Witz, Wohlstand und Glück antrifft; der mit seiner Mutter als ein Liebhaber umgeht u. s. w. Indessen ist dieses doch eine wahre Menschenstimme, die sich ohne das qu'en 10
dira-t-on hören läßt, und in so fern bleibt es allzeit eine interessante Bekanntschaft vor den Kenner des menschlichen Herzens. Zu dem müssen wir erinnern, daß diese Briefe lange im Manuscript in der Schweiz herumgegangen sind, bis sie ein ungebetner Herausgeber hat abdrucken lassen. 15
Eben so gieng es Humen mit seiner Exposition gegen Rousseau. Es war ein Manuscript vor seine Freunde zu Paris, und er hatte es nie vor das Publikum bestimmt. Dieser Umstand spricht für seinen Charakter, der dadurch bey jedermann durch den einzigen Schritt verdächtig wurde, weil man 20
glaubte, Hume hätte das Publikum zum Zeugen seiner Wohlthätigkeit gegen Rousseau machen wollen.

Leipzig.

Briefe über die Lektüre an den jungen Elpin, von J. Ch. St. 8. 3 Bogen.

Ein Galimathias in Briefen, die alles ehe sind, als 94
Briefe. Der Verf. untersucht verschiedene wichtige Wahrheiten; als z. B. „daß wir nicht wissen, was andere, die vor uns lebten, gedacht haben, wenn wir ihre Schriften nicht lesen" — — „daß Gott uns das Lesen nicht ver- 15
bietet." u. d. g. Sein Hauptsatz gehet aber auf die nicht minder tiefsinnige Erfindung „daß man seinem Zweck gemäß lesen müsse, wenn man ein Gelehrter werden wolle." Nach ihm soll man weder Don Quichotte, noch Scarrons noch die Amadis lesen, sondern blos Bücher von 20
Wahrheit und Irrthum. Endlich scheinet er alle die-

jenigen unter die kleinen Geiſter zu rechnen, „die über Leibnitzen und Maupertuis ermüden.“ Darin ſind wir mit dem Verf. einig, daß man ſchlechterdings keine ſchlechten Schriften leſen ſollte, und deßwegen warnen wir alte und junge Elpins, die keine Recenſenten ſind, vor der Seinen.

Almida a Tragedy as performed at the Theatre Royal in Drury Lane. By a Lady. 8. 1 S. 6 d. 1771.

Die Verfaſſerinn iſt eine Tochter des letztverſtorbenen David Mallet und die Ehegattinn eines Genueſiſchen Edelmanns Celeſia. Das Stück iſt eine Nachahmung des Voltairiſchen Tancreds. Die vielen Erzählungen von geſchehenen Dingen hinter der Bühne, die Tiraden ſind abgekürzt; allein ſie ſind für ein Brittiſches Ohr immer noch zu lang. Aller Tadel, der ſchon im Tancred das Geringfügige und Ungereimte der Hauptbegebenheit, nehmlich den Kampf des Tancreds trifft, gilt auch hier. Überdies ſind viele nichtsbedeutende Incidentien eingewebt, die die Handlung immer noch ſchleppender machen. Der Stil iſt buntſcheckicht, und an vielen Orten ganz niedrig.

Leipzig und Lübeck.

Verſuch einer Überſetzung der 12 erſten Oden des Horaz nach eben dem Sylbenmaaße, deſſen er ſich bedient hat. 1771.

Wenn es wahr iſt, daß der Verfaſſer, wie er in der Vorrede ſagt, die Sprache ſeines Dichters und die unſere in der Abſicht ſtudirt hat, um den Horaz zu überſetzen, ſo bedauren wir ihn. Nie iſt Zeit und Fleiß übler angewendet worden. Doch wir glauben, daß ſeine Arbeit ihn mehr nicht gekoſtet haben wird, als die geringe Mühe Sylben zu zählen, und jeder Zeile aus dem Vorrath eines Schulexamens ihr beſchiedenes Maaß zu zumeſſen; denn weiter erſtreckt ſich ſein Verdienſt nicht: und auch dieſe Mühe ſich zu erleichtern, macht er ſich eben kein Gewiſſen daraus, aus zween Trochäen oder Jamben einen Coriamb; aus Jamben, Trochäen u. d. g. zu machen, wie es ſein Schema erfordert. In der Vorrede hält er ſich mit der Unterſuchung der Möglichkeit, das griechiſche Sylbenmaaß in die deutſche Sprache einzuführen, ſehr lange auf. Er beurtheilt aber die Frage nach der Proſodie, und ſollte ſie nach dem Ohre beurtheilen. Wenn wir dem unſern glauben, ſo iſt unſere Sprache nur zu Jamben, Trochäen und Daktylen geſchickt. Wir haben zwar auch unſere Anapäſten z. B ünbẽwiesen, und alle die mit zween unzertrennlichen Partiklen zuſammen geſetzte Hauptwörter und andere. Wir können alſo wohl Coriamben, Anapäſten, Pyrrhichier u. d. g. machen; aber ſie ſind nicht häufig genug und die Spondäen und alle Versfüße, wo zwo lange Sylben auf einander folgen ſollen, können wir faſt nicht anders, als mit zwey oder mehrern Worten

machen. Überdieſes iſt unſere Modulation ſo beſchaffen, 96
daß, ausgenommen bey dem Dacktyl, faſt immer eine lange
und eine kurze Sylbe abwechſelt, ſo daß ſelbſt eine kurze
Sylbe, oft etwas länger wird, wann ſie neben eine andre
kurze zu ſtehen kommt. Blos am Ende der Worte, die
den Accent in der dritten Sylbe vom Ende haben, iſt
eine Ausnahme zu machen. So urtheilt unſer Ohr. Großen
Dichtern hat es freylich oft geglückt, durch die Größe und
Stärke ihrer Gedanken und ihres Ausdrucks, uns in einen
Enthuſiaſmus zu ſetzen, wo wir den Zwang nicht merkten,
den ſie unſerm Ohre anthaten, ſo wie der N. Amadis ſeiner
Olinthe, wegen ihres Verſtandes, ihre Häßlichkeit verziehe;
aber unſer Überſetzer iſt nicht in dem Fall. Seine platte,
oft mehr als proſaiſche, meiſt geſchmackloſe, bis zum lächer-
lichen klaviſche, und doch oft ganz unrichtige und ſinnloſe
Überſetzung, ließ unſerm Geiſt alle mögliche Freyheit, die
Gewalt zu fühlen, die ſeine harte und holperige Verſe unſerm
Ohr anthaten. Man muß den Horaz ohne allen Ge-
ſchmack geleſen, und gar nichts bey ihm gefühlt haben, wenn
man den Verfaſſer dulden kann. Unſer Urtheil iſt hart,
aber wir müſſen, wo möglich, den Verf. erſchrecken, daß er
die übrigen Oden ſeines Dichters unangetaſtet läßt, damit
ungelehrte Leſer nicht den Überſetzer mit dem Horaz ver-
wechſlen und beyde verlachen. Wir halten uns für verbunden,
ein ſolches Urtheil mit Beweiſen zu unterſtützen. O. 1.
glänzender Zweig. Wer hat einen Zweig glänzen
ſehen. O. 3. quem mortis timuit gradum: Welche
Todesart macht ihn bleich; welche macht ihn nicht
bleich? Nachen voll Frevelmuth (impiae rates)
wer hat von ſolchen Nachen gehört? — — Mit ſolcher
Urtheilskraft überſetzt der Verf. für mich Schutz, ein
geſchmettert Schiff. Oder Marſiſches Schwein
ihm durch die Garne brach; für, oder ein Marſiſches
Schwein. Er wählt ein Soglamm — der bley-
weiſe Todt — — Welcher Jüngling geſchlank;
warum alſo nicht auch welche Jungfer zart? — —
Das Roſſenernährende Argos — — Sieh dort
Sorakte da ſtehn — — Sogleich als der Sturm 97
ſich legt. — — Nichts blüht zu ſeiner Hoheit
aufwärts — — So ſchreibt er deutſch. Daß der neue-
wunderklagenden Pyrrha Zeit zurückkehrte, da
der Fluß, zu ſehr von der Göttinn Sklav, am
linken Ufer, Jupiter zuwider, Iliens Rächer,
umher ſchweifend ſtürzte, welche bang klagte;
eine herrliche Strophe aus der 2. Ode. Und der Vater
der Winde, dich, der den Südwind befreyte. Wer
ſollte nicht ſchwören das: der den Südwind ꝛc. gienge auf dich;
aber dennoch gehts auf den Vater. Durchflochtene Baum-
garten von ſanftrieſelnden Bächen. Marcus
vom Atlas beredter Enkel. So conſtruirt er.

Sing ich itzt Romūl ŏdĕr auch des Pompil
Ruhige Herrschaft; ŏdĕr sie die Stolzen
Fascen des Tarquin, ŏdĕr von des Cato
preiswĕrthēm Tode.
Sing ich itzt freudig vŏll vŏm Geist der Musen
Regul die Scaurēn und den Paulus welcher
Pŏner besiegēnd nūn der Helden Tod starb
oder dich Fabriz.

Der Maurſche Fußknecht. So wohl klingend dichtet er. Die ſklaviſche Treu im Überſetzen iſt in jeder Zeile zu belachen. Aber hier und da kommen auch Fehler vor, die mit den zweyhundert Schlafbechern eines ältern Überſetzers um die Wette eifern. Z. B. Monumenta regis; heißt nicht Königs Schlöſſer, ſondern der Pallaſt des Numa. Nefas. O. 3. heiſt hier nicht Laſter, ſondern Entheiligung. Stabulis gaudet, nicht, das Vieh freut ſich in den Ställen; ſondern der Ställe. Qui nunc te fruitur credulus aurea; heißt nicht, der ſich an dir als Gold freut, ſondern, wenn man ja im Deutſchen, in einer Ode, die, unſerm Geſchmack nach, zu gemeine Trope ertragen kann; der dich leichtgläubig als ſein goldenes Mädgen liebte. Finire vitae labores, heißt nicht des Lebens Beſchwerden endigen; ſonſt hätte Horaz ſeinem Freund gerathen, er ſolle ſich zu todt trinken, finire heiſt beym Cicero und andern, 98 Gränze ſetzen, und ſo verſtehn wir es auch hier. Decorus mos palaestrae, heiſt nicht, die geſchmückte Fechtſchule, ſondern überhaupt, der Anſtand in den Leibesübungen. Was ſollen wir aber dazu ſagen, wenn der Verfaſſer den Vers: Ne viriles cultus in caedem et lycias proriperet cateruas; ſo überſetzt: daß nicht männliche Tracht und Lycias ins Feld zum Mord ihn fortriß. Wer in aller Welt mag der Lycias geweſen ſeyn? Sollte ein Überſetzer des Horaz nicht wiſſen, daß unter Lycias Cateruas, die Trojaner verſtanden werden, weil die Lycier ihnen zu Hülfe gekommen waren. Wir wetten, ſein Minellius hätte es ihm ſagen können. — — Wir wollen übrigens den Verfaſſer in ſeinem Fleiß nicht ſtören. Vermuthlich hat er das Fach noch nicht gefunden, zu welchem die Natur ihn beſtimmt. Zu einem Überſetzer des Horaz iſt er aber nicht gebohren worden, und wir müſſen aus Ehrfurcht für dieſen großen Dichter und für das Publikum die Fortſetzung dieſer Überſetzung inſtändig verbitten.

Leipzig.

Horazens Oden von Kutner. 1771. 8. 6 Bogen. An Herrn Clodius.

100 Haben denn unſre junge Versmacher ſonſt auf der Welt nichts zu thun, als den Horaz zu überſetzen? Wenn man glaubt, man hätte eine elende Überſetzung aus der Hand gelegt, ſo kommt die andere. Und was ſoll denn das Überſetzen endlich alle helfen? Ungelehrte verſtehen ja doch die

halben schielend ausgedruckten Anspielungen auf alte Historie und Mythologie selten; und Gelehrte müsten allen Geschmack verlohren haben, wenn sie eine gefolterte, wässerige, geschmacklose Übersetzung dem Original vorziehen wollten. Der neue Übersetzer, den wir vor uns liegen haben, hat nicht den geringsten Begriff von edlem Ausdruck, Schwung des Styls, Harmonie der Dichtkunst, Reinlichkeit der Sprache; Er fühlt dem Horaz nichts nach; findet zu keinem Gedanken die rechten Worte; weiß keiner Wendung Anmuth, keinem Bilde Ausdruck, keiner Periode Geist zu geben. Was soll das Ahnen Volk. Wer gräbt mit der Hacke. Wer wird unter einem Dach von Gesträuchern liegen; Wer wird von der Polyhymnia verlangen, daß sie die Leyer besayten soll? Wer anders als Hans Puff und Compagnie wird dem Virgil wünschen, daß er wohlbehalten anlange; wer wird ein Mädgen mit Wohlgeruch beseüchtet sehn; wer wird von einem Frauenzimmer sagen, sie ist golden im Genuß? Wer den Horaz nur halb versteht, wer nur ein wenig Begriff von der lateinischen Wortfügung hat, und nicht vielleicht gar ipso für den Dativus hält, wird die Stelle: Vnde nil maius generatur ipso, nimmermehr so übersetzen: Aus ihm entspringt nichts größers als er ist. Wer wird nihil illi secundum in der Stelle nec viget quidquam simile aut secundum Od. XII. so übersetzen, ihm ist nichts nachzusetzen. Quam minimum credula postero (die) verschieb nichts auf den andern Tag; und eine Menge andere Stellen wollen wir gar nicht anführen. Nie haben wir geglaubt, daß Horaz so ganz abscheulich verstellt werden könnte. Der große, feurige, edele, gefühlvolle Dichter, der uns durch die Gewalt seiner Lieder dahin reist, erhebt, begeistert, der wird unter der Hand unserer Übersetzer ärger als ein Gratulant, und würde selbst vor den Amphiktyonen, dem Gottsched weichen müssen. — — Armer Horaz! wie sehnlich wünschte er:

> Nec praue factis decorari versibus optem
> Ne rubeam pingui donatus munere, et una
> Cum scriptore meo capsa porrectus operta
> Deferar in vicum vendentem thus et odores
> Et piper et quidquid chartis amicitur ineptis.

Und nun gehts ihm noch schlimmer!

The Expedition of Humphrey Clinker. By the Author of Roderick Random. 12. 3 Vols. 7 S. 6 d. 1771.

Dieses Werk reicht zwar nicht an den Roderick Random und Peregrine Pickle, es ist aber doch über Ferdinand Fathom, und die Adventures of an Atom, von eben dem Verfasser.

Wittenberg und Zerbst.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. 2ter Theil. Bey Zimmermann, 8. 22 Bog.

118 Alâss the poòr Yorick! Ich besuchte dein Grab, und fand, wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweyten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt: er soll schwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit denen er so viel im 1sten Cap. seines Traums zu thun
119 hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Policeybediente des Litteraturgerichts sprechen anders, und lassen den Herrn Präceptor noch eine Weile beym Leben. Aber, ins neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnütze und schwatzende Schriftsteller Morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, tironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andre dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Es ist alles unter der Kritik, und wir würden diese Maculaturbogen nur mit zwey Worten angezeigt haben, wenn es nicht Leute gäbe, die in ihren zarten Gewissen glauben, man müsse ein solches junges Genie nicht ersticken. Um unsern Lesern nur eine Probe zu geben, welche schwere Handthierung wir treiben, dem Publiko vorzulesen, so ziehen wir einige Stellen aus. Eine kindische Nachahmungssucht, die der Herr Präceptor mit seinen Schülern in Imitationibus Ciceronianis et Curtianis nicht lächerlicher treiben kann, giebt den Schlüssel zu allen den Palliassestreichen, womit er seinem Meister Yorick vor unsern Augen nachhinkt. Yorick empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick wird von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen mir mit; hier aber steht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem Sacke was vor. Ein Pröbchen Yorickscher Apostrophe. Bey Gellerts Grab findet er in der Dämmerung seine Beckerin wieder, die ihm ehemals den Dukaten geschenkt hatte. Hier ruft er aus: „Komm mit! Und warum komm? De Gustibus non est disputandum, könnte ich hier füglich antworten: aber ich will de gustibus disputiren, um mein ganzes deutsches Vaterland, wenn es sich von einem jungen

Menſchen will belehren laſſen — zu belehren, welch einen falſchen und unrichtigen Gebrauch es von den Wörtern: Du, Er, Sie, Ihr, Sie, zu machen gewohnt iſt. Überhaupt zu reden iſt es ſeltſam und lächerlich, daß man ſich durch ein Sie von andern muß multipliciren laſſen, ſo wie man ſelbſt andere damit multipliciren muß — — ſo wie es widerſinnig iſt, daß ich von jemanden, als von einer ganz fremden Perſon, ſpreche, den ich vor mir ſehe, höre, — — und fühlen kann, wenn ich will — — Allein Deutſchland weiß das ſo gut, wie ich, ohne es ändern zu können — — Alſo muß ich davon ſchweigen. Um wie viel aber würde nicht das Übel vermindert werden, wenn man den Gebrauch der Wörter dergeſtalt feſt ſetzte." Er führt endlich die Beckerin in ſein Wirthshaus, und legt ſie ſchlafen. Er erwacht ſehr früh und hört den Hofhund bellen. „Das war mir unleidlich — — bey jedem Hau fürchtete ich, meine Mutter würde aus ihrem Schlaf auffahren — — Ich ſuchte in dem ganzen Zimmer nach einem Stück Brod herum. Nichts war zu finden — — Aber ſollte denn ein Hundemagen nicht Biſcuit verdauen können, dachte ich — — und damit eilte ich mit einem großen Stück in der Hand nach dem Hofraume — — die Beſtie wollte raſend werden, ſo bald ſie mich erblickte. — — Das iſt eine Beſtie κατ' ἐξοχην ſagte ich, und damit ergriff ich in vollem Eifer den Stock und bläuete ihm Stillſchweigen ein — — Laß es gut ſeyn, redete ich ihn nach einigen Minuten abbittend an — — Ich will dir deine Schläge reichlich vergütigen — — Die arme Beſtie krümmte ſich jämmerlich — — Ich wünſchte, daß ich ihm keinen Schlag gegeben hätte, oder daß mir der Hund wenigſtens die Schläge zurückgeben könnte — — Aber dachte ich bey mir ſelbſt, vielleicht verſtellt ſich das liſtige Thier nur! Nach ſeiner Höhe, Länge und Dicke zu rechnen, können ihm die paar Püffe, die ich ihm gegeben habe, unmöglich ſo wehe thun — — Noch nie hat mein von der Wahrheit in die Enge getriebenes böſes Gewiſſen eine ſo feine Ausflucht erſonnen." (Ein ſchöner Pendant zu Yoricks Scene mit dem Mönch!) „Der Hund fuhr fort zu winſeln — — hätte ich geſtohlen, und man ertappte mich auf friſcher That, ſo glaube ich immer es würde mir nicht ängſtlicher zu Muthe ſeyn, als mir bey dem Lamento des Hundes war" — — Endlich wird der Hund mit Eau de Lavande begoſſen; — — denn der Herr Präceptor ſieht Blut — — „Der Hund ließ mit ſich machen. Er roch den lieblichen Geruch des Waſſers und leckte, und wedelte mit dem Schwanze — — Nun konnte ich mich nicht länger erhalten ihn zu ſtreicheln, ob ich gleich für ſeinem Biſſe noch nicht ſicher war — — Eine ſo großmüthige Überwindung des erlittenen Unrechts ſchien mir einer kleinen Gefahr mehr als zu würdig zu ſeyn. Die Hundegeſchichte hatte in meiner Seele eine kleine Säure zurück

gelaſſen, die mit den Freuden ſchlechterdings incompatibel war, die ich dem angebrochenen Tage bereits en gros beſtimmt hatte. Ich ſuchte ſie los zu werden, und folglich war ich ſie auch ſchon halb los — — Es kam darauf an, daß ſich meines Wirths Küchenmagd aus ihren Federn erhob. Sie that es — — Ich überraſchte ſie in ihrem Neglige, und machte dadurch ſie und mich ſo beſchämt, daß ich ihr geſchwind ein Stück Fleiſch für den Hund abforderte" ꝛc. ꝛc. Der Mann hat auch ein Mädchen, die er ſeine Naive nennt, und er thut wohl daran, wie jener, der auf ſein Schild zum Bären ſchrieb: das iſt ein Bär. Ein Gemälde von der ſchönen Naiven! Sie fragt ihn, ob es ſein Ernſt ſey, wenn er ſagt daß ſie ihn zum glücklichſten Sterblichen mache — — „Sie zog mich ans Fenſter — — nickte mit dem Kopfe, daß ich mich bücken ſollte — — ergriff mich mit beyden Händen bey dem Kinne — — drehte meinen Kopf langſam hin und her — — Ihre Augen fielen bald in die Fronte, bald in die Flanke der meinigen — — dieſe drehten ſich allemal nach der Seite der Attaque."

Von Wendungen eine Probe! „Jedoch ut Oratio mea redeat, unde — — O küſſenswürdiger Cicero, durch dieſes herrliche Commandowort denke ich von meiner Abſchweifung eben ſo geſchwind wieder nach Hauſe zu kommen, als eine Kugel in die Köpfe der Feinde durch Tann, Tapp, Feuer." — — Endlich bekommt der Verf. S. 73. ein ganzes Bataillon Kopfſchmerzen, weil er was erfinden ſoll; und wir und unſere Leſer klagen ſchon lange darüber.

Gießen.

Bey Kriegern iſt gedruckt: Bibliothek der Griechiſchen Litteratur zum Academiſchen Gebrauch, von Joh. Fridr. Chriſt. Schultz, Prof. der Morgenländiſchen und Griechiſchen Litteratur in Gießen, 1772. 14 Bog.

122 In unſern Bibliothekariſchen Zeiten werden ſich unſre Leſer unter dieſem Titel Kritiken über Schriften der Griechiſchen Litteratur denken: aber nichts weniger. Es iſt eine Art von Tabelle über die Griechiſchen Schriftſteller, nach einem ſehr weitläuftigen Plan. Erſt wird das Leben eines Autors mit ein paar Worten angegeben; dann folgen die Schriften, ſelbſt alle einzelne Abhandlungen, die beſten Ausgaben, Erläuterungsſchriften, und ſogar auch Nachahmungen. Auf dieſe Art kommt hier manches vor, das man in andern Büchern dieſer Art vergeblich ſuchen wird, und von dieſer Seite kann es auch mehr als Anfängern zu einem bequemen Regiſter dienen. Es wird uns erlaubt ſeyn, einige Anmerkungen zu machen, welche die Brauchbarkeit dieſes nützlichen Buchs auf die Zukunft vielleicht noch mehr erweitern können. Der Herr Prof. läßt die Schriftſteller nicht, wie gewöhnlich, nach der Zeitordnung auf einander folgen. Er ordnet ſie vielmehr nach den Gegenſtänden ihrer Schriften, ſo daß einzelne Theile ihrer Werke, wenn ſie verſchiedne Materien behandeln, auch unter verſchiednen Fächern vorkommen. Dieſe Methode ſcheint uns für Anfänger ſehr un-

bequem, und bey einem so kleinen und leicht übersehbaren Felde von Litteratur überflüßig. Wer die Schriften Plutarchs überhaupt kennt, weis doch wohl ohnehin, daß seine Leben zur Geschichte, und seine Moralische Stücke zur Philosophie gehören. Hier aber muß er ein bischen System theuer genug bezahlen; die Zeitrechnung wird ihm schwerer; er kann die Gelehrsamkeit eines Jahrhunderts nicht anders, als aus zehnerley Fächern berechnen; er muß, um die Schriften eines Autors auf einmal zu übersehen, sie sehr oft aus drey bis vier Cap. zusammenlesen, und sich durchs ganze Buch herum citiren lassen. An der Vollständigkeit überhaupt haben wir nichts auszusetzen; sie ist uns von mancher Seite nur allzugroß. Was sollen dem Anfänger alle die Schiffbrüchiche Autoren, von denen wir meistens nur einige Zeilen übrig haben? Er muß viel Geduld haben, wenn er sich von S. 45——49. nur allein durch 35 Comische Schriftsteller dieser Art durcharbeiten will. Es wäre genug gewesen, nur diejenigen anzuführen, die in ihrem Fach Epoche gemacht, wie Menander, und in Ansehung der übrigen auf die Sammlungen solcher Fragmente zu verweisen. Eben diese Vollblütigkeit haben wir in Ansehung der vielen, besonders ausländischen Übersetzungen bemerkt, die zum Theil längst von ihren eignen Nationen vergessen sind. Wen unter uns interessirt denn wohl des Castellvetro Italienische Übersetzung der Poetik des Aristoteles vom Jahr 1570. oder die Böhmische des Josephus 1553? Aber es ist immer der Fehler unsrer arbeitsamen Litteratoren, daß sie in der Vollständigkeit ihr Hauptverdienst setzen; freylich ein leichtes Verdienst! Wer die Litterargeschichte so weitläuftig treiben will, muß ohnehin eine größere Compilation zur Hand haben; dem Anfänger vereckelt es nur dieses Studium. Von einer andern Seite ist uns das Buch zu wenig vollständig; es fehlen zu viele Bücher, die nothwendig hieher gehören. Bey den Übersetzungen wollen wir uns nicht aufhalten: wir vermißten aber gleich Anfangs die Goldhagische von Pausanias, und andre minder wichtige. Auch ist der Verf. der Lemgoer Übers. des Dionysius von Halicarnaß kein Ungenannter; auf dem Titel steht: Johann Lorenz Benzler. Neben dieser könnte die schöne Lat. Üb. des Æmilius Portus stehen. Wir kommen zu den Originalen. Daß unter den spätern Werken der Griechen Cointus, Coluthus, die Griechische Anthologie, und andre fehlen, die dem Anfänger wenigstens dem Namen nach nicht unbekannt seyn dürfen, daß Suidas nur beyläufig in einer Parenthesis vorkommt, läßt sich vielleicht mit besondern Absichten des Verf. entschuldigen. Aber neben dem Aquila, Symmachus und Theodotion sollte doch Nonnus nicht vergessen worden seyn. Eben so ungern vermißten wir den für die Griechische 124
Litteratur so wichtigen Athenäus, den Deipnosophisten, für den wir allenfalls den Maschinenmeister dieses Namens

hingegeben hätten. Die Grammatiker fehlen ganz: die Herrn Auditores werden alſo des Heſychius und Pollux Wörterbücher, wenn ſie ſie nicht von Schulen mitgebracht, nicht kennen lernen. Wir könnten noch eine ziemliche Nachleſe halten, wie Kenner bey der Vergleichung bald finden werden; aber es mag genug ſeyn. Eben ſo hätte der Verfaſſer in der Angabe der Editionen immer etwas vollſtändiger ſeyn können, zumal da er ſie nur mit einem Wort bemerkt. Eine gute Kenntniß und richtige Beurtheilung der brauchbarſten Ausgaben iſt gerade die Hauptſache, warum ein junger Menſch ein Collegium von der Art beſuchen ſoll: das übrige findet er an hundert Orten. Wenn man aber einem Anfänger von einem wichtigen Schriftſteller etwa nur eine prächtige Engliſche oder Holländiſche Ausgabe hernennt, die er wohl niemals kaufen, oder, wenn er es will, ſelten haben kann, vielleicht niemals zu Geſicht bekommt, ſo hat er dadurch weiter nichts, als einen gelehrten Namen mehr gelernt. Dieſe muß er wiſſen, aber noch mehr diejenige, die ihm am meiſten vorkommen, und er am erſten nützen kann. Hier und da bemerkten wir nicht einmal die beſte Ausgabe, und unter den guten und leicht zu habenden Handeditionen fehlen viele, auch mehrere neuerlich abgedruckte einzelne Stücke der Alten. Zuweilen ſtreut der Verfaſſer kleine Urtheile ein, die wir nicht immer unterſchreiben möchten. Sappho war gewiß mehr, als im eigentlichen Verſtand die Karſchin der Griechen.

In der Vorrede kündigt Herr S. zum Vortheil derer, die dieſe Schrift, ohne weitern Unterricht als ein Handbuch, gebrauchen wollen, ein weitläuftiges Werk an, das im eigentlichen Verſtand kritiſch ſeyn ſoll. In dieſem will er ſonderlich den Plan eines jeden einzelnen Aufſatzes dieſer Schriftſteller, ein kritiſches Verzeichniß aller ihm bekannten Ausgaben, nebſt einer Anzeige ihrer Vorzüge und Fehler, ſo wie auch aller ihm bekannten Handſchriften, und eine genaue Beurtheilung deſſen, was der Fleiß der Commentatoren ſchon daran gethan hat, und was ihm noch künftig zu bearbeiten übrig gelaſſen iſt, mittheilen. Der Plan iſt groß: wenn ihn der Herr Prof. glücklich ausführt, ſo wird er mehr als unſer zweyter Fabricius ſeyn. Auch verſpricht er eine neue Ausgabe des Ariſthänets und Heliodors.

Leipzig.

Journal für die Liebhaber der Litteratur. 2tes Stück, bey Chriſtian Gottlob Hilſcher, 8.

126 Schulübungen, und zwar von den elendeſten! Virgil
127 und Horaz werden in die ſchwerfälligſte Proſe zerſtückt, und auf dem Sylbenmaaß von Ramler und Zachariä die deutlichſten Worte hergezählt. Ich möchte nicht der Herr Senator Lochner in Görlitz ſeyn, dem das Ding zugeſchrieben wird.

Marpurg.

M. J. Friedrich Rommershauſen Vorleſungen über ſeinen Entwurf zu einer Einleitung in das A. T. zum beſten der Anfänger, herausgegeben mit Anmerkungen von D. Carl Wilhelm Robert, der Gottesgelahrtheit ordentlicher Lehrer. 1772.

Der Herausgeber hätte entweder dieſes Buch vorher von der unzähligen Menge von Fehlern ſäubern ſollen, die es itzt verunſtalten, oder um ſeiner und Rommershauſens Ehre willen das ſollen ſeyn laſſen, was es nun iſt; unverdaute Hefen eines jungen Magiſters, der der Sache nicht gewachſen war, von welcher er ein Collegium las. Herr Robert hat Anmerkungen dabey geſetzt; aber die ſind ſehr unbedeutend. Wie war es dem Manne möglich, damit wir doch nur ein Beyſpiel anführen, S. 251. den ſeel. Rommershauſen grundgelehrt beweiſen zu laſſen, daß die LXX bey Pſalm XXIX, 2. nicht den ſamaritaniſchen, ſondern den hebräiſchen Text vor ſich gehabt haben, wenn er von der Materie ſpricht, ob der Pentateuchus derſelben aus dem Hebräiſchen oder Samaritaniſchen gemacht ſey? Welcher Anfänger hat wohl je einen ſolchen Schnitzer gemacht? Aber was ſoll man von demjenigen ſagen, der ſolche Schnitzer unter ſeiner Garantie zum Beſten der Anfänger heraus gegeben hat?

The drunken News-writer; a Comic Interlude: as it is performed at the Theatre Royal in the Haymarket with a new sung, set to music and sung in Character, 8. 6. d.

Hier macht der trunkne Zeitungsſchreiber, wie im Pygmalion des Rouſſeau, die einzige ſpielende Perſon des Stücks aus. Ungemein viel Laune herrſcht durchgehends.

The Captives: or the History of Charles Arlington, Esq. and miss Louisa Sommerville. 12 3 Vols. 7 S. 6 d. 1771.

Wunderbare und unglaubliche Geſchichten, die eben ſo ſehr beleidigen als die gemeine Manier, womit ſie geſagt ſind.

Dido; a Comic Opera. 1 S. 1771.

Es iſt die traveſtirte Geſchichte der Dido und des Äneas, von eben dem Verf. der den Homer in burleſken Verſen geliefert hat.

Summary and free Reflections on various Subjects. 12. 2 S. 1771.

Eine übelgerathene Nachahmung der unzuſammenhängenden Manier des Montaigne. Der Geiſt des Originals fehlt.

Leipzig.

Le Comedie di Terenzio tradotte in versi sciolti da Nic. Fortiguerri col Commentario tedesco. 1772. 1 Alph. 8 Bog.

So ſehr ſich verſchiedene Gelehrte über die Überſetzungen der Alten beſchweren, und ſie als die Haupturſachen des Verfalls von der Kenntniß der gelehrten Sprachen anſehen,

ſo gerne ſehen wir ſie, wenn ſie wohl gerathen ſind. Nicht der Sprachen Kenner, ſondern der leſende Theil des Publikums, von welchem ſo wenige die alten Sprachen zu lernen Gelegenheit haben, ſetzt den Geſchmack feſt; und wenn dieſer Theil die alten kennt, und durch gute Überſetzungen nach ihnen ſein Gefühl bildet, ſo iſt immer mehr Hoffnung zu einem allgemeinen guten Geſchmack vorhanden, als wenn die 129 Schriftſteller des Alterthums blos in den Cabinetten der Gelehrten verſchloſſen bleiben. Fortiguerri hat den Italieniſchen Schönen, und den ungelehrten Leſern dieſer Nation alſo einen angenehmen Dienſt erwieſen, da er ihnen den Terenz in ihrer eigenen Sprache zu leſen gab. Seine Überſetzung iſt auch, ſo weit wir ſie zuſammen gehalten haben, noch ganz richtig, ob man ihm gleich, ich weiß nicht was für einen Zwang, und eine gewiſſe lateiniſche Wortfügung anmerkt, die einem Italieniſchen Ohr noch viel empfindlicher ſeyn muß, als dem unſrigen. Allzugroße Treu im Überſetzen macht wirklich untreu. Z. B. Wenn Terenz ſagt, bona verba quaeso! das im Deutſchen etwa durch, ey das wäre, und im Italieniſchen vielleicht durch das comiſche: Cospetto oder dergleichen zu überſetzen wäre, ſo ſagt Fortiguerri: buone parole in grazia. Wenn Terenz gleich im Anfang der Andria ſagt:

Quod plerique omnes faciunt adolescentuli
Ut animum ad aliquod studium adiungant; aut equos
Alere, aut canes ad venandum, aut ad philosophos,
Horum ille nihil egregie praeter caetera
Studebat, et tamen omnia haec mediocriter.

So läßt ſich der Italiener durch das studium und studebat ſo verführen, daß er den Sinn ganz verkehrt ausdrückt. Bey ihm ſagt der Alte:

Ora siccome gli alteri giovanetti
Che dansi a qualche studio, o di Cavalli
O di Cani da Caccia, o pur d'andare
A questo o a quello Filosofo, nessuna
Egli di queste cose egregiamente
Apprese, ma però di tutte n'era
Mezzamente istrutto, ed io godeane.

Darüber hätte ſich der Vater wohl nicht freuen ſollen. Anſtatt studio, ſollte hier offenbar passione, oder inclinazione ſtehn; anſtatt apprese, etwa si abandonava, si fogava oder dergleichen; anſtatt mezzamente istrutto, vielleicht pigliava qualche gusto, oder ſo etwas; und denn wäre der Sinn des Terenz herausgekommen, der ſagen will: Pamphilus 130 hätte keine Hauptleidenſchaft gehabt, ohne deswegen ganz indolent oder unempfindlich zu ſeyn. Wir könnten noch mehr dergleichen Stellen anführen. Die gedrungene ſententiöſe Schreibart des Terenz vermiſſen wir oft ganz. Z. B. den bekannten und vortreflichen Zug in dem Heaut. homo sum,

nihil humani a me alienum puto, giebt der Überſetzer durch folgende zween langweilige Verſe:

Uomo son io e ciò che ad uomo s'aspetta
Stimo negozio proprio e m'appartiene.

Oft iſt es ihm aber auch geglückt, dem Geiſt des Terenz ziemlich nahe zu kommen, wie z. B. in der rührenden Klage des Clinia, Heaut. A. 2. S. 2. v. 15. Da ſagt der Italiener:

O Giove, e dove mai la fede alberga!
Mentre io per tua Cagion lascio la patria
E vo ramingo per paesi strani,
Fuori di senno per amarti troppo.
Tu in questo mentre ti facesti ricca
Antifila, e in cotante aspere sciagure
Ingrata mi lasciasti!

Auſſer der Muſik in dem Lateiniſchen, für welche der rührende Fall, ingrata mi lasciasti, uns nicht ganz ſchadlos hält, und auſſer der bitteren Verweilung auf dem langen Wort conlocupletasti, das dem Jüngling ſo tief durch die Seele drang, iſt dieſe Stelle ſehr genau und mit der ganzen Empfindung ausgedruckt worden, die ihr eigen iſt. Auch ſolche Stellen ſind nicht ſelten, und die Italiener können mit ihrem Überſetzer wenigſtens eben ſo zufrieden ſeyn, als die Franzoſen mit ihrer Dacier und vielleicht auch mit ihrem Monnier — — Aber was ſollen denn nun wir mit dieſer Überſetzung thun? „Italieniſch ſollen wir daraus lernen," ſagt der Herausgeber. Und warum ſollen wir denn nicht eine fremde Sprache lieber aus ſolchen Büchern lernen, in welchen wir zugleich Geiſt, Denkungsart und Wortfügung der Nation fühlen und faſſen können? Ein Überſetzer mag noch ſo gut ſeyn, ſo wird er doch nie ſeiner eigenen Sprache treu genug ſeyn, um auch ſich nicht oft nach derjenigen zu fügen, aus welcher er überſetzt. Er muß die Gedanken verbinden, wie ſie ihm vor- 131
geſchrieben ſind; er kann die Begriffe nicht vortragen, welche ſeiner Nation original ſind, und in welchen die Sprache immer ihre meiſte Stärke hat; er muß oft umſchreiben, muß ſich oft mit uneigentlichen, unbeſtimmten Ausdrücken befriedigen; und ſieht aller Kunſt zum Trotz doch immer ſo aus, als wie ein Chineſer, der zum erſtenmal ein deutſches Kleid anlegt. Wir wiſſen es alſo dem Herausgeber wenig Dank, daß er uns mit einem Buche beſchenkt hat, das uns zum Leſen überflüßig und zu Erlernung der Sprache wohl gar ſchädlich iſt. Wir hätten lieber gewünſcht, daß er uns einen guten Dante oder Petrarca oder einen Zappi oder einen Boccagio wohlfeil hätte abdrucken laſſen, oder daß er uns, wenn er für die Schüler beſorgt ſeyn wollte, lieber eine Scelta, aber in beſſerm Geſchmack, als diejenige iſt, die wir ſchon haben, aus urſprünglichen Italieniſchen guten Büchern hätte ſchenken wollen. Doch wollten wir dabey die deutſchen Noten, die er

dem Terenz beygefügt hat, verbitten. Wer Italienisch lernen will, der muß sich es nicht verdrießen lassen, ein Wörterbuch zur Hand zu nehmen; und kommen schwere Wortfügungen und alte Wörter vor, so können sie durch leichtere und bekanntere in den Anmerkungen erklärt werden. Ohne dieses betreffen die deutschen Anmerkungen des Herausgebers von diesem Terenz meist ganz geringe Kleinigkeiten, die der Schüler, welcher den Terenz erklären soll, längst wissen muß. Z. B. daß Spagliare irren, Saviezza Weisheit, Sciagura Unglück, Tosse der Husten heißt, u. d. g. brauchten wohl nicht in einer Anmerkung erinnert zu werden, oder es hätte zu einem jeden Wort eine gesetzt werden müssen.

Leipzig.

Die ganze Lebensgeschichte unsers Herrn Jesu Christi nach der Zeitordnung und einer ungezwungenen Harmonie aller vier Evangelien entworfen von D. Johann Friedrich Bahrdt, gedruckt bey B. E. Breitkopf und Sohn 1772. 88. S. 8.

138 Der ältere Hr. D. B. liefert uns hier eine Harmonie der vier Evangelisten, welche wir, ihrer Gründlichkeit und gedrungnen Kürze wegen, allen Liebhabern der Schriftauslegung mit recht empfehlen können. — — Der Hr. Verf. hat seine Arbeit vornehmlich für die Leipziger Catecheten bestimmt, welche Auftrag haben, in ihren Nachmittagspredigten die Lebensgeschichte Jesu in harmonischer Ordnung mit Vergleichung aller vier Evangelisten vorzutragen. Ein Institut, welches wir an mehreren Orten eingeführt zu sehen wünschten, wo noch mit heiliger Einfalt über die lieben Evangelien und Episteln so eifrig als über die alten Kirchenlieder, gehalten
139 wird. Vorzüglich hat uns S. 6. die Stelle gefallen, wo der Hr. D. zu dem durch Christum vollbrachten Erlösungswerk, nicht nur die Begnadigung sondern auch die Heiligung der Menschen rechnet und selbst die Stelle Röm. 8, 3. 4. also umschreibet: „daß Gott Christum in einer sündhaften Menschenähnlichen Natur, in die Welt gesendet hat, um der Sünde willen, zu einer solchen Abschaffung derselben, daß die Gerechtigkeit die das Gesetz erfodert, in uns erfüllet werde, dadurch eben die Genugthuung, die er (Christus) für uns geleistet hat, auch in uns vollendet, werden muß ꝛc.“ Auch darinnen hat der Hr. D. unsern völligen Beyfall, daß er das N. T. für nützlicher als das alte, und die Lesung und Erklärung des erstern für unsere Zeiten brauchbarer erklärt.

Leipzig.

Versuch über Shakespears Genie und Schriften, in Vergleichung mit den Dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen. Übersetzt von Eschenburg. 1771. 8. 17 Bog.

141 Wir wundern uns über die Gutherzigkeit des Publikum, wenn es, wie man ihm schon zugetraut hat, diese Rhapsodie eines jungen Menschen, der sich ohne Beruf an die Vertheidigung Shakespears wagt, als ein Meisterstück aufnehmen

wird. Aber noch mehr wundern wir uns über die Gutherzigkeit des Engländers, der auftritt, und Voltairen eine Thorheit predigt und den Franzosen ein Ärgerniß. Wer sieht nicht aus dem Titel, daß hier Wasser mit dem Sieb geschöpft wird, und daß, wenn Vergleichung je unnütze war, sie es hier ist. Voltaire sucht Shakespear lächerlich zu machen. Er aber hat schon lange im Rath der Amphictyonen Sitz und Stimme 142 verlohren, wenn von einem Engländer und einem Rival die Rede ist. Voltaire lacht, daß sich die ganze Nation zu einem Schauspiel dränge, wo Geister, Rasende, Hexen, Feen und Unholde die Akteurs sind. Eben dieses Faktum hätte ihn, wenn er Philosoph wäre oder seyn wollte, aufmerksam machen sollen. Eine ganze Nation, und zwar eine solche, die an Kenntnissen aller Art es mit allen andern Nationen aufnimmt, betrügt sich nicht in der Wahl ihres Vergnügens, und das chicaniren kommt hier zu späte. Hätte er die Ursachen dieses allgemeinen Aberglaubens an Shakespears Schönheiten aufgesucht, er würde sie bald gefunden haben.

Der Autor ist bescheiden, und sagt selbst von sich, er sey zufrieden, wenn es von ihm heiße, daß auch Er ein Buch mehr in der guten Sache des großen Shakespear geschrieben habe. Ein Buch mehr nach Pope, Warburton, Johnson, Theobald, Dodd, Hanmer, Upton, Warton und Edwards wäre nicht überflüßig, wann er Beobachtungsgeist und Gefühl genug hätte, mehr zu sehen als Sie. Ganz Unrecht hat er nie; denn er vertheidigt die Sache der Natur und Shakespears: Allein alles, was er vorbringt, ist ihm so fremde, die Ideen andrer weiß er so wenig zu verfolgen, sie unter den wahren Gesichtspunkt zusammenzubringen, daß er uns mitschwitzen macht. Er fängt von Ledäs Ey an; (O wenn doch Bossu aufstehen, und den Verfasser brüderlich umarmen könnte!) zeigt uns, was Drama und Epos ist, und demonstrirt mit dem Finger in der Höhe, daß bey dem Drama die allgemeine Absicht aller Zeiten, die Erreichung gewisser moralischer Endzwecke durch die Vorstellung einer Fabel gewesen sey. Nachher lehrt er uns, daß das Drama eine Nachahmung menschlicher Handlungen durch Handlung selbst sey; sieht in der Iliade ein moralisches Gedicht, das für den Politischen Zustand von Griechenland, die vielfältige Regenten zur Eintracht zu ermuntern aufgesetzt worden; in der Odyssee aber ein Werk das sich vor die Beschaffenheit der menschlichen Natur überhaupt schicke. Und dieser Held sicht für Shakespear! Gegen Voltairen! Wir übergehen die unkluge Ausfälle gegen die Franzosen, die er doch so gerne gewinnen 143 möchte, und denen er mit Angst und Mühe beweist, daß ihre Dramatische Dichter nichts taugen. Wir glauben aber, Theaterstücke für Franzosen werden und dürfen nie anders seyn, als sie sind. Das historische Drama vertheidigt er weitläuftig mit dem Exempel der Griechen, und vergißt, daß es hier darauf ankomme, zu erklären, nicht, warum Shake-

spear vaterländische Geschichte behandelt, sondern warum er sie so und nicht anders behandelt. Und dann hätte er sagen können, Shakespear schrieb nicht für Leser des 18. Jahrhunderts, sondern für Zuschauer seiner Zeit, die keine Geschichte auf dem Theater annahmen, als wie sie selbst gelesen hatten. Der gemeine Mann selbst weidete damals seine Liebe zum Wunderbaren und Ausserordentlichen an den tragischen Begebenheiten des Vaterlands, und diese Geschichten standen neben seinen Gebetbüchern und Romanen. Alles was auf dem Theater vorgestellt wurde, es mochte nun wahr oder erdichtet seyn, muste doch in allen kleinen Zügen mit diesen Geschichten und Romanen übereinstimmen, und dieses ist der Grund, warum in den Pastoral- oder Operastücken unsers Dichters im tragikomischen, und historischtragischen so viele Scenen und Personen vorkamen, die uns übel zusammenhängend, überflüßig, rhapsodisch scheinen. Sie waren in der Rhapsodie der Novelle, und also wäre dem Dichter übelgerathen gewesen, wann er einen Zug hätte wollen auslassen, worauf das Volk gepaßt hätte. Von diesem Zwang, den sein Zeitalter dem Dichter auflegte, hätte er ausgehen sollen, und zeigen, wie er mitten unter diesen Klippen nicht scheitert, wie er den Helden zwar alles das thun läßt, was ihm die Geschichte vorsagt, aber in seine Gesinnungen eine solche Consistenz zu legen versteht, daß die dem Anblick nach widersprechende Handlungen doch aus einer Quelle fließen. Kurz die Zauberey des Genies, das, wie bey Cervantes, alle Narren, Helden und Schöpse mit einem Interesse zu umkleiden weiß, das uns nie kalt und schläfrig läßt, und als Schöpfer aus Thon Menschen macht, die seinem Bilde ähnlich sind. Endlich geräth er in der Vertheidigung Falstaffs
144 bey dem 1sten Theil Henrich des IV. und dem Charakter Huberts und Königs Johann beym 2ten Theil auf das, was er längst und dringender hätte sagen sollen, und beichtet, daß Shakespear aus seinen Stücken kein Gemälde einer einzigen Leidenschaft, keinen Charakter des Patrioten und Liebhaber u. s. w. habe machen wollen. Er durfte es auch nicht im historischtragischen; denn alle Mühe und Kunst den Knoten zu schürzen und zu lösen, alle Situation, die er für dieses sein Abstraktum zugeschnitten hätte, wären verlohren gewesen, wann bey den Einmal bekannten Namen und Geschichte eine Anekdote für den Zuschauer wäre zu Grund gegangen. Alle Werke Shakespears sind daher fliegende Blätter aus dem großen Buche der Natur, Chroniken und Annalen des menschlichen Herzens, aber keine Tugendlehren in Kapitel gebracht und durch redende Exempel erläutert.

Über die Hexen und Geister Shakespears ist der Proceß schon zu lang geführt worden, als daß wir uns dabey aufhalten dürften — — Aber dem Verfasser sieht man es an, daß sie ihm bey aller ihrer Vertheidigung, doch noch den ersten Schrecken abzujagen haben. Bey Analysirung des Otho

und Cinna des Corneille wird dem Franzosen, mit gleichen Maaß vergolten. Was der Verf. zu Vertheidigung von Shakespears Cäsar sagt, scheint uns auch nicht ganz richtig. Er glaubt, Shakespear habe Brutus zum Helden des Stücks machen wollen, deswegen sey Cäsar zu stolz. Cäsar ist wie er seyn soll. Ein Mensch, der 10 Jahr lang Stetigkeit genug hat, auf einen einzigen Endzweck zu arbeiten, und diesen Endzweck dahin ausführt, daß er sich eine Krone durch die Freyheit und die Ruhe des Vaterlands und der Welt erkauft, der darf Gesinnungen äussern, die Stolz athmen; allein Größe der Seele wird man nie in diesem Geschöpf Shakespears verkennen, wer sie zu fühlen vermögend ist. Übrigens zeigt sich auch hier, was wir oben von den Novellen gesagt haben, und Shakespear, wie der Verf. selbsten bemerkt, folgt Schritt vor Schritt dem Plutarch. Wir haben schon so viele mit Anmerkungen und Verbesserungen herausgegebene Englische Werke, so viele Auszüge allgemeiner Weltgeschichte u. dergl. Selten aber fällt es uns ein auf eignem Grund und Boden zu stehen. Wäre nicht Herr Ebert und vielleicht Herr Eschenburg selbst im Stande, auf wenigen Bogen zu sagen, was dieser Engländer halb wahr und kalt gesagt, und nicht gesagt hat?

Augspurg.

Die Vorsehung, ein Lehrgedicht, von Gustav Adolph von Amann, 1771. $3\frac{1}{4}$ Bog.

Der Verfasser eines philosophischen Lehrgedichts hat zwo Pflichten auf sich. Er muß Philosoph, er muß Dichter seyn. Beydes vermissen wir am Hrn. Verfasser. Er ist nicht Philosoph; denn alle seine Beweise gründen sich blos auf eine hypothetische Induction, und sagen mehr nicht, als was hundertmal schon gesagt worden ist: Er ist nicht Dichter; denn das mechanische der Poesie macht den Dichter noch nicht aus. Einen reinen fließenden Vers zu schreiben, und auch dieses thut der Verfasser nicht immer, einen reinen Vers zu schreiben, sagen wir, ist heut zu Tag kein Verdienst. Der Einfluß des Genies berechtigt allein zu dem ehrwürdigen misbrauchten Namen eines Dichters. Überdieses hat auch der Verf. seinen Gegenstand noch gar nicht durchdacht. Er setzt der Vorsicht blos den Zufall entgegen. Es stehen aber noch andere Dinge im Wege, die ohne Offenbahrung immer ein Räthsel geblieben wären. Niemand würde es dem Verfasser übel genommen haben, wenn er aus der Offenbahrung, die Lücken der Vernunft ergänzt, aus ihr die Lehre der Vorsehung mit der Freyheit des Menschen vereinigt, und aus ihr die Hypothese von dem Fatum erläutert hätte. Wenn man sicher wäre, daß jeder Leser Verstand genug hätte, den Geist zu treffen, in welchem ein Schriftsteller schreibt, so könnte ein Mann von Genie solche Gegenstände blos als Philosoph bearbeiten, und in dieser Gestalt, sich in den Gränzen der bescheidenen Vernunft oft einen Scepticismus erlauben; aber, da man gewohnt

iſt, den Schriftſteller nicht nach der Perſon zu beurtheilen die er annimmt, ſondern nach derjenigen welche er wirklich auf ſich hat; da man glaubt, wer auf dem Theater Scapin iſt, ſey Scapin im ganzen Leben; ſo rathe ich keinem Dichter, in dem Mantel des Philoſophen aufzutreten, deſſen Löcher ſo vielen ärgerlich an denjenigen ſind, die einen beſſern Mantel haben, und ihn aus Caprice auf einige Stunden von ſich legen, um zu ſehen, wie ſie der andere kleidet, und wie weit er ihnen reicht.

Dresden und Leipzig.

Thraſybulus. Oder von der Liebe zum Vaterlande. Bey Johann Nic. Gerlach Wittwe und Sohn, 1771. 8. 56 S.

Eine Schulchrie, die ohngeachtet ſie nur drey und einen halben Bogen beträgt, doch zum Durchleſen viel zu lang iſt. Wir dachten indeſſen bey ihrem Anblick, da wir ſahen daß ſie gut gedruckt war, und eine ſaubere Vignette hatte, wie der Abbe Olivet, wann er mit allem ſeinem Enthuſiaſmus vor die Schönheiten der Alten, die Menge Menſchen zu einer ſchlechten Tragödie ſtürzen ſahe: Cela ne fait point de mal à personne.

Frankfurt am Mayn.

Lucile ein Singſpiel in einem Aufzuge. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und von dem Überſetzer ſelbſt herausgegeben. 1772. 8. 4 Bog. 8. 4 Blätter mit Muſik, mit Andräiſchen Schriften, koſtet bey dem Verleger 24 kr.

Gar eine rührendſeynſollende Operette! Man muß ſie etwa ſehen oder hören; im Leſen hat ſie wenig oder gar
148 kein Verdienſt. Dieſe Überſetzung empfiehlt ſich dadurch, daß die Muſik des Quatuors beygefügt iſt, welches ſo ſehr bewundert und von ſo manchem jungen Herrn getrillert worden, und welches gewiß dem teutſchen Texte ſein Glück nicht zu danken hat. Es thut mir, zum Exempel, um gedachten jungen Herrn, der unſtreitig viel delicatesse de Sentiment haben wird, ſehr leid, wenn er ſingen muß: Sey freundlich und geh ihm an die Hand — — Sey nur nicht karg — — Genau und richtig — — Betrüge nicht — — Sey niemals flüchtig ꝛc.

Hamburg.

Bode verlegt: Anleitung zum Geſpräch über die Religion, in kurzen Sätzen, beſonders zur Unterweiſung der Jugend, von Julius Guſtav Alberti, 179 Seiten 8. nebſt einem Anhang unter dem beſondern Titel: J. G. A. Lehren der Religion. Zweyter Theil: Eine Sammlung von Schriftſtellen, welche denſelben theils zur Erläuterung theils zur Beſtätigung dienen. 111. Seiten.

In der Vorrede dieſer leſenswürdigen Schrift klagt H. A. mit Recht über den Verfall des Chriſtenthums, über Lauligkeit in der Religion, und beſonders über den erſtaunenden Leichtſinn und die Sicherheit, mit welcher die Chriſten in allen Ständen ſich der Herrſchaft ihrer Leidenſchaften unterwerfen, und dabey doch der von Chriſto verheißenen Seeligkeit ſich getröſten; und er iſt darin der Meynung, die Hr. D. Bahrdt in ſeinen Vorſchlägen geäußert hat,

daß die Quelle dieses Verderbens vornehmlich in dem Mangel eines guten Unterrichts in der Religion zu suchen sey. Man unterrichtet die Kinder von Wahrheiten, die sie nicht verstehen, und man begnügt sich, ihnen Formuln beyzubringen, die auf das Herz keinen Eindruck machen. Das gilt von dem Unterricht der Schulen, aber auch von dem, der aus academischen Lehrbüchern geschöpft wird. — — Besonders wird die Lehre von Gott und Jesu Christo mehr gelehrt, als für die Besserung des Herzens brauchbar, vorgetragen. Die deutlichen Begriffe von dem, was ein Mensch thun muß, um nach den Forderungen des Evangelii selig zu werden, werden fast gänzlich vernachläßiget. Die große Frage: Wie muß ich es anfangen, wenn ich von meinen Fehlern und Leidenschaften mich losarbeiten und ein guter Mensch und ächter Christ werden will? bleibt immer unbeantwortet. Auch fehlt es, besonders in dem jugendlichen Unterrichte an der nöthigen Erklärung der biblischen Geschichte, wie fern man durch sie zur Überzeugung in der Wahrheit der christlichen Religion geführt wird. Insbesondere mangelt eine gute Auswahl beweisender Schriftstellen, so daß der Lehrling in den Jahren der Reife oft in die Versuchung kommt, nichts mehr zu glauben, weil er sieht, daß ihm in den wichtigsten Dingen, untaugliche Beweise waren aufgedrungen worden. Ferner vermißt man durchgängig eine bequeme Ordnung des Vortrags, nach welcher man von dem Leichten zum Schwerern fortschreitet; und daher mit den Lehren der natürlichen Religion den Anfang macht. Endlich giebt auch die catechetische Methode der meisten Lehrbücher für Kinder in Frag und Antwort nur allzuoft Gelegenheit, daß die Religion ein unbrauchbares Memorienwerk wird. — — Hr. A. hat deswegen die Versuche zur Verbesserung des Lehrvortrags, die schon manche würdige Männer gewagt haben, auch mit einem eigenen vermehren, und ein Modell geben wollen, wie ein Unterricht für Kinder eingerichtet werden müste, wenn er von den obgedachten Mängeln frey seyn sollte. — — „Wie weit ich nun diese Absicht erreicht habe — — sagt der bescheidene Hr. Verfasser — — darüber erwarte ich das Urtheil verständiger Leser — — ja — — ich bitte sie inständig um ihren Rath, Erinnerung und Unterweisung — — Nur das erkläre ich so feyerlich als möglich: wenn unter denen, die mich belehren wollen, sich irgend einer finden sollte, der sich auch nur von ferne die Absicht merken ließe, meine Rechtgläubigkeit in Verdacht zu ziehen; so werde ich, sobald mir diese Absicht in die Augen fällt, nicht weiter Wissenschaft davon nehmen — — Ich kenne aus der Kirchengeschichte das heillose Geschlecht solcher polemischen Seelen, die über jeden — — Lärm schlagen — — zumal — — wenn sie sich in einer Lage befinden, wo sie mit ihren Streitschriften eine Art eines vortheilhaften Gewerbes treiben können. — —" So viel von der Vorrede. Wir wollen nun

unſern Leſern kürzlich ſagen, was uns an dem Buche ſelbſt gefällt und nicht gefällt. Überhaupt genommen iſt es dem Ruhm eines *Alberti* angemeſſen. Ein edler und reiner Ausdruck: Ordnung und Deutlichkeit des Vortrags; endlich der möglichſte Fleiß in der Auswahl der Materien: das ſind die Eigenſchaften, welche dieſe Schrift über unzählige ihres gleichen erheben. — — Indeſſen ſind einige Kapitel dem Herrn Verfaſſer vor allen andern wohl gerathen. Dahin gehört Kap. 13. wo es uns vorzüglich gefallen hat, daß wir kein ſo leeres Geſchwätz über das Ebenbild, Fall, Zurechnung der Sünde Adams u. d. g. gefunden haben. S. 77. ſind die Weiſſagungen der Propheten von dem Meßias, von ihrer wahren Seite vorgeſtellt. S. 79. Iſt der ſeltne Satz, welcher in ſeiner gehörigen Einſchränkung und Erklärung weniger verkannt werden ſollte, anzutreffen: *daß die Erſcheinung des Meßias hauptſächlich auf die moraliſche* Verbeſſerung des Menſchen abziele. Das Kap. 15. von der Glaubwürdigkeit der Nachricht von Chriſto, iſt vortreflich; ſo wie uns Kap. 20. das, was von den Wirkungen des heil. Geiſtes geſagt worden, ausnehmend gefallen hat. Die angehängten bibliſchen Sprüche haben ſowohl durch ihre Abſonderung von dem erſten Theil, als durch ihre faſt durchgängig gute Auswahl unſern völligen Beyfall. — — In Kap. 17. wo von dem Modus der Erlöſung und der Gottheit Chriſti gehandelt wird, haben wir nicht völlige Befriedigung gefunden — — Gewundert haben wir uns, daß Kap. 17. von dem äußerlichen Gottesdienſt der Alten z. B. den Opfern u. d. g. nichts geſagt worden. Auch wünſchten wir, daß noch mehr *polemiſche* Worte, die nur Zeichen gewiſſer Vorſtellungsarten ſind, und gar nicht zum Weſen unſres Glaubens gehören, wären weggelaſſen worden. Es iſt unſers Erachtens ein Hauptmittel zur Verbeſſerung des Lehrbegriffs unſeres Chriſtenthums, zur Vermeidung aller ferneren Ketzermacherey und Intoleranten Wortſtreits, und zu allmähliger Vereinbarung der diſſentirenden Kirchen zu einem allgemeinen, ſimpeln, und dem Vortrag Chriſti und ſeiner Apoſtel gemäßen Religionsſyſtem, daß man alle die *Worte* wegwerfe, und aus den Lehrbüchern, vornehmlich denen für Kinder, verbanne, welche in der Bibel nicht ſtehen, und für die Polemik erdacht worden ſind.

Leipzig.

Gedanken über eine alte Aufſchrift, bey Weidmanns Erben und Reich. 1772. 8. 62 S.

Sie reden was ſie wollen, mögen ſie doch reden! was kümmerts mich. So heiſt die Aufſchrift. Zwo Arten von Menſchen leben nach dieſer Maxime, ſagt der Verf., die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker. Jene weil ſie glauben, die andern Menſchen wären nur Fröſche; dieſe entweder, weil ſie kein Verdienſt haben, und ſich weder über

diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch niemand recht machen können. Diese, sagt der Verf. handeln am klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der Musarion, und des Agathons nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt; Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen, ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern. Diese wenige Blätter enthalten eine Menge vortreflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch den Wachspuppenzustand vorgestellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Maxime seiner Inschrift zu folgen. Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, und unter tausenden haben sie kaum zween.

Ohne Anzeige des Orts.

Poesies de Mr. D. 1771. 8. S. 124.

Die Dichtkunst und alle schöne Künste strömen aus den Empfindungen, sind nur den Empfindungen gewiedmet, und 152
sollten nur durch sie beurtheilt werden! Bey den Poesies de Mr. D. haben wir aber gerade nichts empfunden, als das, was ein armer Recensent so oft empfinden muß, Langeweil! Die geschmacklosesten Concetti herrschen in den Galanten; Antichamberwitz in den Comischen; Alletagsgedanken in den erhabenen Stücken; denn die sogenannte Oden gegen die Liebe, gegen die Vorurtheile, und der Gesang Mosis sollen doch wohl von dieser Classe seyn! Die Verse sind fast alle prosaisch: der Ausdruck oft fehlerhaft; Z. B. des agremens chés elle repandus; oft unerträglich preciös; Z. B. Une maladie met ses charmes à contribution; die pointe oft abentheuerlich: Z. B. Wenn er von einer Schönen Unempfindlichen am Clavier sagt:

Tel Neron autre fois une harpe à la main
Chantoit en contemplant le funeste destin
De Rome qu'il livroit à la fureur des flames.

Zur Probe der Galanterie surannée des Verf. wollen wir ein Stückchen ausschreiben, vor dem selbst Voiture, der gröste Concettist erstarrt seyn würde.

Les quatre saisons.

Je trouve en Celiméne à la fleur de ses ans
Un abregé de la nature.
L'haleine qu'elle souffle est pure
Comme le Zephir du Printems.
Contemplés un peu sa figure:
Dans le feu de ses yeux et l'eclat de son tein,
Voiés d'un bel Eté la brillante peinture,
Et dans la rondeur de son sein

L'embleme des présens que donne
Une riche et feconde Automne.
Mais quels fruits en attendre? Un etrange revers
Nous fait voir en son coeur la glace de l'hiver.

Man hätte die Vergleichung eben ſo ſinnreich noch viel weiter treiben können. — — Dieſe Gedichte beſchließt ſtatt der Farce ein Brief, welcher eine Maſchine des Herrn von Campell be-
153 ſchreibt, die Schach ſpielt, und zwar nicht allein gegen einen lebendigen Spieler, ſondern auch mit einer ſolchen Vernunft, daß ſie dem Verf. einen Stein zurecht ſetzte, den er auf ein falſches Feld geſetzt hatte! — — So weit hat es die Kunſt gebracht! Wir bitten den Herrn von Campell, zum Troſt der Freunde ſolcher franzöſiſcher Gedichte, auch eine Maſchine, die Verſe macht zu verfertigen; doch wir vermuthen faſt daß ſchon eine vorhanden ſeyn muß!

London.

Nugae antiquae being a miscellaneous of original Papers in Prose and Verse, written in the Reigns of Henry VIII. Edward VI. Mary, Elizabeth, James I. by Sir John Harrington, the Translator of Ariosto and others who lived in those times. With an Original Plate of the Princess Elizabeth; engraved, 1554. 12. 3. S. 1769.

Unſre Überſetzer, die ſo gerne jeden Roman überſetzt liefern, ehe er beynahe ſein Tageleben in London verlebt hat, würden zuweilen beſſer thun, wenn ſie uns dergleichen Schriften entweder ganz überſetzten, oder Auszüge davon lieferten. John Harrington iſt, wie bekannt, der Verf. vieler Epigrammatiſchen Gedichte, und der Überſetzung des Arioſto, die ungemein zu ſeiner Zeit geſchätzt wurde. Dieſe Sammlung enthält unter andern ſchätzbaren Gedichten auch Briefe, die einem Biographen, der Charaktere damaliger Zeiten behandelt, nicht gleichgültig ſeyn können. Unter andern hat uns ein Brief gefallen, den Harrington an ſeinen Freund Sir Hught Portmann ſchreibt, und worin er ihm in ſeiner altengliſchen treuherzigen Sprache ein intereſſantes Bild der damaligen Unruhen und des Hofes macht. Er ſagt: I left my oxen and sheep, and ventured to Court, where I find many lean kinded beastes and some not unhorned. Von der Königin Elizabeth ſagt er bey den damaligen Unruhen: She disregarded every costlie cover that cometh to her table, and taketh little but manchet and succory potage. Every new message from the city doth di-
154 sturbe her; and she frowns on all the Ladies. Das hätte ſie auch nun wohl ohne die Unruhen gethan. She walks much in her privy chamber and stamps with her feet at ill news and thrusts her rusty sword at times in to the arras in great rage. Iſt das nicht ein Zug, der verdiente durch Zeichnung und Kupferſtich aufbehalten zu werden, und der uns vielleicht erklärt, wie eine Frau, die immer ihren Degen an der Seite trug, ihn, wenn ſie allein war, wüthend herauszog, und in die Tapete ſtieß, wie dieſe Frau über

das Leben ihrer Verwandtin und Nebenkönigin einen so harten Ausspruch thun konnte? The dangers are over, and yet she allways Keeps a Sword by her table.

Cleve und Leipzig.

Hofmann verlegt: Wilh. Alb. Bachiene, öffentlichen Lehrers der Astronomie und Geographie, und Predigers zu Maastricht, u. s. w. Historische und Geographische Beschreibung von Palästina, nach seinem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande. Aus dem Holländischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Gottf. Arn. Maas, Conrector des Königl. Gymnasium zu Cleve, 1771. des zweyten Theils zweyter Band, 1 Alphabet 3 Bogen nebst 2 Landcharten.

Dieses Werk enthält, wie vielen schon aus den ersten 155
Theilen bekannt seyn wird, eine Art von kritischer Geographie über Palästina, in der zugleich alle Stellen der heil. Schrift erklärt werden, die aus der Geographie ein Licht erwarten können. Dieser Plan würde in dem vorigen Jahrhundert, zumal unter den Landesleuten des Hrn. B. Folianten erzeugt, und durch Etymologische Weisheit und lästige Gelehrsamkeit seinem Verfasser das Vorrecht so vieler großer Männer erworben haben, immer gelobt, und wenig gelesen zu werden. Aber Herr B. hat diese Abwege glücklich vermieden; er weis gelehrt zu seyn, und sehr viel nützliches, auch Neues, zu sagen, ohne zu ermüden; und auch der Ungelehrte, wenn er nur hier und da ein Hebräisches und Griechisches Wort vertragen kann, wird die unterhaltende Abwechslung von alter und neuer Geographie, Geschichte und Philologie, in einen simplen natürlichen Vortrag gekleidet, angenehm finden. Diese Vorzüge mit dem guten Exegetischen Geschmack des Verfassers und der ganzen Einrichtung des Werks zusammengenommen, geben ihm vor allen andern seiner Art einen wesentlichen Vorzug; oder vielmehr, sie machen es, wenigstens in der alten Geographie von Palästina, zu dem einzigen seiner Art. Wir hoffen daher mit einem fruchtbaren Auszug keinem unsrer Leser lästig zu seyn, zumal da ohnehin das Werk schon weitläuftiger wird, als daß es allen in die Hände kommen sollte, denen es nützlich wäre. — — Dieser Theil fängt mit der Gegend um Jerusalem, und zuerst mit Bethlehem an. Die Stadt hat ihren Namen (Brodort) vermuthlich von der fruchtbaren Gegend, in der sie liegt. Zu den Zeiten der Erzväter hieß sie Ephrata, nachher aber scheint nur die umliegende Gegend diesen Namen behalten zu haben, und Bethlehem Ephrata heißt in der bekannten Weissagung Michä wohl nichts anders, als Bethlehem in dem 156
Distrikt Ephrata. Zuweilen wird sie durch den Zusatz Bethlehem Juda von einem andern Bethlehem im Stamm Zebulon unterschieden. In der Theilung des Landes fiel sie dem Geschlecht Davids zu, daher sie auch den Namen der Stadt Davids führt. Diese Familie scheint sich aber, wie Hr. B. aus den Beyspielen des Josephs und der Maria schließt, zu Christi Zeit von Betlehem weggezogen zu haben,

vermuthlich aus Furcht vor dem Herodes, dem die Abstammung des damals erwarteten Meßias nicht unbekannt war. Aber Herodes, der überhaupt keine Religion hatte, bekümmerte sich wohl wenig um den Meßias, ehe ihn die sogenannten Weisen aus Morgenland aufmerksamer machten; er wuste nicht einmal den Ort, wo Christus sollte gebohren werden, und überhaupt hätte ihm bey der damaligen Beschaffenheit der Jüdischen Geschlechtsregister die Familie Davids nicht bekannt seyn können. Die Herberge, in der Maria niederkam, war ein öffentliches Gasthaus, worin Reisende mit ihrem Vieh einziehen, und sich einige Tage aufhalten konnten, nach Art der heutigen Karavanserai. Der Ort enthält heutzutag etwa 200 Hausgesinde von armseligen Mohren, Griechen und einigen wenigen lateinischen Christen. — — Jericho, oder die Palmenstadt, war ehmals nach Jerusalem die ansehnlichste Stadt im Lande. Der Ort wurde vermuthlich bald nach Josua Tode wieder zu einem Flecken erbaut, 2 Sam. X, 5. Hiel, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Nachkommen der Rahab, der auf diese Art seine Vaterstadt ehren wollte, umgab sie nur mit Mauern und Thoren, erfuhr aber auch in seiner Familie den darauf verkündigten Fluch, Vespasian zerstörte sie zum zweitenmal, aber Hadrian baute sie wieder auf, bis sie endlich im sogenannten heiligen Krieg von neuem verwüstet wurde. Jetzt stehn auf ihrer Stätte kaum noch zehn elende Hütten, und auch die Palmbäume, und Balsamstauden, die ehmals diese Stadt so berühmt machten, findet man nicht mehr, aber wohl den Baum Zackum, aus dessen Frucht man das sogenannte Zachäusöhl preßt. Bey Gilgal erinnert der Verf. daß
157 man nach 5 Mos. XI, 30. dem Berg Ebal und Grisim gegen über, noch ein zweytes Gilgal annehmen müste, und hält es vor seltsam, daß man dieses übersehen. Es haben aber schon andre vor ihm eben den Gedanken gehabt. Bethel hies in den ältern Zeit Luz, und empfieng jenen Namen zuerst von Jacob; daß aber auch die Heidnischen Cananiter diesen neuen Namen gegen den Landesüblichen sollen vertauscht haben, wird uns aus Richt. I, 26. sehr unwahrscheinlich. Die Israeliten nannten sie freylich immer nach ihrer Art. Bethel wurde bekanntlich unter Jerobeam der zweyte Sitz der Abgötterey, und von dem abgöttischen Theil der Einwohner waren vermuthlich die Kinder, die den Elisa schimpften. Sie scheinen daher nicht sowohl sein Alter, oder seine körperliche Schwachheit, als vielmehr sein Lehramt, und den Dienst des wahren Gottes verspottet zu haben, und hieraus läßt sich die schwere Strafe derselben erklären. In einem so gebirgigen Lande, wie Palästina, dessen Städte auch meistens auf Bergen lagen, bekamen natürlicher weise viele dieser Städte von Bergen, Hügeln und Anhöhen ihren Namen. Daher haben öfters viele Städte einerley, oder sehr wenig verschiedne Namen, ein Umstand, der die

Überſetzer und Ausleger zu häufigen Verwirrungen verleitet. Die Schwierigkeit wird dadurch noch gröſſer, daß öfters in den Städteregiſtern der Stämme eine Stadt, die auf der Gränze liegt, z. B. Kiriath Jearim, zu beyden Stämmen gerechnet wird, eben als wenn es zwey verſchiedne Städte wären. Alle dieſe Abwege hat der Herr Verfaſſer glücklich vermieden, glücklicher, als alle ſeine Vorgänger. Solche Bergſtädte waren vorzüglich Gibeon, Rama und Mizpa. Weil Gibeon in dem Verzeichnis der Cananitiſchen Königs Städte nicht vorkommt, auch nie ein König dieſer Stadt genennt, und in ihren Tractaten mit den Iſraeliten nur von Älteſten geredet wird, ſo hält ſie der Verf. für einen freyen Republicaniſchen Staat; eine in den älteſten Zeiten des Orients freylich ganz ungewöhnliche Verfaſſung. Rama in Benjamin iſt von Rama in Ephraim nicht verſchieden. Die Verwirrung rührt aus dem irrigen Vorurtheil, daß das Gebirg Ephraim ſich nur durch den 158
Stamm Ephraim ziehe, da es doch unter dieſem Namen bis nach Jeruſalem lief. Bey dieſer Gelegenheit erklärt der Verf. S. 226. das ſchwere Allegatum Matth. II, 18. auf eine ſehr gezwungne Art; ein Character, der ſeinen Schrifterklärungen nicht ſelten eigen iſt. Der Herr Überſetzer nimmt daher, nach Herr Büſchings Beyſpiel, eine Accommodation an, und macht dabey eine, wie wir glauben, richtige Anmerkung: Man könnte gar wohl die Auslegungsregel annehmen: Erfüllt werden, bedeute im neuen Teſtament oft ſoviel, als: „Da iſt eingetroffen, da iſt in einem andern, aber ähnlichen Verſtand wahr geworden, was der Prophet ſagt.“ Durch dieſe Regel könnten verſchiedne groſſe Schwierigkeiten vermieden werden. Sie iſt auch auf den gemeinen Sprachgebrauch, und wir ſetzen hinzu, auf die damalige jüdiſche Hermeneutic und Allegaten Methode, gegründet. Indeſſen bedarf dieſe Regel freylich einer gehörigen Einſchränkung, wozu aber hier der Ort nicht iſt. — — Mizpa im Stamm Juda und Benjamin hält der Verf. nicht, wie Bonfrerius, vor einerley. Die letztere iſt wahrſcheinlich diejenige, wo öfters das Volk in Staatsangelegenheiten zuſammen kam. Zoar, wo Lot ſeine Rettung fand, lag nach Herr B. an der Mittägigen, nach dem Hrn. Ueb. aber an der Mitternächtigen Spitze des Salzmeers, unweit der Mündung des Jordans, und der Zuſammenhang in 1 Moſ. XIII, ſcheint allerdings der letztern Meynung günſtig zu ſeyn. Unter den Städten des Gebirgs Juda hält ſich der Verfaſſer beſonders bey der gleichlautenden Stadt Juta auf. Er hält ſie mit Reland für diejenige Stadt, in der Maria die Eliſabeth beſucht; wider die allgemeine Meynung ſowohl der älteſten Kirchenväter, als der heutigen Landeseinwohner, die einſtimmig Hebron dafür ausgeben. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Meynung beruht allein auf dem in der That

nicht unerheblichen Grund, daß man keine Urſache ſieht, warum Lucas den Namen der Stadt verſchwiegen, und nur überhaupt eine Jüdiſche Stadt angegeben haben ſollte? Dann der andre Grund, daß Juta gerade eine Prieſterſtadt geweſen, in der man alſo den Prieſter Zacharias am erſten ſuchen könne, thut wenig zur Sache, weil auch Hebron eine war: und noch weniger der irrige Gedanke, daß Lucas in jenem Falle nicht πολις Ιουδα, ſondern πολις της Ιουδαιας, wie Κανα της Γαλιλ. habe ſagen müſſen. Beydes iſt gut Griechiſch, man nehme eine Auslegung an, welche man wolle, und auch Matthäus ſagt Ηγεμονες Ιουδα, nicht της Ιουδαιας. Hingegen wird die Stadt Juta im Hebr. und übereinſtimmend damit in den LXX. und der Vulg durch ein ט geſchrieben, und Lucas braucht ein Δ, eine Schwierigkeit, die nicht zu verachten iſt. Auch hätte in dieſem Fall Maria wenigſtens eine Reiſe von 25 Stunden zu thun gehabt, welches für einen Beſuch etwas weit ſcheint. — — Das heutige Hebron, ein geringes Dorf, ſteht nicht mehr auf dem Platz der alten Stadt. Unter den Söhnen Calebs kommt im B. Joſua ein Hebron vor. Einige haben daher einen Einwurf gegen die Authenticität der Moſaiſchen Geſchichte genommen, die dieſe Stadt weit eher unter dieſem Namen anführt, als jener Hebron gebohren worden, von dem doch, wie ſie voraus ſetzen, die Stadt den Namen hat. Allein man darf nur bemerken, daß dieſer Caleb nicht der Sohn Jephunneh, dem der Diſtrict Hebron zufiel, ſondern der Sohn Heſrons, und alſo ein ganz andrer Caleb geweſen. Machpelah hieß nach Hrn. Bach. nicht die Höle, ſondern vielmehr das Feld, oder der Acker, den Abraham gekauft. Wenn die Länge des gelobten Landes von Mitternacht nach Mittag ſo oft durch die Entfernung von Dan bis Berſaba beſtimmt wird, ſo muß man darunter nichts anders verſtehen, als daß Berſaba, die äußerſte merkwürdige Stadt gegen Mittag geweſen: dann in der That lag ſie von den Mittägigen Gränzen noch über 6 Stunden weg. — — Aber wir müſſen abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden, und auch das, was wir geſagt, wird hoffentlich zureichen, unſer Urtheil zu beſtätigen. Wir ſetzen noch hinzu, daß Hr. Bach. in Anſehung des heutigen Zuſtandes von Paläſtina mit den neuern Reiſebeſchreibern nicht immer ſo kritiſch zu Werk geht, als Herr Büſching, aus dem ihn daher der Herr Überſ. ein Mann, den man nicht mit den gemeinen Überſetzungsfabrikanten in eine Claſſe ſtellen muß, öfters theils berichtiget, theils erweitert. Aber dieſes iſt auch wohl bey weitem die unwichtigſte Seite, von der man den Werth dieſes Buchs zu beurtheilen hat.

Ohne Anzeige des Orts.

Baſedows politiſche und moraliſche Reden. 1771. 8. 332. S.

Wer hier — — οπα τε μεγαλην εκ στηθεος Και επεα νιφαδεσσιν εοικοτα χειμεριησιν (mächtige Stimme der Seel und

Worte, wie rauschende Ströme) erwartet, der wird sich sehr betrogen finden; wer aber sich unterrichten will und keinen gar großen Begriff von dem Namen Reden mitbringt, der wird auch in den meisten Reden dieser Sammlung, den Geist eines wirklich großen und ehrwürdigen Basedows nicht vermissen. Außer einigen bloßen Übersetzungen französischer akademischer Complimente; sind die meisten dieser Reden von dem Herrn Herausgeber selbst bey Gelegenheiten — — aber bey solchen, bey welchen das Redenhalten nur Feyerlichkeit nicht Nothwendigkeit ist — — gehalten worden. Man kann deßwegen dem Herrn Verfasser seine Rede von der Souveränität eben so wenig zur Last legen, als man uns, denen der Name politische Freyheit so süße schallt, die Beurtheilung derselben anmuthen kann. Diejenige, welche unter diesen Reden uns am besten gefallen hat, ist die von der politischen Tugend, welche dieser neuen Ausgabe angehängt ist; denn die erste Ausgabe ist im Jahr 1761. unter der Aufschrift Reden von der glückseligen Regierung Friedrich des V. herausgekommen. Diese neue Rede enthält wichtige Wahrheiten, und ist aus einem warmen, von seinem Gegenstand durchdrungenen Herzen geflossen. Wir empfehlen sie allen unsern Lesern vorzüglich. Sie hat in uns den Wunsch wieder erneuert, daß man, zumal in Freystaaten wichtige Gelegenheiten veranstalten möchte, wo Patrioten, mit dem Feuer der Beredtsamkeit, die immer zum gemeinen Besten mehr er- 161
kaltenden Herzen ihrer Mitbürger wieder erwärmen, den Regenten Wahrheit, dem Beamten Treu, dem Volke Tugend predigen, und sich und andere wieder zu den großen Empfindungen stimmen könnten, ohne welche keine große Thaten, keine edle Verläugnungen mehr möglich sind. — — Aber freylich müsten alsdann nicht, hier der Bann, und dort Injurien Processe neben den Rostren stehn.

London.

An historical Essay on the English Constitution; or an impartial Inquiry into the elective Power of the People, from the first Establishment of the Saxons in this Kingdom, wherein the Right of Parliament to tax our distant Provinces is explained and justified, upon such constitutional Principles as will afford an equal Security to the Colonists as to their Brethren at home. 8. 4 S. Dilly 1771.

Obgleich diese Schrift von der Alten Sächsischen Verfassung, nicht mit Beweisen und Urkunden unterstützt ist, so ist es doch mehr als eine scheinbare Hypothese, und alle Fakta lassen sich beynahe aus der in Deutschland noch lange fortgedauerten Sächsischen Regierungsform erklären: so wie man die Spuren, die sich davon noch bey uns finden, aus ihrer Fortdauer in England bestärken und erläutern kann. Um sie zu studieren giebt der Verf. 4 Quellen an, 1) die großen Überresten derselben, die heut zu Tage noch so wohl in dem äußern als innern Bau der Englischen Staatsver-

fassung übrig sind; 2) Diejenigen Einrichtungen, die heut zu
Tage der Form nach noch subsistiren, ob sie gleich zu dem
ursprünglichen Endzweck nicht mehr dienen, 3) das däm-
mernde Licht der Geschichte, 4) Die bekannten Verände-
rungen des Staatssystems, die seit Wilhelm des erstern Zeiten,
an die Stelle der ersten Einrichtungen getreten sind. Der
Verf. findet bey den alten Sassen Könige, ohne eben auf
ihren Ursprung zurückzugehen, den wir in die Zeiten der ersten
Römischen Eroberungen setzen, wo die noch freyen Sassen,
162 zur Nothfreundschaft der Römer verbunden, einen Haupt-
bürgen, oder einen König nöthig hatten, an den sich die
Römer halten konnten. Er gedenkt auch des Unterschieds
nicht in gemeine und vollkommene Könige, d. i. die
zugleich Priester waren; von welchem Unterschiede
man bey allen Völkern in ihrem ersten Ursprunge Spuren
findet. Wir machen hier ferner die Bemerkung, daß in
England wohl keine andre als gemeine Könige waren;
der König war nur Richter, und hatte kein Recht, (das er
als Obersterpriester gehabt hätte,) über Leben und Tod, selbst
im Kriege nicht. Und es ist so wahr, daß die Nation sich
dieses Vorrecht vorbehalten hat, daß auch noch heut zu Tag
nur das Parlament dem Feldherrn zu Kriegszeit Gewalt
über Leben und Tod giebt. Das ganze Land sagt der Verf.
theilte sich in thidings ein, die wir in unsrer Sprache
Mannie, Mark, Gemeinheit nennen würden. Es
gab zweyerley Arten von Thidings, town thiding und rural
thiding; und wir erkennen auch hier den frühen Unter-
schied unsrer Edlen von den gemeinen Wehren, oder
blosen Männern. Jede von diesen Thidings wählte alle
Jahr ihren Obersten oder Richter, der für die innere Policey
sorgte, und den die Communität mit der executiven Gewalt
bekleidet hatte. Jede aber war unabhängig von der andren,
übte vor sich ihre gesetzgebende Gewalt aus, und sorgte zu-
gleich mit dem jährigen Richter für das Beste der ganzen
Mannie oder Thiding. Die erste Verbindung welche diese
Thidings unter einander hatten, war bey dem Einfall
der Feinde zu gemeinschaftlicher Vertheidigung. Sie nennten
dieses wapentake oder weapontake, das vollkommen mit
unserm deutschen Heerbann, Waffenverein, (Heer-
mund) übereinstimmt. Diese neue Vereinigung hatte ihre
besondere Versammlung, die sie wapentake-court nennten.
Wenn sich nun verschiedne dieser wapentakes vereinigten,
so entstand ein Shire, und diese hatten wieder ihr besonders
Shiregemot oder Shire-Parliament, wo über das Beste des
ganzen Shire berathschlagt wurde. Die Mitglieder des
Shiregemot waren die obersten Beamten oder jährige Richter
163 der Thidings, welche die Thidings allzeit vorstellten. Bey
diesen Shiregemots wurden die obersten Bediente des Shire
erwählt, deren Wahl bereits durch die Repräsentanten des
Volks und nicht durch das ganze Volk geschahe. Dieses

macht die Bemerkung der Geschichtschreiber wahr, welche sagen, daß die obersten Bedienten der Shires allzeit wären erwählt worden by their peers. Dieses Shiregemot hatte nichts mehr über sich als den hohen Gerichtshof des Königreichs oder das Parliament. Der oberste Bediente des Shire hatte eben die Jurisdiction in dem Shire, als der König in dem Königreich. Er hatte alle executive Gewalt, und commandirte die Militz en Chef. Alle Unkosten der inneren Regierung giengen nur jedes Shire blos an. Man setzte die Einkünfte gewisser Ländereyen dazu aus, und jeder Freeholder oder Wehr trug auch das Seinige dazu bey. Dieses subsistirt heut zu Tage noch, obgleich auf eine verschiedne Art; denn die innere Regierung des Königreichs ist keine Ausgabe des Staats, und gründet sich auf das billige Principium, daß diejenige Kosten, die nur einen Theil betreffen, auch nur von diesem Theil getragen, und alle Unkosten die das Ganze angehen, von dem Ganzen getragen werden. Auf eben diese Art entstand aus den Shires das Königreich, und allzeit geschah es nach gleichen Grundsätzen. Der König war nur der oberste Richter, der zugleich mit den Repräsentanten oder obersten Beamten jedes Shire gemeinschaftlich das Beste des Ganzen besorgte. Der König stand in des Volkes, und das Volk in des Königs Obhut, und wir bestätigen diese Bemerkung durch die 30000 Thrymse, die das Wehrgeld des Königs bestimmten; von denen 15000 dem Volk und die andre Hälfte den Verwandten des Königs zufielen. Wenn über das Wohl des ganzen Volks traktirt wurde, so giengen die unmittelbare Deputirte, das ist die zeitigen obersten Beamte des Thiding zusammen, um sich wegen des Interesse ihrer Constituenten zu berathschlagen, und die Mehrheit der Stimmen entschied allzeit dasjenige, was dem ganzen Staatskörper vortheilhaft schiene. Diese Versammlung war der Sassen wittenagemot. Die Town thidings existiren heut zu Tage noch; allein das 164
rural thiding ist nicht mehr so sichtbar, wenn es nicht des hight Constable's division ist, der noch heut zu Tage in seinem Distrikt von großer Autorität, und ein so alter Friedensrichter ist, als einer im Königreich. Die Rechte des Volks blieben immer eben dieselbe. Überall waren keine andre Repräsentanten, als die obersten Beamten der Communitäten, die von ihrer Wahl und zwar nicht länger als ein Jahr existirten. Dadurch ward denn die Dauer der Parlamenter von selbst bestimmt. Wenn unter der Heptarchie eine Vereinigung zur allgemeinen Vertheidigung nöthig war, so wählte man einen dieser Könige zum Generalissimus, und gab ihm von jedem Staat eine gewisse Anzahl Deputirte zu. Unter Alfred dem grossen ward dieses Conseil als eine separate Branche dem wittenagemot inkorporirt, so daß es noch immer des Königs großes Conseil bliebe, und zugleich eine Branche der gesetzgebenden Gewalt war, wie es

heut zu Tage noch ist. Dieses wird durch die Bemerkung bewiesen, daß das Parlament bis auf Henrich den VII. noch immer einwilligen mußte, wenn einer von diesen Deputirten, das ist, ein Reichsbaron (Baron of the Realm) sollte gemacht werden. Da die 7 Königreiche in Eins vereinigt waren, abolirte man wegen der gar zu großen Menge, und wegen der Schwierigkeiten bey Staatsgeschäften die Rural thidings, constituirte aber dafür zwey neue Corps: die abgesonderte Branche des wittenagemots, die den König allzeit begleitete, oder die Barons of the Realm: und statt der rural thidings creirte man die Shire's Elections, wo allzeit zwey Glieder erwählt wurden, das Shire im Parliament vorzustellen: und diese Repräsentanten sind ursprünglich die Knights of the Shire. Diese zwey Corps waren so von einander unterschieden, daß heut zu Tage noch das Unterhaus behauptet, ein Lord des Oberhauses könne nie in ihren Wahlen collidiren, weil er ein Mitglied der besondern Branche des wittenagemot ist. Mit den Boroughs oder Towns ward weiter nichts vorgenommen, als daß sie künftig jede, so wie das Shire, zwey Glieder zu dem großen Parliament schicken 165 sollten. So wurden die 7 Königreiche unter einen König oder obersten Beamten, und einem Parliament vereinigt. Das neue Parliament bestand also 1) aus den Reichsbaronen, die durch die beyderseitige Einwilligung des Königs sowol, als des Wittenagemot erwählt wurden, 2) aus den Knights of the Shire, welche die Rural thiding der Shires wählten, 3) Von den Burgess oder Deputirten, die das Volk der Städte vorstellten, und die von jedem Einwohner, Freeholder, Wehren, erwählt wurden. Drey Punkte machten die ganze Staatsverfassung der Sassen aus, 1) ein Staatsrath für allgemeine Angelegenheiten. 2) Ein Gerichtshof für die Vollstreckung der Gesetze, 3) Eine oberste Magistratsperson, die über alles wachte. Der Autor verdammt nach diesen Sächsischen Grundsätzen natürlicher weise das lange Parlament von 1640. und seine Akte, wodurch die Rechte des Volks violirt, und der Freystaat in eine Fixe und ständige Aristokratie verwandelt worden.

Nachricht an das Publikum.

166 Unsre deutsche Litteratur ist besonders durch Hülfe der Journalisten so sehr zu einer Trödelbude geworden, wo falsche Waare gegen falsche Münze ausgetauscht wird, daß ein ehrlicher Mann, der sein Schild mit aushängt, wenigstens alle Gelegenheit ergreiffen muß, um das Publikum zu überführen, daß man im Grunde ein ehrlicher Mann bleiben könne, ob man sich gleich in verdächtiger Gesellschaft hat betreten lassen.

Wir sind von auswärtigen Freunden erinnert worden, daß dem Herrn Prof. Robert in Marburg, durch unsre Recension der Rommershausischen Einleitung in das A. T. (S. XIX. N. S. 151.) Unrecht geschehen sey. Wir

haben das Buch selbst nachgesehen, und diesen Vorwurf in der That gegründet gefunden. Herr Robert ist weit von dem kindischen Fehler entfernt, den der Recensent ihm zur Last legt; weit entfernt einen Samaritanischen Codex der Psalmen mit Schülermäßiger Unwissenheit zu erträumen. Er sagt nur, daß, wenn in den LXX. Lesearten vorkommen, die eine Buchstabenverwechslung voraussetzten, welche im Hebräischen wahrscheinlich geschehen könnte, nichts; wenn sie aber nicht wahrscheinlich im Hebräischen, desto mehr aber im Samaritanischen vorgefallen seyn könnte, viel daraus für die Meynung, daß die LXX. bey dem Pentateuch einen Samaritanischen Codex vor Augen gehabt, geschlossen werden könne. Von jenem Fall führt er nur Beyspielsweise, und gar nicht zu einiger Beweiskraft ein Exempel solcher Stellen aus dem Ps. XXIX an; und dieser kritische Gang ist gar nicht selten bey denen, welche über diese Frage gestritten haben. Desto weniger ist es dem Recensenten zu verzeihen, daß er die Worte eines rechtschaffnen und gelehrten Mannes verdreht, oder, wie wir lieber glauben, flüchtig darüber hinausgesehen hat. Der Direktion ist es unmöglich, die Recensionen alle mit den Büchern selbst zusammen zu halten. Ihre Schuldigkeit erfordert es hingegen, bey solchen Vorfallenheiten, sobald sie ihr bekannt werden, das Publikum von den sich einschleichenden Ungerechtigkeiten und wichtigen Irthümern zu benachrichtigen. Wahrheit und Unpartheylichkeit ist unsre einzige Richtschnur, und wir bringen ihr diese Opfer so von ganzem Herzen, daß wir bey andern Fällen, wo wir bescheiden erinnert werden, mit eben der Ehrlichkeit die Fehler unsrer Recensenten, wenn sie von Wichtigkeit sind, anzeigen, als wir fortfahren werden, freymüthig nach unsrer Empfindung zu urtheilen. 35 167 5 10 15 20 25

Heilbronn.

Briefe eines Prinzen Hofmeisters über Basedows Prinzenerziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator. 1771.

Es sind hingeworfne Gedanken über Basedows Agathokrator. Das übertriebene in B. Projekten aufzufinden, ist eine leichte Sache. Ob aber auch dazu der Verf. Beruf hatte, und ob seine Philosophie die menschenfreundliche Träume des Altonaer Philosophen zu berichtigen hinlänglich sey, das wollen wir aus einigen Proben untersuchen. In dem 1sten §. glaubt er, man müsse mit B. dem Prinzen nie Zorn oder Langeweile erwecken, aber ihn bey Zeiten dazu gewöhnen, weil so viel Langeweile in seine ganze künftige Bestimmung eingewebt sey. Und die Mittel dazu Herr Hofmeister? Glauben Sie hier an eine Art von Inokulation? §. 4. Ist der Hofmeister gegen die Gesellschaft junger Leute, worin ihn B. will erzogen wissen. Warum? Weil es bey den meisten Hofanstalten dem Hofmeister zu viel Mühe und Beschwerlichkeiten machen würde. §. 8. §. 16. Sagt er über das Studieren, und über die Nothwendigkeit dem Prinzen die geringere Stände 170 10 15 20

kennen zu lernen, über Baſedows Vorſchläge dazu u. ſ. w. etwas; allein, immer kommt alles darauf hinaus: Es iſt bey Hofe nicht thunlich. Im zweyten Brief, wo er auf die Haupthinderniſſe bey der Prinzenerziehung kommen will, ſagt er doch kein Wort davon, aus Furcht, weil er ſelbſt ein Prinzenhofmeiſter iſt, Geheimniſſe zu verrathen. Allein wir glauben, es war möglich den Zuſammenſtoß ſo vieler wunderbaren Dinge darzulegen, die an allen Höfen die wahre Bildung eines jungen Herrn erſchweren, ohne dabey in Anekdotenſucht zu verfallen. Hier war der Punkt, wo alles zuſammenfließt, was das Auge des Philoſophen zur Rettung und Aufklärung des moraliſchen Betragens der großen Herrn entdecken mag, und was der Trübſinn und die Kurzſichtigkeit ſo mancher politiſcher Schriftſteller überſchlägt. Der Verf. iſt gegen Baſedows Bekenntniß ſeiner ſogenannten Alethiniſchen Religion; wir auch: und es war von ihm ſchlecht calculirt, wann er glaubte, allen Sekten zu gefallen, wenn er von der 171 Dogmatik einer jeden insbeſondre nur hiſtoriſch rede. Der 3te Brief rügt Baſedows Einfall, in den erſten Jahren den Leibarzt zum Hofmeiſter zu machen. Alle Vergehungen des Gehorſams als eine Krankheit zu behandeln, hält der Verf. mit Recht für zugeſpielt. Baſedow ſagt: „die zur Erziehung des Prinzen beſtimmte Geſellſchaft hat Befehl vom Könige, in allen unſchädlichen Dingen nach dem Willen des Prinzen zu verfahren.“ Der Verf. behauptet mit Recht, die Relation des Befehlens und Gehorchens gehöre nicht für den Prinzen und ſeine Hofmeiſter. Am Ende ſteht ein vortreflicher Brief des Duc de Montausier an Ludwig XIV. über die Erziehung des Dauphin. Blos ſeinetwegen verdienen dieſe Blätter in den Händen aller derer zu ſeyn, denen dieſe Materie Berufs halber intereſſant iſt. Hier ſpricht Herz und Kopf eines großen Mannes mit aller Wärme, die ihm ſein Sujet eingiebt. Wir wundern uns, daß ſich der Verf. mit ſeinen hingeworfnen Gedanken in eine ſo gefährliche Nachbarſchaft gewagt hat.

Paris.

Ma Philosophie; à la Haye et se trouve à Paris chés Delalain. 1771.

Dieſes Werk des Herrn Dorat ſehen wir, ſo wie die Muſarion unſers Wielands, als den Schlüſſel zu ſeiner ganzen Philoſophie an. Es iſt die feinſte Compoſition, wo der Geiſt der wahren Weisheit unter Roſen und Myrthen der Freude lacht, und die Thoren dieſer ſublunariſchen Welt

Nicht laſterhaft, nur lächerlich ſie findt.

Zuweilen beklagt er ſich zwar über die Inſekten, die an der Blume des Genies nagen, und die den Wandrer auf den Pfaden der Wahrheit und Natur durch ihr Ziſchen aufmerkſam machen. Allein es währt nicht lange, ſondern bald erlaubt ihm der Geiſt der allgemeinen Toleranz, ſie in milderem Lichte zu betrachten. Wir wollen eine der ſchönſten Stellen für unſre Leſer hierher ſetzen:

Tous les matins, dans le silence,
Je vais bruler un grain d'encens
Sur l'autel de la tolerance;
Je persifle avec assurance
Ces Egoistes sourcilleux
Qui ne permettnet pas qu'on pense,
A moins qu'on ne pense comme eux.
Trop fier pour descendre à l'intrigue,
Je fuis les sentiers tortueux:
La Palme qu'emporte la brigue,
Cesse d'en être une à mes yeux.
— — — — — — — — — — — —
Je ne me laisse point charmer
A l'eclat d'un luxe sterile.
Plus mon ami peut m'être utile,
Moins j'ai du plaisir à l'aimer.
J'honore les rangs et les titres,
Mais sans jamais m'en étayer:
Au coin de mon humble foyer,
Mes sentimens sont mes arbitres,
Et je m'appartiens tout entier.
Ma gauloise philosophie
Borne là ses modestes voeux,
Et dans mon délire joyeux,
Je tiens à ma superficie,
Pourvu qu'elle cache un heureux.

Leipzig.

Die Jägerinn ein Gedicht. 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisiren es zum deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unsrer Älterväter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trutz Titel und Vignette nicht einmal Waidmanns Kraft, das ist zu wenig. Des Dichters Wälder sind licht, wie ein Forst unsrer Kameralzeiten, und das Abentheuer verpflanzet ihr so glücklich in ein Besuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Akkorde nicht mit Bardengewalt ans Herz reissen. Die spröde Kunigunde, da er lang sein Leidenschäftchen vorgeklimpert, 173
schmilzt endlich und spricht: Ich liebte dich geheim schon längst! Nothwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwicklung, nur kein Kompliment für die Harfe. Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für Wälder gebohren. Und so wenig wir das Verfahren seines Hrn. Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied, mit leidiger Grabmisanthropie, ihm die Harfe zertritt; so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient; so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Zitter vertauschen, um uns, an einem schönen Abend, in freundlicher

Watteauischer Versammlung, von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er würde unsre Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

Bern.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung, 1772. 8. 223. S.

174 Diese Briefe waren Anfangs als ein Anhang zum Usong bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg, und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verf. in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter, nicht ihn suchen sollten. „Diese beyde Namen hat man beybehalten, sagt er, weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind — — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an Mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche.“ Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsers Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders, als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sey kein Ungeheuer; 175 diese Welt sey in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen, zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort strafen. Der Hr. Verf. bestreitet diese, nach seiner Meynung, der Moralität so nachtheilige Sätze mit allem Eifer. „Dieser Stolz sagt er, S. 18. ist der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen seinen Sitz.“ S. 20. Bey Gott ist kein Vergessen: das Vergeben ist eben so wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangne Böse behält ewig seine Stärke, und ewig seine Folgen. S. 22. „Der Mensch wird mit der Quelle alles Übels, mit dem Eigenwillen gebohren. Dieser Eigenwille herrscht in einem Kinde unumschränkt noch ehe, als es andre Beyspiele gesehen hat; es sträubt sich mit seinen schwachen Gliedern gegen allen Zwang.“ Auch die besten Menschen sind in dem Herzen Räuber und Mörder: „Denn S. 24. eine neue Philosophinn hat es gerade herausgesagt: Wenn Wünsche tödten könnten, die Besitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens gewesen.“ Oft hat der Herr Präsident mit schmerzhaftem Lächeln gesehen, „wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eifersucht das Verdienst verkleinern, das dem ihrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte; wie sie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern.“ Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser, die getrübt werden können, Kothlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die

Dinge dieser Welt, haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191. sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen und seine vernünftige Geschöpfe hätten bey ihrer Tugend keine Belohnung.“ Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht, so würde mein Haß keine schädliche Folgen gehabt haben. Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet, und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! 176
Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust, und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geitz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über“ S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz geht über.“ Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. „S. 200. der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht.“

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbahrung, die öfters Luftstreiche sind: die Raisonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlösers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen fordern darf, daß sie alle gleich stark seyn sollen. Auch gegen Ordnung und Composition darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen seyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beyden entgegengesetzten Partheyen zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen, und dessen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sey, oder ob das, was in zwey Farben vor unser Auge gebrochen wird, nicht in einen Lichtstrahl vor ihn zurückfließen könne. Zürnen und Vergeben sind bey einem unveränderlichen Wesen doch warrlich nichts, als Vorstellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle Gut nennen, seine Seele mag nun eine Kothlache, oder ein Spiegel der schönen Natur seyn, er mag Kräfte haben, seinen Weg fortzuwandeln, oder siech seyn, und eine Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus einer Hand. Darin 177
sind wir einig, und das ist genug!

Amſterdam und Paris.

Quatrieme, douzieme et quinzieme nuits d'Young, traduites en vers françois par Mr. Doigni du Ponceau in 8. à Amsterdam, et se trouve à Paris, chés J. P. Costard 1771.

177 Ein neuer Überſetzer des Young, der aber Youngs Nächte nach der franzöſiſchen ſchwachen Verdauung einrichtet, alles hübſch klein ſchneidet, gehörig diluirt, und nach Landesart präparirt. Seine Verſification und Sprache iſt nicht ohne Verdienſt; allein wer wird hier Young wieder erkennen, wo oft ein einziger Gedanke des Originals, der kurz hintokkirt war, in geleckter Manier ausgemahlt wird, und ſo viele Züge und Bilder, die ſich der feurigen Einbildungskraft Youngs bey einem Gegenſtande zudrängten, übergangen und verwiſcht ſind? Man vergleiche folgende Stellen mit dem Original:

L'orgueil aime à monter, et cherche les hauteurs,
La molle volupté se traine sur les fleurs,
Pride like an Eagle, builds among the stars,
But Pleasure, Larklike, nests upon the ground.
L'Esprit sophiste, adroit courtisan, plein de zèle
A créé pour lui plaire, une raison nouvelle.
In subtle Sophistry's laborious Forge,
Wit hammers out a Reason new, that stoops
To sordid scenes and meets them with Applause.
Qui souple et complaisante, eveille ses desirs,
Et dans tous les momens caresse ses plaisirs;
L'enchanteur seduisant étale ses prodiges,
Il éblouit les yeux de ses brillans préstiges,
L'ame dans une douce et charmante langueur
Perd, par degrés sa force et sa noble vigueur,
178 Et tombant dans les bras de l'aveugle folie,
Sans crainte, et sans remords s'affoiblit et s'oublie.

Welche Weitſchweifigkeit! Les prodiges et les brillans préstiges, la charmante langueur ſind ein ſchlechter Erſatz für folgende Youngiſche Gedanken:

A thousand Phantoms, and a thousand Spells,
A thousand Opiates scatters, to delude
To fascinate, inebriate, lay asleep
And the foold Mind of Man delightfully confound.

Und welche Tirade langweiliger Verſe gegen die einzige Zeile Youngs!

Detestable talent, art vil et seducteur
Qui du front des humains efface la pudeur! — —

Le Coupable Ecrivain qui s'applaudit de plaire
De sa sainte vertu reclame le salaire.
La Licence sans frein regne de toutes parts
Le vice est encensé dans le temple des arts;
Les muses de nos jours vont, d'une main impure,
Des Graces sans pudeur, détacher la ceinture.

Was sagt Young?

Wit calls the Graces the chaste zone to loose.

Ferner haben wir bemerkt, daß die Metaphern und allegorischen Bilder Youngs, die dicht hinter einander wie die Pfeile von dem Bogen des Starken fliegen, bey dem Übersetzer durch zwey, drey, sechs Zeilen matte Prose vorher angekündigt und erklärt werden, am Ende aber doch in verstümmelter Gestalt erscheinen. Fast an allen wichtigen Stellen hat der Franzose, das Recht ausgeübt, das er sich immer in der Fremde erlaubt, alles nach seinem Kopfe einzurichten, und glaubt, Verstellen und unter einander werfen, sey Anordnen.

Leipzig.

Vermischtes Magazin eine Wochenschrift, bey Bischel, 1. Band 6 Stücke 8. 380. S.

Eine Gesellschaft von (vermuthlich) Studenten, wirft hier die Mücken, die sie in ihren Nebenstunden mit Pfeilen erschossen haben, aus dem Fenster ins Publicum. Man kann es wirklich keinem Menschen übel nehmen, wenn er in den Stunden, da er sonst nichts gethan hätte, Bücher schreibt; doch, wenn er es nicht besser macht, als die Verf. dieses Magazins, so rathen wir ihm immer, sich einen andern Zeitvertreib zu suchen. Wenn man unter so vielen Steckenpferden zu wählen hat, so ist es in der That Eigensinn, gerade auf das zu steigen, welches nie so ganz Steckenpferd ist, um nicht auch oft den Reuter sehr unsanft abzuwerfen. Es kommen in diesem Magazin prosaische Verse, und gereimte Prosa, Satyren, Betrachtungen, Epigramme und sogar auch ein prosaisches Heldengedicht die Reformation vor, welches nebst allem übrigen, was wir die Geduld hatten zu lesen, unter der Kritik ist. Wir schweigen also davon — — Aber Eins müssen wir sagen, die Verfasser trotzen sehr auf ihren Eifer für die Religion. Wir loben sie deßwegen; doch bitten wir sie zugleich, erst zu lernen, was Religion ist. Denn in allen ihren so genannten geistlichen Aufsätzen und Versen glimmt nicht ein Funken davon; und man ist endlich das Geleyer von der Tugend und Religion überdrüßig, wo der Leyermann mehr nicht sagt als: wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und Religion doch so schön! und was ist der für ein böser Mensch, der nicht laut schreyt: sie ist schön u. s. w. Was thun die

Leute, die so ohne Gefühl mit den heiligsten Dingen tändlen, was thun sie anders, als daß sie einem blauen Schmetterling nachlaufen? Und mit aller ihrer Schwärmerey werden sie doch keinen Pedrillo bekehren.

München.

Ein Päckchen Satyren aus Oberdeutschland, 8. 136 S.

Diese Herrn Satyriker setzen sich in der Vorrede gegen die Kunstrichter von Niederdeutschland in Vertheidigungsstand. Das haben sie sich aber wohl gar nicht träumen lassen, daß man ihnen auch in Oberdeutschland sagen würde, daß ihre so genannte Satyren höchstelend sind. Die beste Welt ist eine erbärmliche Poesie, und die übrige Prose theils matte Copie von Rabnern, theils monotonisches Geschmier und witzloses Gewäsch. Ein Satyriker muß den Menschen ganz, aber vornehmlich auf seiner lächerlichen und schlechten Seite kennen. Diese muß er nicht nach der Oberfläche, sondern in ihrer ganzen Tiefe, entweder mit Juvenalischer Stärke, oder mit Rabnerischem Witz zeichnen. Ist er dazu unfähig, so überlasse er das Satyrisiren andern; denn nichts ist eckelhafter, als Spott ohne Witz. Wir hätten gerne die Verfasser sanfter beurtheilt; aber die Schreibsucht hat so sehr um sich gegriffen, und die meisten Schriftsteller sind so unfühlbar gegen sanfte Streiche, daß man das Publikum blos durch den Damm einer harten Kritik gegen die Überschwemmung von schlechten Büchern, die täglich mehr um sich greift, verwahren kann. Das schlimmste, was auch aus einer solchen Härte folgen kann, ist, daß diese Herrn Satyriker und ihres Gleichen zu schreiben aufhören; und dieses ist ein großer Vortheil für sie und für ihre Leser.

Zürich.

Joh. Caspar Füeßlin raisonirendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke zum Gebrauche der Sammler und Liebhaber. Bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie. 1771. 8. 360. S.

Die zu Leipzig aus dem Englischen übersetzte Abhandlung von Kupferstichen gab Herrn F. Anlaß, gegenwärtiges Werk auszuarbeiten, das durch seine Vollständigkeit, und Berichtigung der Ordnung bey den Charakteren der Meister sehr grosse Vorzüge vor der Arbeit des Engländers hat. Die Einleitung enthält I. einige Grundsätze der Mahlerey in so weit sie auf die Kupferstiche angewendet werden können. II. Anmerkungen über die verschiedenen Arten der Kupferstiche. III. Regeln bey Sammlung derselben. Alsdann folgen die Meister nach den verschiedenen Schulen; die Deutschen und Schweizer, die Niederländer, die Italiäner, die Franzosen, die Engländer. Bey jedem Künstler ist eine kurze Anzeige seiner Lebensumstände, und dann folgt ein kleines Verzeichniß seiner besten Werke. Mancher jetztlebender Dilettante und Meister wird es vielleicht nicht geneigt aufnehmen, seinen

Namen entweder nicht in dem Verzeichniß der großen Männer zu finden, oder doch eine Auswahl unter seinen Werken wahrzunehmen, die er vielleicht so strenge nicht würde angestellt haben. Wir unterschreiben indessen beynahe alle Urtheile des Herrn F. der mehr als viele andre Künstler hier Richter seyn kann, weil er nicht allein seit langen Jahren die Kunst mit so vielem Erfolge lehrt und ausübt, sondern auch in seiner Vaterstadt die reichsten Kunstsammlungen vor sich findet. Unsre Leser werden uns erlauben, aus der Einleitung einige gemeinnützige Bemerkungen auszuziehen. In 182
der Zeichnung und Zusammensetzung sind die Wirkungen bey einem Gemälde und einem Kupferstich einerley. In Ansehung der Haltung hat ein Gemälde den Vorzug. Der Duft z. B. den die Entfernung einer Sache giebt, kann nicht wohl durch etwas anders, als durch die natürliche Farbe, vorgestellt werden; und diese kann blos der Pinsel geben. In Absicht auf die Vertheilung des Lichts lassen sich die Gemälde nicht wohl mit den Kupferstichen vergleichen. Der Mahler hat tausend Tinten, dadurch er den Übergang vom Licht zum Schatten mit einer unendlichen Abwechselung ausdrücken kann. Der Kupferstecher hat nur schwarz und weiß. Allein die Regeln von Licht und Schatten lassen sich bey Kupferstichen noch unzweydeutiger anbringen, als in Gemälden. Ein mittelmäßiger Kenner kann in einem Kupferstiche weit eher der Masse des Lichts und ihrer Austheilung durch alle Mitteltinten nachspüren. Noch ein Unterschied: stimmen in einem Gemälde die Tinten nicht überein, und ist das Ganze nicht harmonisch, so wird dieser Fehler oft im Kupferstiche unsichtbar, und in diesem Falle kann er schätzbarer seyn, als das Gemälde selbst; weil er die Schönheiten läßt, und die Mängel verbirgt. Die Regeln der Perspektive lassen sich bey den Kupferstichen vielleicht auch genauer beobachten, weil die Schraffirungen alle auf Einen Punkt oder auf Eine Seite laufen.

In Ansehung der Zeichnung findet der Kenner der Anatomie würklich noch eine schärfere Richtigkeit im Kupfer, und kann wenigstens der wahren Linie durch alle Krümmungen durch Licht und Schatten leichter folgen. Dieser Vortheil fällt bey der schwarzen Kunst weg, weil hier die Behandlung beynahe wie in einem Gemälde geschieht. Der Ausdruck aber ist offenbar mehr in des Mahlers als des Kupferstechers Gewalt. Die Stärke des Ausdrucks liegt eben so sehr in dem Kolorit als in der Veränderung der Züge. Ja diese haben ohne Farben oft eine ganz verkehrte Wirkung. Heftige Leidenschaften die blos durch die Linien der Zeichnung angedeutet werden, fallen zuweilen ins Groteske. Die Farbe macht die verstellte Züge erträglicher. Bey einem Portrait 183
fallen die mannigfaltigen Nuanzen der Haare und Gesichtsfarben, bey den Thieren die vielen Arten von Wolle und Federn, bey den Landschaften die verschiednen Tinten der

Tags- und Jahrzeiten im Kupferstiche völlig weg. Deswegen sind die radierten Blätter des Claude Lorrain trockne Abrisse von seinen herrlichen Landschaften.

Die Kennzeichen der Größe eines Gegenstandes, nach dem er in der Ferne mehr oder weniger von der Luftfarbe angenommen hat, ist auch dem Kupferstecher unmöglich anzugeben. Auch die Veränderung der Luft durch eine fremde Tinte einer starken sich mit ihr vermischenden Farbe liegt ausser den Gränzen seiner Kunst. Dieses empfindet man bey Feuersbrünsten. Ferner ist er nicht im Stande das durchscheinende des Kolorits auszudrücken, das aus der Verschmelzung zweyer Tinten übereinander entsteht, so daß man jede gleichsam besonders entdeckt. Der Mahler kann die feurige Röthe über die Wangen einer jungen Schönheit verbreiten, und ihr wenn sie gestorben, die Bläße des Todes geben. Der Kupferstecher kann keines von beyden. Endlich ist er ausser Stande, die glatten, polirten, oder scheinenden Körper vorzustellen, welche oft ihr schönes Ansehen den auf sie fallenden Farben zu danken haben. Er ist weder vermögend den Unterschied des glänzenden silbernen Gefäßes von dem rothen Wein, der darin enthalten ist, zu unterscheiden, noch dem Harnisch des Helden den rothen Widerschein zu verschaffen, den die scharlachene darüber gezogene Weste demselben mittheilt.

Der Charakter der eigentlichen so genannten Kupferstiche ist, daß sie scharf und genau; der geetzten Blätter daß sie mit einer freyen Hand, und der Werke der schwarzen Kunst, daß sie sehr sanft gemacht sind. Weil so wohl das Kupferstechen als das Radieren seine besondre Vortheile und Mängel hat, so haben die Künstler sich bemüht, das Gute von beyden zu vereinigen, und das Freye des Letzteren mit der Richtigkeit des Ersteren zu verbinden. Daher sind die meisten neueren Kupferstiche erstlich geetzt und nachher mit
184 dem Grabstichel nachgearbeitet. Der Verf. glaubt ein ganz gestochnes Blatt sey selten ohne Steifigkeit. Unter den radierten Blättern habe man schon eine größere Abwechselung von vortreflichen Stücken. Im Ausdruck der Muskeln hat das Kupferstechen vor dem Radieren ohne Zweifel große Vorzüge. Große Blätter überhaupt sollen eher in Kupfer gestochen als radiert werden. Das Radieren schickt sich besser zu Skizzen und leichten Zeichnungen; und die Landschaft ist überhaupt der wahre Gegenstand der Radiernadel; mit dem Grabstichel geendigt wird sie schwer. Das Fleisch, das sanftwallende Haar, die Falten der Gewänder, die blinkenden Waffen werden durch nichts besser ausgedrückt als durch die schwarze Kunst. Am Ende folgen einige Warnungen für die Sammler. 1) Man muß sich bey dem Sammlen nicht vornehmen das ganze Werk eines Meisters zu besitzen. 2) Für keinen Namen eine blinde Achtung hegen. 3) Nicht von der Seltenheit eines Blatts auf seinen innerlichen Werth schließen.

4) Nicht Copien statt Originalen kaufen. 5) Sich vor schlechten Abdrücken in Acht nehmen. Ein Kupferstich leidet 500 gute Abdrücke; eine radierte Platte nur ein paar hundert; und wenn das Scheidewasser recht scharf gefressen hat, höchstens 300, die schwarze Kunst 100 gute Abdrücke.

Wir empfehlen überhaupt dieses Werk als ein Classisches Buch allen Liebhabern und Kennern der Kunst.

Halle.

Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahrs. 1772. 8. 93. S.

Die Betrachtungen der Natur sind unstreitig am besten geschickt, eine denkende Seele zu Gott zu erheben. Der Verf. hat also nebst vielen andern auch eine ganz lobenswürdige Unternehmung gewagt, da er die Menschen durch die Creatur zum Schöpfer zu führen sucht. Er legt aus dem Reiche der Natur, so wie die verschiedenen Jahrzeiten die Scenen ändern, oder wie die andern Umstände es erfordern, Gegenstände vor, geht sie kürzlich durch, zieht Lehren heraus, und schließt dann meistens mit einem Gebet.

Dagegen haben wir nichts; aber warum weist er jeder Betrachtung den Datum an, auf welchen sie gemacht werden soll? Warum hat er nicht erst tiefere Blicke ins Reich der Natur geworfen? Warum sind alle seine Betrachtungen so einförmig, so kalt, so unbestimmt? Manche sind uns befremdlich vorgekommen. Z. B. die vom 22. Jenner Pflicht sich im Winter zu erbauen. Wie kommt diese Pflicht zum Winter? Eigentlich will freylich der Verf. nur von den Gelegenheiten reden, die der Winter zur Erbauung giebt; Aber wie zwingt er diese Erbauung herein? „Du siehest, sagt er, wie vergänglich der Schnee ist, wie leicht das Eis schmilzt, wie kurz die Tage sind: Kann dieses nicht alles dich an die Hinfälligkeit des Lebens erinnern? Du sitzest in einem warmen Zimmer, und genießest deinen Unterhalt; Solltest du nicht dabey an deine arme Brüder zurück denken, welche weder Holz, noch Kleidung, noch Brod haben? Du bemerkest den kurzen Zwischenraum zwischen Tag und Nacht; sollte dir dieses nicht zur Ermunterung dienen, die Kürze deines Lebens zu bedenken, und jede Stunde wohl auszukaufen? Du siehest, mit welcher Unvorsichtigkeit sich viele dem Eis anvertrauen: kann dir dieses nicht die Unbedachtsamkeit der Menschen abbilden, welche sich dem Genuß der Lüste dieses Lebens überlassen.“ Wahrhaftig, wenn man so glücklich ist sich mit Empfindung solcher Gelegenheiten zur Erbauung zu Nutze zu machen; so wird es einem nie daran fehlen. Aber wie oft wird uns hier nicht die kalte Einbildungskraft für Empfindung verkauft? Wir glauben, daß die Erbauung nichts sey, als eine neue Belebung der Begierde nach wahrer Vollkommenheit, und diese vortrefliche Wirkung ist keine Folge solcher Tändeleyen; am wenigsten richtet sie sich nach dem Datum. Diese almanachs-

mässige Erbauung nützt selten mehr als die Prophezeyung der Witterung. Man liest Sonnenschein und fühlt Regen. Sie macht dabey das Christenthum zu einer Art von Puppenspiel, und hat selten Einfluß auf das Herz. Wann werden doch einmal unsre fromme Männer mit Geist und Stärke
186 fromm zu seyn lernen! Wann werden sie begreifen lernen, daß wir Gott im Geist und in der Wahrheit, nicht mit dem Gauckelspiel einer leeren Phantasie dienen sollen? Die elenden Verschen, die der Verfasser einmischt, sind eines solchen Schatzkästchens werth!

Leipzig.

Die Apotheke, eine komische Oper, in zwey Aufzügen. In der Dykischen Buchhandlung, 1772. 6 Bogen.

Der Apotheker Enoch hat eine Tochter Krönchen und eine Nichte Fiekchen. Indessen daß der Vater ausgegangen ist, einem Dechanten wegen zu viel genoßner Austern ein Clystier zu setzen, kommt der Advocat Reiger ins Haus, mit der Tochter zu charmiren. Krönchen kann ihn auch wohl leiden. Der Vater aber hat andre Absichten, und meynt sie soll den Medikus Herrn Vincent heyrathen. Er findet, ehe er ins Haus tritt, Reigers Hund vor der Thüre, der zu seiner Hündinn will. Er weißt ihn mit dem Stock ab, und voller Bosheit über den Hund, empfängt er den Herrn nicht viel besser, der nicht entwischen konnte, weil ihm der Fuß eingeschlafen war. Nun deklarirt Enoch, daß Krönchen keinen andern, als einen Mediciner haben soll. Darüber fällt das Mädchen in Ohnmacht. Die Leute laufen herbey, und der erste Aufzug schließt sich mit einem Chor, das dem Parterr die Lehre singt, daß man in allen weiblichen Ohnmachten nicht so schnell um Hülfe zu rufen hat.

Im zweyten Aufzug entdeckt sich aus den rothen Augen, und dem eifersüchtigen Schluchzen Fiekchens, daß sie gerne Herrn Vincent haben möchte. Enoch erwartet die Visite von Herrn Vincent Vater und Sohn, und läßt sich deswegen barbieren. Der Barbier ist nebst Enoch der beste Charakter. Der arme Teufel ist hypochondrisch, und singt ganz drollichtes Zeug über diese gelehrte Krankheit. Unter dem Barbieren kommt die Visite, Krönchen will nicht in die Stube, der Provisor schiebt sie mit Gewalt herein. Kurz und gut sagt sie dem jungen Herrn Vincent, daß sie seine ehliche
187 Hälfte unmöglich werden könnte. Der junge Herr Vincent der sich auf einem Ball in ein Mädchen verliebt hatte, das er für Enochs Tochter hielt, das aber Fiekchen war, erhohlt sich wieder von dieser Erklärung. Er glaubt nunmehr, Enoch habe zwey Töchter. Dieser betheuert höchlich, daß er nur eine Einzige habe. Indem tritt Fiekchen mit dem Caffee auf. Hier erkennt Herr Vincent das Ideal seiner Göttinn. Man erklärt sich von beyden Seiten. Herr Reiger kommt dazu, und die beyden Mädchen heyrathen nach Wunsch.

Wir bitten noch immer, bey den Scenen des niedrigen Lebens unsre junge Dichter die Natur zu studieren, und ihre Charakter, denn hier auch müssens Charakter seyn, nicht aus der Luft zu greiffen. An Shakespear können sie sehen, was man aus den Narren und den Clowns machen

könne, wenn man Kopf hat. Hier ist ausser dem Barbier und dem Apotheker beynahe alles verunglückt, und die Verse, die Vaudevillen enthalten sollen, die das Parterr nachsingt, sind unerträglich schlecht. Auch die Dedikation an Herrn Bause hätten wir dem Verfasser geschenkt. Sie ist nichts als ein Geschwätz.

Göttingen und Gotha.

L. R. de Caradeuc de la Chalotais, Königl. Französischen General Procureurs im Parlament von Bretagne, Versuch über den Kinderunterricht. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen und einer Vorrede, die Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit der Basedowschen Erziehungsprojekte betreffend. Bey Dietrich, 1771. 8. 260 S.

Das Buch wird in Deutschland auf eine andre Art merkwürdig, als es in Frankreich gewesen. Dort ward es von einem Generalprocureur, der das eben nicht schreiben durfte, geschrieben und im Parlamente — — niedergelegt, aufbewahrt, le Procureur General du Roi entré à la Cour les Chambres assemblées, a dit: Messieurs etc. etc. la Cour a decerné acte au Procureur General du Roi, du dépôt qu'il fait presentement sur le Bureau d'un Memoire sur l'Education etc. etc. In Deutschland wirds die Streitglocke über gewisse gute, ziemlich allgemein anerkannte Vorschläge zu besserer Erziehung. Es wird also für uns doppelt beträchtlich: das Buch an sich, und die Würkung, die es in Deutschland thun soll. Das Buch an sich ist simpel, schön und wahrhaftig lesens- und anwendenswerth. Noch kennet der Recensent, der auch Jahre mit dergleichen Ideen umgegangen, keinen Erziehungsvorschlag, der sich so sehr den Menschenverstand, die schlechte, gute Art, oder höher die Richtigkeit zu denken empfohlen seyn ließe: der sich so wenig bey Nebendingen und piis desideriis aufhalte, Einges für uns weithergeholte ausgenommen, was es aber für Frankreich nicht ist: und hier nun überhaupt macht dieses Buch gegen Basedow einen erschrecklichen Kontrast, und wo es überhaupt der Leser so innig fühlte: das Ding ist möglich! wenn nur Hände da wären, es ist leicht! Von allen diesen Seiten ist dem guten Chalotais, dessen Andenken die ganze Provinz Bretagne noch in seinem Elende segnend ehret, die beste Aufnahme zu wünschen. Jedweder ächte Deutsche wird fühlen: daß auf solchem Wege bessere Menschen gebildet werden könnten, als durch unsre Kathedral- und Küchenerziehungen: Leute, die die Augen im Kopf, nicht vor der Brust, weder im Herzen noch im Gebetbuch tragen. Er wird fühlen, daß, da es hier nur auf Einrichtung und Bücher ankommt, wir in Deutschland wissenschaftliche Anfangsanweisungen besser hätten, als Frankreich, zur Bildung aber wir leicht, nur mit Wahl und Geschmack, entlehnen könnten. Er wird finden, daß, wenn dieser Plan höchstens das Schwache hat (welcher menschliche Plan hats nicht!) daß

er im Übermaaße politische Raisonneurs bilden könnte, die freylich in Deutschland fast noch weniger ihre Welt finden, als in Frankreich, er also geläutert, ersetzt, nationalisirt werden könne und müsse — — das Chalotais! Aber nun Schlözer zu Chalotais? Es wäre gut, wenn er die vorige Arbeit über sich genommen und seinen Autor nationalisirt hätte! Deutsche Bücher statt der französischen! Deutsche Bedürfnisse statt französischer: (wie selbst der verachtete Gottschedianer M. Schwabe, mit seiner Beaumont gethan). Herr Prof. Schlözer hat das nicht gethan: Seine Anmerkungen zu Chalotais sind unbeträchtlich, oder, was man ihm noch mehr vergiebt, Anekdoten. Desto mehr Anmerkungen gegen Basedow! Eine 92 Seiten lange Vorrede! und allerdings haben Anmerkungen und Vorrede viel Recht. Basedow hat freylich keinen festen, formirten Plan weder gehabt, noch jetzo noch. Er hat freylich wenig Materialien, einen schlechten Geschmack und eine Unordnung in alle seine Werke gebracht, die kaum ausstehlich ist. Basedow hätte freylich erst arbeiten, durchdenken, lernen sollen, ehe er Geld forderte: das hätte ihm auch gleich Anfangs jemand, und jeder wohlhabende Menschenfreund, der nichts geben wollte, zuruffen können. Aber nun, die Sache blos dabey anfangen? Nur immer die gesammleten Ludwichs beneiden? Von diesem Nervus rerum gerendarum anfangen und damit endigen? Herr S. thut seinem Eindrucke selbst Schaden. Wer ihm materiell in allem Recht giebt, wer es selbst eingesteht, daß der Elementarschreiber nicht eben den Beutel des Publikum zu seiner Reisecasse, Correspondenzcasse u. s. w. machen durfte; der wird immer auch einsehen, daß ihn nicht der geitzige, der eigennützige Basedow, sondern nur der warme B. der schwache B. der hypochondrische B. dazu gemacht habe, und also mindstens verzeihen, oder auf sich schmälen, daß er einen solchen Mann in Pension genommen. Überdem hat Herr S. neuer Plan eben so viel Schädliches, als B. nur haben kann. Dieser hat warme, leere, unordentliche Stellen; jener, sieht man, hat nichts als eine Akademische Pädagogik im Kopf: ein Lehrbuch, auf Akademien sehr gut; aber möge Hr. S. nur lesen, was Bako von dem Schädlichen der Kompendien sagt, wie sie heucheln! wie sie die Wissenschaft, als ein scheinbares Ganze, überkleistern! wie sie der wahren Bildung und insonderheit dem Fortgange der Cultur, wenn die Lücken einmal überstrichen sind, auf immer schaden! Also Iliacos intra muros peccatur et extra! Die Herren sollten sich vertragen; sie sind aber zu entfernt, als daß sie sich vertragen könnten. Drittens hat Herr S. offenbar übertrieben, und dadurch daß er die Sache ins Lächerliche spielt, gewinnt er nicht den Leser. Wer ist cynischer, der B. der eine Lehre vom Ursprunge der Menschen gut gemeint und so edel, als er weiß, den Kindern vorzulegen, oder vielmehr zu entwenden sucht; oder der S.

der hier 7mal diese Worte aussucht, zusammenhäuft, abdrucken läßt, um nur den Altonaer Philosophen als den Diogenes im Fasse zu brandmalen? In unserm fittigen Jahrhundert würkt so was freylich bey der Menge; aber desto mehr verachtet ein edler Mann, der Gründe hat, solche illecebras furti, die ihn vielleicht bey den Edlen verächtlicher machen können, als den er verächtlich machen will. Herr S. tadelt an B. die Sucht der Terminologie; und wir kennen keinen reichern Mann an Kunstworten, selbst in diesem Buche, als Herr S. Er tadelt an B. den Mangel der Kenntniß an Erziehungsschriften, und — — wir wollen aus diesem Buche nicht auguriren. Fürs Publikum ist dergleichen Friktion guter Köpfe immer nützlich: die Kieselsteine geben einen Feuerfunken. Aber warum reiben sich denn eben die Herren, da jeder seinen Weg gehen könnte? Herr S. hat eine gewisse Ordnung, Präcision und Nettigkeit in den Ideen: er hat historische und Lehrkänntnisse. Gut! Er sollte uns also kleine Muster von Lehrbüchern insonderheit historische Lehrbücher geben, deren wir noch so sehr benöthigt sind. Herr B. hat das Alles nicht. Er hat aber eine gewisse Wärme, und eine gewisse Spekulationsgabe; jene um Gährung, diese um Anschaulichkeit gewisser Vorurtheile und Forderniſse zu machen. Hat er die gemacht, ist sein Amt vorbey, und es kommt ein Dritter, der Elementarbuch und Geschichte von Corsika in einen Tigel wirft, um vielleicht wieder ein gülden Kalb zu machen. Dieses güldne Kalb aber wird dann wieder Gott! es wird darum getanzet und gespielet. Wenn das ist, warum reiben sich die Herren? liegt Altona und Göttingen so nahe beysammen?

Frankfurt und Leipzig.

Briefe vom Herrn Boysen an Herrn Gleim. 1ster und 2ter Theil 1772. 8. 267. S.

Diese Briefe enthalten allerley Urtheile und Nachrichten, die von dem Mancherley zeugen, woraus die Litteratur des Herrn B. zusammengesetzt ist. Sogar Rabbinische und Arabische Gelehrsamkeit dient dem Herrn Verf. zur Unterhaltung mit der Muse unsers Anakreontischen Dichters. Da, wo das Herz spricht, erscheint Hr. B. insonderheit zu seinem Vortheil; denn Bescheidenheit, Dankbarkeit, und Zuversicht in das Urtheil seines Freundes herrscht überall. Eine der glücklichsten Begebenheiten seines Lebens war wohl diese, daß ihn die Vorsehung ersah, ein Beförderer des großen Winkelmanns zu werden. Er traf ihn in einem Wirthshause vor Heimersleben als einen dürftigen schechtgekleideten Candidaten an: er erinnerte sich, ihn in Halle oft auf den öffentlichen Bibliotheken gesehen zu haben, wo er die griechische Autoren las, weil ihm die Mittel fehlten, sie sich anzuschaffen. „Mit einer Wehmuth, sagt Herr B. die mein ganzes Herz durch-

191

drang, entdeckte er sich mir, und bat mich, ihn nach Seehausen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geschrieben hätte, daß ich mit der Vollmacht, einen geschickten Nachfolger auszusuchen, wäre versehen worden.“ Herr B. that es, und mit gutem Erfolge. Allein jedermann glaubte bald in Seehausen, daß Herr B. mehr für Winkelmann als für die Schule gesorgt hätte. Winkelmanns Schüler verringerten sich täglich, und der neue Conrektor konnte nicht predigen! Allein, er übersetzte dafür den Herodot, und erklärte ihn mit einer Art von Inspirationsgabe. Er verlangte weg; allein B. konnte ihn nicht nach Bergen bringen, wie er gerne gewünscht hätte; Winkelmann nahm sich also vor, so lange in Seehausen zu bleiben, bis er sich ein kleines Kapital gesammlet hätte, um nach Egypten zu gehen, und bey den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren. Die Herren Rathmänner in Seehausen thaten sich damals gewiß sehr vieles über die Träumereyen ihres Conrektors zu Gute, und sie dachten nicht daran, daß das Genie der Weissagungen
192 mancher kurzsichtigen Rathmänner spottet, und Dinge zu Stande bringt, deren Unmöglichkeit die Maulwurfspolitik längst berechnet, und in das Feenreich verwiesen hätte.

Paris.

Epitres sur la Vieillesse et sur la Verité suivies de quelques Pieces Fugitives en Vers, et d'une Comedie nouvelle en Prose et en un acte qui a pour titre, le Mariage de Julie par Mr. Saurin de l'Academie françoise, chés la Veuve Duchesne.

Wir wünschen über das Alter und über die Wahrheit, lieber den Greis von Ferney, dessen Accente alle weit jügendlicher und stärker tönen, als die von den Pariser Dichterlingen zu hören, die entweder zu Greis oder zu unmündig sind. Wir haben auf dem ganzen Wege durch dieses Gedicht nichts angetroffen, das uns weder zur Linken noch zur Rechten im Guten oder im Bösen aufgehalten hätte. Wir glauben, man fängt in Paris ganz und gar an, für die
193 Ausländer und die Colonien zu arbeiten. Am Ende steht ein neuer verunglückter Versuch, Popes Heloisa zu paraphrasiren. Die Comödie haben wir angefangen; allein trotz unsers mühseligen Handwerks, schlechte Bücher zu lesen, und der dabey erworbenen oder zu erwerbenden Geduld, nicht durchkommen können.

Bamberg und Würzburg.

Die Wolken. Eine Comödie aus dem Griechischen des Aristophanes, übersetzt, und mit einer Zugabe von Aristophanischen Briefen begleitet von J. J. Herwich. 8. 173 S.

196 Von einem Übersetzer des Aristophans kann man nicht mit einem kritischen Geitz jede Sylbe seines Originals wiederfordern, aber den Geist des Dichters muß er wenigstens durchgehends herrschen lassen. In dieser Übersetzung ist zwar dieser Geist nicht ganz verraucht, allein wenn man auch die

Wortspiele und das Pasquillantische Salz, das der ersten Comödie eigen war, abrechnet, so bleiben doch noch auf allen Blättern Stellen genug zurück, in welchen wir, die vielleicht unnachahmliche Leichtigkeit des griechischen Dialogs, die Stärke, das Comische, kurz die ganze griechische Rotundität vermissen. Der Sinn ist zwar größtentheils getroffen; doch finden wir ihn auch manchmal, wo nicht verdreht, wenigstens lange nicht bestimmt genug ausgedruckt. So heißt z. B. 145. τους αὐτης ποδας. so viel, als nach Flohschuen gemessen. So wie Hr. H. übersetzt, kann man die Auflösung des lächerlichen Problems nicht verstehen. Das παιπαλη würden wir des Wortspiels wegen weis übersetzt haben. v. 325. παρα την εἰσοδον. heißt nicht, itzt sind sie herunter. τερατωδες. heißt wunderbar, nicht bezaubernd, v. 368. τις ὁει. nicht wer regnet; sondern wer läßt regnen. τον αὐτου νεων βαλλει; kann nicht übersetzt werden, Jupiter schleudert; weil Sokrates ja den Jupiter leugnet. γυμνος heißt auch nicht nackend, sondern ohne Oberrock; komisch etwa, im bloßen Wams. Wir haben noch viele Stellen mehr angestrichen, die wir aber hier unsrer Gränzen wegen nicht anführen können. Den Ausdruck, armer Teufel, der etlichemal vorkommt, wollen wir nicht rügen, weil dieses blos eine Ausrufungsformel ist, die nichts bedeutet; wie aber Aristophanes von Stoischen Mienen reden konnte, sehen wir nicht ein. Diese Übersetzung soll übrigens nur ein Versuch seyn und die übrigen Stücke des Aristophans sollen nachfolgen. Wir erwarten sie mit Begierde; denn nur nach öftern Versuchen kann eine solche Arbeit, wenn sie doch einmal unternommen werden soll, vollkommen werden; Aber ist, wie wir nicht entscheiden wollen, eine Übersetzung des ganzen Aristophans möglich und anzurathen; und will Hr. H. dabey glücklich in seinen Bemühungen seyn, so rathen wir ihm, die Klotzischen Homerischen Briefe und die Clodiusischen Alltagsbetrachtungen über die Griechen, die ausser ihm noch niemand als Hauptbücher angesehn hat, ganz zu vergessen, und vielmehr die Stelle der kritischen Wälder die er S. 15. seiner Vorrede anführt, aber sehr schief commentirt, recht zu studieren: Sie sagt mehr als Clodius und Klotz jemal fühlen konnten. Vertheidigungen des Aristophans, dergleichen die Vorrede enthält, erwarten wir nicht. Man nehme doch die Alten und die Neuen wie sie sind. Das Vertheidigen ist so advocatenmäßig; und der beste Advocat denkt vornehmlich an seinen Clienten, und nur beyläufig an die Wahrheit. Wir wünschen lieber, daß Hr. H. uns das Genie des Aristophans schilderte; eines Manns, der mit dem feinsten Witz und der lustigsten Laune, das stärkste Gefühl der wahren Größe und des Patriotismus verbande, der alles sagen konnte, was er fühlte, und der vielleicht den sinkenden Staat wieder zu seiner

alten Größe erhoben haben würde, wenn nicht die Satyre eben dadurch den Haß gegen das Laster schwächte, weil sie lachen macht, wo man verabscheuen sollte. Findet Herr H. diesen Fingerzeig treffend, so bitten wir ihn, ihm in den Aristophanischen Briefen, die auf dem Titel nur versprochen, aber noch nicht geliefert worden sind, zu folgen. Sollen uns in denselben wichtige kritische Untersuchungen geschenkt werden, so werden wir sie mit Dank annehmen; aber wir möchten uns doch wohl alle Betrachtungen über die eckelhaften drey Einheiten verbitten, an die uns die Anmerkung S. 77. erinnert; wie wir dann überhaupt hoffen, daß die Aristophanischen Briefe keine Ähnlichkeit mit den Anmerkungen haben werden, die bey dieser Übersetzung stehn. Noch erinnern wir, daß verschiedene ausschweifende Stellen, die sich nur griechisch lesen lassen, in diesem Stück theils versteckt, theils übergangen worden sind. Wir sehen nicht, wie der Herr Übersetzer mit einer so jungfräulichen Miene, die wir übrigens sehr billigen, bey den übrigen Stücken dieses Komikers zurecht kommen wird, und wir besorgen, daß wir entweder einen ganz verstümmelten Aristophan zu erwarten haben, oder daß er immer, wenigstens unsern Schönen, die nicht so viel Muth haben als Frau Dacier, deren Lieblings Dichter er war, ein verschloßnes Buch bleiben muß.

Magdeburg und Frankfurt an der Oder.

Der Deutsche, 1ster 2ter und 3ter Theil. Bey dem Commercienrath Hechtel, 1771. 8. 720. S.

200 Diese Wochenschrift unterscheidet sich von den gewöhnlichen sehr zu ihrem Vortheil, durch die Wahl der Materien, durch den männlichen Vortrag und den Geist des Patriotismus, der den Verfasser nie verläßt. Vermuthlich hat er gefühlt, wie traurig es sey, wenn man mit Achtung für sich und das Publikum schreibt, und nicht allzeit Muse genug übrig hat, 201 zu gesetzten Zeiten, wo die wöchentlichen Blätter erscheinen sollen, seine Materien auszuarbeiten. Die Ausgabe der einzeln Stücke ist also im September schon mit dem 37sten Stück unterbrochen worden und der Verleger verspricht die übrigen zu Anfang dieses Jahrs seinen Lesern auf einmal zu liefern. Er sagt seinen lieben Landsleuten recht deutsche Wahrheiten. Er glaubt, es fehle uns an Nationalstolz und an Neigung zum Vaterländischen; wir seyen zu sehr in das Ausländische verliebt. Dann handelt er von dem Glauben der alten Deutschen in Ansehung ihrer Herkunft; beschreibt ihre Wohnplätze, Häuser und unterirrdische Wohnungen; ihre Kleidung; die Sorgfalt, die sie auf ihre Haare wendeten, und die Einfalt ihrer Speisen. Er widerlegt den Irrthum, daß sie Menschenfresser gewesen wären, und sich von rohem Fleisch genährt hätten. Dabey führt er die Damen in die altdeutsche Küche zum Gerstenbrey. Er berührt ihren Glauben an eine Gottheit, die sie für zu groß hielten, als daß man sie in Tempel

einschließen könne, und die sie deswegen in Haynen verehrten; er handelt von ihren Opfern, Gottheiten und Priestern; den Ordalien, der Kinder Probe, und dem Paradies der Deutschen, Valhalla. Der Verfasser bemerkt, daß sich unsre Väter spät verheuratheten, und die Ehe sehr heilig hielten. Der Ehebruch war sehr selten, und wurde sehr hart bestraft. Sie hatten kein Geld: Die Braut brachte nicht dem Bräutigam, sondern er der Braut eine Morgengabe, und diese bestand in einem aufgezäumten Roß, etlichen zusammengespannten Ochsen, einem Schild, Schwerdt und Lanze. Unsre Väter theilten sich in Gelehrte, Edelleute, Freye vom bürgerlichen und Baurenstande, und in Knechte. Die Druiden waren würklich der erste Stand, und giengen den Edlen vor, weil man sie von Gott begeistert, und ihm angehörig glaubte. Selbst der König, wenn er vollkommne Gewalt über Leben und Tod haben wollte, mußte Priester oder Druide zugleich seyn. Die zweyte Art von Gelehrten waren die Barden, oder, wie sie in der Nordischen Mundart genannt wurden, Skalden. Diese waren die Dichter, Tonkünstler und Geschichtschreiber der Nation. Sie begleiteten das Heer zur Schlacht, und gossen durch ihre Gesänge Muth und Tapfer- 202
keit in die Seelen der Streitenden. Die Druiden standen unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, von dem vermuthlich auch die Barden mögen abgehängt haben. Der Stand, welcher an Ansehen zu nächst an die Gelehrten gränzte, war der Adel. Der Ursprung der Edlen scheint beynahe so alt zu seyn als Deutschland selbst. Der König war nichts als die erste Magistratsperson, und war ganz in seinen Entscheidungen von der Meynung der Versammlung abhängig. Die Knechte brauchte man nicht zur Aufwartung und häuslichen Geschäften; sie waren Leibeigene, und wenn sie ihren Herrn die vorgeschriebene Zahl von Kleidungsstücken und Vieh, nebst einer bestimmten Menge Getraides geliefert hatten, so waren ihre Pflichten erfüllt. Unsre Vorfahren handelten in der Erziehungsmethode etwas anders, als ihre Nachkömmlinge. Alle ihre Tugenden waren beynahe Leibesübungen, und sie glaubten, eine starke Seele wohne in einem starken Körper. Wir gehen näher zum Ziele, und brauchen nur wenige Bücher, um leben und handeln zu lernen. Ferner kommen noch sehr angenehme Nachrichten, von dem Gott der Beredtsamkeit, Braga und seinem Weibe Iduna vor, von den Barden, den Minnisingern. Die Obergottheiten beschäftigten sich überhaupt damit, die Welt zu regieren. Sie trugen aber das Detail der Geschäfte gewissen Untergottheiten oder Engeln auf, die man Landvattir nennte. Diese nun hatten wieder ihren Chef, der Landäs hieße. Die Elfen, Dysen und Valkirier waren eine Art von guten und bösen Genien, und die Nornen ihre Parcen. Diese Nachrichten können genug seyn, um unsern Lesern diese nützliche Schrift ihrem

Inhalt nach bekannt zu machen. Wir hätten gewünscht, daß man nicht immer das Sittengemälde unsrer Vorfahren zum Text gebraucht hätte, um eine scharfe Epanorthose an ihre Nachkommen anzubringen. Wäre es philosophischer behandelt, und nicht so stückweise nach jeder Tugendrubrick zerrissen worden, so wäre es ungleich interessanter. Es wäre alsdann eine merkwürdige Beylage zur Geschichte der
203 Menschheit. Wir sehen, daß alle Züge, die Tacitus niedergeschrieben, noch heut zu Tage auf alle Völker, die in gleichem Grade der Cultur stehen, angewendet werden können, und seine Nachrichten bedürften nicht mehr erkünstelte Commentarios, sondern nur Fakta unserer neuen Reisebeschreiber zur Bestätigung. Denn wir fürchten, der wahre Philosoph wird noch lange anstehen, ehe er entscheidet, dieß war Deutsch, und nicht allen Wilden gemein. Auch hätte der Verfasser die Mühe nicht nöthig gehabt alsdann das zu entschuldigen, was in dem Grad der Verfeinerung, worin die alten Deutschen stunden, eine nothwendige Folge ihrer Situation war; er würde empfunden haben, daß mit gewissen sogenannten Tugenden wieder etwas parallel lauft, das wir nothwendige Laster nennen möchten; und daß in der Moralischen, wie in der Physischen Welt, nie Gift ohne Gegengift fortschreitet. Auch die Deklamationssprache ist uns zuweilen lästig geworden, so wie wir bemerkt haben, daß aus gewissen Faktis nicht immer die Folgen gezogen waren, die aus einem Crayonstrich des Tacitus ein ausgeführtes Gemälde gebildet hätten. Daß der Verf. Herrn Kretschmann, dem wir sehr viel lyrisches Talent zu erkennen, unsern Barden nennt, und ihn an die Seite Klopstocks setzt, dieses mag wohl ein Erratum der Freundschaft seyn, und wir müssen eingestehen, daß wir in unsern Gegenden, noch nicht erleuchtet genug sind, um so weit zu sehen.

Preßburg.

Neue Schauspiele aufgeführt in den Kayserl. Königl. Theatern zu Wien. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bog.

205 Diese Sammlung enthält fünf Drame, oder Schauspiele, oder Lustspiele, oder Trauerspiele — — die Verf. wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen, aus der Wiener Manufaktur. In allen hat tragikomische Tugend, Grosmuth und Zärtlichkeit so viel zu schwatzen, daß der gesunde Menschenverstand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben. Die Kriegsgefangnen: wenn nicht die Vestung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangnen übergegangen wäre; so hätte ein entlaufner Feldwebel einen Haufen sehr moralisch sententiöser Leute, wider seinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit, an den Galgen gebracht. Gräfin Tarnow: Zwey entsetzlich Verliebte wären nimmer-

mehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewisse Excellenz ein Wunder geschehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalschaubühne erhört worden sind. Schade, daß die Exzellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, sie wäre sonst am Ende der Welt gewesen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hanchen. Ein Herzog, ein Graf und ein Cammerdiener reißen sich um ein Mädchen. Der Cammerdiener wird vom Herzog erstochen; Der Herzog, der dazu schon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Oncle ist, doch ohne es zu wissen, versteht sich wegen des decorum, der Herzog läßt sich unter einem falschen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hundert tausend Dinge gehindert die Decke zu beschreiten; und da also das Mädchen nach deutschen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt; so heurathet sie den Grafen; Man schießt, sticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, spricht Sentenzen, versöhnt sich und, wie am Schluß versichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt. 206

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder gescheid.

Der Tuchmacher von London. Einen Augenblick später und Lord Falkland, und Vilson lagen in der Themse; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Henrich, Betsi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieser Sammlung soll nächstens der zweyte Theil nachfolgen; denn seit dem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kuplerinn mit dem Nonsense Unzucht treiben, hat sich ihr Geschlecht vermehrt wie die Frösche!

Amsterdam.

Annales belgiques, 1773. 12.

Unter diesem Titel kommt in Amsterdam ein Journal heraus, welches eine gute Portion monatliches Futter, für alle lesende und redende Geschöpfe, vom Zeitungspolitiker an, bis zum Algebraisten, aus allen Theilen der Welt zusammen trägt. Hier und da werden Raisonnements eingemischt, die bisweilen ein wenig voreilig scheinen mögen, aber deswegen sind es auch Zeitungsraisonnements. Oft finden wir sie gegründet, wie z. B. die über den Schaden der allzu großen Anzahl der milden Stiftungen S. 75. u. d. g. Nachrichten aus der Welt; aus den Akademien, von Preisfragen, von Erfindungen; kurz

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia, discursus, parvi est farrago libelli.

Göttingen und Gotha.

Der einzige Weg zur Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist. Bey Johann Christian Dietrich, 1772. 8. 72 S.

Unsre Leser werden eben so erschrecken wie wir, wenn wir ihnen sagen, daß wir bey Aufschlagung dieser Bogen auf eine Tabelle stießen, die überschrieben ist: der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit, der ein jeder Mensch fähig ist. Sie ist so groß als irgend eine genealogische Tabelle eines Fürstl. Hauses, das seine Ahnen unmittelbar von dem Trojanischen Kriege herleitet. Alle Colonnen stehen in tiefer Schlachtordnung, und sind hübsch perpendicular mit A, B, C, herunter gezeichnet. Wir wollen die Colonne vom Beten nur hier einrücken, um einen Begriff zu geben, wie die Materien geordnet sind.

Zu bitten

für mich:

nur nicht hinfort die Gaben Gottes mit Undank zu genießen, und so denn

I) Leben und Eifer zum Guten; und dazu Gesundheit, Ruhe, Zufriedenheit bis zur Munterkeit des Gemüths;

II) Allenfalls aber mit Gottes Willen auch Züchtigung und Trübsal;

III) nur nicht hinfort in Sünden; vielmehr insonderheit Mäßigkeit, Keuschheit, Gnügsamkeit, Demuth, Selbstverleugnung, Aufrichtigkeit, Wahrheit, Dankbarkeit, Liebe, Freude, Gehorsam, Klugheit, Muth und Stärke, Vertrauen auf Gott, Treue und Eifer zum Guten.

IV) Segen des Berufs, und des täglichen und sonntäglichen Gottesdienstes.

für andere:

I) im Hause Ehegatten, Kinder, Eltern, Geschwister, Gesinde;

II) Andre Verwandten;

III) Freunde, vornehme und geringe, bekannte und unbekannte, hier und anderwärts;

IV) Amts- oder Standsgenossen, Untergebene, oder Anvertraute, ꝛc.

V) Obern, Land, Stadt, ꝛc.

VI) Kirche und Schulen, das Reich, die Christenheit, das ganze menschliche Geschlecht;

VII) Alle Nothleidende, Irr- und Ungläubigen.

VIII) Feinde.

Dieses ist das Skelet eines Buchs, das in einem beständigen andächtigen Selbstgespräch, aber nach Anleit. dieser tabellarischen Ordnung so fortgeht, das das ganze Vater Unser in einer durch biblische Stellen bestätigten Paraphrase enthält, und sich mit den Worten schließt: Denn dein ist das Reich und die Kraft, und die Herrlichkeit, in alle Ewigkeit, Amen. Man kann unmöglich begreiffen, wie weit eine gute Absicht, die schief ausgeführt wird, der wahren Religion und

Andacht schaden könne, wenn man die wunderbare Einrichtung der herrlichsten geoffenbarten und natürlichen Wahrheiten in diesem Buche nicht gesehen hat. Wir wünschen von Herzen, daß es den Spöttern keine neue Waffen gegen den Weg der Gottseligkeit in die Hand geben möge!

Leipzig.

Wie soll ein junges Frauenzimmer sich würdig bilden? 1772. 8. 64. S.

Zwey und sechzig moralische Gesetze oder Maximen; das ist Dräte, an welchen weibliche Marionetten gezogen werden sollen. Die Natur hat uns Federn gegeben: Warum will man diese nicht lieber bearbeiten, diesen nicht lieber ihr freywilliges Spiel geben? Im Vorbericht verspricht der Verf. Alltagsgedanken, mit ausdrücklichen Worten; wir haben aber doch einen neuen Gedanken gefunden, den wir noch bey keinem Moralisten gelesen haben. Der Verf. räth nähmlich in der 39. Maxime dem theuren Annchen, dem er sein Werkchen wiedmet, ihre Mienen vor ihrem Spiegel zu studieren. Wir bitten unsere und des Verfassers Leserinnen, sich nur zu guten Empfindungen zu gewöhnen, und dann ihre Mienen laufen zu lassen, wie sie wollen. 212 213

Paris.

Le Spectateur François pour servir de suite à celui de Marivaux, journal composé de quinze Cahiers de trois feuilles qui paroissent dans le Cours de l'année.

Es ist dieser Zuschauer ein später Nachkömmling des Englischen. Da so viele Leute sollen und müssen amusirt werden, so geschieht es hier auf eine Art die nicht die unangenehmste ist. Hier und da haben wir wahre Kenntniß des Menschen, wenigstens des Französischen Menschen gefunden. Dieser Unterschied ist eben nicht so ungereimt. Denn die neuern Bemerkungen der Naturforscher geben nun einmal die Vermuthung, daß es auch in andern Himmelsstrichen ziemlich gut organisirte Menschen gebe, die, ob sie gleich nicht von Natur französisch sprechen, doch nicht mit den Pongos zu vermischen seyen; und der Ritter Linne arbeitet wirklich an einer Abhandlung, wo er es eben so gut aus unsern Pflanzen, als aus den Sibirischen beweisen wird.

Zürich.

Gedanken von der bürgerlichen Freyheit. Der Ausgelassenheit und Zwietracht in freyen Staaten entgegengesetzt. Aus dem Englischen übersetzt, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie, 1771. 8. 193 S.

Der Verf. Dr. Brown, hat in England den Zunamen des Misanthropen bekommen, weil er in dieser Schrift die Lieblingsvorurtheile der Nation bestreitet. Wir wollen seine Grundsätze in einem kurzen Auszug unsern Lesern be- 214

kannt machen. Der thierische Naturstand ohne Gesellschaft ist wider die Natur. Bey der natürlichen Entwicklung der menschlichen Kräfte, äussern sich bald neue Bedürfnisse: Die Nothwendigkeit wechselseitiger Hülfe, und eines bestimmten Eigenthums. Die bürgerliche Freyheit ist die Einschränkung der Begierden jedes Einzelnen, und die Richtung derselben zu dem allgemeinen Wohlstand der ganzen Gesellschaft. Viele glauben mit Mandeville, der Gesetzgeber habe nur mit den Handlungen, und nicht mit den Meinungen, Gedanken und Verrichtungen der Seele zu thun. Allein, tugendhafte Sitten und Grundsätze, sind die einzige dauerhafte Grundlage der bürgerlichen Freyheit, so wie Privatvermögen und Wohlstand des Einzelnen die Basis der Reichthümer der Nation. Es sind nach dem Verf. drey Grundsätze, welche die Sitten der Menschen beherrschen, und die bürgerliche Freyheit befestigen können: 1.) Der Religion; 2.) der Ehre; 3.) des Gewissens. Ein früher und heilsamer Unterricht zwingt die natürliche Freyheit eines jungen Herzens nicht, sondern lenkt sie nur nach dem besten Endzweck. Dieß wird aus der Geschichte des Spartanischen Freystaats bestätigt, und nachdem der Verf. das, nach unsern Ideen, unnatürliche dieser Verfassung, so gut er konnte, entschuldigt, so zeigt er, daß Lykurg eben auch seinen Staat auf Grundsätze der Religion, der Ehre und des Gewissens gebaut habe. Daraus folgert er, daß der Mensch, in seinem wilden Zustande, die strengsten politischen Einrichtungen anzunehmen fähig sey, und man sehe aus dem so lang behaupteten einförmigen Zustand dieser Republik die Falschheit der heutigen politischen Maxime: daß Zweytracht einem freyen Staat unentbehrlich sey. Der Mangel an Sitten und Grundsätzen erzeugte in Athen die beständige Erschütterungen und den baldigen Ruin des Staats. Der erste Fehler war: man gab der Jugend keine dem Genie des Staats angemessene Erziehung; der zweyte: die Einführung einer reinen, gänzlichen Demokratie. In der Römischen Republik kommen die Strenge der Spartanischen, und die Schwäche der Athenienſischen Maaßregeln zugleich vor. Es herrschte in Rom eine durchs Religionssystem des Staates gestärkte Vaterlandsliebe, wozu noch der Grundsatz der Ehre, Gleichheit des Eigenthums, Mäßigkeit des Vermögens, und Einfalt der Lebensart kam. Allein, es fehlte 1.) eine durch Staatsgesetze sichergestellte Auferziehung; 2.) kam dazu eine unbeschränkte Eroberungssucht; 3.) die Liebe zu Neuerungen, da Rom allzeit etwas von den Einrichtungen und Gewohnheiten der eroberten Nationen annahm. Der Verfasser macht nun die Anwendung auf Großbritannien, und klagt besonders über den Unglauben, und den gänzlichen Mangel der Sittlichkeit, der durch die so genannte Schriften für die Freyheit zu denken sey erzeugt worden. Catos Brief und der unabhängige Whig sind Beyspiele davon.

Die eine dieſer Schriften ſollte die bürgerliche, die andre die religioſe Freyheit vertheidigen; aber beyde zieleten durch den Hauptton, welcher darin herrſcht, auf nichts geringers, als alle diejenige Grundſätze aufzulöſen, welche allein vermögend ſind, die wahre Freyheit in der Kirche und dem Staat zu unterhalten. Die Ausgelaſſenheit und eigentliche Freyheit im Denken, glaubt der Verf. herrſche nur in den ganz hohen Ständen und in den niedrigſten, der Mittelmann aber, den er das eigentliche Volk nennt, und worunter er den Landedelmann, den begüterten Pachter, den Handelsmann und alle beſchäftigte Stände rechnet, ſey dieſen Verſuchungen nicht unterworfen. Die Kennzeichen der wahren Freyheit und Vaterlandsliebe ſetzt er darin: 1.) die Freunde der Freyheit werden ſich immer bemühen, die Wagſchaalen der vertheilten Gewalt im Gleichgewicht zu erhalten, worin die Geſetze zum Beſten der Freyheit ſie geſtellt haben; 2.) den beſten Maaßregeln getreu bleiben, ohne eine vorzügliche Achtung dieſer oder jener Perſon; 3.) überhaupt in ihren Reden und Handlungen ſich immer gleich ſeyn; 4.) den Pöbel nicht aufhetzen; 5.) nie unglimpflich gegen ganze Partheyen verfahren, die ihrer Meynung nicht beypflichten; 6.) den Privatcharakter deren, die nicht gleicher Meynung mit ihm ſind, nicht zu beflecken ſuchen. Die Mittel gegen die Ausgelaſſenheit und Zweytracht im Staat giebt der Verf. in folgenden an: 1.) Iſt es die Standhaftigkeit des Fürſten; 2.) der Muth ſeines Miniſters; 3.) die Vorſicht, daß das Eigenthum in gewiſſe geſetzmäßige Schranken geſetzt werde; 4.) die Wachſamkeit über die allzugroße Eroberungen; 5.) die Einſchränkung des Übermaaßes der Handelſchaft; 6.) die unmittelbare Sorgfalt, gute Sitten und Grundſätze zu pflanzen. Das weſentliche Hauptmittel aber, worauf er im ganzen Buche dringt, iſt eine allgemeine wohl vorgeſchriebene Verbeſſerung der Erziehung der Jugend. 216

Hannover.

Im Verlag von Förſters Erben: Herrn Georg Lyttletons Anmerkungen über die Bekehrung und das Apoſtelamt Pauli, zum Beweiſe von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, in einem Briefe an Hrn. Gilbert Weſt: Aus dem engliſchen überſetzt von F. C. Hahn, Superintendent zu Willshauſen. Nebſt einer Vorrede des Hrn. Conſiſtorialraths Göttens. 1771. 8. 128 S. und 32 S. Vorrede.

Dieß iſt die dritte Auflage dieſer Überſetzung eines unter uns bekannten Buchs, davon die erſte 1748. und die andre 1751. erſchienen. Wir wollen uns deßwegen blos auf eine kurze Anzeige einſchränken. Lyttletons Beweis kommt darauf hinaus: „Er erzählt die Bekehrung Pauli aus der Schrift, und ſchließt daraus: Paulus müſſe entweder ein Betrüger oder Betrogner ſeyn, oder es müſſe das, was er von ſeiner Bekehrung erzählt, wahr, folglich die chriſtliche Religion eine göttliche Offenbahrung ſeyn. Da er nun aber weder ein Betrüger, noch Betrogner ge-

wesen, so bliebe nichts übrig, als daß die Erzählung von seiner Bekehrung wahr, mithin die christliche Religion eine
217 göttliche Offenbahrung sey.“ Wir wünschten, daß man sich nicht mehr so häufig, als bisher, mit den äussern Beweisgründen von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion beschäftigen möchte, hingegen mehr mit den inneren, welche wohl durchgearbeitet und ins Licht gesetzt bey dem größten Theil der Christen zur Überzeugung von ihrer Religion bewundernswürdigen Nutzen schaffen, und wohl auch manche Ungläubige zurückführen würden. Eins der größten Verdienste dieser Schrift, welches wir mehrern von ähnlichem Innhalt wünschten, ist die Kürze. Die Übersetzung des Hrn. H. ist richtig und getreu, aber mehrerer Reinigkeit und Zierlichkeit fähig. In der Vorrede giebt Hr. G. von den mancherley alten und neuen Anfällen gegen das Christenthum, von den Vertheidigungen dagegen, von dem Nutzen, den die dadurch veranlaßte nähere Untersuchung gestiftet hat, (und wie wir hoffen, noch stiften wird) von den Lebensumständen und Schriften des Hrn. L. u. a. m. Nachricht. Sie ist sonst so geschrieben, wie man 1748. meistens geschrieben, und wie noch einige 1771. schreiben — — auch bey dem zweymaligen Nachsehen 1751 und 1771. unverändert, wiewol mancher Veränderungen höchst bedürftig, so geblieben, wie sie 1748. war, einen kleinen unerheblichen Zusatz ausgenommen. Es giebt also noch Theologen, die auf dem Pfad der Kenntniß stille stehen, und bey denen es heißt: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.

Paris.

Epitre à Racine. Par Mr. Blin de Sainmore à Paris chés Delalain et chés le Jai 1771. 8.

In dem Vorberichte beschwert sich Mr. Blin de Sainmore, daß er dieses Gedicht an die Akademie, um mit um den Preiß des vorigen Jahres zu streiten, 8 Tage vor dem gesetzten Termin eingesandt hätte, daß es aber durch einen unerhörten Zufall der Akademie nicht sey vorgelesen worden. Er wählt also den Weg des Drucks, um nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben. Nach einem Eingang an die Muse des Racine schildert er das Gemählde von dem Zeitalter Ludwig
218 des XIV. Nachher kommt er auf das jetzige, und glaubt, daß noch einige Dichter, die durch die Werke dieses großen Mannes sind gebildet worden, übrig wären, um den Einsturz des ganzen französischen Helikons zu verhüten. Er ermahnt diese Dichter, die Alten zu studieren, und beschließt mit einer Anrede an Racine, wo er ihm dieses Gedicht dedicirt. Uns als Fremden ist es vielleicht erlaubt, ein schiefes Urtheil von diesem Werke zu fällen. Als Barbaren fühlen wir vielleicht nicht das Verdienst der französischen Versification und Sprache, und verlangen immer Gedanken, Bilder, und Pathos für unsre Nordische Imagination, die nur an starke Getränke

gewöhnt ist. Wir glauben also, daß die Akademie durch die Unrichtigkeit der Posten nicht so gar viel verlohren hat.

Jeremie. Poeme en 4. Chants, avec sa prière et sa Lettre aux Captifs prêts à partir pour Babylon, Dedié à Madame, par Mr. Desmarais. Ouvrage orné de fig. en taille douce. à Paris chés J. Dépres 1771.

Unter der Zeit, daß die Vorsehung zugiebt, daß in England einer der elendesten Reimer, den erhabensten dramatischen Dichter des Alterthums, den Verf. des Buchs Hiob, in einer neumodischen Schellenjacke auftreten läßt, so erlaubt sie auch einem Doktor der Sorbonne, daß er ihren Propheten im Marionettenspiel, unter Verkündigung der siebenzigjährigen Dienstbarkeit, zum Volke Israel sagen läßt:

Vous reverrés helas! cette aimable Patrie.

Nur in Paris ist die Verunstaltung dieser Dichtersprache möglich. Das Verbrechen wird indessen geringer, wenn man bedenkt, daß der Doktor der Sorbonne nur den Dichter aus der Vulgata kennt, und aus ihr übersetzt hat.

Frankfurt am Mayn.

F. D. Michaelis Mosaisches Recht. 1ster Theil. 1770. Th. 2. 1771. 8. bey Garbe.

Alle die guten Talente, durch die sich bisher die Schriften des Herrn Hofrath Michaelis dem Publikum unsres Jahrhunderts empfohlen haben, liegen, vielleicht noch in mehrerm Lichte, auch im Mosaischen Recht der Welt vor Augen. Ein sehr populärer Vortrag, eine Gabe, Gegenstände mit gesunder Vernunft zu behandeln, die sonst nur mit Gelehrsamkeit, oder gar mit Gottesgelehrsamkeit behandelt wurden; eine Geschicklichkeit, Schwächen zu verbergen, leere Lücken zu überstreichen, Dingen einiges Unterhaltende zu geben, die es fast verlohren hatten; neben an auch eine Miene gelehrter Zuversicht, oder Hinläßigkeit, wie soll ich sagen? Gelehrsamkeit zu verläugnen, auch wo sie seyn sollte, sich auf Lehrstunden, auch gegen Leser zu berufen, die diese Stunden nicht besuchen wollen, und dann, wenigstens sich in denen gelieferten oder noch zu liefernden Schriften, immer in einer Art seliger Allgnugsamkeit zu zeigen — — alle das charakterisirt jede Schrift des Verfassers, und diese in einem noch höhern Grade. Das Mosaische Recht ist schon so oft behandelt worden; niemand aber hat es, zum Theil in der Wahrheit, noch mehr aber nach der Miene des Autors, wie Er behandelt — — Die ganze Schrift soll nichts weniger als, da alles in unserm Jahrhundert Gesetze giebt, oder zur Gesetzgebung hilft, ein Esprit des Loix Juives seyn, und es ist ganz im Ernst, daß sich auf 60 Seiten der Verf. als den jüdischen Montesquieu ankündiget. Darüber wird nun mancher, ehe er die Schrift gelesen hat, lachen, und noch mehrere, wenn sie die Schrift gelesen, zürnen; im Ganzen

aber bleibts indessen fürs Jahrhundert immer gut, daß, wie es auch sey, die Gesetze Moses à la Montesquieu betrachtet werden; sollte es auch zu nichts dienen, als die starren Augen des Stupors etwas zu regen, der für unsre Gerichte und Consistorien Moses Recht als Gottes Recht zum Theil noch immer ewiget. Im Ganzen also diesen Materien sehr viel Werth zugestanden, wann und wie sie Michaelis behandelt hat, wirds dem Recens. auch erlaubt seyn, zu sagen, daß im Einzeln ihn fast kein Stück, kein Theil befriedigt habe. Nach den langen, ewig langen Präliminarien, es sey gut Moses Gesetze zu kennen, soll das Staatsrecht der Juden kommen; also zuerst eine Charte von Palästina — — eine Charte, die keine Charte ist. Von Westen und Mittag läßt der Verf. das Land noch ganz offen; und die übrigen Gegenden bestimmt er — — sehr groß, bis an Euphrat und die Wüste Arabiens hinein; wie uns dünkt aber, noch immer theils ohne gehörige Beweise, ohne zureichende historische Data, und dann am meisten ohne alle Rücksicht, wenn? und wie lange, Israel da und da etwas besessen? was der Besitz geheißen? und was jeder Strich und Strecke dann zum Wesen seines Staats beytragen oder nicht beytragen können? Untersuchungen hierüber würden oft ein andres Resultat geben; der jüdische Staat aber, der uns in diesem Buch nicht anders als eine fliegende, dichterische Republik vorkommt, würde dadurch auch an Wahrheit gewinnen. Jetzt soll das Land nur groß werden; um die und jene Zahl Einwohner zu haben, wenn dieß und jenes zu verificiren; sollt es auch darüber gar zu einem Staat werden, wie die weiland berühmte Insel Atlantis, oder Biledulgerid auf den alten Charten Africas. 222 Vom Recht der Israeliten ans Land, beurtheilt M. die Meinungen oder Beschönigungen andrer sehr scharf, selbst, wo sie nicht zu weit von seiner Meinung abliegen, (wie z. B. bei des D. Nonne seiner, recht verstanden, zu beweisen wäre) und Hrn. M. eigne Berechtigung befriedigt endlich doch eben so wenig. Die Väter der Israeliten waren da gewesen; aber wann? wie stark? wie lange? und was hatte Israel für Recht, ein 300. Jahr verjährtes, und freywillig aufgegebnes Recht, und auf die Weise, wieder zu fordern? Die Gabe, fremde Gesichter sehr glatt abzuwischen, und sein Eignes sehr zu schminken, ist überhaupt des Verfassers große Gabe. Nun kommen Grundmaximen des jüdischen Staatsrechts, (der geneigte Leser erschrecke nicht über die Worte: es sind nur Worte!) und die sind, der Dienst Eines Gottes, die Absondrung von andern Völkern, Gründung des Staats auf dem Ackerbau u.s.w. Bey keiner hat uns der Verf. im mindsten Gnüge gethan: denn nichts ist eigentlich aus dem orientalischen Geist der Zeit, des Volks, der Sitte erklärt, sondern nur überall Blumen eines halb Orientalischen, gut Europäischen common-

sense herüber gestreuet, die weder den tiefen Forscher, noch den wahren Zweifler, und den Morgenländer, der Ader seines Stamms fühlet, am wenigsten befriedigen werden. Gewisse Dinge von diesen ließen sich auch selbst mit der zuversichtlichen Miene des Hrn. M. gewiß nicht ganz geben; wer aber mit der Geschichte nur buhlet, nur die Gabe hat aufzustutzen und einzukleiden, wo man die Wahrheit eben nackt sehen will,

— — — — Phyllida meam non habeto!

Hier ist alles nur immer im Geiste unsres Jahrhunderts behandelt, dem guten Moses politische Maximen geliehen, die selbst bey uns doch nur oft loci communes sind, und jenem Volk, jener Zeit, jenem Gesetzgeber wahrhaftig fremde waren. Es ist Schade, daß die eignen Arbeiten dem Hrn. M. so viel Zeit wegnehmen und weggenommen haben, daß er diese wahre Sitte des Morgenlandes und den Geist der Gesetze in denselben, nicht in den heutigen Resten derselben gnug, oder lebhaft 223
gnug hat studieren können; er würde, nach Maaßgabe, die heutige Verfassung dieser alten Geschlechter, die Abgötterey, das Prophetenrecht, die Absonderung der Nation, die demokratische Form, die Beschäftigung der Leviten, und das Recht der Kriege nicht blos, nicht in das Licht, sondern auch nicht mit der Haltung und Farbenart gemahlt haben — — jetzt ist Alles ein lichtes Utopia, ein Schweben zwischen Himmel und Erde. Insonderheit fehlt doch die Hauptfrage fast durchgängig: Wann sind denn diese Gesetze, und wie lang erfüllet? durch welche Mittel und von wem in Gang gebracht? Wer hat z. B. das Volk, ein Volk ganz andrer Sitten, zum Ackerbau gewöhnt, gebildet? — — Wir wollen nicht einmal die leidige Grundfrage hinzuthun: Wann sind denn eigentlich die Gesetze gegeben? Hat Moses denn, wenn er für eine künftige Zeit und ein entferntes Land Gesetze gab, immer so schön geweissaget? — — Wir sehen, Hr. M. meynt auch, das Gesetz Moses in Stein gegraben und mit Kalk übertüncht, könne sich auf Garizim noch Einmal finden — — So viele Reisende sind, fast zu dem Zwecke, da gewesen: die Samaritaner haben da ihr Zion — — würden mit dieser Einen Entdeckung die Autenticität ihres Pentatevchs beweisen — — und nichts ist noch gefunden: da doch alle jüdische Berge kahl sind, und Jahrtausende einen Stein auf dem Gipfel nicht mit Erde bedecken, sondern von Erde blößen. Im Privatrechte der Juden sind viel nützliche Erläuterungen, von Eigenthum, Kauf und Verkauf, Ehe u. s. w. Das alles war leichter, weil die Gesetze selbst ins Detail gehen, und die Erörterung hierüber auch mehr nach dem Genie des Hrn. M. zu seyn scheint: denn es gehört zu ihr nur Aufmerksamkeit auf die Dinge des gemeinen Lebens, und eine Gattung Philosophischen Sensus communis, auf den der Verf. nur zu sehr alles hinzieht. So bald aber wieder,

z. B. bey der Blutrache und Gefühl der Ehre der Morgenländer, die Frage den Geist der Nation, das wahre Gefühl einer Zeit, eines Clima, eines Volks, die wahre
224 Philosophie eines Gesetzgebers im Großen betrifft — — so ist alles verzogen, und bey einigen Erörterungen, ob z. B. Moses und Josua große Generale gewesen? ist uns der Sophist, der vor Hannibal redete, erschienen. Die Schreibart des Verfassers ist nur oft zu populär — — nachläßig, schleppend, sich ungemein viele Dinge verzeihend, die nicht dahin gehören, und in Allem nichts minder als Montesquieu. Der soll über diesen Gegenstand gewiß nachkommen, wie Elias! und wäre der Gegenstand, wäre ein Moses dessen nicht werth, was Lykurg, Numa, Solon, und fast Manko-Capak so oft genossen.

Leipzig.

Die alte Frau, oder die weise Schriftstellerin zum Besten junger Frauenzimmer. Erstes Bändchen. Bey Engelhard Benjamin Schwickert 1771. 8. 190. S.

Hier spricht ein Leipziger Student unter der Maske einer alten Frau, vollkommen wie eine alte Frau, mit der Erfahrung eines Studenten. Dieß Unglück hat noch in der deutschen Literatur gefehlt, daß alle junge Leute die Cruditäten ihres Gehirns, und alle Pinsel ihre Compilationen unter dem Gebrauchszettel fürs Frauenzimmer, los zu werden suchen. Wenn wird der Philosoph, der gelebt und geliebt hat, Ehegatte und Vater ist, sich ermuntern lassen, für unsre Töchter, Gattinn und Mütter zu schreiben, und auf das, was der kurzsichtige Kopf und der Misanthrop weibliche Schwachheiten nennt, und was wir den Keim und die Grundlage aller weiblichen Tugenden nennen würden, das Gebäude der Pflichten und der Glückseligkeit zu bauen? Allein, alle Väter und Mütter, die diesen Namen verdienen, kennen den Werth der Wirksamkeit in der engeren Sphäre ihrer häuslichen Glückseligkeit zu gut, als daß sie sie so leicht erweitern sollten, und wer eine Familie zu erziehen hat, umfaßt selten das menschliche Geschlecht mit schriftstellerischem Wohlwollen. Aber eine Sternheim dürften wir bitten, das Journal ihrer Beobachtungen, das sie für ihre Familie aufgesetzt hätte, durch Copien von ihrer Freundinn bekannt zu
225 machen — — und denn würde uns die Vorsehung ferner für allen Studenten und alten Weibern in Gnaden behüten.

Chemnitz.

Kurzer Unterricht in den schönen Wissenschaften für Frauenzimmer. Erster Theil 1771. 8. 513 S. ohne Vorrede und Zueignungsschrift.

Der Verf. nennt sich unter einer kriechenden und für unsre Zeiten ganz unschicklichen Dedikation an die Fr. Gräfin von Hoym, Hohl. Ein Franzose würde aus diesem Namen

eine Pointe machen, und uns zeigen, wie es eigentlich in dem Kopfe des Verfassers aussähe. Wir aber, die wir Swifts Lehre gegen die Punsters wissen, enthalten uns dieser Sünde. In der Vorrede entfällt seinen Augen eine Thräne, die sich in folgende Klagen ausschreibt:

Er ist nicht mehr! Ach der Geliebte,
Mein bester Gellert ist nicht mehr.
Den meine ganze Seele liebte,
Mein Freund, mein Gellert ist nicht mehr!

Dieß Stückchen Gefühl solte von rechtswegen seine Leser vorbereiten, ihn nicht für einen Compilator zu halten. Indessen sind uns gegen sein eignes Denken wichtige Zweifel aufgestoßen, wenn wir gesehen haben, daß der Mann, der seinen Fingerhut voll Empfindung allen Schönen darbietet, nie die Pierische Quelle selbst gekostet hat. Nach einem trocknen und seichten Wortverzeichniß der Mythologie, geht er zu seinen Nachrichten vom Homer über; Hier wird nichts von ihm gesagt, als aus dem Batteux der Innhalt der Ilias und Odyssee ihren Büchern nach abgeschrieben, und hinten einige Stellen, allein in der elendesten Übersetzung, hingekleckt. Nichts von dem Geist Homers, seines Zeitalters, seiner Sitten, seiner Sprache, seinem Versbau! Lauter Dinge, die auch jedem Frauenzimmer zu wissen nöthig waren, wenn es nur einigermaßen seine Schönheiten empfinden will. Nichts von dem Popischen Homer, als daß es die beste Übersetzung sey. Sie ist die beste, als ein modernes Meisterstück der Harmonie und Sprache, und auch die schlechteste, wenn man nur einen Funken des Homerischen Geistes in seiner ursprüng- 226
lichen Bildung aufhaschen will. Mit dem Virgil verfährt er eben so, und übersetzt wieder einige der herrlichsten Stellen in die abgeschmackteste Prose. S. 131. bricht er in die Worte aus: „Kann man sich wohl der Thränen enthalten, wenn man eine Mutter über den Tod ihres Sohns klagen hört, wie die Mutter des Euryalus!“ Auch wir brechen in Thränen aus über den Verlust der Schönheiten Virgils, und entsetzen uns über den Herrn Hohl, der sie, wie Polyphem S. 131. die Menschen fraß, daß ihre Gliedmaßen sich noch bewegten. So schlüpft er über Milton, Glovern, Peyne, Butlern, weg, zieht einige Stellen an, aber sagt kein Wort eigne Empfindung, die sie in seiner Seele gewiß zurückgelassen hätten, wann er sie studiert hätte. Er entschuldigt seine Compilation damit, daß er nie geglaubt hätte, besser über diese Werke urtheilen zu können, als Ramler, Batteux, Leßing, u. s. w. Aber wie traurig muß es im Kopfe aussehen, in dem keine Saite anschlägt, als die von diesen Männern ist berührt worden! Bey den italiänisch Epischen Dichtern ist er weitläuftiger; denn hier hatte Meinhard schön vorempfunden! Nun paßiren Voltaire, Fenelon, Boileau, Klopstock, Bodmer, Wieland,

Zachariä, Dusch, Uz und Thümel, die Musterung als Epische Dichter. Alsdann geht er zum Drama über, und nachdem er den Kram der 3 Einheiten ausgelegt, compilirt er über die alten dramatischen Dichter alles, was Ramler, Batteux, Leßing, Clodius u. s. w. darüber gesagt haben. Stünde auf dem Titel nicht, fürs Frauenzimmer, so wäre diesem Verf. auch nicht die geringste Entschuldigung für die Schändlichkeit seiner Arbeit übrig geblieben. Diese Schrift, die noch in unsern Zeiten erschienen ist, mag einen Mann auffordern, der das wichtige Werk, alle Empfindungen des Schönen, in allen Zeitaltern und Formen dem bessern Geschlechte genießbar zu machen, unternimmt, der aber von der Natur und Erfahrung mehr Beruf dazu hat, als Herr Hohl.

Göttingen.

Leß, Dr. Gottfr. Lehre der christlichen Mäßigkeit und Keuschheit, in 12 Predigten, 1772. 8. 438 S.

227 Herr D. Leß, vor den wir eine wahre Hochachtung haben, lehrt hier seine Gemeinde in 12. Predigten, wie Christen essen, trinken, sich kleiden, und sich vergnügen sollen. Warum Christen? Wir haben einen hohen Begriff von der christlichen Religion, und eben deßwegen glauben wir, daß sie uns zwar neue Wahrheiten, aber keine Pflicht lehrt, von welcher wir nicht schon als Menschen unterrichtet, und durch unsern Verstand überzeugt würden. Die Wirkung der Religion Christi suchen wir darin, daß durch sie unsere gesunkene Seelen erhoben, daß unsere ohnmächtige Kräfte gestärkt, daß wir zur wahren Tugend durch die Versicherung des göttlichen Beystandes belebt, in der Verehrung, der Liebe, dem Zutrauen auf Gott befestigt; in der Kleinmuth und Verzweiflung nach hundert und hundertmaliger Verachtung Unserer selbst, und Empfindung unserer Nichtswürdigkeit aufgerichtet; und ohngeachtet unserer Flecken und unserer Unvollkommenheit dennoch überzeugend versichert werden, daß wir künftig dem vollkommensten Wesen genähert und ewig glückselig werden sollen. — — Irren wir uns nicht in diesen Begriffen, so ist der Einfluß der christlichen Tugend, als Christlich betrachtet, nicht bey jeder einzeln Art von Pflichten besonders vorzustellen, sondern er erstreckt sich auf den ganzen Umfang unserer moralischen Verfassung, stärkt jede gute Neigung, adelt jede gute That, giebt jeder Hoffnung künftiger Vollkommenheiten neues Leben und neue Festigkeit. Wir hören freylich oft Christum neue Pflichten vorschreiben; wir wissen freylich, daß Paulus vor seinem Übergang nicht wußte, daß Lust Sünde wäre; aber, wenn wir die Sittenlehre Christi und des Apostels prüfen, so werden wir finden, daß beyde, selbst den Glauben an den Beystand, und die Gnade Gottes nicht ausgeschlossen, schon den Heyden bekannt, und nur im Gegensatz der Lehren der Pharisäer, oder höchstens in Ansehung der näheren Ent-

wickelung neu waren. — — Wir wollen damit sagen, daß 228
wir moralische Predigten zu lesen wünschen, worinn die Vernunft Bewegungsgründe zur Tugend angebe, und die Religion nur gebraucht würde, diese Bewegungsgründe zu erhöhen, zu beleben und eindringend zu machen! — — Sey mäßig und keusch; denn sonst wirst du ein schlechter Mensch. Zweiffelst du, ob du stark genug bist, dieser Schlechtigkeit zu entgehen, so wisse, daß Gott dir durch Christum Beystand versprochen hat; wisse, daß dir durch ihn eine Größe zugesagt wird, von welcher die Freude, die du itzo schon bey jeder guten Handlung empfindest, kaum ein Vorschmack ist.

Greifswalde.

Correspondence entre S. A. R. le Prince Gustave de Suede avec S. E. le Senateur Schaeffer. 1772. 8. 260. S.

Der Herr Graf suchte in diesen Briefen den Verstand 230
des damaligen Kronprinzen, nunmehrigen Königs von Schweden, zu üben. Auf diese Ausbildung des Verstands zielen fast alle Gegenstände, die hier vorkommen — — Das königliche Herz des erhabenen Eleven war groß gebohren. Wir haben diesen Briefwechsel mit dem Vergnügen gelesen, das ein jeder fühlen muß, wenn er in einem großen Monarchen Eigenschaften sieht, die weder die Geburt noch die Krone schenken konnte: Aber, zwo Maximen haben wir darin vermißt, die doch, unsrer Meinung nach, durchgehends in einer Fürstlichen Erziehung herrschen sollten: die, welche David seinem Sohne gab: Sey ein Mann! und die, welche Fingal dem Seinigen einprägte: Bend the Strong in Arms, but spare the feeble Hand. Be thou a Stream of many Tides against the foe of thy people, but like the gale that moves the grass to those who ask thy aid. (Demüthige den kühnen Streiter; aber schone des schwachen Arms; Sey ein Strom von tausend Fluten wider den Feind deines Volks; aber denen, die deine Hülfe suchen, sey ein West, der im Graße spielt.) — — Doch diese Maximen verwebt die Natur selbst in große Seelen; bey ihnen hören sie auf Maximen zu seyn, und werden bloß Gefühl.

München.

Brauns H. Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen. 1772. 8. 187. S.

Diesen Fabeln hat der Herr Verf. für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er, nicht ohne Selbstgefälligkeit; „vielleicht etliche junge Leute sich hervorthun, und ihm Fabeln nachschreiben könten, so wie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen wären, seit dem Er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte; Diesen jungen Leuten nun, meynt er, wären die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig.“ — — Nöthig sind sie freylich, sowohl den bösen jungen Leuten, 231

die Hrn. B. Fablen nachschreiben, als allen andern, die sich ohne Genie in dieses Feld wagen; aber aus Hrn. B. Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt: „die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meistentheils thierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege.“ Unbestimmter kan man wohl nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander gesetzt. Wir glauben, daß sie im Anfang nichts war, als eine Art von Induktion, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nemlich andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beyspielen. Wahre Beyspiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so gieng man aus der menschlichen Natur hinaus, und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und so fabulirte man fort, bis die Menschen mehr anfiengen, zu räsoniren, als zu leben. Nun erfande man Axiomen, Grundsätze, Systemen, u. d. gl. und mogte die Induktion nicht mehr leiden; zugleich entstunde das Unding der honeten Companie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induktion gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amusiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr
232 zurückkehren, und schnitte die Auswüchse ab; allein, man konnte doch mit der Induktion nicht fort kommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde die Fabel Epigramm. — — So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beyspiele von der letzten Gattung würden wir genug in Hrn. B. Fablen antreffen. Wir würden aber schwerlich welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden, oder abgenutzt, oder falsch, oder alltäglich. Hr. B. verspricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten; aber — — liceat perire poetis! und warum sollte Hr. B. auch nicht so viel Recht haben zu dichten und zu theoretisiren, als andre?

Berlin und Leipzig.

Versuch einer prosaischen Übersetzung der griechischen Lieder des Pindar. Dritte und vierte Abtheilung, die Nemeischen und Isthmischen Siegslieder in sich enthaltend. In der Ringmacherschen Buchhandlung 1771.

Hiemit ist also in dieser Übersetzung Pindar beschlossen. Sie kann für nichts minder als ein Nachbild Pindars in

unsrer Sprache, selbst im mindsten nicht für eine Übersetzung 233
von Geist und Geschmack gelten — — unedel, umschreibend, zerronnen, äusserst prosaisirend, und in einem ganz falschen Geschmack von Allegorie. Sonst aber dem flachsten Wortsinne getreu, und also doch immer einiger Versuch über Pindarn in unsrer Sprache, der einem künftigen Übersetzer hie und da wird dienen können, wenn er sonst freylich keinem dienet. Wo lebt aber dieser Übersetzer Pindars? Grillo ists gewiß nicht, oder sollte es nicht seyn. Auch seine neuliche 11te Olympische Ode im Musenalmanach ist unausstehlich und dazu untreu. Wir verzweifeln auch fast auf immer an einer Übersetzung: denn wer wird in dem Labyrinth von griechischer Mythologie und kleinen Stadtgeschichten die fortgehende Musick und den edlen Gang Pindars erhalten können, der immer dabey nur Blumen und die höchste Blüthen zu pflücken scheint, in seinem Fluge nur immer mit der Spitze des Fittigs das berührt, in das auch dieser Übersetzer, als in einen Morrast, hinnein sinket. Sonst aber sagt schon J. Aventinus, daß unsre deutsche Sprache mehr sich der griechischen, denn der lateinischen vergleichet, und kann ohne Erkänntniß der griechischen Sprache nicht recht, wie sie von Art seyn soll, geschrieben werden, und von der Seite würde Pindars sein Spruchreiches, seine Wortflechtung, seine dorische Stärke, auch gewiß ungemein deutsche Art seyn können.

Leipzig.

Adam Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie; aus dem Englischen übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von C. Garve, 1772. 8. 420 S. samt den am Ende angehängten Anmerkungen.

Der Verfasser eröffnet seine Moral mit einer weitläuftigen, aber doch flüchtigen Beschreibung des Zustandes der Menschheit, nach ihrem itzigen Verhältniß, und des einzlen Menschen nach seinen Kräften, Eigenschaften, Trieben und Hoffnungen. Er setzt sein gröstes Gut in die Liebe des Nächsten; theilet hierauf alle Pflichten, nach der gewöhnlichen Mode, in Zwangs- und Gewissenspflichten, und baut auf jene das Recht der Natur, auf diese die Moral im engern Verstande. Von dem allgemeinen Staatsrecht sagt er ausser den bekanntesten Dingen wenig, hält sich aber desto weitläuftiger bey der Staatskunst auf, womit er sein Buch beschließt. Wir glauben mit ihm, daß man keine gründliche und nützliche Moral schreiben kann, ohne eine genaue Kenntniß von dem Menschen und seinem äussern Verhältniß zu haben; allein, ein Wörter- und Definitionskram kann uns hier so wenig Genüge leisten, als wir von einem Moralisten eine Beschreibung des Zustandes der Menschheit unsers Jahrhunderts erwarten; oder will man ja diese Grundsätze in ihrer ganzen Ausdehnung voraussetzen, so muß man doch nachher in der Abhandlung von 234

den Pflichten selbst, immer wieder darauf geführt werden. Es ist sehr unangenehm, wenn man sich durch eine lange Reihe von flüchtigen oft willkührlichen Bemerkungen über die Bildung, Wohnung, Gattungen, Dauer, Geselligkeit, Fortpflanzung der Menschen, über ihre Künste, Handlung, Sprache, Schriften u. dgl. durcharbeiten muß, und am Ende, von allen diesen Zurüstungen gar keinen Gebrauch machen sieht, sondern wieder auf einmal auf den nemlichen Platz zu stehen kommt, auf welchem alle die Hypotheſenmacher und Schulmoraliſten stunden. Dieſes ist vollkommen Fergusons Fall, und seine Einleitung und seine Hauptabhandlung sind zwey ganz unabhängige Bücher, welche nicht die geringste Beziehung auf einander haben. Nicht einmal der von dem Verfasser angenommene Grundsatz ist benutzt worden; und sein Recht der Natur und seine Moral, sehen mehr einer Sammlung von logischen Erklärungen und Positivgesetzen, als einer philosophischen Abhandlung ähnlich. Wir müssen überhaupt gestehen, daß wir dieses Werk für eine von denen unreifen Produktionen halten, welche die Buchhändler beliebten Schriftstellern abzwingen, und welche die beliebten Schriftsteller sich meistens sehr gerne abzwingen lassen. Nach den vielen moralischen Systemen, die wir haben; oder vielmehr, nach dem Gefühl, das uns eine gütige Natur, und die Erfahrung so vieler Jahrhunderte von dem wahren Guten und Schönen gegeben hat, brauchen wir keine Moral mehr, die uns nur Pflichten *nennt*; sondern der Zweck solcher Bücher sollte, dünkt uns, nur allein dahin gehen, diese Pflichten leicht, eindringend, überzeugend zu machen, damit unsere Leser und Zuhörer das erfahren, was andre spekulirt; damit sies *thun*. In dieser Absicht sollte man den Menschen studieren, und sonderlich ihm den Vortheil, den er aus den gewissenhaften Beobachtungen seiner Schuldigkeit ziehet, recht fühlbar machen. Der Grundsatz von der Menschenliebe ist dazu wenig geschickt. Wir sind dieser menschenfreundlichen Philosophie von Herzen gut, aber wir halten sie für sehr unvollständig und unwirksam. Die Menschenliebe, dieser sanfte und mit den seeligsten Empfindungen begleitete Trieb, macht vielleicht zween Drittel unserer Glückseeligkeit aus; aber ein Drittel bezieht sich allein auf uns, und die zwey andern suchen wir nur, weil sie zwey Drittel *unserer* Glückseeligkeit sind. Den willkührlichen Unterschied zwischen Moral und Recht der Natur, wünschten wir ganz aus der praktischen Philosophie verbannt zu sehen; und was wir mit dem ganz falschen Schulbegriff von Zwangs- und Gewissenspflichten anfangen sollen? wissen wir gar nicht. Alle Pflichten gegen andere sind Zwangspflichten, wenn diesen andern, nach einer *aufrichtigen* und *vollständigen* Prüfung, mehr an der Erhaltung ihres Endzwecks, als an der Beobachtung der Pflichten der gegenseitigen Liebe der Menschen gelegen ist. Daher entsteht das Nothrecht, die

Nothwehre und tausend andere Dinge, die gar keinen Nahmen zu haben brauchten, und auch keinen bekommen können, weil die Begriffe im Allgemeinen zu unbestimmt, und erst in einzlen Fällen zu bestimmen sind. Herr Garve, der sich die undankbare Mühe gemacht hat, dieses Buch zu übersetzen, hat dasselbe mit Anmerkungen bereichert, die den denkenden Mann verrathen, und der Übersetzung einen vorzüglichen Werth geben. Er klagt mit Recht über die Unvollständigkeit dieses Buchs, und den üblen Zusammenhang desselben. Wir wünschen mit ihm, daß man die Lehre von der Freyheit lieber auf das Gefühl von Schuld und Verdienst baute: Wenigstens wollten wir, daß man die Freyheit lieber in unserm Verstande, als in der unbestimmten Eigenschaft des Menschen suchen möchte, die man, dem System zu liebe, Wille genennt hat; ein Nahme, der doch am Ende wohl nur einer gewissen Art von Empfindungen gegeben worden ist, um daraus die, vielleicht nach blos mechanischen Gesetzen folgenden Wirkungen zu erklären. Die gewissenhafte Untersuchung, die der Herr Übersetzer über die wahre Bedeutung verschiedener englischer Wörter anstellt, die er nicht auszudrücken vermogte, hat uns sehr wohl gefallen, und läßt uns gar nicht zweiflen, daß seine Übersetzung sehr getreu ist; denn, da wir das Original nicht bey der Hand haben, so konnten wir sie nicht vergleichen. Wenn der Hr. Übers. S. 326. sagt, „daß man im Lateinischen zuerst philosophirt habe;“ so muß er blos von der neuen Philosophie verstanden werden. Über die Armut unserer Sprache in der Seelenlehre, dürfen wir uns so lange nicht beklagen, bis wir bestimmte Begriffe in dieser unüberfehlichen Wissenschaft bekommen, wenn wir je disseits des Grabs welche hoffen dürfen; vielleicht könnte man in einigen Fällen bestimmtere Zeichen finden. Warum nennen wir z. B. nicht: die Veränderung im sinnlichen Werkzeug Sensation; das Bild, das daraus entsteht, Vorstellung; das innere Gefühl der Gegenwart dieses Bilds (welches Locke nicht gut Reflexion nannte) Bewustseyn; und endlich das bey einigen Fällen darauf folgende interessirende Gefühl, Empfindung? — — Die meisten übrigen Anmerkungen enthalten viel wahres, wie denn überhaupt auch Herr Garve sich großen Anspruch auf unsere wahre Hochachtung erworben hat. Nur von Geistern, wie der seinige, die sich, frey von allem Hypothesiren und Systematisiren, den Abgründen der Weltweisheit mit Ehrfurcht und Schüchternheit nahen, nur von solchen dürfen wir hoffen, daß endlich einmal unsere Räsonemente einen wirklichen Nutzen stiften, und die Vernunft wieder in ihre alte Rechte setzen werden.

236

Paris.

Les Comedies de Terence, Traduction nouvelle avec le latin à coté, et des Notes par l'Abbé le Monnier. 1772. 8. en 3 Vol.

237 Der Abt hat erſt den Terenz für Schüler exponirt, nun wollte er ihn auch den Dames zu Lieb überſetzen; wer aber einmal zum exponiren gebohren iſt, wird nie überſetzen. Pedantiſch ängſtlicher kann man nicht ſchreiben. Wir wollen einige Beyſpiele anführen: Terenzens Clinia ſagt voll Gefühls zu ſeiner Antiphila: Salue anima mi; vt vales? Das heiſt bey M. Bonjour mon amie; comment vous portés vous? Antiphila muß keinen Funken von Lebensart haben, wenn ſie nicht antwortet: fort bien à votre service. An cuiquam est vsus homini vt se cruciet; Quel homme a pour usage de se tourmenter. Membra metu debilia sunt; animus timore obstupuit; La crainte a rendu mon corps defaillant; la fraïeur a suspendu les fonctions de mon ame. Und dergleichen Beyſpiele ſind unzählig. Grobe Unrichtigkeiten, die beym Terenz auch nicht leicht möglich ſind, haben wir wohl nicht entdeckt; aber daß M. kein Genie zum Theater hat, und dem Terenz nicht nachfühlt, haben wir oft genug bemerkt. Z. B. Chremes ſagt zum Teſipho: Clinias hat alles, was er braucht, glücklich zu ſeyn; Eltern, Vaterland, Freunde, Adel, Verwandten, Vermögen: Atque haec perinde sunt vt animus illius qui ea possidet; da ſagt M. aber, wie gewöhnlich, ſehr ſteif: Mais la valeur de toutes ces choses est dans l'ame. Uns dünkt, er ſollte ohngefähr ſagen: Mais tout cela n'a de prix, qu'autant qu'on en sçait jouïr. Die feine und ſo natürliche Bemerkung, die Teſipho über ſeinen Vater macht: Perii, is mihi vt adbibit plus paulo, sua quae narrat facinora, verſtellt M. ganz: Je suis perdu lorsqu'il a bu deux coups de trop; combien il me raconte de ses beaux faits. Auch ein mittelmäßiger Überſetzer würde etwa geſagt haben: Dieu sçait quelles belles histoires il me fait
238 des exploits de sa jeunesse lorsque le vin lui monte à la tête. Hei misero mihi! ſchreyt Sannio, da ihm Syrus eine Ohrfeige giebt; M. läßt ihn ſehr tragiſch ausrufen: que je suis malheureux. Ein bloßes ahi würde hier genug geweſen ſeyn. Die Anmerkungen ſind bisweilen kritiſch: meiſt entbehrlich; und oft bloße Rettungen gegen die alte Dacieriſche Überſetzung. Hier und da will M. die Kunſt des Dichters in ſeinen Planen zeigen; — — aber pfuy! wer wird dem Zuſchauer die Taſchenſpielerkünſte verrathen, die ihn ſo angenehm täuſchten? Doch in ſolchen Fällen wollen die Kritiker meiſt mehr ihre Kunſt zeigen, als die Kunſt der Dichter. Nicht ſelten ſucht ſie der Abt auch gerade da, wo ſie kein Menſch ſuchen würde. Z. B. Wenn er fragt, warum in dem Heaut. Bacchis die

Curtisane und die unschuldige Antiphila eine so lange Unterredung halten? so antwortet er unter andern: puisqu'il falloit rasurer le spectateur, qui devoit craindre que Bacchis n'eut en chemin tenu des discours peu honnêtes à cette jeune fille. Gewiß, eine solche Anmerkung ist so gut als ein lustiges Nachspiel. — — Zu Berichtigung des Texts hat Hr. M. wie er selbst auf Treu und Glauben versichert, alle Ausgaben vom Minnellius an — — welche Genauigkeit! — — bis zum Westerhofen, auch Gothische und Vandalische Editionen gebraucht. Der Druck, und die jedem Stück vorgesetzten Kupfer sind schön; nur vermissen wir in diesen die römische Natur und das römische Theater Costume ganz. Vor dem Werk selbst steht ein Kupfer von Cochin gezeichnet, an welchem wir alles begreiffen, ausser an was eigentlich die Thalia hängt, die den Terenz krönet.

London.

A new Introduction to the Study and Knowledge of the New Testament. By E. Harwood, D. D. Vol. II. 8 vo. 6. S. bound. Becket, 1771.

Dies ist der 2te Theil von Dr. Harwoods Einleitung in das N. Testament, und sie enthält so viele wichtige Untersuchungen verschiedner bisher nicht in gehörigem Lichte angesehener Schriftstellen, daß wir den Herrn Prof. Schulz in Gießen ersuchen, diesen 2ten Teil in seiner Übersetzung bald folgen zu lassen. Der Verfasser wird mit einem dritten Theil beschließen, worinn die Schreibart der heiligen Schriftsteller näher betrachtet, die Erklärung verschiedener emphatischer Redensarten fortgesetzt, Parallelstellen verglichen werden. Dieser Band besteht aus 25 Abschnitten. Der dritte Abschnitt enthält alle Anspielungen des N. Testaments auf römische Triumphe, und dadurch wird 2. Cor. II. in das gehörige Licht gesetzt. Der folgende untersucht die Bilder, die von dem Theater der Alten geborgt sind, 1. Cor. VII, 31. 1. Cor. IV, 9. wo der Verf. einen Unterschied macht unter den Bestiariis, die den Morgen in die Area gebracht wurden, und bewafnet mit den wilden Thieren stritten, und denjenigen, welche zuletzt nackend, ohnbewaffnet erschienen, und ihren unvermeidlichen Tod vor Augen sahen. Auf diese letztere meynt er, spiele der Apostel an. In dem 18ten Abschnitt, der sich mit den Künsten beschäftigt, glaubt er mit andern, Demetrius habe kleine Modeln in Miniatur von dem Tempel der Diana zu Ephesus verfertigt. Die lateinischen, griechischen und armenischen Mönche machen dergleichen noch heut zu Tage von dem heiligen Grabe.

239

Dies mag genug seyn, um auf dieses allgemeinnützliche Buch unsre Leser zum Voraus aufmerksam zu machen. Die Anmerkungen von dem Corps Schanzgräber, das vor allen Armeen der Alten vorauszog, um die Anhöhen zu ebnen,

und die Tiefen zu füllen, das die Stelle erklärt: Bereitet den Weg; die Erklärung der astronomischen Kunstwörtern ἀποσκίασμα, παραλλαγη und τροπη bey Jacob I, 17; der Gebrauch der Esel von Fürsten und Königen im Morgenlande, bey dem Einzug des Erlösers; die Bemerkung von den weitläuftigen Garderoben der Morgenländer, bey dem Menschen, der kein hochzeitlich Kleid anhatte, haben uns vorzüglich gefallen.

Breßlau und Leipzig.

Bey C. F. Gutsch: Versuch einer Theorie über die Erbauung von Christian Friedrich Engelmann, Pastor in Langersdorf ꝛc. 1771. 8. 258 S.

240 Wer mit einer ausgebreiteten und tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und Lebens; wer mit reifen und durchgedachten, besonders moralischen Kenntnissen ausgerüstet ist; wer durch manigfaltige Übung in der Sprache eine gewisse Gewalt über dieselbe erhalten; wer Geschmeidigkeit des Geistes, und ein für Wahrheit und Tugend warmes Herz besitzt; Eigenschaften, ohne welche die Verfertigung einer wahren Erbauungsschrift, überhaupt ächte Erbauung, sie sey enthalten, worinn sie wolle, eine Unmöglichkeit ist; wird dieses Buch entbehren können, so wie das wahre dichterische Genie eine Theorie der Dichtkunst ruhig bey Seite legen kann. Indessen vermag es doch Anfängern, die mit der ge-
241 hörigen Anlage von der Natur ausgesteuert in diese Laufbahne eintreten wollen, vor manchem Abweg zu verwahren, und ihnen manchen heilsamen Wink zu ertheilen. Herr E. hat uns nicht überall Genüge geleistet, auch können wir nicht alle seine Meinungen unterschreiben, noch seinen Gang an einigen, Weitschweifigkeit und ungleichen Stil an andern Orten billigen; glauben aber dennoch, dieses Buch um seines gewissermaßen gemeinnützigen Inhalts, und der großentheils fruchtbaren Bearbeitung desselben willen, wegen des Geistes der Duldung, der darinn herrscht, und verschiedener richtiger und gesunder, aber noch nicht allgemein bekannter und geübter Gedanken, manchen unter denen, welchen das Geschäfte der Erbauung eigentlich obliegt, und besonders den angehenden Theologen anpreisen zu können. — — Hier ist der Inhalt der Abschnitte: 1.) Allgemeiner Begriff von der Erbauung, S. 1. 2.) Vom Erbaulichen überhaupt, S. 19. 3.) Gedanken über die Bemühung, das Herz wirklich zu erbauen, S. 101. 4.) Über die Erbauung aus Gebetbüchern, S. 158. 5.) Schilderung eines erbaulichen Redners, S. 182. 6.) Bestimmung des Werths der Erbauungsschriften, S. 196. 7.) Über den, welcher erbauet wird, S. 212. 8.) Vom Aussenbleiben der Erbauung, S. 241. Aus dem fünften Abschnitt wollen wir doch die Hauptzüge des Gemähldes eines erbau-

lichen Redners, mit den eignen Worten des Herrn E. hierher setzen: „Vor dem erbaulichen Redner geht der Ruf einer ungezweifelten Frömmigkeit her; nächst diesem geht bey ihm die Liebe zur Wahrheit über alles; dann tritt er hervor, und lehret was er weiß und was er selbst erfahren hat, mit einem wohlanständigen Nachdruck: er kennt die Welt, und zeigt mir, wie ich wahre Klugheit des Lebens mit der Klugheit des wahren Christen verknüpfen soll, predigt also nicht, mit dem Evangelio in der Hand, Mordsucht und Gewissenszwang; räth mir auch nicht mit verzogner Miene an, mich der Welt gänzlich zu entziehen, um den Himmel zu erwerben; Er verknüpft ferner mit der Kenntniß der Welt auch Kenntniß des menschlichen Herzens; brennt vor Verlangen, die 242
höchste Glückseligkeit seiner Mitmenschen und seiner Mitchristen aus möglichen Kräften zu befördern, dringt also stets auf die gewissenhafteste Ausübung aller Vorschriften der Vernunft und des Christenthums; Moral mit Dogmatik verbunden, ist sein Werk, doch so, daß man leicht sieht, er bediene sich der letztern blos um der ersten willen; daher erstreckt sich seine Unterweisung auf alle wichtige Verhältnisse meines Lebens u. s. w.“ Überhaupt weiset er der Moral auf der Kanzel die ansehnlichste Stelle an, auch in andern Stellen, z. B. S. 119. und 62, wo es unter andern heißt: „Vor allen Dingen, ihr Lehrer des Volks, predigt euren Christen Moral. Das, was sie wissen sollen, um es zu wissen, kann ihnen bald und leicht beygebracht werden. Aber zeigen, wie es richtig anzuwenden, wo etwan Ausnahmen erlaubt, wie dieselbe gewissenhaft genug anzustellen, das ist eine Sache von größrer Wichtigkeit. Das thätige Christenthum ist doch allein das wahre.“

Venedig.

Albrizzi hat gedruckt: Della pittura Venetiana e delle opere publiche de Venetiani Maestri Libri V. 1771. gr. 8. S. 628.

Wie schwer es sey, mit einem einigen Blick das Ganze zu überschauen, was eine Nation in den Künsten geleistet hat, wird ein jeder erfahren, der gewohnt ist, der Geschichte des menschlichen Genies nachzuspähen. Herr Hieronymus Zanetti, Verfasser dieses Werks, war der einige Gelehrte in Venedig, der Kenntniß der Philosophie, Kritik und der Kunst mit einander verband, und fähig war, die Epochen der Kunst seiner Nation auszuzeichnen. Von dieser Seite betrachtet, nennen wir es ein vortreffliches Werk, an dessen äusserm Glanz auch der Verleger nichts gespart hat. Für den Künstler wird er ein getreuer Erzähler, für den Liebhaber ein Lehrer des Geschmacks. Er theilt sein Werk in 5 Bücher ein, wovon das erste den Ursprung und die Grundlage der Venetianer Mahlerschule entwirft. Venedig hat seine Mahler den Griechen zu danken, von welchen ein 243
gewisser Theophanes von Constantinopel öffentlichen

Unterricht in der Mahlerey in Venedig gab. Man kan leicht denken, wie roh ihre Arbeiten ſeyn mußten. Erſt nach der Hälfte des 14ten Jahrhunderts bemerkt man eine neue Epoche der Kunſt, da das Genie der Mahler wirkſamer wurde. Der erſte Mahler, an dem man Stärke und Feuer bemerkt, hieß Lorenzo, den ein venetianiſcher Edelmann Lion mit einem Gehalt von 300 Zechinen berief. Gemeiniglich fängt man die Geſchichte der venetianiſchen Mahler mit dem Guanienti an, der in den Tüchern ſeinen Vorzug hatte. So wie Lorenzo in den Köpfen. Die 2te Epoche fängt mit dem XV. Jahrhundert an, da Andreas von Murano zuerſt die griechiſche Barbarei verließ. Sein Schüler Ludwig Vivarino kam in dem Studio der Architectur und Perſpective weiter. Jacobello del Fiore war reich, und brachte das Gold und die Verzierungen häufig bey ſeinen Arbeiten an. Die 3te Epoche war für das Colorit glücklich. Antonello da Meßina hatte die Farbenmiſchung in Öl, in Flandern bey Joannes Vandyk gelernt, und dieſe Kunſt nach Venedig gebracht.

Donnato war der erſte, der dem guten Geſchmack den Urſprung gab, und mit ihm hört der griechiſche Geſchmack ganz auf. Nach Jacob Bello theilten ſich die venetianiſche Mahler in 3 Claſſen. Jene der erſten Claſſe blieben ſtandhaft bey den alten Manieren. Ihr Haupt war Victor Carpaccio, dem es noch an dem guten Geſchmack in den Farben fehlte. Seine Gemählde ſind noch jetzo ſehr überraſchend. Im Feuer der Farben übertraf ihn Joannes Manſueti, gieng ihm aber in der Erkenntniß der Natur nach. In der zweyten Claſſe ſtehen die Mahler, die mit edler Kühnheit den alten Froſt verbeſſern. Ihr Haupt war Joannes Bellini, der von ſeinem eigenen Schüler Giorgione viele gute Manieren lernte. Sein Bruder Joan Bellini iſt viel ſchwächer. Unter ſeinen Schülern zeichnen ſich Andreas Cornegliaghi, ſonſt Cordella genannt, deſſen Charactere edel ſind, und Joannes Buon-
244 conſigli vor andern aus. Das Haupt der 3ten Claſſe war Marcus Baſaiti, der um das Jahr 1520 lebte, und deſſen Figuren zierlich ſind. Keiner in dieſer Claſſe blieb länger bei dem alten Geſchmack als Vicentius Catena. Und ſo weit geht das erſte Buch.

Das 2te Buch betrachtet die venetianiſche Mahlerey in ihrem höchſten Flor, da die Mahler die edle Natur ſtudirten. Der große Giorgione von Caſtel Franco brach die Bahn. Nur Schade, daß er zu kurz lebte. Nach ihm tritt Tiziano Vecelio von Cadore auf, der wegen ſeiner Gründlichkeit und mahleriſchen Wahrheit Bewunderung verdient. Viele ſeiner Werke ſind durch Brand zu Grunde gegangen; indeſſen hat doch Venedig noch immer einen zahlreichen Vorrath von titianiſchen Meiſterſtücken. Sein Schüler Jacob Robuſti, zugenannt Tintoretto, brachte es bis zum

Ideal, und mit seiner ungeheuren Einbildungskraft überschritt er zuweilen die Gränzen der Wahrheit. Der V. bringt daher seine vollkommene Werke bey, und schreitet hernach zu den unvollkommenen, ermahnt auch die Lehrlinge, in der Nachahmung derselben sparsam und klug zu seyn. Auf ihn folgt Paul Caliari Veronese der ganz original ist. Oft läßt er das Costume aus der Acht, hatte aber z. B. bey seiner Hochzeit zu Cana in Galiläa seine wichtige Ursache, weil er nicht in das Einförmige fallen wollte. Oft sind seine Figuren wahre Bilder nach der Natur. Er starb den 19. April 1588 in einem Alter von 60 Jahren, und seine Erben sind Catadini. Jacob da Ponte von Bassano hatte einen neuen Styl und zwo Manieren. Venedig selbst hat wenig Mahlereyen von ihm.

Das 3te Buch betrachtet die Schüler und Nachahmer der genannten Meister, die nur entlehnte und geborgte Schönheiten haben. Unter Titians Nachahmern zeichnet sich Jacob Palma der ältere von Bergamo, und Johann Antonius Licinius von Pordenone, der mit Titian selbst wetteiferte vor andern aus. Titian, von der moralischen Seite betrachtet, war voll Neid. Er beneidete den Dominicus Campagnola, ja seinen eigenen Bruder Franciscus Vecelio. Titians Neffe, Marcus Vecelio, war ein guter Schüler von ihm, dessen Sohn aber Tizianello genannt, hatte Geschmack. Hieronymus Dante copirte seinen Meister; Titian verbesserte ihn, und daher werden seine Werke oft als Originalien angesehen. Die Schüler des Tintoretto, unter welchen sein eigener Sohn ist, bedeuten nicht viel. Paul Veronese hatte die glücklichsten Nachahmer, von seinem eigenen Geschlecht, seinen Bruder Benedict Caliari, Pauls Sohn Carletto, Ludwig Benfatto, Pauls Neffe. Unter seinen gelehrten Nachahmern kommen Baptista D'Angelo zugenannt Moro, und sein Sohn Marcus Moro, wie auch sein Bruder Julius Moro vor. In der Schule des Bassano sind die Schüler von dem Meister sehr schwer zu unterscheiden, weil sie meistens bey den Manieren ihres Lehrers blieben, und nach neuen Gedanken nicht begierig waren.

Das vierte Buch betrachtet die venetianische Mahlerey in ihrem Verfall. Fremde verpflanzten den guten Geschmack. Die Manieristen schwammen empor. Nun mahlten die venetianischen Mahler schnell und ums Brod. Der Weg der Natur war ihnen zu mühsam, und sie waren bloß Gedächtniß. Jacob Palma der jüngere mahlte zu viel und zu schnell. Unter dem Heer der Manieristen lobt der V. den Peter Molombra, und nimmt den Joannes Contarini von dem gemeinen Haufen aus. Endlich standen wieder andere auf, die dem wahren Geschmack aufhalfen. Unter diese Classe gehört der Graf Peter Liberi, der viele Reisen that, und nach 3 Manieren mahlte, Hieronymus Foraboſco, und Peter Bellotti.

Das 5te Buch reicht vom Ende des vorigen Jahrhunderts in das jetzige. Man ſah ſo viele Manieren in Venedig als Mahler waren, weil ein jeder von fremden Schulen fremde Bilder mit ſich brachte. Nach dem Joannes Segala einem Originalgenie, und dem melancholiſchen Antonius Zacchi, wird Gregorius Lazareni in ein großes Licht geſetzt. Antonius Baleſtra, der im Jahr 1740. in einem Alter von 74 Jahr geſtorben, hatte eigenes Ver-
246 mögen, und arbeitete für die Kunſt, nicht für das Brod. Piazzetta, der im Jahr 1754 ſtarb, lernte Licht und Schatten von Jugend auf. Den Joan Batiſta Tiepolo, der im J. 1769. in einem Alter von 77 Jahren in Madrid geſtorben, lobt der V. vielleicht zu ſehr. Hierauf werden alle Mitglieder der jetzigen Mahler- und Bildhaueracademie in Venedig, welche erſt im J. 1766 beſtätiget wurde, angeführt, ein Verzeichniß der fremden Mahler geliefert, deren Werke in Venedig vorhanden ſind, und mit einer Beſchreibung von der moſaiſchen Arbeit in der St. Markus Kirche das Werk beſchloſſen. Der Recenſent geſteht, daß ihm dieſes Werk vorzüglich gefallen habe; aber das Einförmige in den Urtheilen, und auch ein gewiſſer Grad von Partheiligkeit, in Rückſicht auf die neueren Mahler, konnte ihm ohnmöglich gefallen, weil er die Natur und die Wahrheit zu ſehr liebt.

Paris.

Theatre du Prince Clenerzow Russe, traduit en François par le B. de Blening Saxon. II. Vol. 1771. Vol. 1. 330 S.

Dialogirte Vorſtellungen des übertriebenen Abgeſchmackten in der franzöſiſchen Nation, ohne komiſche Stellung, komiſchen Witz, komiſchen Ausdruck, komiſche Manier; ganz ohne Laune und ohne Wahrſcheinlichkeit. Die Comödie ſoll die Menſchen auf ihrer lächerlichen, aber warlich nicht auf ihrer ſchlechteſten Seite abſchildern. Wenn dieſe Schauſpiele wirklich rußiſch ſind, wenn ſie in Rußland gerne geſehen werden, und wenn es wahr iſt, daß die Ruſſen avides de conoitre les mœurs et les usages des François et desirants de les imiter, nichts unterlaſſen dieſen unſern Nachbarn ähnlich zu werden, wie der deutſche Edelmann in dem vorgeſetzten Brief ſagt, ſo beklagen wir dieſe Nation, die ehe ſie noch ganz polirt iſt, ſchon ſo abgeſchliffen ſeyn muß, wie die Guinee des guten Yoriks.

Paris.

Lettre sur les desirs à M. T. D. S. 1770. 12. 53 S.

247 Dieſe Schrift iſt von dem jüngern Herrn Hemſterhuys im Haag, den unſre Leſer wenigſtens aus der Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften kennen werden. Neben den tiefſten Kenntniſſen des Staatsmanns, vereinigt er die neuſte Ausſichten in die Sternkunde und Metaphyſik,

mit dem wärmsten Enthusiasm vor die bildende Künste, die er selbst als Dilettante mit wahrem Erfolg ausübt. — — Er beruft sich auf eine Erfahrung aus dem Brief sur la Sculpture, wo er bemerkt hatte, daß die Seele nach einer langen Betrachtung ebendesselben Gegenstandes, Ekel und Überdruß bey sich empfindet. Diese Eigenschaft legt er zum Grunde, um darauf sein System über die Wirksamkeit der menschlichen Seele zu bauen. Die Seele sucht immer die größte Anzahl von Ideen in dem kürzesten Zeitraum zu genießen, und das, was sie daran hindert, liegt in der Nothwendigkeit, sich gewisser Organen zu bedienen, um sich durch eine Folge von Zeit und Partien durchzuarbeiten. Könnte die Seele ohne Organe von einem Gegenstand gerührt werden, so würde die Zeit, die sie brauchte, sich eine Idee davon zu machen, gerade Nichts seyn. Wäre der Gegenstand so beschaffen, daß sie durch die ganze Totalität seiner Essenz davon könnte gerührt werden, so würde die Anzahl der Ideen schlechterdings unendlich seyn; und fänden diese beyden Fälle zugleich statt, so würde die Summe dieser Ideen ohne Medium, und ohne Folge von Zeit und Partien 248
die ganze Totalität des Objekts vorstellen: oder dieses Objekt würde auf die innigste und vollkommenste Weise mit dem Wesen der Seele vereinigt; und alsdann könnte man sagen, daß die Seele dieses Objekt auf die vollkommenste Art genießt. Die Lebhaftigkeit der Begierden, oder der Grad von anziehender Kraft, werden durch den Grad von Homogeneität des verlangten Objekts bestimmt; und dieser Grad von Homogeneität besteht in dem Grad der Möglichkeit einer vollkommnen Vereinigung. Man wird eine schöne Statue weniger lieben, als seinen Freund, seinen Freund weniger als seine Geliebte, und seine Geliebte weniger als das höchste Wesen. Dieses ist die Ursache, warum die Religion größere Enthusiasten macht, als die Liebe, die Liebe größere als die Freundschaft, und die Freundschaft größere als das Verlangen nach bloß materiellen Dingen. Betrachte ich eine schöne Statue, so suche ich nichts weiter, als mein Wesen mit seiner Essenz zu vereinigen; nach langer Betrachtung aber entsteht Überdruß bey mir, und dieser fließt aus keiner andern Quelle, als der stillschweigenden Betrachtung, die ich über die Unmöglichkeit einer vollkommnen Vereinigung gemacht habe. In der Freundschaft scheint die Unmöglichkeit der Vereinigung nicht so groß; und in der Liebe betrügt uns die Natur einen Augenblick; allein, der Überdruß, der unmittelbar folgt, zeigt die Unmöglichkeit der Vereinigung evident, die uns, dem Anschein nach, so vollkommen schien. Unter den Mitteln, deren sich die Seele bedienet, zu dieser Vereinigung zu gelangen, verdienen besonders zwey betrachtet zu werden: das eine ist physisch, das andere intellektuel. Jedermann kennt die besondere Harmonie, die sich zwischen unsern Ideen und den Zeugungstheilen unsers Körpers befindet. Von

allen physischen Mitteln, deren sie sich zur Vereinigung ihres Wesens mit dem verlangten Gegenstand bedient, ist dieser der stärkste, der sich allenthalben zeigt und einmischt. Ich berufe mich auf alle Schwärmer in der Religion, der Liebe, der Freundschaft, und in den Künsten, die nur materielle Dinge zum Gegenstande haben, ob sie in der Hitze ihrer Leidenschaft, da keine Veränderung empfunden haben, wo Plato schon den Sitz der Begierde festsetzt. Hierher gehören alle Ausschweiffungen der Unreinigkeit, die an dem eignen Geschlechte, dem Marmor und Bronze zu allen Zeiten sind begangen worden. Diese Irrungen der Einbildungskraft entstunden aus nichts, als dieser allgemein anziehenden Kraft, und sie würden ins Unendliche fortgegangen seyn, wenn die Seele nicht zugleich das Vermögen hätte, dieser Kraft Einhalt zu thun; nicht, daß sie selbe vernichtet, oder ihre Intensität verringert, sondern ihre Würkung durch Hindernisse erschweret, und sie von einem Objekt zu einem andern Weg leitet. Dieses göttliche Vermögen ist die Stütze der ganzen Moral. Sie kann mit dem verglichen werden, was wir bey der Materie vis inertiae nennen; In der Freundschaft würkt alles auf die Hervorbringung dieser Homogeneität fort. Von dem ersten Augenblick an, da in einem Cirkel von Unbekannten unsere Wahl auf eine Person insbesondre fiel, arbeitet die Seele unaufhörlich, mehr Seiten der Übereinstimmung zu entdecken, und die Liebe oder Freundschaft wächst nach Maßgabe dieser Entdeckung. Mit welcher unaufhörlichen Bemühung arbeiten einsamlebende Personen, die Homogeneität mit ihrem Hunde oder einem andern Lieblingsthier, zur Vollkommenheit zu bringen; und mit welchen Liebkosungen bezahlen sie ihm ein wohlverstandnes Wort, oder eine neue erworbene gemeinschaftliche Idee mit Ihnen. — — Bey den Griechen hatte Liebe und Freundschaft ohngefähr eben die Bedeutung, wie bey uns; allein, ihr Gefühl und ihre ausserordentliche Empfindsamkeit, gab allen ihren Leidenschaften eine Stärke, die wir nicht begreiffen können, und ihren Tugenden und Lastern einen Glanz, der uns blendet. Die Religion, die eigentlich in nichts besteht, als in dem Verhältniß jedes Individui zu dem höchsten Wesen, und deren Endzweck das höchstmögliche Glück jedes Individui ist, hatte nichts bestimmtes bey den Griechen: Der Polytheismus machte einen Gegenstand der Cärimonie und Parade daraus. Die bürgerliche Tugend, oder das Vermögen, welches die Handlung jedes Individui zu dem höchsten Wohl der Gesellschaft leitet, ware also das einzige, was man zu bearbeiten hatte. Die Gesetzgeber, ob sie gleich meistens von der nothwendigen Existenz eines Einzigen Gottes und Schöpfers überzeugt waren, sahen doch, daß jede Form der Gesellschaft ein Wesen von Menschenhänden war, und daß diese besondere Form gegen Gott kein anders Verhältniß haben könne, als jede andere Uhr oder Maschine. Sie setzten also diese Maschinen

nach dem beſtmöglichſten Plan zuſammen, und modificirten die dirigirende Kräfte jedes Individui nach ihrem Belieben. Sie lieſſen dieſe Art von Religion an ihrer Stelle, und bedienten ſich ihrer zuweilen mit Geſchicklichkeit, weil ſie glaubten, das Volk, indem es mit den Göttern umgieng, erhielte dadurch etwas Erhabnes in ſeiner Denkart. Daraus folgte, daß man jedem Individuo eine gewiſſe Doſis Freyheit lieſſe, ſeine Handlung ſelbſt zum höchſten Wohl der Geſellſchaft zu beſtimmen; und folglich machte es ein mehr oder minder anſehnliches Stück des Staats ſelbſten aus. Da es ſich ſelbſt als das Bild des Staats anſahe, ſo verdoppelten ſich ſeine Kräfte: und dieß brachte nothwendiger weiſe die Wirkſamkeit, den Fleiß, die Ehrbegierde, und die alles belebende Liebe des Vaterlandes hervor. Bey uns, die wir eine Offenbarung haben, ward das Individuum ſeiner ewigen Fortdauer gewiß. Sein Verhältniß gegen Gott ward beſtimmter und bekannter; allein, ſein Endzweck ward anders. Es ſahe bald, daß ſein höchſtes Wohl nicht in einer Welt zu finden ſeye, die durch Zeitfolge exiſtiret; und der Geſetzgeber, welcher fand, daß die bürgerliche Tugend ein wenig dadurch geſchwächt wurde, glaubte, das Mittel dagegen in ihrer Vermiſchung mit der Religion zu finden. Der Staat, oder die Regierung, die ihn vorſtellt, und die kein Recht auf die Handlungen des Individui hat, als in ſofern ſie nothwendige Urſachen von gewiſſen beſtimmten Wirkungen ſind, griff ſeine Abſichten, ſeine Gedanken, und alle Modification ſeiner Velleität an, die doch nur einzig und allein zu ſeinem Verhältniß gegen Gott gehören; und das Individuum ſah gegentheils in ſeinen Handlungen nichts mehr, als die einfache Wirkungen ſeiner Velleität, ohne ihre Verhältniße mit dem Staat zu betrachten. Die Religion und die bürgerliche Tugend, die getrennt hätten 251
bleiben ſollen, ſchwächten einander wechſelsweiſe; und da die innre Freyheit des Menſchen einmal gedrückt und angegriffen war, ſo folgte natürlicher weiſe daraus die Muthloſigkeit und die Trägheit.

Alles, was wir ſehen und empfinden, ſtrebt nach der Vereinigung. Indeſſen iſt alles von Individuis, die ſchlechterdings vor ſich beſtehen, zuſammengeſetzt; und ohngeachtet dieſem ſchönen Anſchein von einer Kette genau vereinigter Weſen, ſcheint es klar, daß jedes Individuum exiſtirt um zu exiſtiren, und nicht wegen der Exiſtenz eines andern. Da ſich alſo das Ganze in einem Stand des Zwangs befindet, ſo folgt daraus, daß ein Urheber da iſt, der es zur Vereinigung ſtreben läßt, oder der durch ſeine Kraft und Natur es in Individua zertheilt hat. Und dieſen Urheber nenne ich Gott. — — Wir unterſchreiben nicht alles in dieſer ſonderbaren Schrift, deren Seltenheit (denn es exiſtiren nicht mehr als 80 Exemplare) dieſen weitläuffigen Auszug entſchuldigen wird. Die Stellung der Sätze, wie ſie aus dem Kopfe eines H. kamen, iſt allzeit merkwürdig, und ſollte

ſie auch nichts, als dem Pſychologen neue Data zur Genealogie der Ideen an die Hand geben.

London.

A Dissertation on Miracles, designed to shew, that they are Arguments of a divine Interposition, and absolute Proofs of the Mission and Doctrine of a Prophet. By Hugh Farmer, 8. 6 S. Cadell 1771.

Es herrſchen in dieſem Buche ſo viel klare und beſtimmte Ideen über die verwickelte und ſchwere Materie der Wunder,
254 daß wir hoffen, es werde nicht allein neben ſeine Vorfahren geſtellt, ſondern vielleicht viele von ihnen durch dieſen neuen Ankömmling aus ihrer Stelle verdrungen werden. Ohne ſich in die beſondern Umſtände der in der H. Schrifft vorkommenden Wunder einzulaſſen, unterſucht der Verf. zuerſt die allgemeine Frage: ob Wunder, an ſich ſelbſt betrachtet, Beweiſe einer göttlichen Mitwürkung, und folglich des göttlichen Urſprungs einer übernatürlichen Offenbarung ſind? Viele haben darinn gefehlt, daß ſie die Definition eines Wunders nicht in die hervorgebrachte Wirkung, ſondern in die Urſache geſetzt haben. Allein, unſer Verf. behauptet, daß eine wundervolle Wirkung, wie jede andere gemeine Erſcheinung ihre eigne individuelle Natur habe, die ſie von allen andern, ohne Rückſicht auf ihre Urſache unterſcheidet. Denn von der Wirkung ſagt man nur allein, daß ſie der einmal feſtgeſetzten Ordnung der Dinge widerſpreche, die man Lauf der Natur nennt: das würkliche unſichtbare Weſen, durch welches die Wirkung hervorgebracht wird, ob es gleich auſſer ſeiner gewöhnlichen Sphäre würkt, übt doch nur ſeine natürliche Kräfte aus. Die Übereinkunft, oder der Widerſpruch mit denjenigen Geſetzen, nach denen die göttliche Vorſehung die Welt regiert, iſt das Einzige, was es zu einem wahren Wunder beſtimmt oder nicht. Daraus zieht er nun die Folge, daß in allen Fällen, wo wir von dem wahren Lauf der Natur nichts wiſſen, es unmöglich iſt, zu beſtimmen, welche Wirkungen davon abweichen, oder zwiſchen natürlichen Begebenheiten und Wundern zu unterſcheiden. In dem zweyten Abſchnitt des 1ſten Kapitels zeigt er, daß allzuhäufige Wunder, Mängel und Fehler in den allgemeinen Geſetzen der Natur verrathen würden. Aber auch derjenige müßte von ſehr kurzſichtigem Stolze ſeyn, der behaupten wollte, daß in dieſer weiſen Einrichtung der Dinge niemals ſchickliche Gelegenheiten vorkommen, wo der Höchſte von dem Plan abgehen könne, der ohne das ſo ſehr unſere Begriffe überſteigt. Er geht weiter, und beweiſt, daß Wunder ſchlechterdings nur von Gott herkommen können, er mag ſie nun ſelbſt, oder durch
255 Bevollmächtigte verrichten. Sie können zwar von der Natur ſeyn, daß ſie einen Grad von Gewalt erfordern, deſſen Mittheilung ein erſchaffnes Weſen fähig wäre; allein, Gott kann die Gabe, Wunder zu thun, niemals wirklich mittheilen, oder

es nur in dem Fall thun, wo er den Gebrauch deſſelben rechtfertigt. Eben die Beweiſe von dem Daſeyn höherer erſchaffner Geiſter zeugen, daß ſie nie auſſer ihrer eigentlichen Sphäre würken. Aus der Analogie der Natur iſt es wahrſcheinlich zu machen, daß eben die Leiter und Kette der Weſen nach eben den Geſetzen oberhalb dem Menſchen fortgehe, wie unter ihm, und daß ſtatt derjenigen Eigenſchaften, die einer Creatur von höherem Range zugegeben werden, ihr wieder andre mangeln, die den Geſchöpfen unter ihr ſind mitgetheilt worden, und daß ſie eben dadurch beſtändig innerhalb den Gränzen ihrer eignen Wirkſamkeit gehalten werde. Alſo wird es Dinge geben, die der Menſch würkt, und die der Engel nicht würken kann; ſo wie es Fälle giebt, wo die Kräfte des Menſchen weit unter den Kräften des Thiers ſind.

Die Vorausſetzung, daß ein erſchaffnes Weſen in dieſer Unterwelt Wunder wirke, ohne göttlichen Befehl, wird durch die Erfahrung aller Zeiten widerlegt; denn es giebt in der That keine erweisliche wahre Wunder, als diejenige, welche Gott ſelbſt mit Grund können zugeſchrieben werden. Wären die erſchaffne Geiſter mit Gewalt verſehen, Wunder zu thun, ſo iſt es wahrſcheinlich, ſie würden dieſe Gewalt häuffig ausgeübt haben. Was für Elend würden die Böſen nicht über das menſchliche Geſchlecht gebracht haben, und hätten die guten Geiſter gleiche Gewalt, ihnen zu widerſtehen, und den Menſchen Gutes zu thun, welches Kriegstheater würde nicht die Welt unter Weſen von ſo verſchiedener Gattung geworden ſeyn!

Der fünfte Abſchnitt zeigt, daß, wenn je Wunder zum Beſten einer falſchen Lehre wären bewürkt worden, ſo würden die Menſchen einem beſtändigen und unvermeidlichen Betrug ausgeſetzt geweſen ſeyn; und ſelbſt als Beweiſe würden ſie dieſem Endzweck nicht entſprochen haben. Sollte eine falſche Lehre durch Wunder beſtätigt werden, ſo müßte entweder ihre Falſchheit erkannt oder nicht erkannt ſeyn. Wäre die Falſch- 256
heit der Lehre entſchieden, und es wäre zugleich bekannt, daß die bezeugende Wunder könnten oder müßten von irgend einem böſen Geiſte bewürkt werden: wo bliebe da das Zeugniß? Die Wunder wären alsdann kein Beweis von der Göttlichkeit der Lehre, und enthielten keinen Bewegungsgrund, ſie anzunehmen; ſie dienten vielmehr zu einem unüberwindlichen Vorurtheil gegen die Lehre, nachdem man die Bosheit ihres Urhebers erkannt hätte. Könnte aber die Falſchheit der Lehre nicht erkannt werden, und würden die begleitende Wunder nur als Beweiſe von der Einwürkung eines höhern Weſens angeſehen, ſo würde das Herz des Menſchen zwar in Ungewißheit und Zweiffel über den Urheber dieſer Werke geſetzt werden, allein doch allzeit leer von aller Überzeugung bleiben, die ihn bewegen könnte, die Lehre entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Und alſo würde wiederum das Zeugniß null ſeyn. Unſer Verfaſſer

bemerkt ferner, daß, wenn man die Lehre zur Probe der Göttlichkeit der Wunder macht, so macht man die Lehre zur Richtschnur, nach der man das Wunder beurtheilt, und nicht das Wunder zur Richtschnur, die Lehre zu beurtheilen. Die eigentliche Absicht der Wunder aber ist diese, eine noch vorher unbekannte Wahrheit festzusetzen, die bisher durch die Vernunft nicht bewiesen, und durch nichts zur Evidenz gebracht werden konnte, als durch die Wunder. Allein es giebt Gelehrte, die verlangen, daß man erstlich ohne Vorurtheil und Leidenschaft die Lehre untersuchen, und sie alsdann zum Beweis der Göttlichkeit der Wunder anwenden solle. Allein widerspricht dieses nicht der Absicht der Wunder? Man läßt alsdann die ganze Stärke des Beweises von der Lehre abhängen, die erst noch bewiesen hätte werden sollen.

(Fortsetzung)

260 Der Autor kommt nunmehr auf seinen Hauptsatz, und beweist in dem 1sten Abschnitt des 3ten Kapitels, daß die Schriften des A. und N. Testaments, die Wunder niemand anders, als Gott, zuschreiben, oder solchen Wesen, die auf seinen Befehl handeln. Der folgende Abschnitt untersucht, was eigentlich die Schrift von der Natur und den Rechten der heidnischen Gottheiten behaupte. Der Verf. zeigt, daß die Heiden alle Kräfte der Natur vergöttert, und die Existenz der Dämonen geglaubt haben, die sie als die Ausspender des Guten und Bösen ansahen. Viele glaubten, daß sich die himmlischen Götter niemals in menschliche Dinge mischten, sondern die gänzliche Regierung dieser Unterwelt den Untergottheiten überließen; und daher wurden diese Untergottheiten die großen Gegenstände der religiösen Hoffnung und Furcht bey den Heiden, und der göttlichen Verehrung. Da man öfters behauptet hat, daß die Dämonen der Heiden, Geister von höherem Rang seyn, als die Menschen, so untersucht der Verf. die Ursachen dieses Begriffs; und beweist durch das Zeugniß aller alten Geschichtschreiber, Dichter und Philosophen, daß die eigentlichen Gegenstände des heidnischen Götterdienstes diejenigen abgeschiedne Menschenseelen wären, von denen man geglaubt hätte, daß sie Dämonen würden. Er
261 beweist es auch aus dem alten Testament der LXX. dem Philo, dem Josephus, und dem N. T. Das fünfte und letzte Kapitel zeigt, daß Wunderwerke, als Wirkungen einer göttlichen Macht, gewisse Beweise von der Göttlichkeit der Sendung und Lehre eines Propheten seyn. Doch warnt der Verfasser seine Leser vor zwey Ausschweiffungen, erstens die Wunder nicht bloß als Beweise der Macht, und dann nicht als Beweise einer allgemeinen und immerfort dauernden Inspiration dessen, der sie verrichtet, zu betrachten. Endlich thut er auf die überzeugendste Art dar, daß der Beweis von den Wundern für die göttliche Sendung und Lehre eines Propheten vollkommen entscheidend seye; daß er den allgemeinen Begriffen des menschlichen Geschlechts in allen Zeitaltern an-

gemeſſen; daß er leicht und geſchwind würke; und daß die Wunder zur Beſtätigung einer Lehre nothwendig ſeyen, die den Leidenſchaften und Vorurtheilen der Menſchen widerſpreche.

Hamburg.

J. H. V. Nölting Predigt über Ebr. 12, 3.] Am Begräbnißtag unſers Alberti gehalten. 1772. 8. 40 S.

Der Mann, der die Altäre, die er, nicht Gott, ſondern ſich geſetzt hat, mit phariſäiſcher Wuth zu vertheidigen, und den Wahn und die Vorurtheile, womit er und ſeines gleichen 257
die heilige Religion unſers Gottes befleckt haben, zu verewigen, das Pannier der Schwärmerey aufſteckt, und mit Fluch und blutdürſtigem Bann dem Tage Gottes den Zutritt verwehrt; deſſen Nahmen werde vergeſſen, und, wenn er in ſeinem raſenden Kampfe fällt; ſo liege ſeine Aſche bey dem Staube der Feinde des menſchlichen Geſchlechts: Aber, ſinket der edle Prediger der Wahrheit und des Lichts; fällt unter ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen der, der die Nacht vieler Jahrhunderte zerſtreuen, und uns und unſere Kinder zu dem lichten Heiligthum unſers Erlöſers zurück führen wollte; fällt der unter ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen; ſo müße ſein Andenken ewig in Seegen bleiben, und auf ſein Grab fließe die Thräne des Redlichen, wie ſie nun auf das Grab — — auch unſers Alberti fließt! — — O warum durfte der Freund des beſten Manns nicht alles ſagen, was er fühlte? Doch, wir fühlen alles mit ihm, und unſere Thränen miſchen ſich zu den ſeinen! — —

Amſterdam.

Memoires pour servir à l'Histoire du monde Moral et politique, 1772. 12. 196 S.

Dieſes iſt der erſte Theil eines Werks, das uns den 262
Menſchen ſo gut kennen lehren ſoll, als wenn wir ihn gemacht hätten. Durch Hülfe eines Stammbaums, der dem nächſtfolgenden Theil vorgedruckt werden ſoll, werden wir die Geſchlechtsregiſter aller Tugenden und Laſter mit leiblichen Augen ſehen. Die Kraft der Wirkung, und die Kraft der Trägheit ſind die zwo Wurzlen, woraus alles ſo ſchön folgt. Die denkende Seele ſitzt in der Mitte, und ſie müßte ſehr dumm denken, wenn ſie nicht Vergnügen ſuchen und Schmerz vermeiden wollte. Dadurch nun wird der Hang zur Trägheit Furcht vor Schmerz; der Trieb zur Bewegung, Begierde nach Vergnügen. Kommt dann der Menſch in die Geſellſchaft, ſo geht dieſer aus ſich hinaus, jener in ſich hinein; und dieſes aus ſich gehen und in ſich gehen, iſt der Grund zweyer Claßen, de celle qui se repand et de celle qui se concentre. Dieſe Claßen ſind dem Syſtem auch ſo treu, daß, ſo bald man nur mit Hülfe der Phyſiognomie, die der Verf. ſehr hoch hält, erforſcht hat, zu welcher Claße der Menſch gehört, man gleich alle ſeine Tugenden und

Laſter an den Fingern hererzählen kann; Ja, wenn man nur weiß: L'organisation et la trempe d'ame primitives d'un individu, le climat sous lequel il est né, le caractére des gens qui l'entourent depuis son enfance, les prejugés et l'ésprit particulier à la maison ou il est elevé, la forme du gouvernement et l'état du gouvernement de son tems; l'ésprit general du siécle, les prejugés provenants de la religion et de la philosophie regnantes et enfin la maniére de penser des persones avec lesquelles il a des liaisons d'amitié; wenn man alle dieſe Dinge weiß, denen man noch mehrere beyſetzen könnte, als Haare in dem wunderbaren Bart des heiligen Nicephorus waren, ſo kann man ſogar nach dem Verf. die Capricen des Wunderlichſten unter allen Sterblichen, in Claßen bringen und genealogiſiren. — — Nun ſo ſeys denn dem Himmel und dem Verf. gedankt, daß wir endlich fanden, was wir ſo lange geſucht haben, den Schlüſſel des menſchlichen Herzens! Nun wünſchten wir weiter nichts, als daß er oder ein anderer uns das Schlüſſelloch und die Kunſt, den Schlüſſel herum zu drehen, zeigte; und daß endlich ein dritter noch eine Schloßdecke dazu verfertige, damit ſich kein Staub, oder Roſt, oder Spinnewebe in das Schlüſſelloch ſtecke, und das Aufſchließen hindere. — — Schade, daß das Buch ſo deutlich geſchrieben iſt, daß man nicht einmal verborgene Weißheit darinn vermuthen kann!

Hamburg.

Der Weſtindier, ein Luſtſpiel in fünf Handlungen, aus dem Engliſchen des Hrn. Cumberland, 1772. 8. 186 S.

Da unſere Natur zur Bewunderung zu klein, und zum Lachen zu ſchlecht geworden iſt, ſo können wirs dramatiſchen Dichtern nicht übel nehmen, daß ſie ſich Naturen aus fremden Welttheilen holen. Aber müßen ſie dieſen fremden Idealen unſere Thorheiten und Vorurtheile einpropfen? Belkur, ein Weſtindier, verliebt ſich in ein armes tugendhaftes Mädchen, das er durch die Betrügereyen einer lüderlichen Wirthinn für die Maitreſſe ihres Bruders hält. Man hatte ihn überredet, der Name Schweſter wäre nur ein nom de guerre, und hieß etwa ſo viel, als das lateiniſche frater und soror zuweilen heiſt. In dieſer Vermuthung thut er ihr einen beleidigenden Antrag; der Bruder nennt ihn deßwegen einen Schurken, und der Weſtindier hat in den 24 Stunden, welche er auf unſerm Welttheil erlebt hat, ſchon ſo viel Europäiſchen point d' honneur eingeſogen, daß er lieber alles verlieren, als die Laſt dieſer Sylbe tragen will. Endlich wird der Irrthum aufgelöſt, und Belkur heirathet ſein geliebtes Mädchen. Das iſt die Haupthandlung, die von einigen Epiſoden durchgekreuzt wird. Man ſieht, daß der Knoten dieſes Stücks, nie ein Knoten geworden wäre, wenn der Dichter nicht nothwendig einen zum Entwicklen gebraucht

hätte. Der deutſche Überſetzer iſt ſich nicht immer gleich. Bald kommen Perioden vor, die recht Briefſtellermäßig ge- 266
drechſelt ſind, und ſich vortrefflich ſchön drucken laſſen, aber zum Dialog durchaus nicht paſſen; bald reden die guten Leute ſo pöbelhaft, daß es einem eckelt. Da die Scene in England liegt, ſo hätten wir auch nichts von Elementar- 5
erziehung und Eulenſpiegelſtreichen leſen mögen. Die griechiſche Mythologie des Weſtindiers ſetzen wir auf die Rechnung des Hrn. Cumberland, der ſich Farguhar zum Muſter gewählt zu haben ſcheint, aber weit unter ſeinem Original bleibt. 10

Ohne Anzeige des Orts.

Gedichte im Geſchmack des Grecourt.

Warum hat doch der Verfaſſer gerade im Geſchmack des Grecourt ſchreiben wollen? Hätte er in ſeinem eigenen Geſchmack geſchrieben, ſo würde er uns vielleicht nicht ſo 15
viele unanſtändige Scenen vorgemahlt haben. Wir ſind überhaupt keine Freunde von Dichtern, die in einem fremden Geſchmacke ſchreiben, am wenigſten aber von ſolchen, welche das jungfräuliche Chor der Muſen entweyhen, und ſie in die Claſſe der Kuplerinnen verſtoſen wollen. Auch 20
wo die Muſe ſcherzt und tändelt:

Vt Festis Matrona moueri iussa diebus
Intererit Satyris paulum pudibunda proteruis.

Und die Liebe; dieſe edle, ſanfte, reine Empfindung; wie eckelhaft wird ſie, wenn ſie den Schleyer der Schamhaftigkeit 25
ablegt? Das franzöſiſch-griechiſche Motto auf dem Titel ſoll doch nicht etwa gar Witz ſeyn?

Wien.

Über die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an ſich wäre 269
ſchon ein ſchlimmes Zeichen, wenn die unzufriedne Überſichtig- 20
keit der Menſchen nicht dafür bekannt wäre, daß ſie oft die ganze Welt durchſucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademiſche Schrift unter dem Vorſitze J. v. S. in der K. K. Thereſianiſchen adelichen Akademie, nebſt 75 Lehr- 25
ſätzen aus der Policeyhandlung und Finanz, vertheidigt von 4 bis 6 Uhr! Da war ihre Beſtimmung vollendet, das hätte auch ihr Lebensziel ſeyn ſollen, und ſie hätte ruhen mögen bey ihrer großen Familie, bis an jüngſten Tag.

Über die Liebe des Vaterlands in Form eines Traktats, 30
fürs deutſche Publikum!

Die ewigen mißverſtandnen Klagen nachgeſungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotiſmus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da, mit unſern Beſitz- thümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, 35

uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? und haben
270 das nicht tausend und tausende in jedem Staat? und leben
sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das
vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder
haben können noch mögen, die bey gewissen Völkern, nur zu
5 gewissen Zeitpunkten, das Resultat vieler glücklich zusammen-
treffender Umstände war und ist.

Römerpatriotismus! Davor bewahr uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, drauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem
10 Herr S. in den zwey ersten Hauptstücken, allerley Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beschränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherley Völkerschaft wohl durch einander gerührt, und mit historischen Bonmots, und Kronickenmährchen à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt,
15 macht er im dritten, nach einem Kameral-Anschlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnet:

20 Was trägt { Jagd / Fischerey / Viehzucht / Feldbau / eben Land / gebirgigt Land / unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bey?

25 Da kommen nun die jagenden und streiffenden Völkerschaften am übelsten zurecht. Und hier müssen wir anmerken, daß H. S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu sehr, als glebae adscriptus discurirt, und wir haltens noch immer mit dem Themistokles: Nicht der Boden, sondern die
30 Verhältnisse eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das sie bewohnen, hervorspringen, bestimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geschlechter.

Im vierten H. St. werden den Gesetzgeber Handgriffe
35 gelehrt. Lykurg, Solon, Numa, treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia diktiren. In den Resultaten des Lebens dieser
271 großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Überlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen; mit der Klarheit und
5 Bestimmtheit, wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen, bey einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — — Von Geheimnissen, (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?) an welche nur der tieffühlendste Geist mit Ahndungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren! — — Es wird alle Tage schlimmer. Ehmals gab
10 man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften Preiß; an der

war doch nichts fürs Menschengeschlecht verlohren; jetzt mißhandlen die Herren guten Sinn und Empfindung.

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt; alle Nationen und Zeiten durcheinander geworfen; unsrer Zeit solche Gesetze gewünscht und gehofft, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redt, und ausgezischt zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifenrocke Evas Schürzchen vorpanegirisiren wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen nach wohl skeletirter Tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beytragen mögen.

Und nun zuletzt im sechsten Hauptstück, gehn die Mitbürger so drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, diesen Hauptstamm, auf den alles ankommt, dessen Boden nur das Vaterland ist; Regierungsart, die Luft, die ihn umgiebt, davon alle andre Empfindungen Zweige sind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das gemeinste zu sagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege steht, und im Vorbeygehn einen Blick verdient!

Am sonderbarsten ist uns vorgekommen, daß H. S. das Anfassen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe schreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verspricht er leichtgezeichnete Skitzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skitzen großer Meister, den reinen Hauch 272
ihres Geistes, ohne irgend eine Hülle. Leider! müßen wir hier auf unser Gewissen betheuern, daß wir, wie in den Gemählden des Verfassers, nichts denn willkührlich hingesudelte Striche haben wahrnehmen können. Portraits! Freylich immer noch so karackteristisch, als die zwölf Apostel in Holzschnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigstens an ihren Schlüsseln, Schwerten, Kreutzen und Sägen unterscheidet.

Halberstadt.

An die Musen von Gleim. 1772. 8. 8 S.

Aus diesem Gedichte sieht man, daß das Herz dieses edlen Mannes, das im vorigen Jahr von der Hand eines Freundes verwundet ward, noch immer blutet. Bald würden wir auf alles zärtere Gefühl der Freundschaft schmählen, wenn wir glauben dürften, daß alle Klagen dieses beleidigten würdigen Mannes gerecht wären. Das Gedicht fängt so an:

An meinem Bach, auf meiner Flur,
In meinen stillen Lauben,
Sing ich dem Schöpfer der Natur,
Und meine süßen Trauben,
Und scherze, doch in Unschuld nur,
Geführt von meinem Glauben;

Das aber wollen Prieſter nicht
Von meiner Leyer leiden,
Und machen ihr ein Amtsgeſicht,
Und ſchelten meine Freuden,
Und ſeufzen: ach! der Böſewicht!
Und wollen ſie nicht leiden.

Auch ſcherz ich mit den Grazien
Dann noch, wann ſie mich fliehen,
Weil Roſen nicht bey Lilien
Auf meinen Wangen blühen,
Und gerne ſeh ich Grazien
Vor Gott auf ihren Knien.

273 Dann aber wein ich, wann mein Freund,
Von ſeinem Gott verlaſſen,
Mir ſtolz iſt, mir ein Heuchler ſcheint,
Mich lehret, Menſchen haſſen:
Doch möcht ich, wenn ers redlich meynt
In ſeinem Arm erblaßen.

Wir freuen uns, daß dieſer Gedanke die Empfindungen des Verfaſſers beſchließt. Wir glauben mit ihm zur Ehre der Menſchheit, daß ſeine letztere Hoffnungen nicht ungegründet ſeyen; und wir verſichern beyde große Männer, die ſich jetzo mißverſtehen, unſrer aufrichtigſten Verehrung.

Göttingen und Gotha.

Deutſche Schriften, von der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen herausgegeben. Erſter Band, 1771. 8. 20 Bogen.

Unter dieſen deutſchen Schriften finden ſich viele Aufſätze, welche der königlichen Societät der Wiſſenſchaften theils von ihren Correſpondenten, theils von andern Liebhabern der Wiſſenſchaften ſind mitgetheilt worden. Ob wir ſie gleich nicht alle unter die Denkmäler des deutſchen Tiefſinns und des ſcharfſichtigſten Beobachtungsgeiſtes aufzuſtellen getrauen; ſo bleiben ſie doch in aller Abſicht ein überaus ſchätzbares Product des deutſchen Fleißes. Sie enthalten ohne Ausnahme ſehr richtige und nützliche Bemerkungen, deren Bekanntmachung der Welt nicht anders, als angenehm ſeyn konnte. Vorzüglich aber haben uns die Arbeiten der Herrn Heyne, Käſtners und Raſpe gefallen. Wir wollen die in dieſem erſten Bande vorkommende Abhandlungen hieher ſetzen, und hin und wieder das Merkwürdigſte davon auszeichnen. I. Probe einer Topographie des Herzogthums Würtenberg, an einer Beſchreibung des Fluſſes Fils und der anliegenden Gegenden. Von Hrn. Prof. Rösler zu Stuttgard. II. Beobachtung der Zuſammenkunft der Venus mit der Sonne, im Auguſt 1768.; von Herrn Prof. Ljungberg zu
274 Kiel. III. Nachricht von einem im Jun. und Jul. 1770. geſehenen Cometen; von Herrn Commiſſair Hartmann zu Hannover. IV. Von den Theerquellen bey Edeniſſen; von

Herrn Pastor Pape zu Edenissen. Von diesem besonderen Phänomen müssen wir unsern Lesern eine kurze Nachricht mittheilen. Zwischen Edenissen und dem von Bülowischen Dorfe Abbensen ist ein Felsen, der aus schwärzlichen Bestandtheilen besteht. In diesen Felsen sind einige Öffnungen gehauen, die die Tiefe eines ordentlichen Brunnens haben. Auf dem Grunde dieser Brunnen (oder Theerkuhlen) der ein bloß fettigter, an manchem Orte ein harter und fester, an manchem Orte aber ein zerreibbarer etwas sandichter Felsen ist, quillt ein Wasser, das mit einem Theer oder Fette vermischt ist; das Fett sammlet sich oben auf dem gequollenen Wasser, und wird von den Einwohnern zu Edenissen davon gesondert; womit sie hernach ihre Ackerwagen schmieren. Der felsichte Boden eines solchen Brunnens hat Ritzen, wodurch der Theer mit dem Wasser sprudelt; die größten dieser Ritzen sind eines kleinen Fingers breit, andre aber kann man kaum mit dem Auge sehen, und man weiß nicht, woher das Wasser springt. Eine solche Theerkuhle ergiebt täglich zwey Pfund Fett, einen Tag gegen den andern gerechnet. Besonders merkbar ist es, daß diese Kuhlen weniger Fett ergeben, wenn der Wind aus Osten oder Norden wehet; sobald er aber in Süden oder Westen tritt, auch schon des Tages vorher, wenn er dahin treten will, so quillt der Theer viel reichlicher. Wenn sich das Wetter ändern, ein Sturm entstehen, es donnern, blitzen, hageln, regnen, und im Winter ein starker Schnee fallen will; so kann dies der Kuhlengießer jedesmal recht zuversichtlich voraus wissen; denn alsdann gähren die Kuhlen stets zweymal 24 Stunden zum voraus, und das sonst schwärzliche Theer wird weißlich, wie Room von süßer Milch; es ändert aber diese angenommene Farbe wiederum, wenn es einige Tage nach seiner Ausschöpfung steht. Je reiner die Luft ist, wenn der Wind aus Westen oder Süden bläset, und je weniger sich Ungestüm einzufinden drohet, je reicher sind diese Fettgruben, darinn man täglich, und zwar im Winter bey der strengsten Kälte, und im Sommer bey der größten Hitze, unausgesetzt schöpfen kann. Die Fragen, welche Herr Pape seiner Nachricht angehängt hat, verdienen Aufmerksamkeit. V. Nachricht von einigen Niederheßischen Basalten, besonders aber einem Säulen-Basaltsteingebirge bey Felsberg, und den Spuren eines verlöschten brennenden Berges am Habichtswalde über Weißenstein, nahe bey Cassel; von Hrn. Rath Raspe in Cassel. Herr Raspe zeigt zuerst die Beschaffenheit der Niederheßischen, und besonders der Weißensteiner Wacken, und behauptet, daß sie zum Geschlechte der Basalten gehören, und eine Art derselben ausmachen, welche von der Irrländischen an Regelmäßigkeit, und von der Egyptischen an Größe verschieden sey. Hierauf beschreibt er das Basalt-Säulengebirge bey der Stadt Felsberg, welches den Schloßberg ausmacht, und welches er unter die schönsten und vollkommensten Gebirge dieser Art rechnet. Er wider-

legt sodann einige Meynungen von Basalt, und beschließt diese Nachricht mit einigen Anmerkungen über den Gebrauch und Nutzen der Basalte, besonders der Niederheßischen und Felsbergischen. Wir sind mit Herrn Raspen überzeugt, daß es nicht blos in Nieder- sondern auch in Oberhessen noch viele unbemerkte Merkwürdigkeiten der Natur gebe, die eine bessere natürliche Geschichte verdienen, als die Wohlfarthsche ist. Dieser Nachricht sind zwey Schreiben an und von dem Herrn Gesandten Hamilton zu Neapolis angehängt, worinn ein jeder Liebhaber der Naturgeschichte einige sehr gute Anmerkungen und Nachrichten von Basalten, Lavaströmen, Vulcanen ꝛc. finden wird. Wir enthalten uns, einen Auszug davon mitzutheilen, weil sie zu sehr verdienen, von jedem ganz gelesen zu werden. VI. Von einem Italiänischen Marmor-Tufo. Ebenfalls von Herrn Rath Raspe. Der Marmor-Tufo, wovon hier Nachricht gegeben wird, ist aus den Bädern di St. Filippo bey Radicofani genommen. Diese Bäder finden sich an der Straße von Florenz nach Rom, auf einer mäßigen Anhöhe, die aus einem großen Block weißen Marmors zu bestehen scheint, und aus einer großen Entfernung in die Augen fällt. VII. Methode, die Zeit, 276 welche eine Uhr weiset, auf andere Zeit zu bringen. Von Herrn Prof. Kästner zu Göttingen. Herr Kästner hat schon in der zweyten Ausgabe seiner Anfangsgründe der angewandten Mathematik S. 579. eine Methode angegeben, die Zeit, welche eine Uhr weiset, auf wahre Zeit zu bringen. Hier theilt er noch einige Erleichterungen bey solchen Verwandlungen einer Zeit in die andre mit. VIII. Untersuchung des Cylinders, der sich eine schiefe Fläche hinauf zu wälzen scheint; von Ebendemselben. Desaguliers hat diese Begebenheit schon untersucht; allein, seine Untersuchung, und was ihm Charles de Labelye dazu beygetragen hat, schien Herrn Kästnern etwas mühsam und verwickelt. Er hat sie deßwegen in gegenwärtigem Aufsatz aus den jetzo zulänglich bekannten Gründen der Analysis leichter und natürlicher herzuleiten gesucht. IX. Berechnung des Egyptischen Kornmaßes; von Ebendemselben. X. Nachricht von der Kriebelkrankheit, oder Krampfsucht; von Herrn Hofmedicus Taube zu Zelle. Diese Nachricht ist gut und mit vieler Genauigkeit geschrieben. Nur wäre zu wünschen, daß man ein sichres Mittel wider diese entsetzliche Krankheit hätte, bey deren bloser Beschreibung man schon zittert. XI. Beschreibung einer zweyleibigen Mißgeburt von Herrn Stadtphysikus Seedorf zu Lauterbach. XII. Beantwortung einiger Fragen wegen des Osterfestes 1771. Von Herrn Prof. Kästner. Aus den Zeitungen ist bekannt, daß der Zweiffel entstanden ist, ob das Osterfest 1771. nicht mit der Juden ihrem zusammenfallen würde, und deßwegen verlegt werden müße? Hierüber hat die Societät der Wissenschaften auf Befehl der Königl. Churfürstl. Landes-

regierung ihre Gedanken eröffnet. Gegenwärtiger Aufsatz von Herrn Käſtner, ward mit Einſtimmung der übrigen Mitglieder überſchickt, und hat Beyfall erhalten. Die Societät hat dieſe Frage kürzlich ſo entſchieden. Sie glaubt nemlich, daß das Oſterfeſt in keinem andern Falle einer Verlegung auf eine Woche ſpäter bedürfe, als in dem Falle, wenn der Oſtervollmond auf einen Sonntag fällt. Dagegen aber ſieht ſie keinen Grund, warum die Oſterrechnung dadurch noch verwickelter ſollte gemacht werden, daß man auf den Fall, wenn der Oſtervollmond auf einen Sonnabend fällt, erſt der Juden Oſtern aufſuchen, und ſich nach denſelben richten müßte. XIII. Beſchreibung einer convulſiviſchen Krankheit, welche von einem kriechenden Inſekte im Magen entſtanden; von Herrn Hofmedikus Klärich in Göttingen. Das Inſekt, welches Herr Klärich bey einem Säuglinge von 8 Wochen gefunden, war die von Sulzern ſo genannte Aſſel. (Scolopendra fortificata). Das Mittel, womit er es von dem Kinde abgetrieben, war Rhabarbarſaft mit ſüßem Mandelöhl, worunter einige Grane von der Brechwurzel gemiſcht waren. XIV. Herrn Käſtners Zuſatz zu der Methode der Zeitvergleichungen. XV. Nachricht von Herrn Irwins Erfindung, das Seewaſſer trinkbar zu machen. Das Seewaſſer wird nemlich in dem kupfernen Keſſel gekocht, in welchem man der Seeleute Speiſen kocht; der Mund des Keſſels wird mit einer Decke verſchloſſen, die in einer Röhre ausgeht. Darinnen verdickt Herr Irwin den Dampf, vermittelſt feuchter Tücher, nach dem Grundſatz, auf dem Dr. Cullens von Edinburg Entdeckung beruht, daß das Queckſilber in der Röhre eines Thermometers ſinkt, wenn auf die Kugel des Thermometers äuſſerlich Weingeiſt gebracht wird, der geſchwind ausdünſtet. Herr Irwin hat 75 Gallonen Seewaſſer in einer Stunde trinkbar gemacht; die Kohlen dazu koſteten nur 30 Pence. XVI. Berichtigung und Ergänzung der Winkelmanniſchen Geſchichte der Kunſt des Alterthums; von Hrn. Prof. Heyne in Göttingen. Unſtreitig gehört dieſer Aufſatz unter die beſten Stücke dieſer deutſchen Schriften. Wir wollen keinen Auszug davon hierher ſetzen. Er muß von jedem Kenner ſelbſt geleſen und bewundert werden. Überall wird man finden, daß nur Heyne im Stande war, die Hand an die Berichtigung und Ergänzung der Winkelmanniſchen Geſchichte anzulegen. XVII. Abhandlung von dem älteſten Norwegiſchen Geſchichtſchreiber, dem Mönche Theodrich; von dem Herrn Prof. Murray. XVIII. Zuſatz zu der Probe einer Würtenbergiſchen Topographie, wegen des auf der 12ten Seite angeführten Serpentinmarmors. 277

London und Lemgo.

The Authenticity of the First and second Chapter of St. Matthews Gospel vindicated in Answer, to a Treatise intitled a Free Enquiry into the Authenticity etc. 1771. 8.

Herrn J. C. Belthuſen, Predigers in London, gerettete Authenticität der beyden erſten Kapitel des H. Matthäus zur Beantwortung eines Traktats unter dem Titel: Freye Unterſuchung über die Authenticität ꝛc. aus dem Engliſchen überſetzt von J. C. Benzler, 1771.

280 Das Äuſſere bey dieſem Buch hat viel Befremdendes. Die Überſetzung einer Schrift, die eine bloße Beantwortung
10 iſt, die ſich in allen Reihen auf die andre beziehet, die beantwortet werden ſoll, die ohne jene überſetzen, heißt Noten ohne Text geben, und inſonderheit in philologiſchen, critiſchen und ſolchen Litterarſachen, wo es ja ſo genau ankommt auf das, was geſagt iſt und hier widerlegt wird, ſind ſolche
15 Noten ohne Text ganz unausſtehlich: denn hier läßt ſich der Einwurf ja durch keinen Orpheus oder Odin errathen. Alſo hätte zuerſt eine Überſetzung, oder wenigſtens ein Auszug aus dem Free Enquiry ſelbſt ſollen gegeben werden, und keine Brille ohne Augengläſer. Und nun zweitens, wenn
20 dieſe Schrift überſetzt wurde, warum mußte das Original in Deutſchland wieder abgedruckt werden? ein Original ja, was kein Original iſt, was ein Deutſcher Engliſch geſchrieben hat, in der trockenſten Sache, mit ſo viel Eleganz, als im Tirocinio oder in Curſiv Noten ſtatt finden kann — — wenn
25 in Deutſchland engliſche Sachen gedruckt werden ſollten, und ſehr gerne möchten, Himmel! ſind da nicht andre? beßre? oder ſoll Hrn. Verf. als einem Deutſchen, ein Monument aufgerichtet werden, daß er ſo viel engliſch ſchreiben kann? — — Und endlich drittens gar Original und Überſetzung gegen
30 einander! ein Wiſch Citationen, was man auf Einer Seite, in einer Sprache nicht ſchnell genug herunter leſen kann, in zwey Zungen und Sprachen weitläuftig gedruckt, pedantiſch und Schulmäßig gegen einander zu buchſtabiren. — — Die geſchmackloſe Barbarey unſrer Buchhändler und Buchdrucker
35 iſt oft zu groß, als daß man nicht bisweilen auch ein Wort, wenn nicht für dieſe, ſo doch über dieſe reden müßte. Und nun zum Buche. Der Titel zeigt ſchon den Inhalt:
281 2 Kapitel zu retten, die ſo viel ſchwürige Stellen und Anführungen des A. T. haben, an deren Authenticität alſo manche gezweifelt, die das alte hebräiſche Evangelium der Ebioniten nicht gehabt, auch das Evangelium Markus, das doch augen-
5 ſcheinlich dem H. Matthäus folgt, gleichſam nicht anerkennet; — — und wie rettet die der Verfaſſer? Die Inſtanz ob dies ſpätere Mſr., dieſe Irländiſche Überſetzung ſie habe, oder nicht? übergehen wir; denn was will ein ſo ſpätes Mſr., eine einzelne Überſetzung ſagen? höchſtens, daß der Über-
10 ſetzer, der Abſchreiber ſie auszulaſſen für gut, oder zu ſetzen für zweiffelhaft gefunden. — — Die Inſtanz gilt wenig. Aber nun das Evangelium der Ebioniten? Der Verf. ſagt alles das ſchlimme davon, was alle ſagen, und zum Theil

schon Hieronymus gesagt, daß es verfälscht, eine Compilation sey, u. s. w. Ganz gut! aber, um diese Sache von Grundaus zu heben, müssen wir doch erst die Ebioniten recht kennen, und wer kennet die? Sind sie die beschrieenen Leute, von denen die spätern Kirchenväter der herrschenden, insonderheit Alexandrinischen Kirche, so viel Ketzereyen und Fabeln wusten? oder sind sie wirklich der erste Stamm armer, dürftiger Christen in Palästina, die freylich sehr judaisirt haben mögen, die allerdings bey ihrem Bettelzustande wenig Cultur haben konnten, mehr groben Irrthümern ausgesetzt waren, auslassen mußten; und insonderheit (worauf hier wohl das meiste ankommt) deficiente pecu nicht die herrschende Kirche werden konnten, die aber deßwegen noch immer nicht ganz zu verachten wären; — — welches sind sie? Der Canzler Mosheim zog sich auch aus dieser Sache, wie aus andern, Canzlermäßig; er schrieb eine Dissertation über die Ebioniten, „daß über sie keine Disputation geschrieben werden, daß ihre Sache nicht ausgemacht werden könne," und kann das nicht, so weiß ich nicht, wie manches nicht ausgemacht werden könnte, was man doch jetzt so oft, als ausgemacht, annimmt. Rhenferd hat allerdings auf einem zu Etymologischen Wege für sie patrocinirt — — auch wollen wir der Authenticität ihres Evangeliums, wie Hieronymus Stellen anführt, damit nicht im mindesten das Wort reden. — — Aber das Evangelium Matthäi ist doch einmal, der Wahrscheinlichkeit nach, hebräisch geschrieben gewesen? — — Die Ebioniten konnten doch die Geburtsumstände Jesu immer am nächsten wissen; — — die Ketzereyen hierüber sind durchs erste und zweyte Jahrhundert nicht ihnen allein, sondern so viel andern Sekten gemein, ja dies fast die Hauptketzerey aller später so bestimmten damaligen Ketzer gewesen. — — Das Evangelium Marci fängt auf den Fußstapfen Matthäus doch nur vom Lehramt und Taufe eben an. — — Kurz, wir wissen nicht! Man sollte die Sache der Ebioniten untersuchen, oder einen Streit aufgeben, den man nicht bis auf die Wurzel verfolgen will oder kann. 282

Ulm.

Cannt der Große, oder Streit der kindlichen und ehelichen Liebe. Eine Heldengeschichte. 1771.

Der Verfasser betheuert in der Vorrede: er wolle keine geheime Geschichte, keine Anekdoten schreiben, bemühe sich nicht, neue geheime Triebfedern des Verstandes und Herzens auszuforschen. Zugestanden, mein Herr, ohne Protestation, daß sie weder für alte noch neue, geheime noch offenbare Triebfedern der obern, mittlern noch untern Seele, jemals ein Auge gehabt haben. Eine Haupttugend seiner Helden preißt er die Keusch- und Züchtigkeit. Welch Wunder! die ganze Gesellschaft ist eine steife Marionettennation, Panzer, Schnür- 285

brüste und Wänste, durchaus mit Lumpen ausgestopft. Du Muster eines moralischen Volks, ohne Leidenschaft, ohne Begierde! Nicht daß wir den schlüpfrigen Liebeserzählungen das Wort reden, wir bedauern nur, daß der gesittete und tugendhafte Theil des zu amusirenden Publikums, so schlecht bedient worden ist, seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Erfurt.

Epistel an Herrn Öser, 1771. 4to. 12 S.

Das Ding mag Ösern wohl eine muntere Viertelstunde gemacht haben, als Gesellenscherz hätte es uns auch gefallen; es ist nicht ganz ohne launischen, obgleich meist erzwungenen Muthwillen. Nun aber gedruckt! Uns verdreußt schon lange, solch einen Mann von Großen und Kleinen, nur immer als Künstler, und so bekomplimentirt zu sehen. Zwar wissen wir, er verzeihts dem Publikum; denn nie hat er auf den Beyfall des gaffenden Haufens Anspruch gemacht, der unfähig ist, anders zu kennen und zu nennen.

Leipzig.

Des Herrn von St. Lamberts Jahrszeiten. Aus dem Französischen. Bey Dyck 1772. Desselben orientalische Fabeln, nebst einigen Erzählungen; ebenfalls daselbst.

Was doch die deutschen Verleger mit allem Zeuge von Übersetzung wollen! (An die Herrn muß man sich doch schon wenden: denn die sind an dem meisten daran, und sonst an wie vielem unsrer werthen deutschen Litteratur schuld!) Ist denn die französische Sprache nicht endlich allgemein genug bekannt, als daß jedes Blatt, jedes mittelmäßige Stück gleich müste übersetzt werden? könnten nicht lieber deutsche Verleger dafür sorgen, daß die wenigen guten, vortrefflichen Stücke fremder Nationen, die so selten, so langsam, in so hohem Preise, mit so vieler Unbequemlichkeit zu uns kommen, statt des elenden Wisches, in Deutschland, nachgedruckt würden — — das wäre so schön, so verdienstlich; und wie uns dünkt, so thunlich! Das Übersetzergeschmeiß verlöhre sich, und müste andre Handthierung suchen: die Nation würde von einem Markt unvollkommner Trödelwaare gesäubert, mehr in den Schranken, und der Aussicht des Vollkommnen, des Guten erhalten; die Originale (sie sind allemal unübersetzbar!) theils nicht geschändet und verstümmelt, theils vor unheiligen Augen bewahrt — — Doch wo träumen wir hin? von St. Lambert war nichts, theils werth, theils fähig, übersetzt zu werden, als das Unwesentlichste von Allem, einige seiner langen Anmerkungen. Die enthalten manche sehr gute, natürlichgedachte, philosophische Entwicklung einiger Gefühle und Urtheile, (wo wir doch aber eine große Ähnlichkeit mit dem weit gründlichern Essai on the Origin of

the Ideas of Sublime and Beautiful bemerkt haben) und das wären wenige Blätter gewesen. Sein Gedicht selbst ist so mittelmäßig, so unter Geßner und Thomson, oder wenigstens so sehr von französischer Versifikation abhängend, daß man hier statt Blumenlese, den matteſten Haufen todter Blüthen siehet. Und dann die Orientalischen Fabeln? Wuste denn der Ignorante von Übersetzer nicht, daß das nur ausgesuchte, äusserst verkehrte, französirte und geschminkte Blümchen aus Schah Sadi Persischen Rosenthale sind, das wir längst ganz (durch Adam Olearius Schleswig 1654. klein Fol.) und zwar unmittelbar aus der Ursprache, und hie und da, in einer weit bindigern Schreibart haben? konnte man von da aus nicht (und weit mehr und besser) auswählen, verbessern, den schönen Perser den Deutschen würdiger geben, als jetzt aus der dritten fremden, unreinen, ekelpomadirten Hand? Aber welcher solcher Miethübersetzer kennt ein Buch? 297

Zürch.

Historische Lobrede auf Johann Jakob Breitinger, ehemaligen Vorsteher der Kirche zu Zürch. Von J. C. Lavater. 1771. 8. 122 S.

In der Vorrede giebt der Verfasser diese Schrift für eine Übung. Wir danken ihm, daß er sie uns nicht aus unzeitigem Stolz vorenthalten hat. Welche Übung ist einem Jünglinge, der aufstrebt, würdiger als die, das Beyspiel erhabner Vergangenheit, wärs auch nur einsweilen nach seinem Maaß, sich und den Seinigen wieder vor die Augen zu bilden? Er wird so nie in Gefahr kommen, ein schlechtes Zeitalter für sein Publikum, und schlechte Gesellen für seine Nebenbuhler zu achten, und auf einem leicht erreichten Gipfel der relativen Vollkommenheit, in verderblicher Selbstgefälligkeit die besten Kräfte verträumen. Breitinger war 1575. geboren, und durch ein 70jähriges Leben wandelte er, mit gleicher Einfalt und Sicherheit; von dem Schüler zum Antistes! Wir wünschten, daß alle junge Geistliche diese Lobrede beherzigten, nicht, um diesem vorschreitenden Riesen zu folgen, sondern zu erkennen, was ein Mann sey. Weniger Prunk hätten wir gewünscht. Zwar sind hie und da die Betrachtungen brav, wo Herrn L. Erfahrung hinreichte; doch auch die bravsten wollten wir entbehren. Solche Sprüche sind fürs kalte Anschauen der Theile. Wir wünschten die Empfindung durch die heilige Größe des Ganzen durchdrungen und gestärkt zu sehen.

Erfurt.

Launen an meinen Satyr. 8. 1772. 56 Seiten.

Launen! Das Wort ist seither, und auch diesesmal wieder jämmerlich mißbraucht worden. Da petillirt weder leichtgereitzter Muthwillen eines vollsaftigen Jünglings; 298

noch greift ein Yorick mit der Gelaſſenheit eines Reichen in die Fülle ſeiner Beſitzthümer, faßt aus dem gedrängten Haufen wunderlich aſſociirtes Zeug auf, läßt eins über das andere fallen, ſetzt ein Halbbetrachtetes weg, um ein ohngefehr erblicktes Merkwürdigeres zu ergreiffen, wirft dann alles wieder unter einander, und ſchaut zufrieden drein; — — und was noch alles Sternen von dieſer Seite karakteriſiren möchte. Eben ſo wenig hat uns die ernſte Laune des Mannes getroffen, der die Welt kennt, an manchem Verdruß über edles mißlungenes Unternehmen genagt hat, und den nun in einer Stunde halbheilen Behagens, aufwachendes Selbſtgefühl über Thoren und Schurken hebt, und ihn darüber in der Ferne zu lachen macht, worüber er gegenwärtig knirſchte.

Das alles nicht! und was denn? Wie das alte Sprüchwort ſagt: Der Herr kützelt ſich, um zu lachen; und wenn das auf die unempfindlichen Seiten nichts würken will, ſtößt er in ſeine Lunge, und zwingt ſie zur konvulſiven Huſtenbewegung.

Aber, wozu thut ſich der Herr Verfaſſer alle die Quaal an? Um dem Publiko zu bezeugen, daß er einen mißbilligenden Blick auf ſeine vergangne Theilnehmung an literariſchen Händeln werfe, und dann ſeinen Stallmeiſter Satyr förmlich abdanke. Freylich hat ihm der mehr ſchlimme als gute Dienſte geleiſtet, und die Abſchaffung eines ſolchen Dieners prophezeiht der neuen Haußhaltung viel Gutes. Wahrſcheinlicher weiſe hat ihn auch dieſer ſchlimme Geſell zu den Streifereyen auf die Zwerge verleitet, aus denen er Kranich, zwar mit ganzen Gliedern, doch, wie er ſelbſt geſteht, nicht ungerupft gekommen iſt.

Allen und jeden ſolchen Ausfällen der Laune und Galle entſagt der Verfaſſer feyerlichſt bey vorſeyender Standsveränderung, wenn ſich ihnen anders entſagen läßt, und weiht ſich ganz den edlen Abſichten Thereſiens und Joſephs.

Wir preiſen den Mann, der gute Kräfte gut anwendet, und ſegnen das Glück der Fürſten, deren erhabner Wille von rechten Männern ausgeführt wird.

Genf.

Testament politique de Mr. de V*** 1772. 8. 64 S.

299 Sollte eigentlich literaire heiſſen. Der Alte, oder welches uns wahrſcheinlicher iſt, ein guter Kopf hinter ſeiner Maſke, giebt Rechenſchaft vorerſt von ſeinem Leben, en gros und dichtriſch, wie es einem Genie geziemt, dann legirt er Feinden und Freunden, Stiche, Schnörkel und Schnaken, wofür ihm die wenigſten danken werden. Auch hier, wie in ſeinem ganzen Leben, iſt Gutthätigkeit und menſchenfreundliches Ertragen des Apoſtels der Toleranz, untergeordentes, wir wollen nicht ſagen, erkünſteltes Gefühl. Die deutſche Überſetzung iſt — — eine Überſetzung.

Ohne Anzeige des Orts.

Von der Kirchenvereinigung. Ein Bedenken des Herrn Abts Jerusalem. Mit einem Vorbericht. 1772. 8. 50 S.

Um dem einreissenden Deismus eine stärkere Wehre entgegen zu setzen, wurde der Herr Abt J. ersucht, nebst einem großen Cardinal, die seit den Zeiten der Reformation so oft vergebens versuchte Religionsvereinigung wieder vorzunehmen. Der Herr Abt, der zu viele Weltkenntniß hat, um zu hoffen, daß etliche Millionen Menschen zugleich vernünftig, billig und uneigennützig denken sollten, lehnte diesen Auftrag in dem vorliegenden Bedenken ab, und zeigte, daß die wesentliche Beschaffenheit beyder Lehrbegriffe zu sehr einander entgegen gesetzt wäre, als daß man nach unserer itzigen Verfassung, eine solche Vereinigung nur für möglich halten, oder eine andere hoffen könne, als die, welche durch das Band der Menschlichkeit und der christlichen Liebe, unabhängig vom Dogma, befestigt, und beyden Religionspartheien von ihrem ersten gemeinschaftlichen Stifter anbefohlen worden ist. — — Das ist ohngefehr Absicht und Inhalt dieser Schrift, die nicht für das Publikum geschrieben war, sondern bloß in Abschrift einigen Freunden des Hrn. Abts, und unter andern auch dem hiesigen Herrn Schöffen von Olenschlager, von dem Hrn. Verf. mitgetheilt wurde. Wir wissen nicht, durch was für einen Zufall diese Abschrift, und der Brief, der sie begleitete, einem der allerunbesonnensten Zeloten aus der verächtlichen Classe der Anecdotensammler, Edirer und litterarischen Glatschen, welche unfähig selbst etwas zu schreiben, doch ihren Autorkitzel wenigstens durchs Ediren sättigen, und ihrer unfruchtbaren Natur, auf Kosten großer Männer zu Hülfe kommen wollen, in die Hände fiel; dieser ließ sich weder durch den Gedanken, daß solche Schriften nie Gutes stiften, wann sie bekannt werden; noch durch die mindeste Rücksicht auf die Ursachen, die alle bey dieser Sache geschäftige große Männer hatten, noch zur Zeit verborgen zu bleiben; oder durch das Gefühl seiner Pflicht, die einen litterarischen Diebstahl so gut verbietet, als jeden andern; oder endlich durch die Schaam, das Vertrauen des Hrn. Schöff. von O. so unverantwortlich zu mißbrauchen, abschrecken; sondern publicirte eine Schrift von dieser Art so leichtsinnig, als wenn es mehr nicht wäre als ein neuer Calender, und setzte noch einen Vorbericht dazu, der jedem Billigdenkenden äusserst mißfallen muß, und von der unbesonnenen Ungerechtigkeit und Zankſucht des Editors, einen häßlichen Beweis ablegt. Wir hassen von ganzem Herzen das litterarische Geschmeiße, das den verstreuten Saamen, der ungesehen aufkeimen und Früchte tragen sollte, hervorwühlt, und so mit seinem eckelhaften Gespinnste umwickelt, daß er nie aufgehen kann; am meisten hassen wirs alsdann, wenn gar Zelotengift an dem Gespinnste hängt. Wir vernehmen, daß Herr Abt. J. selbst schon öffentlich seinen Unwillen über die Bekannt-

machung dieſes Aufſatzes an den Tag gelegt haben ſoll; und wir wiſſen, daß der Herr Schöff von Olenſchlager, der zu viel wahres Verdienſt hat, um den mindeſten Antheil an dieſer Sache wirkend oder leidend genommen zu haben, die Verwegenheit dieſes ungebetenen Herausgebers äuſſerſt mißbilligt. Es ſcheint aber nun einmal das Schickſal vorſtehender Menſchen zu ſeyn, daß ſie immer durch die Zudringlichkeit der Schlechten leiden müſſen, die ſich an ihnen wärmen wollen.

Rom.

Komareck hat das wichtige aus 3 Quartbänden beſtehende Werk verlegt, wovon wir jetzo einen jeden Theil beſonders beurtheilen wollen. Der Titel des erſten Theils iſt folgender:

Ven. Caesaris Baronii S. R. L. Cardinalis Bibliothecarii Epistolae nunc primum ex archetypis in lucem editae. Novam ejusdem Baronii vitam operi praeposuit, recensuit notisque illustravit Raymundus Albericius congr. Oratorii Romani Presbyter secularis. Tomus primus continens Scripta ab Anno 1579. ad annum 1600. gr. 4. S. 479. mit Regiſter.

Der Verf. und Sammler, Herr Alberici, hatte vorzügliche Gelegenheit, die kleineren Werke des Baronius in der Valicellaniſchen Bibliothek zu ſammlen, und ſchon Benedict XIV. hatte die Ausgabe dieſes Werks genehmigt. Auch hatte ſchon Bianchini dem Galland einige Briefe des Baronius zugeſchickt, um eine Ausgabe davon zu veranſtalten. Herr Alberici aber brachte ſie an ſich, vermehrte die Sammlung, und verſahe die Briefe mit Anmerkungen, welche ganz brauchbar ſind. Er gab ſich auch die Mühe, das Leben des B. in zwey Büchern vorauszuſchicken. Aber eben dieſes gefiel uns am wenigſten. Man glaubt immer, eine Legende zu leſen, in welcher B. bald im Mutterleibe hüpft, bald von dem H. Philippus Neri Wunder
302 erhält, bald ſich ſein Sterbejahr durch die heilige Mutter Gottes entdecken läßt. Mit einem Wort, es iſt eine Lebensbeſchreibung, die einen Candidaten der Canoniſation vorausſetzt. Das Weſentliche davon iſt dieß: B. war ein guter Chriſt, und ein Eiferer um die katholiſche Kirche. Sein Geburtsjahr iſt 1538, ſein Vaterland Sora, ſein Erziehungsort Veroli. Er ſtudirte die Rechte in Neapel, kam nach Rom, lernte den Heil. Philippus Neri kennen, bildete ſich nach ihm, ſaß 9 Jahr zur Beicht, und beſuchte die Kranken; ward, weil ihm ſein Vater aus Zorn über ſeinen gewählten Stand nichts gab, Hofmeiſter bey Paravicini; empfand, daß er Fleiſch war, und verſchlang, um die Lüſte zu bemeiſtern, und den Teufel auszublaſen, eine Wanze. (S. 9.) Sein Lehrer Neri beſtimmte ihn zur Kirchengeſchichte, gebrauchte ihn als Prediger, und der gute B. ſahe die Seele ſeiner Mutter (S. 23.) gen Himmel fahren. Die Magdeburgiſche Centuriatoren traten von den Pforten der Hölle hervor, (S. 29.)

B. wurde wider sie ausgerüstet, und ward durch Gesichte (S. 31.) überzeugt, daß er der einige Mann sey, der eine solche Kirchengeschichte schreiben könne. Ja Gott entdeckte ihm sogar, wie viele Bände seiner Annalen er schreiben würde. Der Recensent glaubt, daß diese Probe hinreichend sey, den Geschmack des Herausgebers zu bestimmen. B. wird, immer wider seinen Willen, Apostolischer Protonotarius, Probst seiner Congregation, Cardinal, Bibliothekarius, und starb in einem Alter von 59 Jahren, nachdem er alles angewandt, die Throne zu beleidigen, nur damit er nicht Pabst würde. Justus Calvinus trat durch seinen Dienst zur Katholischen Religion über; Bellarmin ward durch seine Empfehlung Cardinal, und als Beichtvater bey Clemens VIII. that er manchem König, z. B. Heinrich IV. von Frankreich gute Dienste. Wir übergehen die Leichenreden des Bucci, des Mucanzi, des Sanna, des Binago, wie auch die Parentalia des Justus B. bey dem Tod des Cardinals; ferner die Zeugnisse protestantischer und katholischer Schriftsteller von dem B. Die Briefe selbst sind in chronologischer Ordnung gestellt; wir wollen sie nach den Nationen ordnen, 303
und das Merkwürdigste anführen. Unter den Italiänern übergehen wir die Briefe an die Päbste, die schon im Druck sind. An Sixtus V. läßt es B. gelangen, wo er im Römischen Martyrologium die Commemorationem Impressionis Stigmatum, quibus Sanctus Franciscus insignitus est, hinsetzen solle? und der Pabst billigt seine Vorschläge. Franciscus Manini meldet, daß man in Aquileja nichts habe, das beweise, ob der heilige Marcus allda sein Evangelium geschrieben. Hieronymus de Rubeis hat mit dem Cardinal einen gelehrten Briefwechsel wegen der Geschichte von Ravenna. Aus andern Nachrichten merkt man, daß die Annalen des B. den Titel hätten bekommen sollen: Historia Ecclesiastica Controversa. Die wichtigsten Briefe sind von dem Jesuiten Soria, mit dem sich B. über wichtige Punkten der Kirchengeschichte bespricht. Die vertrautesten Briefe sind an den frommen Ancina, und an seinen lieben Freund Talsa gerichtet, dem B. an einem Orte schreibet: Ach lieber Vater, warum bin ich doch mit so großer Gefahr meiner Seele Cardinal? Von Spaniern kommen merkwürdige Briefe vor, von dem gelehrten Dominikaner Ludwig Sottomajor, der den Cardinal bat, er möchte doch die 500 Golddukaten annehmen, die ihm der Bischoff von Coimbra anbiete. Franciscus Penna Loaisa, und der Spanische Gesandte, Johannes de Aquez, wie auch der Dominikaner Vincentius Justinianus verschaffen ihm zum Theil brauchbare Nachrichten, die er auch bey spätern Ausgaben seines Martyrologii benutzt, theils erwerben sie ihm die Bekanntschaft mit dem Spanischen Könige. Unter den Niederländern kommen vor Wilhelm Lindanus,

Bischoff von Rüremonde, dem B. die Verfolgungen klagt, die ihm sein Martyrologium zugezogen; der bekannte Drucker Plantin, dem B. klagt, wie sehr die Ausgabe seines Martyrologii bey Dusinelli in Venedig 1587. in 4. verunstaltet sey; Heinrich Gravius, ein Theolog von Löwen, den der Pabst für die Vatikandruckerey nach Rom verschrieben hatte; die ganze hohe Schule von Löwen, die sich wegen ihrer Bedrückungen an den B. wendet; Justus Lipsius, der wegen seiner politischen Schriften den römischen Index fürchtete, und würklich Verbesserungen davon einschickte; Jodokus Grä's, der dem B. ein Exemplar vom alten Martyrologio des Ado einschickt. Unter den Pohlen bemerken wir den Polnischen Gesandten und gelehrten Stanislaus Rescius, einen großen Eiferer wider die Ketzer, der sich wundert, daß im ersten Band der Annalen nichts wider die Centuriatoren vorkommt; den Stanislaus Carcovius, Erzbischoff von Gnesen, der sich die Erlaubniß ausbittet, die Annalen in die Polnische Sprache zu übersetzen, und den Georg Radzivil, Bischoff von Krakau, der Katholisch wurde, und den Gregorius XIII. mit der Kardinalswürde beehrte. Unter den Deutschen sind der Pfalzgraf Wilhelm am Rhein, der auch Geld zum Druck der Annalen angeboten; der gelehrte Jesuit Nicolaus Serarius, dessen Briefwechsel wichtige Punkten der Kirchengeschichte zum Zweck hat; Marcus Fugger, der die Annalen ins Deutsche übersetzen will; der Cardinal und Erzbischoff Philipp von Cölln; Johannes Pistorius, der ihm verschiedenes von Costanz kritisch bearbeitet, und Carl Imhoff merkwürdig, der bittet, der Pabst möchte einigen Italiänern den Aufenthalt in Nürnberg erlauben, damit sie dem katholischen Religionswesen allda forthelfen könnten. Unter den Franzosen sind die Briefe des Nicolaus Faber die gelehrtesten. Arnauld Forbin fühlt dem B. den Puls, warum er von der Constantinischen Schenkung so trocken sey. Man sieht, daß B. aus den französischen Clöstern viele brauchbare Collationen bekommen. Unter den Engelländern kommt Thomas Stapleton hauptsächlich in Betracht. Wir gestehen redlich, daß wir die Briefe weit lieber gelesen, als die Baronische Lebensbeschreibung. Unter den Anmerkungen des Herrn Alberici fanden wir viel Brauchbares, wiewohl uns manche Ausdrücke von ihm sehr anstößig waren. Vor 200 Jahren schrieb man noch so: Elisabetha Regina, quibusdam veluti furiis agitata: Heutzutag aber hat die Menschenliebe und die christliche Milde solche Ausdrücke aus einem gesitteten Stil verbannt.

Berlin.

Lyrische Gedichte von Blum. 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere em-

pfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freyer Zeiten es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigstens idealische freyere Athmosphäre eröffnen; aber, eben diese Sänger hauchen auch oft ein so fremdes Gefühl in die Seele, daß der beste Dichter, mit dem glücklichsten Genie, bald, sich bloß durch seine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeisterungen mehr tönen lassen kann, die doch allein wahre Poesie machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? — — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — — wir könnens uns nicht verbergen, — — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum sind unsere beste Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — — Wir sind zu dieser Beobachtung durch die Lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; so bald er allein gehen muß, so sinkt er! der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — — wir reden nach unserm Gefühl — — selten anders gebraucht wird, als wo die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazianische Duett, Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David 306 und Jonathan haben wir nirgend so schön versificirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftenlose Tage, und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bey seiner Composition ans Publikum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalisten Ruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

Lindau und Leipzig.

Die göttliche Eingebung der heilgen Schrift, untersucht von Johann Gottlieb Töllner. Bey Jacob Otto und Söhnen. 1771. 8. 487 S.

Das Vorhaben des Verf. in dieser wichtigen Schrift ist, zu zeigen, daß die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift fest stehen würde, wenn gleich die heiligen Bücher sämmtlich, oder doch zum Theil ohne einiges besonders Zuthun Gottes geschrieben seyn sollten: und daß von dem übernatürlichen Ursprunge des Inhalts nichts auf einen ähnlichen Ursprung der Ausfertigung derselben geschlossen werden könnte. Er glaubt, daß, wenn

diese zwey Fragen getrennt würden, der Streit mit den Unglaubigen ungemein abgekürzt werde. Man läßt sich mit ihnen noch zu sehr wegen jedes besondern Einwurfs gegen die heilige Schrift ein, und hegt das allgemeine Vorurtheil, daß das göttliche Ansehen der geoffenbarten Religion von dem göttlichen Ansehen der Blätter der Offenbarung abhänge, und daß es daher um den Glauben gethan seyn würde, wann es um die Eingebung der heiligen Schriften gethan seyn sollte. „Meine Leser, sagt der Verfasser, würden sich übereilen, wenn sie diese Ankündigung meines Vorhabens, als eine Ankündigung der Entdeckung verstehen sollten, daß die heilige Schrift nicht eingegeben sey. Aber, was ich ihnen darüber mitzutheilen hoffe, ist so beschaffen, daß mit demselben eine Menge theologischer Streitigkeiten beygelegt, ein großer Theil der Auslegungsregeln für die heilige Schrift anders bestimmt, und
307 die ganze Auslegungsart um etwas verändert, hiernächst aber, wenn es Grund haben sollte, die ganze Methode aus der Schrift zu beweisen und zu widerlegen, verbessert wird. In dem Glauben des Christen, und in der Überzeugung des Christen, bleibt wohl bey jeder Theorie von der Eingebung der heiligen Schrift, alles einerley, und wenn auch die heilige Schrift gar nicht eingegeben wäre; so würde doch alles darinn einerley bleiben. Aber die ganze gelehrte Auslegung der heiligen Schrift, und die ganze gelehrte Abhandlung, Herleitung und Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, aus derselben ist unter uns dergestalt nicht blos an die Wirklichkeit einer göttlichen Eingebung derselben, sondern zugleich an eine gewisse Theorie von der Beschaffenheit der Eingebung derselben geknüpft, daß mit mehr Wahrheit und Zuverläßigkeit darüber, mehr Wahrheit und Zuverläßigkeit in der ganzen Gottesgelehrsamkeit entstehen würde." Die Einleitung enthält eine sehr wohlgeschriebene Geschichte der Theorie, von der Eingebung bey allen Kirchen zu verschiedenen Zeiten. Das erste Hauptst. setzt den Begriff der Eingebung dahin fest, daß es eine innere übernatürliche Mitwirkung Gottes sey. Es zeigt, daß aus der Etymologie sich nichts erweisen lasse, sondern, daß es ein bloß kirchlicher Begriff sey, und daß noch nicht bestimmt sey, ob sie unmittelbar oder mittelbar geschehen seye. Daraus zieht der V. drey Folgen. 1.) Die Eingebung ist eine Gattung der Offenbarung. Es fällt also die Distinktion der Theologen weg. 2.) Sie kann nicht auf eine Offenbarung im Verstande eingeschränkt werden. 3.) Die göttliche Eingebung der Schrift ist etwas anders, als das göttliche Ansehen. Der Verf. nimmt eine fünffache übernatürliche Mitwirkung Gottes zu einem Vortrage, als möglich, an. Darauf baut er 5 Grade der Eingebung: 1.) die vollkommenste Art ist, wenn sich der Scribent wie ein Amanuensis, wie ein

musikalisches Instrument verhält. Der 2te Grad, wenn nur einige zur Wirklichkeit eines Vortrags gehörige Dinge ganz übernatürlich, einige derselben aber theils na- 308
türlich, theils übernatürlich erfolgen. Der 3te, wenn sämmtliche dazu nothwendige Dinge theils natürlich, theils übernatürlich gewirkt werden. Der 4te, wenn einige Stücke bloß natürlich, einige aber theils natürlich, theils übernatürlich erfolgen. Der 5te Grad, wenn ein ganz natürlicher Vortrag hinterher von Gott beobachtet und bestätigt wird. Denn es ist einerley, ob das übernatürliche vorhergegangen oder nachgefolgt ist.

Das 2te Hauptst. handelt von der Wahrscheinlichkeit einer göttlichen Eingebung der heiligen Schrift. Der erste Grund beruht darauf, daß wir von Gott nicht weniger zu gewarten haben, als was in ähnlichen Umständen ein jeder rechtschaffner Mensch thun würde. Wenn ihm etwas an dieser Erkänntniß gelegen war, so wird er es nicht dem Zufall überlassen haben, durch wen, ob, oder ob sie nicht fortgepflanzt würde. 2.) Ein Theil derselben, und der größte Theil derselben ist von solchen Personen geschrieben worden, die bey ihren mündlichen Religionsvorträgen einen ausserordentlichen Beystand des Gottes genossen haben, warum nicht auch bey ihren schriftlichen? 3.) Der Inhalt und die Wahl des Inhalts verräth offenbar einen Plan, an welchen weder die Verfasser, noch die Sammler gedacht haben.

In dem 3ten Hauptst. untersucht der Verfasser bey der Wirklichkeit der göttlichen Eingebung 4 Stücke. 1.) Ob der Wille der heiligen Verfasser etwas zu schreiben, und eben dies zu schreiben; oder ob 2.) die Erkänntniß, oder die Sachen, welche sie schrieben. 3.) Die Worte. 4.) Die Ordnung, nicht bey ihnen natürlich ohne Eingebungswunder möglich und begreiflich ist. Er findet in allem dem nichts, was uns an ein Wunder zu glauben, nöthigte; allein, übereilt wäre es, wenn wir daraus den Schluß machen wollten, daß die heilige Geschichte wirklich ohne einige Eingebung geschrieben worden sey. In Ansehung der Lehre wird es sehr wahrscheinlich, daß die Verf. der Eingebung genossen haben, wenn man bedenkt, daß jeder von ihnen den ganzen Lehrbegriff inne hatte; ein 309
Umstand, der sehr wichtig ist! Dieser Lehrbegriff muß doch durch irgend jemand aus Eingebung seyn erkannt worden, wenn auch nicht durch sie. Die besondere Regierung Gottes ist besonders darinn zu erkennen, daß sie nicht mehr geschrieben haben, daß keiner unter ihnen den ganzen ihm wohlbekannten Lehrbegriff schrieb; daß sie nur Stücke desselben lieferten, und gleichwol aus diesen Stücken ein vollständiges Lehrgebäude erwächst. Bey der Aufzeichnung, wenigstens der Weissagung, ist auch keine Eingebung nöthig; denn sie konnten sie lange vorher von Gott oder von

andern empfangen haben. Wir übergehen den Beweis der Zeugnisse. Hier dringt der Verfasser mit Recht auf die innere, als die stärkste.

4tes Hauptst. Von der Beschaffenheit der Eingebung. Hier glaubt der Verfasser, daß die ganze Schrift von Gott eingegeben sey; und dazu führen ihn augenscheinlich nicht bloß aus den göttlichen Vollkommenheiten gezogene Folgerungen, sondern aus eignen hinlänglichen Zeugnissen der heiligen Schrift hergenommene Beweisthümer. „Ich kann es mir und andern gar nicht verheimlichen, daß die Eingebung der heiligen Bücher nirgends in derselben mit einer jedermann zum Beyfall hinreissenden Evidenz versichert wird. Und daher kann ich nicht irren, wenn ich solche für keinen in den gemeinsamen Glauben gehörigen Lehrpunkt erkenne." Er übernimmt 6 Stücke zu beweisen. 1) Daß die Eingebung der heiligen Schrift schlechterdings nicht den vollkommensten möglichen Grad der Eingebung eines Vortrags gehabt habe. 2) Daß nicht alle Bücher in gleichem Grade eingegeben sind. 3) Daß es unmöglich ist, von irgend einem derselben den Grad der Eingebung genau zu bestimmen. 4) Daß aber solche zuverläßig überall so viel begriffen hat, daß nichts falsches in die heilige Schrift gekommen ist. 5) Daß sich die Eingebung sowohl auf die Worte als Sachen (nämlich mit allen den Einschränkungen, womit er die Eingebung der Sachen behauptet) erstreckt habe, und 6) daß wir keinen hinreichenden Grund haben, sämtliche Bücher der heiligen Schrift für sogleich mit Eingebung geschriebene Bücher zu erkennen. In dem 5ten Hauptst. werden die Folgen aus der angestellten Untersuchung gezogen. Diese sind vierfach, 1) In Ansehung der Dogmatik. 2) Des Beweises der geoffenbarten Religion. 3) Der Auslegung der heiligen Schrift. 4) Der Theologie überhaupt, und der theologischen Beweise insonderheit. Wir hoffen, daß diese mit so vielem Untersuchungsgeiste als Gewissenhaftigkeit abgefaßte Schrift endlich einmal Epoche in dieser Lehre machen werde, wenn es anders das Sujet selbst, und der jetzige Zustand der menschlichen Gesellschaft zuläßt.

Frankfurt am Mayn.

Bey Franz Varrentrapp: Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Carl Friedr. Bahrdt, Professor zu Giessen. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neueren menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Überrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, Sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen

ihr Herz sagen, wie viel unzweydeutiger Genius, unzweydeutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bey einem großen Publikum (und das größeste glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzustossen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr Ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger, als vollkommen Biblische Begriffe. — — Auch dieser Traktat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegraisonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet; denn, wenn je ein Begrif biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien, und Dogmata aller Zeiten und Sekten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte, als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden; und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch hierinn hat entdecken, oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel, ein nicht in der Heil. Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweisen seyn wird) wäre es dem großen Haufen nur Vorstellungsart von einem Principio des Übels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trübe Canäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen, und Catechismusnahrung geworden, — — so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so vieler zu stöhren, die leicht zu verwunden, aber schwer zu heilen ist. Hätte der Verf. sich den Schriften Mosis auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer Egyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern wissen, so würde er die Bilder der Morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen, und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18ten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Scribent, wie dieser, unterscheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den

Innhalt der Betrachtungen, die dem Buche vorſtehn, und ſehe, was er nicht alles lehren will. Nur ſchade, daß er das Stück des Innhalts über jede einzelne Betrachtung vorſetzt, und dadurch den Leſer noch aufmerkſamer auf den Beweis macht. Unſre Leſer erlauben uns, nur den Innhalt einiger Paragraphen her zu ſetzen. „§. 45. Das menſchliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgeſtellt; §. 46. Dieſem Blut kann eine Liſt beygelegt werden; §. 47. und eben ſo wol eine Rede; §. 50. Der Fluch der Schlange ſchickt ſich auch ganz wohl auf das menſchliche Blut; §. 51. Hieraus erhellet, warum das Blutvergieſſen zum Mittel der Verſöhnung gemacht worden iſt; §. 85. Man kann gar wohl ſagen, das Opfer des Blutes Chriſti verſöhne uns, indem es unſer eigenes Blut des Lebens, d. i. ſeiner Wirkſamkeit beraubt.“ Mit dieſer Dreuſtigkeit erklärt er die ſonderbarſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Menſchheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entſtehung der ſcharfſichtigſte Geiſt nichts zu lallen vermag, wenn er keinen poſitiven Befehl Gottes annehmen will.

Lemgo.

Deviſen auf deutſche Gelehrte, Dichter und Künſtler. Aus deutſchen Dichtern gezogen. 1772. In der Meierſchen Buchhandlung.

Der Vorbericht giebt in ziemlich hohem Ton an, daß der Zweck dieſer Deviſenſammlung ſey „die Critik aus den 322 Studierzimmern der Gelehrten in die große Welt, auf den eigentlichen Schauplatz ihres ächten Verdienſtes in die Sphäre großer Geſellſchaften u. ſ. w. einzuführen. Und das zwar in der Tracht, die der witzige Gallier über dergleichen Gegenſtände zu werfen pflegt, aber zugleich durch eine Idee, die keinem unſrer Nachbarn entlehnt iſt, kurz durch, gebackne Deviſen über deutſche Schriftſteller auf der Tafel der Vornehmen. Wir wollen nicht lachen, nicht über die Originalität des Einfalls ſtaunen, ſondern nur fragen, wie er ausgeführt worden? denn das weiß jeder, daß Critik ſich ſo gut auf ein ſchwarzes Zeitungsblatt, als auf ein Nachtiſchpapierchen, drucken, ſich ſo gut im Spruche eines fremden Dichters, als in einem eignen Spruche, in Form einer kritiſchen Predigt, Trauerrede abgelebter, und Taufrede junger Genies, vortragen läßt: ſo wie es auch jeder, wenigſtens aus Schwifts Mantua nimium vicina Cremonae, weiß, daß oft fremde Verſe ſich mit vielem Witz auf eine neue Gelegenheit anwenden laſſen, über die ſie nicht gemacht wurden. Alſo jetzt nur Behandlung eines langgewußten, oder nur leichtveränderten Einfalls! — — und da ſtreichen wir gleich die tiefſinnigen Denker, Gelehrte, Mathematiker, u. ſ. w. weg: ſie wollen, und können, und dörfen ſich nicht auf ſolche Art durch Reimgebetlein unter der Turte oder neben dem Marzipan

„aus den Studierstuben der Gelehrten in die Sphäre grosser Gesellschaften, in die große Welt, an die Tafeln der Vornehmern," einführen lassen. Wollens nicht: das giebt nur ein erbärmliches Namengewäsche, ohne Sachen und Werth zu kennen, und kennen zu lehren. Dürfens nicht: ihr Verdienst ist und soll in den Studierzimmern seyn. Könnens nicht: Denn alle solche erbauliche Sprüche drücken ihren Werth nur schief oder gar nicht aus. Was wills auf Kepler sagen: „kein Stand ist groß, als nur der Stand der Weisen!" auf Sulzer: „die Kenntniß unsres Glücks ist Weisen nur verliehn!" auf Segner: „je minder sich der Kluge selbst gefällt, um so viel mehr schätzt ihn die Welt!" 323 auf Euler: „Kluge gelten nicht, als ausser ihrem Vaterlande." — — Was wollen die Sprüchlein auf die Männer sagen? Nichts! Sie ergreifen eine Nebenbestimmung, die eigentlich nicht zu ihrem Werthe gehört, oder sagen, eine allgemeine Plauderey; zu unbestimmt, zu fliegend oder zu kriechend — — ein Dunst. Nicht besser sind die auf Mendelsohn, Meier, Flögel, J. J. Moser, Feder, Böhmer, Pütter, und viele andre. Eine große Anzahl andrer sind auf ganz unbekannte, unbedeutende Leute, die gar nicht, selbst nicht im Porcellainschälchen „an die Tafeln der Großen" verdienen gebracht zu werden, und die doch, weiß Gott, warum? mit welchem Lobe erscheinen. Von der Art sind Herr Eck, Herr von Gebler, Engel, Trüger, Schröder, Schubart, und eine große Menge deutscher Herren, die wir nicht, oder kaum kennen — — da fällt alle Proportion und Ehre der Gesellschaft weg. Eine andre größere Anzahl, die nicht hergehört, sind ein zahlloses Heer erbärmlicher Schmierer, für die auch jede Kritik zu gut, zu verschwendet ist, — — wenn gleich sieben auf einem Blättchen stehen. Viele von ihnen gehörten blos zu einem wohlseeligen Hansabunde: der Hansabund ist abgelebt, und was soll das Geschmeiß leben, das nur einen Tag zu leben, bestimmt war? Sind nicht Fliegen und Ungeziefer gnug, wo nur ein Bißchen Naschwerk ist? — — Diese alle, und welch ein großer Trupp! abgerechnet — — wie wenige bleiben! und wie wenige sind auch da recht und ganz caracterisirt? hat Bodmer, Kästner, Schlegel, Ewald, Margar. Klopstock, Karschin, Gemmingen, Winkelmann, Leßing u. s. w. nicht mehr und etwas anders verdient, als sie hier erhalten? Und was sind diese gegen so viel andre unwürdige Leute, die hier gepriesen werden? — — Andre Devisen sagen offenbar nichts; man weiß nicht Lob oder Tadel. Andre sind kleine Pasquille, aus einem Zuge des Lebens, der nicht dahin gehört. Andre, wenn sie wahr sind, gar nicht angepaßt und angemessen — — kurz, es bleibt nur wenig, worinn wahrer, ganzer, 324

verdienter Charakter ist, und noch weniger, wo er auſſerordentlich witzig und schön gesagt wäre. Indessen sind von beyden doch einige Fälle, das Einige giebt der Sammlung auch allein einigen Werth. Zuweilen ist dem Urtheil des Publikums (was für ein Fratzending heißt oft nicht Publikum?) wie uns dünkt, mit vielem Recht widersprochen, und der Widerspruch zum Theil gut gesagt: so z. B. bey Kretschmann, Gotter, Baldinger, Schröckh, Clodius, Müller, Gärtner, Thümmel; oft hat schon die Kadenz eines schönen Spruches, der so unvermuthet wieder kommt, was angenehmes. — — Das alles aber ist nur Ausnahme; das ganze ist eine elende oder mittelmäßige Burschenarbeit, in dem Winkel eines Städtchens voll Provincialgeschmack, an einem gähnenden Nachtische, mehr von blätternden Fingern, als nachsinnenden Gedanken gesammlet, und der Sammler selbst verdient als Autor, eine weit schlechtere Devise, als er sich gegeben.

Zürch.

Les Caprices de l'Amour et de l'Amitié. Anecdote Angloise suivie d'une petite Anecdote Allemande. 1772. 8. 153 S.

329 Gleich auf den ersten Seiten haben wir deutsche Denkart, und eine ernste Mine der Empfindung bemerkt, die wir zu kennen glaubten, und die zu verkennen in der Folge unmöglich ist. Aber warum französisch? ruften wir aus, und es werden das viele mit uns fragen; und wenn die Antwort, die wir uns gaben, daß ja im gemeinen Leben ein
330 Deutscher, um von einer beträchtlichen Anzahl Deutschen gehört zu werden, Französisch reden müße, nicht genug thut; wenn man drauf versetzen möchte, eben an denen, denen eine Gewalt übers Publikum gegeben ist, sey es, wider solche Vorurtheile durch ein liebenswürdiges Beyspiel zu streiten; haben wir darauf nichts zu sagen. Die Ausländer mögen die Sprachfehler und Circumlocutionen entschuldigen, da es nur für Deutsche, von einer deutschen Feder geschrieben ist.

Von der romantisch glücklichen Erfindung des Plans beyder Geschichten, wollen wir nichts detailliren. Die will mit allen ihren Theilen gefühlt seyn; besonders hats uns ergötzt, so viel Handlung und so wenig Diskurs zu finden. Die Heldinnen beyder Anekdoten sind vortrefliche Geschöpfe; beyde karakterisirt eine ernste Stille, die aus dem Mangel des wahren Genusses ihrer Menschheit entspringt. Wie allen fühlenden Seelen, ist ihnen das Werkeltagsleben ihrer Nebengeschöpfe zu uninteressant, und so kehren sie in sich selbst zurück, und in dem verschloßnen Eigenthum wandelt ihre Imagination ungestöhrt, auf gefällig geschaffnen Feldern, in dämmernder Traumwollust hin und wieder. Dafür entbehren sie alle Freuden, die Gesellschaft gewährt, und die von einer Seite immer unersetzlich sind. Der Mangel an Munterkeit

dieſer liebenswürdigen Damen, hat uns einen Mangel des Glücks muthmaßen laſſen. Und hier ſey uns eine Anmerkung erlaubt. Der Unzufriedne, um nicht zu ſagen, der Unglückliche, hat zween Wege des Troſts, andre unglücklich zu machen, wie ſich, oder das Glück andrer zu befördern, um ſich gleichſam in andern ſchadlos zu halten. Es wird vielleicht manchem ſonderbar ſcheinen, daß wir daher von einem auſſerordentlichen Hang zur Wohlthätigkeit auf den Mangel eignen innren Behagens ſchließen. Genug, es iſt eine Anmerkung, das heißt, eine Art von gedachter Grille, und wir gebens für weiter nichts.

Die Art, des alten Lords ſeine Schweſterfrau durch eben dieſe Menſchenliebe vor andern Gefühlen zu bewahren, wird nur durchs prämeditiren romaneſk; übrigens führt die Natur ein zärtlich-empfindendes Frauenzimmer hundertmal zu 331 ſolchem Quiproquo.

Und das macht denn im Ganzen dieſe niedlichen Erfindungen ſo liebenswürdig, daß wir überall durch Wahrheit gerührt werden, die nur ſehr delikat erhöht und angewendet iſt.

Zugleich iſt eine deutſche Ueberſetzung herausgekommen, zu haben um 24 kr.

Frankfurt am Mayn.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kaſimir von Kreutz ꝛc. 1772. 68 S. gr. 8.

Ohne Gefühl, was ſo ein Mann geweſen, ohne Ahndung, was ſo ein Mann ſeyn könne, ſchreibt hier Einer die ſchlechteſte Parentation. Der Gang dieſes ſonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch ſo viele Hinderniſſe, die düſtre Unzufriedenheit bey allem Gelangen; wird in der Feder unſers Skribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et bonarum artium; und der ſehr eigen charakteriſtiſche Kopf, wohlgefaltete honette Alletagsmaske. Das iſt immer das ſchlimmſte, was den Menſchen, wie Kreutz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil ſie nicht ſind wie andre; daß man, um ſie nach dem Tod wenigſtens in ehrbare Geſellſchaft introduciren zu können, ihre Geſtalten 332 verwiſcht, und betheuert: ſie waren wie andre vortrefliche Leute auch!

Anekdote aus dem Reich der Gelehrſamkeit. S. Mercure de France Mai. 1772.

Ein gewiſſer Herr Johann Andreas von Wieland, aus Siebenbürgen gebürtig, Brandenburg-Anſpachiſcher Regierungsrath, überſetzt des Herrn de Falbaire honete Criminel ins Deutſche, und bringt ihn auf die Wiener Nationalbühne, wo er mit tauſend Thränen empfangen wird. Nach dieſem ſchreibt Herr von Wieland einen wohlgeſtellten Brief an Herrn de Falbaire, und berichtet ihm, mit deutſcher Ergebenheit gegen franzöſiſche Talente, dieſe wichtige

Geschichte. Mr. de Falbaire schreibt, wie billig: „Rien ne pouvoit me flatter autant que l'honneur d'être traduit par un auteur célébre dont les ouvrages meritent eux-memes des Traducteurs. Vous ne savés pas, Monsieur, que je l'ai été de votre Clementine, il y a plus de dix ans.“ Wir dachten an den Quäſtor Cicero, da er nach Brundusium kam; und bedauerten den Dichter, der um die Ewigkeit, und nicht seinem Vergnügen oder seinem Mädchen zu Gefallen singt.

Göttingen und Gotha.

Die von 1753 bis 1763. zu Gotha in 9 Bänden erschienene Beyträge zur Vertheidigung der praktischen Religion wider die Einwürfe unsrer Zeit, erhalten ihre Fortsetzung in folgendem Werk, davon unter dem Titel: Gesellschaftliche Bemühungen der Welt die Christliche Religion anzupreisen, das erste Stück bey Dietrich herausgekommen. 8. 180 S.

Der Hauptzweck der Verfasser ist — — „die Vortreflichkeit der christlichen Religion, ihre Brauchbarkeit und Kraft, die Menschen gut und selig zu machen; das Göttliche und
333 das Liebenswürdige, das Weise und Erhabne im Ganzen, wie in den einzelnen Theilen zu empfehlen. Blos spekulativische Wahrheiten und eigentliche polemische Abhandlungen werden keinen Platz in dieser Sammlung finden, wohl aber die Bestreitung praktischer Irrthümer; Antworten auf Beschuldigungen wider die Evangelischen Lehren. Die geoffenbarte moralische und praktische Wahrheiten werden vornemlich das Feld ihrer Bemühungen seyn. Den Inhalt dieser Sammlung werden sie am meisten aus eignen Meditationen hernehmen, bisweilen aber auch Übersetzungen einrücken, und Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion aus weitläuftigen Abhandlungen in einem kurzen Auszug vortragen. Dabey werden sie auch Begebenheiten anführen, wodurch die Kraft und Schönheit der Religion J. C. bestätigt wird, und endlich Anzeigen von neuen die christliche Religion beweisenden, und deren Ausübung befördernden Büchern liefern.“ — — Dieses, nebst der Beschreibung der mancherley Arten der Religionsfeinde, und der Vorstellung der verschiedenen Quellen der Feindschaft gegen die Religion, machen den Inhalt der Einleitung aus. Eine Stelle S. 6. 7. wollen wir daraus hierher setzen: „Ihr Lehrer der Religion! die ihr anders lebt als lehret, ihr habt auch manchen zur völligen Verleugnung Jesu gebracht; mancher, der sich der Wahrheit schon näheren wolte, ist eurenthalben im Irrthum geblieben. — — Gott! welche große Verantwortung habt ihr pharisäische Geistliche, deren Betragen der christlichen Rechtschaffenheit widerspricht, die ihr euch von Eigennutz, Stolz, Wollust, Neid und Rachbegierde beherrschen lasset; keine Sanftmuth gegen Irrende, keine brüderliche Eintracht und Verträglichkeit gegen die, welche

anders, als ihr, denken, beweiset! Von euren Händen wird Jesus einst manche Seelen, die ihn verläugnet haben, fordern.“ — — Es folgt hierauf: II. Die Verächter der Religion Jesu denken der Ehre Gottes, der menschlichen Würde und Glückseligkeit zuwider, S. 21. bis 48. Erster Beweis, von ihren eignen Meinungen sowol, als von ihren Feindseligkeiten gegen die Lehrsätze des Christenthums hergenommen. Zweyter Beweis, weil sie einmal die richtigste Anleitung, Gott zu erkennen, und die stärkste Ermunterung, ihn recht zu verehren, verachten, und zweitens die edelsten Mittel, den Menschen besser und vollkommner zu machen, verwerfen. Im ersten Beweis hat das Wort, Verächter der Religion Jesu, die rechte Bedeutung; wie es aber im zweyten genommen wird, da auch „Männer, welche Wahrheit, Mäßigkeit, Menschenliebe, und gute Sitten selbst ausüben und anderen anpreisen; die Gottes Heiligkeit und Vorsehung erkennen, die Seele für den größten Vorzug halten, und ihre Unsterblichkeit für das größte Gut des Menschen,“ nach S. 33. 34. mit diesen Namen belegt werden, dünkt uns offenbar unbillig und hart zu seyn; und wir möchten nicht sagen, daß solche der Ehre Gottes, und der Hoheit des Menschen ꝛc. zuwider denken. Wer etwas bestimmteres, vernünftigeres und bescheidneres über diese Materie lesen will, der findet es in dem Schreiben eines Freydenkers an seine Brüder, Berlin 1770. — — S. 39. heißt es: „Die Religion Jesu hat der Philosophie insbesondre in den Lehren von der Vorsehung und Unsterblichkeit, Deutlichkeit und Gewißheit gegeben, ohne ihren wohlthätigen Unterricht wäre sie die dunkle, verworrene und irrige Philosophie der Heiden geblieben.“ Wir wissen nicht, ob der, auch S. 138. 139. wieder vorkommende Schluß von den Gränzen der Vernunft zu einer Zeit, z. B. zu den Zeiten Christi, auf ihre Schranken überhaupt, richtig sey. Der Verfasser des kurzen Systems der natürlichen Religion, hat auch eben so erbärmlich hier, wie an mehrern Orten, besonders der letztern Kapitel seines Buchs, geschlossen. Ob man daran wohl thue, daß man die Religion Jesu auf Unkosten der Vernunft, die doch auch ein wichtiges Geschenk Gottes ist, erhebet? Uns ist es immer leid, die gute Sache des Christenthums mit seichten Gründen unterstützt zu sehen. — — S. 26. 30. und folgende, wird von der Lehre vom zukünftigen Leben nach dem Tode gesprochen, als ob mit derselben die Moral stehe und falle, mit einer Stelle aus dem Young belegt, der, weil er nun einmal gewohnt war, alles durch das Medium einer düstern Melancholey anzusehen, hierinn keinen kompetenten Richter vorstellen kann. Wir glauben ein künftiges Leben; können aber dergleichen übertriebne Vorstellungen vom Einfluß derselben in das Verhalten der

Menschen nicht billigen. Die Moral beruht auf ganz andern Gründen. — — Nach den gewöhnlichen Vorstellungen und Behandlungen, ist die Lehre vom zukünftigen Zustand kaum unter die schwache Motiven der Tugend zu rechnen. — — Und wenn es S. 29. heißt: „Wenn der Tod das Ende unsers Daseyns ist, wenn jenseits des Grabes keine Güter, keine Freuden und Glückseligkeiten mehr für uns übrig sind, da sind wir die Unglückseligsten unter der Sonne.“ Wie hängt dieses mit den häufigen Stellen dieses Buchs, da von dem Trost, den der Tugendhafte im Unglück genießt; von der Erhöhung seines äusserlichen Glücks, durch die gute Beschaffenheit seines Inneren; von der Heiterkeit desselben im Alter, Muth beym Tod, und andern wesentlichen Vortheilen der Tugend geredet wird, zusammen; wie mit andern unleugbaren, wohlthätigen Vorzügen des Menschen, wie mit 1. Tim. 4, 8. Kap. 6, 6. und andern Schriftstellen zusammen? — — S. 45. „Denen, die vor dem Zorne Gottes zittern, wird Gnade und Friede verkündigt“ (durch das Christenthum). Der Ausdruck, Zorn Gottes, ist einer von denen, die der Religion, statt zu nutzen, geschadet haben. Was Luther Zorn übersetzt hat, heißt das in der Ursprache nicht, was wir im Deutschen unter Zorn, uns gedenken. Ist Gott wie ein stolzer Mensch, der sich durch demüthiges Kriechen und Zittern beugen läßt? Muß das Zittern, um Gnade zu erhalten, nicht noch von andern Empfindungen und Entschlüssen begleitet seyn? III. Vom Tode der Verfolger der ersten Christen. Ein Auszug aus dem Lactantius, von S. 48 bis 107. dreht sich um die einzige Idee herum: die schmerzhafte und schimpfliche Todesarten der Römischen Kayser in den ersteren Jahrhunderten sind gerechte Strafen, die ihnen, um der Christen Verfolgungen willen von Gott auferlegt worden. — — Wenn werden doch die Menschen die Rathschlüsse des Unendlichen nicht mehr nach den Eingebungen ihrer kleinen thörichten und stolzen Leidenschaften modeln,

Pour savoir ce qu'il est, il faut être lui même,

gehört auch hierher. — — S. 51. „Der ohnmächtige Tyrann Nero verschwand plötzlich, so, daß man von dieser schändlichen Bestie nicht einmal den Ort ihres Begräbnisses wuste.“ — — „Als der Satan dem Domitian ins Herz gegeben, die Christen zu verfolgen ꝛc.“ S. 52. „Es war kein Ort, auch in den entferntesten Gegenden der Erde, dahin nicht die christliche Religion gedrungen wäre.“ S. 53. „Dem Decius wiederfuhr nicht einmal die Ehre begraben zu werden, sondern er war als ein Feind Gottes, eine Speise der wilden Thiere und Vögel.“ — — „Valerianus vergriff sich — — an dem Höchsten ꝛc.“ nebst einer Stelle S. 58. in der Mitte, u. a. m. der giftigen, auf allen Seiten vorkommenden Lästerungen über die Röm. Kayser, die wir

freylich nicht ganz entschuldigen wollen, nicht zu denken. Diese Proben werden hinlänglich seyn, vom Geiste dieses Stücks eine Idee zu geben. Schlimm genug, daß solche Sachen in einen Menschenkopf gekommen, und je einigen Beyfall erhalten haben, noch schlimmer, daß dergleichen Excremente 1771. dem Leser vorgesetzt werden. — — IV. Ein Versuch über die Glückseligkeit. S. 108 —163. Anfangs etwas von Gut und Übel und dessen Graden, hernach die Artickel vom Stand der Unschuld, Ebenbild Gottes, Fall Adams, Erbsünde, der Erlösung Jesu Christi, vom jüngsten Gericht, ewigen Leben und ewigen Tod aneinander gereiht, mit größtentheils gar nicht passenden, angeflogenen Schriftstellen belegt; kurz, so behandelt, als es nur in der schlechtesten, den gesunden Verstand und wahre Exegese auf allen Blättern beleidigenden, Dogmatik aus dem vorigen Seculo seyn kann. Wird dieser Verfasser die Menschenseele besser studiert, gute Schriftsteller mit Nachdenken, und die Bibel mit unbenebelten Augen gelesen 337 haben, dann mag er wohl bessere Waare, nach seinem Ausdruck, zu Markt bringen! V. Charakter der Herzoginn zu Hollstein-Sonderburg, nebst einem hinterlassenen Brief derselben an ihre Tochter. S. 164—171. In dem ersten, der aus des Herrn Kabinetspredigers Jessen Trauerrede, gezogen ist, wünschten wir die Stelle S. 165. „Sie war eine große Beterin ꝛc.“ weg, oder mit einigen Zusätzen und Einschränkungen vorgetragen. Das Gebet ist blos ein Mittel der Tugend, und kein Ingredienz derselben. VI. Ein Lied, das Elend der Gottesleugner. S. 172—174. Man sieht überall, daß dieses ganze erste Stück aus einem Guß ist. Auch in diesem Lied ist alles in einen Klumpen zusammen geworfen — — übertrieben — — einseitig. In den Anzeigen S. 175—180. werden Jerusalems, Rösselts und Leß Schriften, von der Wahrheit der christlichen Religion, empfohlen; und die Anmerkungen bey den aus dem Englischen übersetzten Betrachtungen über die Geschichte der Religion vom E. Law, berichtigend genannt. Sie enthalten lauter triviale Sachen; allemal hätten wichtigere gemacht werden können, überhaupt das Buch einen andern Übersetzer verdient. Das Ende ist des vorhergehenden würdig; Gellerts moralische Vorlesungen werden mit vollem Hals angepriesen. Uns hätte gewundert, nach dem im Ganzen herrschenden Geist, wenn das nicht geschehen wäre. — — Wir glauben nicht zu hart zu urtheilen, wenn wir sagen, daß in diesem ersten Stück einige richtige und gesunde Gedanken mit allzuvielen falschen, übertriebenen, vernunft- und schriftwidrigen abwechseln — — daß der Vortrag an vielen Orten declamatorisch, an andern schwülstig, an andern niedrig und platt, an einigen nur simpel, reine und edel sey — — und wenn

wir dieſen geſ. Bemühungen ꝛc. keinen beſonders glücklichen Erfolg verſprechen. — — Herr Dietrich verlegt Arbeiten von Schlözer und Heyne; warum mag er doch ſolche unzeitige Geburten, als dieſe Bemühungen, und 338 der einzige Weg zur wahren Glückſeligkeit ſind, ans Licht befördern?

Leipzig.

Die Dyckiſche Buchhandlung verlegt: Homers Iliade. Erſter Band. 8. S. 234.

341 Wenn es wahr iſt, daß der Überſetzer eines Originalwerks ein nicht geringeres Genie, als ſein Autor ſeyn muß, ſo muß unſer deutſches Überſetzerheer der Nachwelt ein günſtiges Vorurtheil für unſere Zeiten ſeyn. Wie viele Homers müſſen wir allein haben? Der gute Vater! jedes neue Lob entzündet ihm einen neuen Überſetzer, der den alten Schultern — — wie beſcheiden, wollen wir nicht ſagen — — aufhocken, und ſo gemächlich ſichern Wegs der Unſterblichkeit zuwandeln mögte. Aber wie das Alter eigenſinnig und mürriſch iſt: Es verbittet ſich öfters die Geſellſchaft junger Herren, ſo freundlich ſie es auch, wie unſer Überſetzer, darum begrüßen. — — Grobe Fehler im Wortverſtande haben wir, ſo weit wir Stellen verglichen, nicht gefunden; ſie ſind auch bey einem ſo durchcommentirten, und überhaupt nicht ſehr ſchweren Autor, in unſern Zeiten, bey nicht ganz ſtumpfen Sinnen, nicht leicht möglich: aber den Homer muß der Verfaſſer ſchlecht empfunden haben, wenn er ihn in ſeiner Überſetzung wieder zu finden glaubt. Nicht die göttliche Harmonie, edle Simplicität und Kindheit der erſten Sprache und Welt, nicht die ſtille Größe, der fortreiſſende Strom der Erzählung, die Geiſtesfülle, die, wie der allgemeine Geiſt der Natur, das Ganze durchathmet, auch da, wo es am meiſten vernachläßiget ſcheint: aber ſo viel mehr mattherziger Ausdruck, lahmes Wortfügen, traveſtirte Beywörter, hübſche Protaſis und Apodoſis, und feingeleckte Perioden. Das alles ſoll nun vermuthlich einen Contraſt gegen Damms Überſetzung machen, in deren Tadel ſich ſo mancher Kritiker geweidet. Uns ſey es erlaubt, bey aller ihrer oft pöbelhaften Simplicität, und grammatikaliſch-ängſtlichen Richtigkeit, noch immer mehr altes Schrot und Korn, und Homeriſche Natur in ihr zu finden, ſo wie ſie gewiß auch tiefere Sprachkunde zeigt. Überhaupt, wenn je ein Überſetzer beym Homer ein Glück machen kann, welches uns noch ſehr problematiſch ſcheint, ſo iſt es wohl am wenigſten 342 der Proſaiſche. Er wage es, z. B. die vielen γαρ und δε und γε u. ſ. w. womit Homer ſeine unperiodiſchen Sätze noch zuſammen hält, in Proſa überzutragen — — und ganz ſoll er ſie doch nicht vergeſſen — — und bleibe Dichter! Freylich, wenn er ſie ſo bedeutend und conſtruktionsartig macht, wie unſre gewöhnlichen Grammatiker, und

nicht lieber den Schlüssel dazu in der unvollkommnen Erzählungsart der Kinder und des gemeinen Volks sucht. Aber von Schwierigkeiten der Art kann bey einem Übersetzer die Rede nicht seyn, dem die markigte Natur seiner eignen Sprache so fremd ist. Ein Übersetzer des Homer sollte die bessern Perioden unsrer Sprache, wenigstens das sechzehnde Jahrhundert studiert haben; er würde selbst im Hans Sachs Construktionen und Wörter finden, die in einem deutschen Homer an ihrem Ort stünden. Was sollen wohl die Bienen seyn, die sich S. 22. wie Trauben auf Frühlingsblumen sammlen? Es sollte heißen Traubenförmig, (βοτρυδον) so gedrängt wie Beeren der Trauben. Bey starken Stellen, wo ohnehin das Feuer ansteckender ist, geräth es dem Verfasser noch am besten. Wir wollen an dem schönen Gebet Agamemnons (B. II.), nach dem Opfer, ein Beyspiel geben: „Großer, glorreicher Zevs, der du in schwarze Wolken gehüllt, hoch im Äther thronest, laß nicht eher die Sonne untergehn, und die Dämmrung herauf kommen; als bis ich des Priamus Pallast verwüstet, und mit wüthenden Flammen seine Thore verbrannt habe; bis ich Hektors Brustharnisch mit der Lanze durchbohrt, und um ihn her viele seiner Genossen, in den Staub hingestreckt, mit den Zähnen zur Erde knirschen werden!“

Paris.

Essais sur le Caractère, les Moeurs et l'Esprit des femmes dans les différens siècles; par Mr. Thomas, de l'Academie françoise, chez Montard. 1772. 8. 3 Tom.

Wenn unsre Leser nicht schon aus dem Titel: sur les Moeurs et l'Esprit — — dans tous les siècles — — geschlossen haben, was es ist, — — ohngefähr eine Rollinsche 343
Compilation, mit dem Geiste eines Rektors der Sorbonne über den wichtigsten Theil der Geschichte der Menschheit — — endlich gar mit Panegyristenschwulste aufgeblasen; so müssen wirs ihnen sagen, daß dies eine ganz neue weltberühmte Schulchrie ist, die zu andern Schulchrien gestellt zu werden verdient. Wir dürften nur die Table des Matieres abschreiben, so würde die Satyre des Buchs gemacht seyn. Nach allen Unterabtheilungen französischer Vorstellungsart, wird die arme weibliche Natur eingezwängt und zugeschnitten, und nach ihr spielt der berühmte Herr Verfasser sogar auf deutschem Boden eine erbärmliche Figur, weil er seine Materie gar nicht zu kennen scheint. Wir fangen an in Deutschland auf den Vorzug der Gründlichkeit, den man uns so gerne zugesteht, so stolz zu werden, daß wir von einem Versuchmacher über die weibliche Natur schlechterdings verlangen, daß er sich zu appesantiren wisse. Der Artickel vom Einflusse des Christenthums ist noch das erträglichste; allein, überall herrscht nichts, als ein schwüler Deklamationshimmel, der das Leere der Thomasischen Schöpfung bedeckt. Statt

einzelner pſychologiſcher Schritte, und langſamer Schläge des philoſophiſchen Ahndungſtabes, das krauſeſte Labyrinth eines franzöſiſchen Ballets. Zu dem Portrait am Ende hat Madame Necker, wie wir zuverſichtlich wiſſen, geſeſſen, und wir freuen uns, daß der Mahler, von dem wir ſchon ſo manchen Epitre und Ode an Madame geſehen haben, nicht flatirt hat.

London.

An Avthentic Narrative of the Russian Expedition against the Turks by Sea and Land. Containing every material Circonstance of their Procedings, from their First Sailing, from Petersburgh to the destruction of the Turkish Fleet in the Archipelago. Compiled from several authentic Journals, by an Officier on board the Russian Fleet. 8. 3 S. sewed. Hooper. 1772.

Wenn doch einmal unſre Überſetzungsfabriken fortgehen
344 ſollen, ſo wollen wir unſern Herrn Buchhändlern, ſtatt franzöſiſcher komiſcher Opern, und lauer weinerlicher Dramen ein Stück der Geſchichte des gegenwärtigen Kriegs, aus England für die 3 Schilling zu verſchreiben bitten. Es iſt dieſe Brochüre von einem Seeofficier, der ſelbſt unter der Flotte war, geſchrieben, und dem Grafen von Effingham, als einem Augenzeugen und kompetenten Richter dedicirt. Die Erzählung fängt mit der Expedition des Admiral Spiritoff im Sommer 1769. an, und geht bis auf die gänzliche Zerſtörung der Flotte im Archipelago, die ſich in der Bay von Chieſma den 7. Jul. 1770. ereignet hat, und die eine der ſonderbarſten Begebenheiten unſers Jahrhunderts ausmacht. Wir wollen eine Stelle ausziehen, die wenigſtens dem Herzen unſers Verfaſſers Ehre macht, und die unſern Leſern vielleicht intereſſanter iſt, als manches Detail unſrer gelehrten Kreuzzüge — — „Unſer Admiralſchiff war bereits in die Luft geflogen, und das Türkiſche verbrannt, als Lieutenant Makenzie an Bord unſers Boots mit einem Türken kam, der, wie er ſelbſten ſagte, der Kapitain von dem Admiralſchiff war. Ich bat ihn, er ſollte mir ihn überliefern; allein er antwortete, Graf Orloff hätte Ordre geſtellt, keinem Türken Quartier zu geben. — — Ich verſetzte, es wäre ein Mißverſtand, Graf Orloff dächte zu menſchlich dazu, und des Admiral Elphingſton Befehle wären, alles zu ſchonen, was wir könnten. Unter dieſem Streite ſahe ich oft den unglücklichen Helden an, der merkte, daß er der Gegenſtand unſrer Unterredung war. Er war durch den rechten Arm und den linken Schenkel geſchoſſen, nacket und gefangen; und doch behielt er die edle Miene eines Mannes, den innrer Werth über andre und über ſein Schickſal erhebt. Er gab mir durch die ausdrucksvollſten Blicke zu verſtehen, daß er wüßte, ich ſtritte für ſein Leben. Allein vergebens! denn eben da ich glaubte, daß der Lieutenant nachgeben würde, ſtieß ein griechiſches Boot zu uns. Einer erkannte den Türken, ſprang aus dem Boot auf ihn zu, und ſtieß ihn

in die See. Ein andrer feuerte seine Flinte auf ihn ab, und die Kugel streifte ihn scharf zwischen den Schultern. Ich rief ihm auf französisch zu, daß er zu uns kommen, und sich Schutz gewärtigen solle. Dieß gab ihm neuen Muth, er drehte sich plötzlich, hielt die rechte Hand über dem Wasser, küssete sie zuerst zum Zeichen der Dankbarkeit, dann schwamm er mit aller Macht auf uns zu, und meine Leute thaten ihr möglichstes, um ihn zu erreichen. Schon hatte ich ihn bey der Hand, als ein schurkischer Lieutenant, den ich als einen schlechten Kerl, da er sich im Gefechte versteckt, mit der Fuchtel zu seiner Pflicht gebracht hatte, einem Soldaten befahl, auf ihn zu feuern. Die Kugel fehlte mich, aber sie gieng unglücklicher weise mitten durch den Hals des Helden. Sein Gesicht, in dem nichts als Gefälligkeit und Hoffnung erschienen war, erblaßte zu der stolzesten Verachtung. Er verließ meine Hand, und fiel zurück in die Wellen."

345

Gießen.

Herr Professor **Schulz** hat unter dem Titel, **Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten**, im **Krieger**ischen Verlag, ein Werk angefangen, worinn er den Kern der neuern Homiletischen Stücke der Britten, **Predigten** und **theologisch-moralische Abhandlungen**, vorlegen will. Drey ausgenommen, sind die im **ersten** Band, (der ein Alphabet in 8. ausmacht) den wir wirklich vor uns haben, enthaltene Predigten, **moralischen** Inhalts; alle diese größtentheils so abgefaßt, wie man sie abfassen sollte; auf einen so faßlichen, ungekünstelten, und dabey edeln Ton gestimmt, daß sie auch wohl Lesern von geringern Ständen und Fähigkeiten eine angemessene Lektüre seyn möchten. (Wohl die meisten Predigten der Engländer überhaupt verdienen aus diesem Betracht Empfehlung, weil sie von aller seyn sollenden Beredsamkeit, Affektation, Schwulst ꝛc. die so manche Deutsche verunstalten, entfernt, in einem einfachen, deutlichen, und gleichwol nicht platten und unedeln Ton abgefaßt sind.) — — Und dann handeln sie **specielle** Pflichten ab. Daß auf den Gemeinplätzen von Buße, Glauben, Sünde, Verdammniß ꝛc. beständig sich auf den Kanzeln herumzutummeln, wenig oder keine Frucht schaffe, sollte uns die Erfahrung nachgerade endlich belehret haben. Wir müssen mit unsern Zuhörern in ihr Herz hineingehen, und in ihre Gesinnungen; sie nach und nach in die verschiedenen Situationen und Verhältnisse ihres gegenwärtigen Lebens hineinführen, und ihnen nach der Mannigfaltigkeit derselben auch ihre verschiedne Obliegenheiten anweisen; den Schaden, welchen jede Abweichung von Recht und Pflicht auch schon hier nach sich zieht, in seinem ganzen Umfang, ohne durch ein vergrößerndes Glas zu sehen, vorlegen, so wie den Nutzen jeden Zweigs der Tugend; — — und zwar alles dieses, und das übrige hierher gehörige, auf

346

347

eine von aller Trockenheit entfernte, ungeschmückte, gemeinfaßliche und liebreiche Weise thun. Denn nicht alle haben die Fähigkeit und die Zeit hierüber gehörig nachzudenken; zudem wird auch der Eindruck tiefer, wenn der Prediger die große Kunst versteht, alles dieses auf eine interessante Art vorzutragen. — — Besonders sind die drey Seckerschе, von den Pflichten der Kranken, wegen der Kenntniß des Menschen, die darinn hervorscheint, und wegen der darinn verbreiteten Moral, die, verschiedenes ausgenommen, jedem gesunden Kopf und guten Herzen sich aufdringen muß, ein schätzbares Geschenk — — für die Layen, um ihre Pflichten in dieser Lage, die bey so vielen in bloßes Seufzen, Weinen, Beten ꝛc. zusammenfahren, daraus sowohl besser kennen, als ausüben zu lernen; auch wohl für einen Theil des Predigerordens, um etwan aus diesem Exempel des Erzbischoffs zu sehen, daß man auch dergleichen besondre Pflichten in den öffentlichen Vorträgen verhandeln könne, und wie man es solle — — daß man ferner vor Krankenbetten nicht blos, ins Gelag hinein, zu trösten habe, und dadurch manche heilsame Regung, und gute Handlung, die noch hätten hervorgetrieben werden können, erstícke. — — Die Übersetzung haben wir mit den Originalen nicht vergleichen können. Sie scheint indessen getreu und richtig zu seyn, und läßt sich gut lesen. Hier ist der Inhalt der Stücke des ersten Theils: 1.) Vom rechten Gebrauch der Zeit, über Eph. 5, 16. von D. Lardner; 2.) von der Natur und Vortreflichkeit der Pflicht, Allmosen zu geben, über 1. Tim. 6, 19. vom Erzbischoff Dawes; 3.) von der größern Seligkeit zu geben, als zu nehmen, über Apostelgesch. 20, 35. von Ebendemselben; 4.) und 6.) von den innren Kennzeichen der Glaubwürdigkeit des N. T. über 2. Petr. 1, 15. 16. von
348 D. Lardner; 5.) vom Vorzug der Gutthätigkeit gegen die Armen, von der Gastfreyheit gegen die Reichen, über Luc. 14, 12—14. vom Erzbischoff Dawes; 7.) von der Liebe gegen alle Menschen, über 1. Petr. 4, 8. vom Erzbischoff Secker; 8.) von der Ewigkeit, über 2. Kor. 4, 18. von Hiob Orton; 9.) 10.) und 11.) von den Pflichten der Kranken, über Jes. 38, 1. 2. vom Erzbischoff Secker.

Basel.

Die Begebenheiten des Pyrrhus, des Sohnes des Achilles, als ein Anhang zu den Begebenheiten des Telemachs, aus dem Französischen. 8. 196 S.

350 Das soll, laut dem Vorbericht unter den Schriften eines der größten Männer von Frankreich, nach seinem Tode gefunden worden seyn. Ein Schüler war er, ders schrieb, deren es zwar von allen Altern giebt. Die Einbildungskraft von emaillirten Wiesen, alabasternen Säulen, crystallnen Vasen, helfenbeinenen Stühlen und gehörigem Telemachischen Hausrath ausmöblirt, die Sinne von allerley ambrosischem

Duft begeistert, fühlt er in sich einen Beruf, auch Helden und Mentors zu schaffen. Doch was schaffen! Es ist die jämmerlichste Nachahmung des Telemachs, quoad formalia. Die Thetis eröffnet den Schauplatz beweinend den Achilles, ein Sturm, Gefangenschaft, Hirtenleben, Besuche, Sturm und wieder Sturm, Beruhigung aufgebrachter Völker, Jagd so gar ꝛc. Von Materialibus urtheile der geneigte Leser darnach: Pyrrhus ist lasterhaft gebohren, kommt nach Trojens Zerstörung in Gefangenschaftselend, Zerknirschung und Nachdenken, überall wird ihm die Tugend rekommandirt, seine Heftigkeit, sein Muth, seine Ehrbegierde, kurz, sein angebohrnes lasterhaftes Wesen sticht demungeachtet überall vor, bis ihm endlich sie selbst, die Tugend, im Traum erscheint, das nun freylich nach ihm vielen geschehn ist, solche erwünschte Wirkungen aber selten leider hervorgebracht hat. Denn der göttliche Traum wärmt so sein Herz, füllt mit so heiligem Andenken seine Seele, daß er dem Laster wie dem siebengehäupteten Wurm, einen Kopf nach dem andern herunter fäbelt, als wärens Distelköpfe, das Land wie sein Herz von Pest und Ungeziefer reinigt, und so gesäubert sich der schönen Hermione zum tugendlichen Gemahl anbeut, darob Menelaus und Helena jubiliren. Durchaus mit Lehren zu Bekämpfung der Leidenschaften höchst dienlich.

Magdeburg und Leipzig.

Kleine Beschäftigungen für Kinder. 2te Ausgabe. In der Scheidhauerschen Buchhandlung. 1772. 8. 243 S.

Es ist dies die 2te Ausgabe von einem Buch, das 351
durch die Bemühung des Herrn Rektor Funk zu
Magdeburg ein sehr nützlicher Zeitvertreib vor Kinder geworden ist. Die Veränderungen, die von ihm mit den darinn enthaltenen Stücken zum besseren Verständniß seiner jungen Leser vorgenommen worden, haben bereits den Beyfall manches competenten Richters erhalten, worunter die Herrn Büsching, Basedow und Iselin, gehören. Die meisten Stücke sind kleine Idyllen, Schäferscenen aus Geßnern, oder Fabeln von Lichtwehr, Gellert und andern, und die ganze Sammlung macht dem Geschmack und der Beurtheilungskraft des Herrn Rektors Ehre. Aus der Vorrede sieht man einen Mann, der sein Auditorium kennt, und der mit Rousseau einsieht, daß es nicht genug ist, daß eine Wahrheit vor uns Erwachsene Wahrheit sey, sondern daß man, wenn sie den Kindern mitgetheilt werden soll, genau Acht haben muß, ob die in ihren Kopf bereits aufgenommene Ideen diesen neuen Satz ertragen, oder ob er nicht vielmehr statt Nahrung, Gift vor sie werden könne. Wir sind mit dem Herrn Rektor, alles genau abgewogen, einerley Meynung, daß die Bücher für Kinder noch zu schreiben sind, und daß wir noch zur Zeit nichts kennen, was man ihnen gerade, ohne irgend eine Direktion, in die Hand geben könne. Wir beklagen uns oft,

daß das sogenannte Gute langsamen Eingang bey Kindern finden will, allein wir sollten auch nicht vergessen, daß die gute Mutter Natur auch davor gesorgt hat, daß das Böse auch langsamen Eindruck macht, und daß wir von ihr so mitten durchgeführt werden, und die Hand gerade deswegen nicht läugnen dürfen, weil wir sie nicht allzeit sehen.

Leipzig.

Staatsveränderungen von Italien, in 24 Büchern entworfen. Von Karl Denina. Erster Band. Aus dem Italienischen von D. J. J. Volkmann. Bey Schwickert 1771. gr. 8. 1 Alph. 11 Bogen.

352 Das Buch ist wahrhaftig nicht unter dem Schutte französischer Revolutions zu verlieren: und ob der Autor gleich ziemlich französirt — — und dergleichen mehr — — er ist, seit der Zeit er Revolutions de la Litterature geschrieben hat, nicht um Zolle, sondern um Köpfe gewachsen. Welch Land hat mehr und verschiednere Umsturze gehabt, als Italien? Es
353 ist, das Europäische Paradies, auch von jeher den Einbrüchen der Drachen und Satane ausgesetzt gewesen, und diese Drachen sind nicht etwa blos, wie in andern Gegenden, nur durchgegangen: haben sich gelagert, genistet; neue Sitten, Gesetze, Religionen erzeuget, und da durch eine zweyte Tafel des Schicksals dieses so oft veränderte Land nun bestimmt war, die Kette so viel andrer Länder nach sich zu ziehen — — und dies mehr als Einmal gethan, und wir von da aus her fast alles, was Revolution der Sitten, der Wissenschaft, der Religion, der Erfindungen herhaben — — und Italien insonderheit mit Deutschland so sehr verwebt ist — — man siehet, warum wir auf die Geschichte dieser Nachbarinn mit mehr als Nachbarsblicke zu sehen haben? Zu vielem ist also dieses Buch sehr schätzbar und angenehm. Der Verfasser hat freylich an Muratori und so unendlich vielen besondern Geschichten auch ungemein viel vorarbeitet gefunden; aber gewiß auch selbst gearbeitet, gesucht, gedacht, überlegt, verglichen, und da er warm schreibt, nicht blos über ein Vaterland, sondern auch über die Menschheit, da man siehet, daß er Tugend, Werth und Glückseligkeit der Menschen fühle — — da er nicht so sehr mahlet und raffinirt, und Maximen von Staatsveränderungen sucht, als die Franzosen, die jetzt fast aller Welt den Geschichtton angegeben haben: sondern auch dem Wurf der Begebenheiten, dem Zusammentreffen der Ungefähre, dem Schicksal, was die Welt leitet, viel, und vielleicht nur manchmal zu viel einräumet: so macht er in der Reihe unsrer politischen Revolutionsfabrikanten eine gelegne Ausnahme, und sein Buch wirklich einen würdigen Beytrag zur Philosophie über die Schicksale der Welt und des Menschengeschlechts. Der Recensent schließt nur noch aus dem ersten Theile; da aber in ihm schon das Entstehen, Blühen und Verblühen des großen Römischen Reichs, die Einführung der Christ-

lichen Religion zur Souveraine Europens, die Longobardiſche Geſetzgebung, und der Verfall der Byzantiner und Karolinger iſt: ſo kann man auf die Wichtigkeit der Materialien ſchlieſſen. Wir führen Proben, nicht vom Inhalte, ſondern vielmehr von der Behandlung deſſelben in einigen Sonderbarkeiten an, und das blos Leſer zu körnen.

Das erſte Buch vom Zuſtande Italiens vor Rom. So iſt doch ſchon vor Rom ein Italien geweſen? Für unſer Romaniſirendes Auge kaum; ſchön, daß der Verfaſſer zeigt, wie klein Rom zu Italien, wie glücklich, wohlhabend, bevölkert und gebildet Italien vor Rom geweſen — — der ganze Eingang iſt merkwürdig, ohngefähr Poſtement zur Säule. Man ſieht auch beynahe, daß die damalige alte Form ohngefähr mit Altdeutſchland und der ganzen alten Welt dieſelbe geweſen — — wüſten wir nur mehr aus dieſer heiligen Zeit! Dem Recenſ. hat der Verfall der alten Tyrrheniſchen Kultur, Kunſt und Wiſſenſchaft immer einer der beträchtlichſten Unglücksfälle des menſchlichen Geiſtes geſchienen, da uns völlig die Mittelſtufe zwiſchen Egyptern und Celten in den Abgrund geſunken iſt — — ein ſo unerſetzlicher Verluſt, als wenn uns zwiſchen Aſiaten (oder Egyptern) und Römern die Griechen verſunken wären. Man ſiehet hier die Reſte eines verſchabten Kupferſtichs von einem verlohrnen Gemählde; und auch jene Reſte „Größe und Abnahme der alten Toſkaner. Veränderungen von Italien durch Gallier: Abtheilung und Stärke der Nationen: Oekonomie, Handlung, Künſte, Wiſſenſchaften, Gottesdienſt, Geſetze, Regierungsform, Völkerrecht des Ur-Italiens" dieſe Reſte nur von der verkehrten Blattſeite.

Die drey folgenden Bücher von der Entſtehung, Wachsthum, Größe und allmählichen Verfalle Roms. Dem Recenſ. hats ausnehmend gefallen, daß der Verfaſſer hier und überhaupt nicht die Größe eines Reichs, in eine Nuß bringen — — im Keim eines Principium, der Anlage à la Montesquieu herauswickeln, und den Finger Gottes bey Erweckung und Stellung einer Nation mit keinem Zwirnfaden feſſeln will. Es iſt dieſe hiſtoriſche Philoſophie ein elender Frohndienſt des Menſchengeiſtes, der ſelbſt allen Bonſens, und vielmehr alle Hiſtorie zerſtöret. Wer da weiß, was es für eine Schaumblaſe ſey, was man Maxime nennt? wie ſchwer und ſelten ein Menſch ihr immer und deutlich, und als Hauptführerinn folget; wie unmöglich, daß ihr Mengen, Jahrhunderte folgen? wie das Allgemeine immer unter dem beſondern erliegt, und das tauſendzackigte Verhängniß ſich in die reinſten Winkelloſeſten Dinge wirft — — und denn der Weg eines Volks durch alle ſeine Schlünde, Krümmen, Abweichungen Bergauf und Bergunter — — Heiliger Genius des Römiſchen Volks, wenn du nicht auf den Streitplanet deines alten Vettern Mars

hinaufgeflohen bist, so komm du uns sur la grandeur et la decadence des Romains zu lehren! — — Noch mehr gefällts dem Recens. daß der Autor sich weniger bey den Ursachen der Blüthe, des Aufsteigens, als „des Absteigens" aufgehalten. Da ist sonst gemeiniglich das Auge ermattet, wenn es dahin reicht, und hier gewisser maaße frisch. Zu dem ists, wo nicht lehrreicher, so traurig angenehmer und anziehender das Absenken der Waage in der Hand des Schicksals zu sehen — — zu sehen, wie Abend wird, auch der wirksamen Geister weniger werden, die übrigen Wirksamen ermatten, bey Stärke ohne Zweck unedel werden musten, als Einzelne Atlanten vortreten, aber sie erliegen — — wehmüthige Augenweide, der Blick auf solche Erliegende zerschmetterte Säulen des Schicksals! Hadrian und Antonin! Aurelian und Diokletian! Stiliko und Aetius! und der verkannte große Gothe Theodorich, der doch noch seinen Cassiodor fand, aus dem ihn eine Nachwelt ziehen wird — — — das Auge bleibt hangen auf diesen Trageboten des Schicksals! und wenn man siehet, daß sie hielten, aber nicht erhielten; daß sie mit guten Absichten eben sowohl zum Verfall beytrugen, als böse mit bösen Absichten; — — was ist man, wenn man auf einer Nadelspitze bestimmt ist, Gemählde zu machen, da ein Andrer die ganze Nadel lenkt? was sind wir, Gute und Böse, in der Hand des Verhängnisses?

Im sechsten Buch eine Episode, von der Einwirkung des Orientalischen Hofes in Italien. — — Dem Recens. dünkt der Byzantische Hof das schönste Urbild der Politik und Hofmaschienerie unsres erleuchteten, verfeinerten, allklugen
356 Jahrhunderts. Nur jene bildeten über die beyden Naturen Christi; wir über Trödelkram, der eben so entbehrlich ist. Jene wurden durch Bischöffe und Weiber regiert; wir durch Abbés und — — — Dagegen hat uns die Longobardische Regierungsform und das Gefühl, das der Autor daran hat, gefallen. Die falschen Ideen, von Glückseligkeit eines übergroßen Staats, von Römerglückseligkeit, die er widerlegt — — — das Gefühl von Menschheit, das er auf ein Volk wendet, das keine Urnen sucht und Kapitäle zertrümmert; der Blick auf den Kreislauf der Vorsehung, Schwaches, was menschliche Größe und Ueppigkeit gemacht, durch rauhe Stärke zu ersetzen — — — selbst der Rückblick auf die Geistlichen gefällt, was diese bey der damaligen allgemeinen großen Noth seyn musten und seyn konnten: denn man sage, was je draus wird, in Voltairs Ton auf die Macht der Geistlichen dieser Zeit, nur zu schmälen, ohne es wahrscheinlich machen zu wollen, wie sie denn zu der Macht gegen die gesunde Vernunft eines ganzen Jahrhunderts haben anstreben können?

Am ungefälligsten ist der Autor, wo er die Wege des Pabsts, der Karl M. nach Italien rief, verschönen, und

überhaupt der damaligen sogenannten christlichen Religion zu sehr patrociniren will. Wenn das Lokalursachen veranlaßt haben, so bedauren wir den Verfasser. Ein Geschichtschreiber der Menschheit sollte eigentlich keine Religion haben dörfen.

Wir sehen dem Verfolg des Werks mit Lust entgegen; aber der Übersetzer — — ist ein Übersetzer. Auch die deutschesten Sachen, die z. B. bey Gothen, Longobarden so häufig vorkommen, und wovon wir die Urwörter in unsrer Sprache, unsren Gesetzen, unsrer alten Geschichte haben, sind nur übersetzte Popanze. Das geht bis auf die Namen Theodoricus, Athalaricus u. s. w., die alle in ihrer Gothisch-Lateinisch-Italienischgestickten Jäckchentracht erscheinen, wenn sie gleich deutsch sind. Man sieht die Eile an mehr als Einem Ort, und Herr Volkmann scheint dadurch, daß er ein allgemeiner Uebersetzer wird, auch ein sehr gemeiner Uebersetzer werden zu wollen.

Lemgo.

Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur. Erster Band. In der Meyerschen Buchhandlung 1772.

Der Plan dieser Schrift war groß, und vor den ein- 357
fältigen und geehrten Leser anziehend genug angegeben, und der Ton Posaunenschall, der oben von den Trümmern der Vorgänger heruntergeblasen, weit genug ins Land schallen sollte. Man rügte und entdeckte einige von allen Kennern entdeckte Mängel und Gebrechen unsrer bisherigen periodischen Schriften, und man wollte insonderheit das in den ersteren Bänden der allgemeinen deutschen Bibliothek vernachlässigte juristische Fach besser besetzen, allgemeinen Literarvorurtheilen, vor dem ganzen lieben Vaterland ins Angesicht widersprechen, die wichtigsten Veränderungen, die sich mit jetztlebenden Gelehrten zugetragen haben, von einem halben Jahre zum andern erzählen, und endlich, was das unterscheidende Kennzeichen dieser neuen Arbeit seyn sollte, die Geschichte jeder Wissenschaft, ihren Fortgang, und veränderte Gestalt auch alle 6 Monate in einem pragmatischen Gemählde liefern. Wer das Kriechen des menschlichen Verstandes, sein ewiges Vor- und Rückwärtsgehen beobachtet, wer besonders den Kartenbau unsrer werthen deutschen Litteratur von Verleger-Verstande angegeben, und Verlegerhänden ausgeführt, nur ein wenig übersehen hat — — wer die wenige Muse bedenkt, die die Großen den Gelehrten schenken, wer weiß, wie unsre besten Köpfe zu Lesestunden und unnützem Bücherschreiben verdammt werden, — — der wird auch gleich wissen, was er sich von Ankündigung dieses letztern Arcani einer halbjährigen pragmatischen Literargeschichte zu versprechen, und welchen Schluß er auf das Ganze zu machen hat. — — Unsre Leser werden uns nun um die Ausführung dieses Plans fragen, und hier müssen wir leyder auf unser Gewissen versichern, daß wir ihn weit unter der Ankündigung

gefunden haben. Es fehlte bey allen Werken, die Epoche machen sollen und mögen, wie Michaelis Bibelwerk, Sulzers Theorie, Schlözers nordische Geschichte, u. s. w.
358 der Augenpunkt des Ganzen, der aus allen Mängeln und Vollkommenheiten zusammengesetzte Charakter des Virtuosen. Bey dem Bibelwerke ist das πρωτον ψευδος im geringsten nicht berührt, sondern der Hauptfehler darinn gesetzt, daß Herr Michaelis nicht gewartet habe, bis Kennicot mit seinem Collationiren fertig sey; Einige Stellen der Übersetzung ausgezogen und verbessert, und hiermit gut. Bey Sulzern wird nichts, als der in der Vorrede von ihm selbst verkleisterte Plan angeführt, und am Ende zur Probe der ganze Artickel Allegorie hingesetzt. Freylich genug für sehende Augen, aber diese wollte und konnte der Recens. auch nichts bemerken lehren. Der Ton des Lobs und des Tadels ist ohngefähr durch das ganze Werk sorgloser Docententon, vom Katheder herunter, und den Herrn fällt nicht ein, was sie dem Publiko schuldig sind, das nicht Collegia hören, nicht vor ihnen auf der Bank sitzen will. Zum Beweise, wie wenig die Herrn Verfasser selbst mit Anstand zu loben wissen, führen wir das Urtheil über das vortrefliche Werk des Herrn Oberappellationsrath Kopp von den Geistlichen und Civilgerichten der Casselschen Landen an; und von dem Niedrigen und Ungerechten im Tadel, die Rec. der Sternheim und der Frömmichischen Briefe. Eigentliche Cabale, (und der ganze Geist des Werks ist auch zu unvermögend, einige zu befördern), haben wir nicht gefunden, wenn es nicht die Restauration der Hausenschen Statue ist, die wir längst begraben glaubten, und die unsre Verfasser mit vieler Gewissenhaftigkeit wieder aufzuräumen wissen. Seine Geschichte der Menschheit wird ungefehr mit eben der Delikatesse behandelt, wie Herrn Schmids Parterre in dem Leipziger Musenalmanach; Überall rekommandirt, daß dies das erste Lehrbuch in der Geschichte sey, und auf Herrn H. philosophisches Auge und pragmatischen Scharfsinn aufmerksam gemacht. Unter den medicinischen Artickeln werden die Ludwigischen Adversaria Medico Practica gepriesen. Wir überlassen dies Urtheil den Kennern zur Probe der praktischen Kenntniß der Hrn. Verfasser. In Sachen des Geschmacks und Menschenverstandes wollen wir aus der Rec. des
359 Diogenes, ein einziges Beyspiel anführen, wo die Verf. S. 103. zu Hrn. Wieland sagen: wie sehr sie es ihm verdenken, Sternen nachzuahmen, einen Schriftsteller, der weit unter ihm sey, (denn das ist, sagen sie, Sterne gewiß, dessen Werke vergehen werden, wann Wielands Meisterstücke noch das Vergnügen der spätesten Nachkommenschaft sind.) Wenn doch die Herrn bedächten, wie viel schiefes und beleidigendes in diesem Complimente liegt, und wenn sie nur jemals Wielanden von Sterne hätten reden hören!

Nun auf das pragmatische Gemählde von dem Zustande

der Wiſſenſchaften! Dies iſt nun freylich vor izo ein wenig verſudelte Skizze geworden, und beſteht in zwey Oktavſeiten Nachricht von dem einzigen Fache der Philologie, wo ein gewiſſer Herr, von dem wir ſchon lange wiſſen, daß er eine ſogenannte gelehrte Reiſe gemacht hat, von Neuen erzählt, daß er Kennicot und de Guignes von Angeſicht zu Angeſicht geſehen habe — — und das iſt auch das Einzige, was wir zu wiſſen nöthig hatten.

London.

Confidence philosophique. 1771. 8. 387. S.

Unter der Maske eines ſtarken Geiſtes ſucht hier ein 362
eifriger Freund des Chriſtenthums, den Unglauben lächerlich und verächtlich zu machen, und ihn mit ſeinen eignen Waffen zu beſtreiten. In den acht erſten Briefen, erzählt der Verfaſſer, in ſeiner angenommenen Perſon, ſeinem erdichteten Lehrer, wie er ſelbſt aus einem übertriebenen Chriſten ein Freygeiſt der elendeſten Art geworden iſt, und wie er darnach die rechtſchaffne Frau ſeines Freundes verführt und durch die Predigt ſeiner unvernünftigen Philoſophie, eine durch ihre Religion und Tugend glückliche Familie, äuſſerſt elend gemacht hat. Der Verfaſſer bedient ſich hier meiſt der eigenen Worte derjenigen, die er auf dieſe Art beſtreiten will. Im 9ten Brief predigt ein ehrlicher Soldat mit ziemlich allgemeinen Gründen gegen den Unglauben; und im 10ten thut der Verfaſſer verſchiedene ſatyriſche Vorſchläge zu deſſen Ausbreitung und zu Zerſtörung unſrer Religion. — — — Wir loben die Abſicht des Verfaſſers, aber wir glauben, wenn er gefühlt hätte, wie ſchwer es ſey, ſeinen Einfall auszuführen, ſo würde es ein Einfall geblieben ſeyn. Seine Spöttereyen ſind zu flach, und gletten deßwegen ab; ſie muſten aber flach ſeyn, wenn ſie nicht bey manchem gutherzigen, wenig durchdringenden Leſer gefährlich werden ſollten. Der Verfaſſer hat dabey zu wenig über das eigentliche Weſen der Religion nachgedacht, und miſcht wahre und falſche Sätze der Naturaliſten zu unbedächtlich durcheinander; Er iſt auch zu hart gegen einige derſelben; Es iſt unbillig zu glauben, 363
daß alle aus ſchlimmen Abſichten, ja daß nur alle aus bloſem Leichtſinn, ihre Lehrſätze vortragen. Der forſchende Geiſt irrt bald, und wie war es möglich nicht zu forſchen? da man alle Sätze der Religion für evident beweißliche Wahrheiten ausgabe; wie war es möglich nicht zu irren? da man gereitzt durch die Hoffnung Evidenzen zu finden, nur Thatſachen fande? Oft verſteht auch der Verfaſſer die Schriftſteller die er anführt, nicht recht. Es iſt z. B. kein Wunder, wenn man auf den Irrthum geleitet wird, daß Locke dem Idealismus ſehr geneigt ſey. Das ſchließt man aber nicht, wie der Verfaſſer S. 305. glaubt, aus ſeinem Urtheil von den angebohrnen Begriffen, ſondern aus ſeiner Lehre von den Subſtanzen. Eben ſo geht es ihm auch bisweilen,

wenn von dem Inſtinctmoral, von dem Genuß u. d. g. die Rede iſt. In dem letzten Briefe kommen manche gute Stellen vor, keine aber ſcheint uns gründlicher als die, wo im 9ten Brief der alte Soldat dem geſchwätzigen Freygeiſt einen Punkt zeigt, wo er und ſeine Brüder ihren Witz üben können, ohne der Welt durch unverdaute Raiſonements zu ſchaden. Vous me dirés peut-être, ſagt er, qu'il convient de desabuser les hommes, que c'est un service que les sages doivent leur rendre. Fort bien, Monsieur, desabusés les hommes de toute opinion fausse et nuisible à la Société; desabusés les de toutes les reveries Pythagoriennes, Platoniciennes, Aristoteliciennes, grefées sur la religion de Jesus; cette Religion si simple et si raisonable. — — — Faites bien sentir aux hommes, que dieu en se revelant à eux, a moins voulu travailler inutilement leur foi sur des dogmes inintelligibles, que les porter à des vertus, dont la pratique assurat leur bonheur. — — — Tracés leur en caractéres de feu les scandaleuses atrocités, occasionnées par la manie sacerdotale, de vouloir expliquer ce qui est inexplicable, par des logogryphes Theologiques, par des miserables questions, dont la decision quelle qu'elle soit, ne peut vous rendre ni plus gens de bien, ni plus heureux. Consternés leur raison,
364 dechirés leurs coeurs en mettant sous leurs yeux l'enorme, le degoutant, l'horrible charnier de l'intolerance tout couvert d'hecatombes humaines u. ſ. w. Wir empfehlen dieſe Stelle die noch lang iſt, und ſich mit einem ſehr wichtigen Abriß eines Glaubensbekenntniſſes ſchließt, allen Freunden des wahren Chriſtenthums und der Menſchheit; und wir glauben wirklich, wie ſchon ein guter Alter geſagt hat: daß die Religion verdorben worden iſt, ſeit dem die Theologie erfunden wurde. — — — Dieſes Buch iſt überſetzt — — quid enim? — — in Frankfurt und Leipzig unter dem Titel der offenherzige Philoſoph, herausgekommen. Sehr ſteif ſind die Perioden; getreu werden ſie doch wohl ſeyn; denn, da das Überſetzen aus dem Franzöſiſchen ſchon an ſich überflüßig iſt; ſo würde das Vergleichen nicht die Mühe lohnen.

Zürch.

Bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie. Johann Jacob Brechter, Diaconus zu Schweigern, Anmerkungen über das Baſedowiſche Elementarwerk. Erſtes Stück über das Methodenbuch, 1772. 8. 289 S.

366 Es gehört der Verfaſſer unter die wahren Berichtiger der B. Vorſchläge, indem er mit Billigkeit und Hochachtung von den Verdienſten ſeines Vorgängers ſpricht, und aus eigenen Erfahrungen zeigt, wie weit ſie thunlich ſeyn möchten, oder nicht. Er war ſelbſt ein Mann von nicht gemeinen Talenten, von denen er ſein ganzes Leben durch einen edlen Gebrauch gemacht hat, und vor wenigen Monaten hat ihn der Tod, als einen noch ſehr nothwendigen Familien-

vater der Welt und den Seinigen zu früh entzogen. Er glaubt mit Rousseau, daß nichts so wirksam sey, Gehorsam zu erzeugen, als Standhaftigkeit in den Grundsätzen bey Eltern; daß man die Kinder schlechterdings den Widerstand der Dinge, die Unterwürfigkeit die ihnen die Schwachheit ihres Alters aufgelegt hat, empfinden lassen, und ihnen Ehrfurcht gegen Erwachsene einprägen müsse. Bas. sagt: man soll das Verläumden hart bestraffen. Das Kind, antwortet Br. ist schon übel erzogen, das verläumdet, oder lügt, und diese beyde Laster sind meistens die Folgen der Furcht vor harten Straffen. Er lacht mit Recht über Bas. Vorschlag, ein Kind zu trösten, das von einem andern beleidigt oder geschlagen worden, indem man ihm sagt: der, der dich geschlagen hat, ist übler dran, als du: es wird ihn gereuen. Br. bringt abermal hier mit Rousseau darauf, die Kinder zum Leiden, zum Vertragen zu gewöhnen. Verstellung, Verbergung des Schmerzens sind keine Eigenschaften für das kindische Alter; wenn es Zeit ist, diese Tugenden, in Umständen, wo sie diesen Namen verdienen, auszuüben, so wird es der Jüngling und Mann zeitig genug lernen. Dem Lügen läßt sich leicht begegnen, wenn man nicht Schwatzhaftigkeit zur Gewohnheit werden läßt, wann man so wenig straft als möglich, und keine Versprechungen von ihnen annimmt. Der Verfasser ist gegen Bas. frühzeitigen Unterricht von Erzeugung des Menschen, und wir glauben mit ihm, daß es besser ist, wenn man dem Kind ein Stillschweigen darüber auflegt. Es wird sich bey diesem Gesetz beruhigen, wenn man nur Sorge getragen hat, es bey gleichgültigen Dingen demselben vorher schon zu unterwerfen. Er tadelt mit Recht die gemeine Methode, Kinder zu Allmosenpflegern zu machen, und sagt mit Rousseau, ein Kind wird eher hundert Thaler, als seine Kuchen hergeben. Überhaupt, warum gutthätig? Es ist nicht für das kindische Alter, wo der Mensch noch zu hastig mit Übung und Entwickelung seiner physischen Kräfte beschäftigt ist, als daß er diese Tugend, die Ruhe, Selbstgenungsamkeit voraussetzt, ausüben sollte. Wir stimmen dem Verfasser bey, wenn er sagt, nicht allein Worte, sondern auch Sachen, die das Kind nicht verstehen kann, muß man es nicht lehren wollen. Eine Lehre, die sich Herr B. merken sollte, der mit seinen Realien, die er den Kindern aufdringt, ehe sie Hunger und Durst darnach haben, eben so leere Köpfe bilden würde, als durch Grammatiken und Wörterbücher. Vom 12ten Jahre will Herr Br. erst die todten Sprachen mit Ernst treiben. Vortreflich! und vorher alle Seelenkräfte und Sinnen des Kindes an der Natur gewetzt haben; nicht im Naturaliencabinet, unter freyem Himmel, wie in einer griechischen Palästra oder Akademie. Nicht Sätze, sondern Thaten sind ein guter Unterricht. Er verwirft alle Moralien Basedows, die bey den Kindern Nach-

denken voraussetzen, das sie nicht haben. Vor dem siebenten Jahre will er nichts von Gott dogmatisirt haben, ob er gleich kleine mit Erweckung des Herzens verbundene, aber abgebrochene und kurze Unterredungen von dem höchsten Wesen anempfiehlt. Die Geschichte will er anfänglich in isolirten Stücken vortragen; hernach zu den Lebensbeschreibungen übergehen. Zum Beweiß der Nothwendigkeit der griechischen Sprache hätte er noch hinzufügen können, daß sie die Mutter aller Kunstwörter ist, und in der Wortfügung, und Struktur des Perioden ungemein viel Analoges mit der deutschen hat. Von der Erziehung der Töchter, welchen Abschnitt er der vortrefflichen Verfasserinn der Sternheim zuschreibt, und ihrem ausübenden Beyspiel sein System verdankt, giebt er die nützlichsten Ermahnungen, die wir allen Müttern empfehlen. Unsere Leser erlauben uns noch einige eigene Bemerkungen. Bey allen diesen Erziehungsmethoden dünket uns noch immer, daß man sich zu sehr mit Palliativen beschäftigt, und Projekte macht, zu deren Ausführung die Natur schon zum Voraus Nein gesagt hat. So wie in der Moral das ganze Leben des Menschen zu sehr als Vorbereitungszustand zu einem Bessern angesehen wird, so verfährt man auch mit dem kindischen Alter. Ewige Anstalten zur künftigen Existenz, und dadurch Tödtung der Gegenwärtigen. Man läßt die Kinder nicht auf ihrem eigenen Wege ihre Nahrung suchen, sondern man dringt ihrem Kopf und Herzen unsre Vorstellungsarten auf, die uns der Gesellschaftszustand nothwendig gemacht hat. Man sieht alle Keime, alle Dispositionen für Fehler an, weil sie nicht die unsrigen sind. Man bedenkt nicht vorher, wie viel physisches und moralisches Elend man ihnen durch das sogenannte Wissen bereitet. Und den Hauptzweck, zu dem man sie vorbereiten sollte, und der die philosophische und christliche Lehre vereinigt, verfehlt man: so leicht und wohlfeil durch die Welt zu kommen, als es thunlich ist.

Zürch.

Johann Jacob Brechter, Diaconus zu Schweigern, Anmerkungen über das Basedowische Elementarwerk. Zweytes Stück über des Elementarbuchs erstes Stück. Bey Orel, Geßner, Fußl. und Comp. 1772. 10. Bogen in 8.

364 Wir empfehlen dieses Buch allen ehrlichen Vätern und Müttern zu ihrem Troste, die bisher nicht begreiffen konnten, warum ihr Kind nach Anleitung des Elementarbuchs nichts lernen, und warum die Eingießung der Begriffe nach diesem geschwinden Lateiner in Sachen des Menschenverstandes, keinen Fortgang gewinnen wollte. Der Recens. hat schon lange den Text des Elementarbuchs bey Seite gelegt, nur die Kupfertafeln als den einzig brauchbaren Text zur Unterredung mit seinen Kindern beybehalten. Die Gespräche, die Basedow zur Probe vorlegt, hätten unter

Brechters Hand, die weit mehr practiſche Pſychologie verräth, und die Abſtuffung der Ideen nie auf grobe Art verfehlt, eine ganz andre Geſtalt gewonnen; allein ſo gut ſie auch ſeyn mögen, ſo iſt und bleibt es Waſſer mit dem Sieb geſchöpft. Den Eltern, die weder Kopf noch Gefühl zum Unterrichte ihrer Kinder haben, iſt mit dieſer Probe nur zum Anſtaunen gedient, und diejenige, die beydes ſelbſt beſitzen, lachen über den gutherzigen Taſchenſpieler, der Wunder zu thun glaubt, wenn er in einem verſchloſſenen Schächtelgen immer noch ein anderes kleineres vorzeigt. — — — Uns dünkt, wir haben nichts zu thun, als den Kindern die Dinge dieſer Welt, die ſie ſehen ſollen, vors Auge zu bringen — — ohne die ewigen Fragen wie, und was ſie ſehen, und was wir wünſchten, daß ſie ſehen ſollten. — — — Es ſchlafen in ihrer Seele tauſend Ideen, die wir aber als Gefühl und wohlbehaltenen Eindruck ruhig ſchlafen müſſen laſſen — — — denn durch das beſtändige Anfragen, Aufrütteln und Beſichtigen, wird der Schatz ihrer Bildertafel um nichts reicher. Die Methode des Leſens, womit zugleich das Schreiben verbunden wäre, verdient alle Würdigung; nur ſind wir noch immer der Meynung des Vorredners bey Chalotais: daß die Zeichen der Dinge auf die Einbildungskraft der Kinder, mehr durch Unähnlichkeit als Ähnlichkeit, Eindruck machen, und daß dieſes Merkmal ihrer Selbſtſtändigkeit oder Individualität ſchlechterdings zum Faſſen nothwendig iſt. Wir haben dazu alle Pſychologiſche Erfahrung der groſſen Männer unſers Jahrhunderts auf unſrer Seite.

Paris.

Phedon, ou entretiens sur la spiritualité et l'immortalité de l'ame. Par Mr. Mosès Mendels-Sohn, Juif a Berlin, traduit de l'allemand, par Mr. Junker, de l'academie des belles Lettres de Goettingen, in 8vo avec une Gravure chés Saillant.

Die Überſetzungen des Herrn Junker haben nicht völlig die Verdienſte der Huberſchen, und Herr Moſes hat Recht, auch mit dieſer nicht zufrieden zu ſeyn; indeſſen ſind ſie immer ſehr bequemes Fuhrwerk, deutſchen Witz und Verſtand in Deutſchland, an diejenige für unſere Muſen bisher ſteile und unzugängliche Orte zu bringen, wo unſre Bücher ſowohl als unſre Galanteriewaaren und gebrannte Waſſer nicht eher Credit erhalten, bis man ſie von Paris verſchreiben kann. So traurig bisher für jeden Kenner der Verluſt des Tons, der Sprachnuance und des Geiſts jedes unſrer Dichter, in den Choix des Poesies Allemandes des Herrn Huber ſeyn möchte, ſo war es doch das einzige Mittel, die Großen die Namen Kleiſt, Geßner, Klopſtock u. ſ. w. ausſprechen zu lehren.

Göttingen und Gotha.

Novi commentarii Societatis Regiae scientiarum Goettingensis. Tom. I. ad a. 1769. 70. Bey Dietrich 1771. 4.

369 Bey so vielartigen und vielhaltigen Abhandlungen einer ganzen Societät, sollte bey einem einzelnen Recensenten es wenigstens die Bescheidenheit erfordern, nur zu recensiren, das ist anzuführen, und nur hier und da seine Meinung zu sagen. In gegenwärtigem Fall wird uns indeß auch selbst das Anführen entübrigt, weil alle Abhandlungen, da sie einzeln vorgelesen wurden, Auszugsweise in den Göttingischen gelehrten Anzeigen schon bekannt gemacht worden, und uns bleibt also eigentlich Nichts, als anzuzeigen, welche dieser schon bekannt gemachten Abhandlungen hier den ersten Quartband der neuen Commentare ausmachen.

Von Haller commentatio de plantis papularibus nuperorum und de vento Rupensi (in Roche.)

Von Kästner Vertheidigung der Bernoullischen Hydraulik gegen d'Alembert, wo gezeigt wird, daß der Franzose den Schweizer blos nicht verstanden: de differentia inter adscensiones rectas solis medium et verum in tempus convertenda: Analytische Formeln, den Sonnenlauf um seine Axe zu berechnen, und Zugabe zu seiner Theorie von der sternographischen Horizontalprojektion — — — Überall ist das große Kästnersche Talent sichtbar, Wahrheiten, Sätze, Beweise, so auf einen einzigen scharfsinnigen, reinen Punkt des Anblicks zu setzen, daß die tiefste mathematische Theorie fast mit dem abstraktesten Witze und größten Spiele Eins zu werden scheint.

Von Meister über die Genesis planer Figuren und ihre daherigen Eigenschaften, und de aberratione attritus a lege inertiae.

Historisch-u. philologische Classe. Von Michaelis, über den Tempel Salomons, wo nichts als gezeigt wird, weil er in Verhältniß und Bauart so simpel sey, so könne er wohl alt seyn. Wir wissen kaum, wie diese Abhandlung hieher kommt. Der Einfall ist nicht neu, hier 370 so gedehnt, was Pensée allenfalls seyn konnte, ist Vorlesung geworden; aber so superficiell ausgeführt — — man ist schon in Vergleichung der alten Tempel, Salomons, der Altegyptischen, Griechischen, Asiatischen so ungleich bestimmter und weiter gekommen, als diese alle Gelehrsamkeit verachtende Abhandlung voraussetzt. Kurz, Herr M. muß es sich zur Schande gerechnet haben, der Societät eine Abhandlung zu geben, und gab ihr also dies müßige philologische Bon-Mot.

Von Walch, Erläuterung über das Nicenische Osterfest, in 2 Vorträgen.

Von Heine, über die Schiffart Epochen des alten Castors, und de ebore et eburneis signis veterum, 2 Vorlesungen. Alle 3 sind sehr merkwürdig. Die

erſte nicht blos als ein glücklicher Philologiſcher Einfall, dieſe Stelle der Epochen wieder herzuſtellen, ſondern für die alte Geſchichte Griechenlands, der Schiffart, der Völkerwandrung, der alten Mythologien und Sprachen ſehr bräuchlich. Cretenſer, Carier, Pelasger, Thracer, und Tyrrhener nehmen in den Originibus ihrer Geſchichte viel Licht, und auch ſchon die eingeſtreuten Urtheile über Huet, die Verfaſſer der Schiffart der Alten, Freret u. ſ. w. ſind würklich klaßiſch. Die andre Abhandlung iſt ein ſchöner berichtigender und erweiternder Kommentar über Winkelmanns Kapitel von den Materialien der alten und uralten Kunſt, beſonders des Elfenbeins, aber auch mit vielen eingeſtreueten Nebenausſichten. Wie einzig wäre es, wenn der Verfaſſer in dieſem Kommentar über Winkelmann, auch deſſen erſten Theil der Kunſtgeſchichte weiter fortführe! und wir überhaupt von ihm eine Geſchichte Griechenlands hätten, um deren ſchwerſten Theile er ſich ſo verdienſtlich bewirbt.

Von Murrai ſchlieſſen Abhandlungen über die Nordgeographie Europens im Jahrhundert 9. 10. 11. aus Adamus Bremenſis und andern Deutſchen des mittlern Zeitalters.

Frankfurt am Mayn.

Der Fall der erſten Menſchen. Ein Drama in fünf Handlungen, mit Zwiſchengeſängen von Johann Ewald. Aus dem Däniſchen 1772. 8. 152 S.

Daß Milton den Gedanken, die Geſchichte des Sündenfalls zu dramatiſiren, fahren ließ, danken wir ihm; daß Dreyden ihn ausführt, müſſen wir ihm verzeihen; aber daß dieſes abſcheuliche Drama, das wir vor uns haben, geſchrieben, überſetzt, und gedruckt worden iſt, das kann kein Menſch dem Schreiber, dem Überſetzer und dem Drucker verzeihen. Wohl zehnmal haben wir angeſetzt es zu leſen, und nie konnten wir es länger, als für zwo Seiten ausſtehen! Solcher unerträgliche Unſinn, als hier Engel, Teufel und Menſchen reden, iſt im Himmel, in der Hölle, und auf Erden noch nicht erhört worden! Leſe wer da will!

Leipzig.

Die Religion eines Evangeliſchen Chriſten, entworfen von L. C. Schmahling, Prediger zu Trebia, und einiger Geſellſchaften Mitgliede. 1772. 8. 313 S.

Seit einigen Jahren ſind die Bemühungen ſehr vieler unſrer Gottesgelehrten auf die Verfertigung von Lehrbüchern der Chriſtl. Religion für die Jugend gerichtet, welche, wenn die gute Abſicht alles bereits erſchöpfte, großes Lob verdienten. Hr. S., der ſeit einiger Zeit der Welt als ein fleißiger Skribent bekannt iſt, liefert hier auch ſeinen Beytrag, voll der ſüßen Zuverſicht, nun dieſe Sache ihrer Vollkommenheit nahe gebracht, oder wohl gar ſchon dazu erhoben

zu haben. — — Zwar sind in diesem Lehrbuch der Abstraktionen, welche der Fassungskraft junger Leute wenig, oder gar nicht, angemessen sind; der kunstmäßigen Erläuterungen und Einschränkungen, der willkührlichen Sätze, welche ihre Köpfe mehr verwirren, als aufklären, und ihnen eher Ekel vor der Religion, als Geschmack darnach einflössen, nicht völlig so viele, als in manchen ähnlichen neuern Schriften: Dennoch hätte alles dieses, nach dem angegebenen Endzweck des Buchs, noch mehr ins Kleine gebracht seyn können. Zudem wimmelt es von übelgewählten Beweisen aller Art, die zu weiter nichts taugen, als daß aus so unterrichteten Christen, Zweifler und aus Zweiflern Religionsfeinde werden, die entweder spät, oder gar nicht, auf den wahren Weg zurückkommen; wir wissen deßwegen nicht, was wir durch gegenwärtiges Werkchen gewonnen haben. Dazu kommt, daß der Vortrag nicht die, nach der Bestimmung des Buchs, durchgängig erforderliche Simplicität und Reinigkeit besitzt. — — Zuerst legt Herr S. seinem Evangelischen Christen eine Art von Grundriß der Naturlehre und natürlichen Religion vor, worin wir aber nur die trockne Kürze nicht billigen, hierauf die Christliche, worin er ihn von Gott, der Schöpfung und Vorsehung, den Engeln und Teufeln, vom Ebenbild Gottes, Fall der ersten Menschen, Erbsünde, und den Folgen derselben, von der Erlösung der Menschen, den beyden Ständen, dem leidenden und thätigen Gehorsam, und den drey Amtern Christi; von der Heiligung S. 165. Beruf, Erleuchtung des Verstandes, Besserung des Willens, Erneuerung und Erhaltung; von der Rechtfertigung S. 177. und deren Folgen und Nutzen — — von der Heilsordnung S. 187. Bekehrung zu Gott, Glauben an das Evangelium, Ursachen und Umständen der Besserung des Menschen, Buße und Erkänntniß der Sünde, Reue über die Sünde, Haß derselben, Glauben und Erkänntniß Christi, der Nothwendigkeit und Würkung des Glaubens, Beichte und gottseligen Leben unterrichtet, hierauf eine allgemeine Unterweisung von den Pflichten eines
374 Christen vorträgt, von S. 209—253. von den Gnadenmitteln, dem Wort Gottes, und den beyden Sakramenten, S. 254—282. und endlich von den letzten Dingen, S. 282—300. Den Beschluß macht ein Beweis des göttlichen Ursprungs der H. Schrift. Uns ist nichts vorzüglich an diesem Gange, den Herr S. hier genommen hat, vorgekommen, so wie wir auch selten andre, als die gewöhnlichen Vorstellungen und Terminologien wahrgenommen haben. Am wenigsten sind wir mit seiner Abhandlung, der Lehre von der Besserung des Menschen und deren Folgen, zufrieden, welche, wie unsre Leser zum Theil schon aus unsrer genauen Zeichnung seines Ganges werden bemerkt haben, mit einer unerträglichen Weitschweifigkeit, Gewirre und Trockenheit, vorgetragen worden. Eben so

hätte auch die Lehre von der Taufe und dem Abendmahl viel kürzer, schriftmäßiger und populärer abgehandelt seyn können. — — Daß er den Beweis der Wohlthätigkeit, Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, der bisher auf eine unmethodische Weise, in den meisten Lehrbüchern, an die Spitze gestellt worden, an das Ende des Buchs, das die Lehren und Gebote derselben enthält, verpflanzt, hat unsern Beyfall, wiewohl wir auch in diesem Abschnitt hin und wieder mehrere Richtigkeit vermissen. Eben so angenehm ist es uns gewesen, die Sittenlehre nach ihrem Umfang, eingeschaltet zu sehen, ob wir gleich unter andern hier gewünscht hätten, daß der Mensch, um ihn desto stärker in das Interesse zu ziehen, bey manchen Pflichten häufiger in sich selbst geführt, und auf seinen innern Wohlstand, bey Uebung dieser oder jener Pflicht, verwiesen, z. B. bey der Pflicht des Gebets, und der Liebe gegen Feinde, — — daß das Objekt mancher Pflicht genauer bestimmt, — — und, anstatt der trivialen, unrichtigen Abtheilung der menschlichen Pflichten gegen Gott, gegen uns und andre, eine genauere angebracht worden wäre. Was man im eigentlichen Sinn Pflichten nennt, dergleichen wir gegen uns und andre, um unsers und andrer Bestens willen, zu beobachten haben, findet gegen Gott nicht statt. Was man mit diesem Namen belegt, sollte genauer Gesinnungen 375
in Ansehung Gottes heissen, und hinter die Abhandlung von den Pflichten gegen uns und andre, in deren Ausübung, hauptsächlich in der wahren Geselligkeit und Gemeinnützigkeit, die ächte Tugend besteht, versetzt seyn; denn sie sind blos Mittel der Tugend.

Zürch.

Onyramynt fürs Christenthum. Bey dem Traume von 2440. von Diac. Johann Tobler. Bey Orell, Geßner, Fueßlin und Compagnie 1772.

Herr Diaconus Tobler macht in diesen wenigen Blättern mit muntrer Treuherzigkeit einige, vermuthlich in seiner Vaterstadt nöthige Bemerkungen gegen das Buch l'An 2440. Es muste ihm mit uns natürlicher weise anstößig werden, daß dieser sonst würdige Mann in seinen Träumereyen einer bessern Welt alle Offenbarung so sichtbarlich daraus verbannen will, da ihm doch die ganze Geschichte der Menschheit zeigt, daß alle Jahrhunderte, von denen wir gewissermassen Nachrichten haben, nie ohne irgend eine Offenbarung gewesen sind. Allein in einer Welt, die der Verf. dieses Buchs als ein Concretum unsrer Moralitätsbegriffe erbaut, und mit poetischen Farben eines gefühlvollen Herzens bunt wie ein Kartenblatt ausgemahlt hatte, liegt auch nicht viel daran, ob hier oder da etwas nicht am rechten Orte ist, oder fehlt. Wenn werden denn einmal unsre dichterische Philosophen den Menschen ansehen, wie er ist, und nicht mehr in

dieser menschlichen Welt auf die Prophetengesichter, ewige Ruhe, ewiger Friede, ewige Gesundheit, ewige Tugend und Glückseligkeit, harren? Die physische Oekonomie, wo sich vor unser blödes Auge, so viele Verschwendung, Zerstörung und Nichtachtung auch der edelsten Kräfte zeigt, sollte ihnen doch am Ende die leise Warnung geben, daß es in der moralischen Welt unsern Sinnen nicht besser scheinen könne. Offenbarung und Vernunft belehren uns beyde, daß es mit der Geschichte des menschlichen Herzens von allen Zeiten her ohngefähr eben-
376 dasselbe Ding gewesen sey, — — sollten diese Herren, wenn ja etwas muß gelehrt werden, nicht besser thun, die Spannung ihrer Moralitätsbegriffe nach den Factis zu mäßigen, als nach in der Schule gemodelten Sätzen, Welten zu erbauen? Der Träumer will alle Geistliche aus seiner Republik verbannen; Herr Tobler setzt ihm die Schilderung und den Beruf eines wahren Theologen entgegen, dessen Hauptzüge er seinem eigenen Bilde mag entlehnet haben, und fragt ihn nun, ob diese Leute dem Staat unnütz und entbehrlich seyen. Wir wollen diese Charakter hersetzen, und wünschen, daß alle diejenige von unsern Brüdern, die zu dem Lehramt des Menschengeschlechts berufen zu seyn glauben, mit gutem Gewissen in diese Spiegel schauen mögen. „Männer, die zu ihrem Hauptwerk machen, genau nachzusehen, was eigentlich die Bibel sage; von was für einem Belang jede ihrer Lehren sey; wie sie mit der natürlichen Religion harmoniren; in wie fern die Entstehung und Fortpflanzung der natürlichen Religion selbst jenen in der Bibel erzählten Begebenheiten zu verdanken sey; was bey ihren Dogmen nur Schwierigkeit sey, und unter welcherley andrer Bestimmung sie zur Ungereimtheit zu rechnen wäre; was die natürliche Religion für mehrere Eindringlichkeit und Consistenz durch die heil. Schrift erlange. Es ist darum zu thun, auszumachen, was für Lehrbücher von Religion und Sittenlehre nach den Zeiten, in denen sie leben, was für Catechismen dem Volke, was für Formeln von öffentlichen gottesdienstlichen Bekenntnissen und Anbetungen, und was für akroamatische Entwürfe der Religion auch den Geübten und Gelehrten vorzulegen seyn. Es ist darum zu thun, die jungen Ministres de la paix zuzubereiten, sie künftig gegen alle dogmes extravagans zu waffnen, und gegen alle Intoleranz. — — Daß allerley Mittel ausfindig gemacht werden, die reine Religion auf eine unverwirrende Art in würdige Bilder einzukleiden, sie für die verständigsten Seelen, doch auch in Empfindung zu verwandeln, und sie allen Classen der Menschen, auf der für sie interessantesten Seite zu zeigen."

London.

Zobeide, a Tragedy. As it is acted at the Theatre Royal in Coventgarden, 8vo. 1 S. 6 d. 1771.

Hier verpflanzt Herr Cradock Voltairs Stück les Scythes auf das englische Theater unter verändertem Namen und ohne Anzeige, woher er dieses fremde Feuer genommen, und auf seinem eignen Heerde angezündet habe. Im vierten und fünften Akt sind einige gutgearbeitete Scenen, die dem Engländer wirklich eigen sind, und die bey uns den Wunsch erregten, daß er künftig auf eigenen Boden pflanzen möge. Hier und da sind wunderbare Gallicismen, und wir sehen auch hierin, wie weit eine, ohne alle gesteckte Gränzen gehende Licenz, die Sprache am Ende verunstalten könne. 379

Leipzig.

Götzens erbauliche Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden; auf alle Tage des Jahrs. 1ster und 2ter Theil. 1772. 8. 1144 S.

Die um die Kirche und die gelehrte Welt so hochverdiente Breitkopfische Buchhandlung hat, wie der Herr Verf. sagt, aus dero vorzüglich schönen Druckerey, dieses Werk herausgehen lassen, das Hr. G. schon lange versprochen, und auf Verlangen vieler Freunde, in seinen unpolemischen Nebenstunden geschrieben hat. Die zween vorliegenden Teile enthalten die Monate Jänner bis auf den Heumonat, und können so weit, auch sogar in einem Schaltjahr, täglich ein ganz frommes Geles verschaffen. Wir haben eben noch die letzten Tage des Heumonats erwischt, denn zu dem übrigen war heuer die Jahrszeit vorbey. In dem also, was wir gelesen haben, finden wir fleißige Ausspinnung der biblischen Gleichnisse, Anreden an die liebe Seele, hier und da einen polemischen Ausfall — — kurz, alles was man erwartet, wenn Herr Götz sich hinsetzt, und sagt: ich will betrachten! — — Von den Betrachtungen, die blos aus den sanften und wahren, unerzwungnen Selbstgesprächen fließen, welche empfindsame Seelen halten, wenn eine aufgewallte Empfindung sich nach und nach wieder setzt, und in ruhige Behaglichkeit oder süße Schwermuth schmilzt; von denen haben wir keine gefunden; diese sind in, rundum mit Polemik umringten Stunden, nicht möglich. Diese Götzische Betrachtungen — — weil es doch welche seyn sollen — — sind übrigens dem hiesigen Magistrat, zur Dankbarkeit für das Vergnügen gewiedmet, das der Hr. Verf. bey Lesung der Frankfurter Religionshandlungen empfunden hat. Der Werth, den er auf diese seine Arbeiten legt, muß sehr groß seyn, wenn sie ein solches Vergnügen belohnen sollen, das nach Hrn. G. bekannten Denkungsart, nicht gering gewesen seyn kann. — — Gott bewahre uns, daß der gute Mann nicht noch mehr Vergnügen an uns haben möge; seine Zuschriften ersetzen den Aufwand des Schauspiels gewiß nicht! 380

Amſterdam und Paris.

Les Tableaux; suivis de l'Histoire de Mademoiselle de Syane et du Comte de Marcy, chés Delalain 1771.

389 Ein junger Officier, der einmal das Geſicht der Empfindſamkeit ſahe, deſſen Erſcheinung auch bey uns in Deutſchland ſo leidige Folgen gehabt hat, ſetzt ſich hin, und thut den Herren Vernet und Greuze Vorſchläge, wie ſie wohlthätige Gemählde verfertigen ſollen. Überall iſt die Staffirung ein leidendes Thier oder Menſch, dem man ſogleich zu Hülfe kommt, oder wenn man ihm nicht helffen
390 kann, ſein gebührendes Mitleid bezeigt. Wenn nur die wohlthätigen Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft nicht auch ſo laut krähen, wie der Verfaſſer; denn dieſer kann nicht fertig werden, wenn er ſich einmal in eine Cadenze ſchöner Phraſen eingelaſſen hat. Da wir vermuthen, daß dieſe große Leute, denen hier Anweiſung zum Erfinden gegeben wird, in ihrem Leben Schüler gezogen haben, ſo werden ſie auch dieſes Exercitium mit Geduld zu betrachten wiſſen. Poßierliche Stellen kommen zuweilen vor. Das vierte Gemälde fängt ſich alſo an: Au milieu d'un vallon agreable de l'Alsace, s'eleve — — un cerisier. Und ferner, l'amour se fait sentir, même au fond des montagnes, où l'on parle Allemand. In dem zehnten Gemälde reinigt der Verfaſſer die Geſchichte des bekannten Faldoni und ſeiner Geliebten von den erdichteten Umſtänden. Die Geſchichte der Mademoiſelle de Syane iſt eine wunderbare Compoſition voll anatomiſcher Zergliederungen von Charaktern, die kein Menſch zu kennen verlangte, und eine Erfindung von Geſchichte, die, ſo lange die Welt ſtehet, wie wir hoffen, nicht geſchehen iſt, noch geſchehen wird. So lange indeſſen die Claſſe der müßigen und gähnenden Leſer bey uns nicht kleiner wird, ſo wird auch dieſer Autoren und ihrer Werke kein Ende.

Frankfurt am Mayn.

Hans der Schuflicker; Die Pilgrimme von Mecca; Röschen und Colas; der Zauberer. Vier Singſpiele aus dem Franzöſiſchen mit Muſik. 8. 1772. Einzeln in der Andreäiſchen Buchhandlung dahier.

391 Seit dem unſre Empfindungen ſo durchwäſſert worden ſind, daß wir keines Vergnügens mehr fähig, blos Zeitvertreibe ſuchen müſſen; ſeit dem iſt es kein Wunder, daß jeder elende Skribent Anſpruch auf unſere Erhohlungsſtunden machen darf. Hans, der Schuflicker, der in Leipzig ein anderes Handwerk lernen muſte, mag allen ſeinen Collegen, den Schuflickern überaus wohl gefallen. Die Pilgrimme von Mecca. — — Der gutherzige Sultan, ſagen wir mit Oſmin! aber unſerntwegen hätte er den Calender mit der ganzen Pilgrimſchaft ſpießen können, nur den närriſchen Mahler ausgenommen, der in dem ganzen Stück am erträglichſten iſt, weil man bey ihm doch noch weiß, wen man vor ſich hat! Röschen und Colas. — — Der

Sattel des Colas, der in dieſem Stück eine mit von den Hauptrollen auf ſich hat, bleibt ſeinem Charakter ſo getreu, daß der eckelſte Kunſtrichter nichts von dieſer Seite einzuwenden haben wird. Der Zauberer. — — Ob Peter nicht beſſer in dem Sturm, den er in einer ſo tändelnden Arie beſingt, ertrunken wäre? — — Alles, was uns bey dieſen armſeligen Stücken tröſten kann, iſt, daß ſie keine deutſche Originale ſind. Dem Überſetzer nehmen wir ſeine erbärmliche Verſe nicht übel, denn ſo albernes Zeug konnte er nicht beſſer machen, und er muſte dazu noch, ſeine Worte, nach der franzöſiſchen halb Vaudeville, halb Arienmuſik einrichten; auch dem Publikum können wir ſeinen Geſchmack an ſolchen Zeitvertreiben nicht verdenken, die noch immer erträglicher ſind, als die meiſten Trauer- und rührenden Schauſpiele, die wir haben. Aber daß man ſolche Dinge, die ſich gar nicht leſen laſſen, drucken mag; daß man ihnen das Theater faſt allein überläßt, das iſt nicht fein. Dichter und Schauſpieler verſtimmen ſich dadurch zugleich, und der Hamburger Theatromache gewinnt mehr, als man glaubt, wenn er ſich gegen dergleichen Stücke auflehnt, die Herz und Geſchmack nothwendig verderben, und uns, zwar eben nicht zu Belials Kindern, aber doch ganz gewiß zu ſchlechtern Menſchen machen, als wir ſchon ſind. Und ſollten gar unſre Schönen ſich durch die Muſik reitzen laſſen, die ganz unerträglichen, ſinnloſen, läppiſchen, elend erfundnen und noch elender ausgedruckten Arien und Duetten bey ihrem Flügel 392
zu ſingen, dann wäre das Unglück vollkommen!

Nachricht.

Herr Herwich, welcher nunmehr als Prof. der eleganten Literatur und Bibliothekar zu Würzburg ſtehet, hat in einem Bogen ſeine neue Vorleſungen über die elegante Litteratur (worunter er nichts, als die ſ. g. ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte verſteht) angekündigt, will auch dazu ein eigenes Compendium ſchreiben, deſſen erſter Theil kritiſch, der zweyte theoretiſch, der dritte praktiſch ſeyn ſoll. — — Wenn der erſte der letzte wäre, und die beyden andern ſich blos mit dem mechaniſchen und der Nomenclatur beſchäftigten, ſo würde — — Doch wir zeigen ja nur an, und verſparen unſer Urtheil, bis wir das Werk ſelbſt ſehen.

Göttingen und Gotha.

A. L. Schlötzers Vorſtellung ſeiner Univerſalhiſtorie. Bey Dietrich 1772. 8. 16 Bogen.

Es iſt immer gut, in Ausſuchung guter Titel glücklich zu ſeyn! Hr. P. Schlötzer, ders bey allen Büchern ſehr iſt; ſie doch aber meiſtens nur des Frappanten wegen wählt, hat bey dieſem Titel noch mehr gethan, als betitelt — — zugleich geweiſſaget, „die Fehler und das Gute ſeiner Schrift ſehr namentlich und anſchaulich damit in nuce gegeben.“ Ich habe alſo nur den Titel zu erklären. Vor-

ſtellung, und gewiß viel Theatraliſches und Mimiſches geht das ganze Büchlein durch. Die erſten Kapitel: „Begriff der allgemeinen Weltgeſchichte! Zuſammenhang der Begebenheiten! Synchroniſtiſche Anordnung," und im ganzen Verfolg, alle Stellen, die es nur einigermaßen werden konnten, ſind bloße Deklamation geworden, und in ſo lautem, geſtikulirendem Ton, daß man ſich wundern ſollte, wie das „der Grundriß zu einem akademiſchen Kollegio, und Grundriß zur ſtrengſten Wiſſenſchaft, der Hiſtorie" ſeyn ſolle. Im hiſtoriſchen Inſtitut lieſſen ſich ſolche Bogen hören; in der hiſtoriſchen Bibliothek leſen; jetzt aber „ein Leitfaden" für die Zuhörer? Wir bitten ſie, daß ſie ihn nirgend zu ſtark anfaſſen mögen; er iſt ein ſchönes Krausgewinde aus mancherley neuern Schriften aufgewunden, und daher auch ſo perlend, aber auch ſo unſicher und ſchwach, als dergleichen Aufgewinde aus einer andern fremden Textur, wo es eigentlich ſeinen Sitz hatte, zu ſeyn pflegt. So viel wir gerne zugeben, daß in dieſer Schrift Gedachtes und Nützliches ſey — — wo aber pädagogiſche Treue? — Zweck und Würde eines akademiſchen Lehrers? Soll der für ſeine Zuhörer! — — Schüler! — — Kinder! — — ſo glänzen wollen? Antitheſen ſuchen, und Schaumblaſen ſieden, und Linſenkörner ſpießen — — ſoll ers? lohnts der Mühe? iſts nützlich und würdig? Wir Deutſche haben bisher den Vorzug gehabt, daß unſre Lehrbücher, bey aller Magerheit und Dürre, wenigſtens Richtigkeit, Beſtimmtheit gehabt haben, an der dem Lehrlinge auch gewiß am meiſten gelegen iſt — — Die Akademie, auf der der Verf. lehret, hat dieſen Vorzug vorzüglich, und hat — als Lehrbücher betrachtet, in den meiſten Wiſſenſchaften die Beſten ihrer Art. Iſt die franzöſiſche Deklamation nach dieſem Schnitte eine nützliche Neuigkeit? gewinnen oder verlieren unſre Lehrſtühle, wann ſie ſtatt Vorleſungen, Reden, und ſtatt Lehrbücher zierliche Feuerwerke von Luftſchwärmern bekommen? Und nun, wie anders, wenn aus dieſen Kapiteln Deklamation, Kapitel voll Fakta und Geſchichte (etwa im Ton Tacitus, der doch auch kein Barbar war,) geworden wären — — wie anders! aber auch wie ſchwerer! Wir nehmen den Verf. ſelbſt zum Zeugen, wie ſchwerer — — Nun iſts ja aber ein zu alter Kunſtgriff, daß, wenn der Kleinmeiſter dem Geſpräch nicht zu ſtehen weiß, er weghüpfet, die Buhlerinn ihr Schminkpflaſterchen eben nicht auf den Ort eines Reizes, ſondern einer Blaſe, einer Narbe legt, und der Profeſſor gewiß am liebſten deklamirt, wenn er — — nicht lehren will, oder kann, oder mag — — was weiß ich?

393

394 Seine Weltgeſchichte nennts Herr Schlötzer, und zeigt uns in der Vorrede noch eigentlicher auf dies Beſitzthum, auf dieſe Zueignung des Seinigen — — wir zweifeln, ob mehr als Landesherr? oder als Triumphator,

d. i. als glücklicher Räuber? Das Ideal seiner Weltgeschichte als Ideal, als Gepränge hat schon lange, zu lange existirt, und selbst die so gelehrt scheinende, griechische Seite aus Polyb, ist ja, wie das der Verf. wahrscheinlich aus der historischen Bibl. weiß, schon vom Schottländer Moor, und zwar zu eben dem Zwecke benutzt worden. Die meisten Fehler der gemeinen Weltgeschichten haben schon so viel andre, und wer mehr, als Voltaire? und kräftiger, als er? gerüget. Der Verf. hat Voltairs Namen so gern als Spottname auf der Zunge, und wer folgt in süßen Fehlern der Geschichte ihm mehr nach, als er? wir trauen kaum, mit Voltairs anderweitigem Glücke. Der Fuchs, der seinen Schweif beym Rückgange hangen ließ, ist ein zu bekanntes Fabelchen: und hinter alle dem, was Herr Schlötzer hier an Geist der Geschichte, an Plan, an Ideal das Seine nennet, ist doch das gewissermaßen schon Alles (Behandlung der Geschichte, als ein großes Ganzes, Synchronistisch, Ethnographisch, und wie die harten Worte mehr heissen, für die wir hie und da keinen Schleifstein wissen,) auch sogar schon geschehen, und zwar nicht durch Rath, durch Befehl, durch Vorschlag: sondern, was weit schwerer, und daher auch weniger glänzend geworden, durch meist „verunglückte Versuche." Sollte es nun nicht leicht seyn, die ganzen zwey ersten Kapitel durch jede schwimmende Luftblase aufzustechen? und eben aus den verunglückten Versuchen zu zeigen, daß sich das Alles weit leichter sagen, als thun lasse? Daß zu den meisten Forderniſſen noch lange nicht Vorarbeiten gnug sind! daß bey der ganzen alten Geschichte noch die wahre Reinigung des Grundes fehle! daß die Punkte der Zusammenleitung, wenn man Hand anlegt, schwerer werden, als es bey einer Tabelle scheint, und daß in Absicht der Aggregation vieler einzelner Geschichten nur zu oft ein Gemisch werde, wo die Theile nicht halten 395 wollen — — aus einander fließen, oder auseinander fallen! insonderheit aber, daß es mit dem Einen in der Geschichte, „fürs menschliche Geschlecht" betrachtet, immer für uns Menschen eine so problematische Sache sey — — wo steht der Eine, große Endpfahl? wo geht der gerade Weg zu ihm? was heists, „Fortgang des menschlichen Geschlechts?" Ists Aufklärung? Verbesserung? Vervollkomnung? mehrere Glückseligkeit? Wo ist Maaß? wo sind Data zum Maaße in so verschiednen Zeiten und Völkern, selbst, wo wir die besten Nachrichten der Aussenseite haben? — — — Der Schwimmer schwimmt mit seinem Ideal über das Alles weg, aber der Täucher? — — Wenn Herr Schlötzer wirklich seine Universalhistorie nach diesem Deklamationsplan ausgearbeitet hat, wie er seine Zuhörer durch diesen „Leitfaden" beredet: so mache er sich das Verdienst auch um die Welt, sie ganz bekannt zu machen — —

welch ein Originalwerk! welch ein großes Verdienst! das wäre alsdann gewiß Seine Universalhistorie, wie dies nur die Repräsentation derselben ist, und jeder gute Apotheker repräsentirt doch nichts anders auf Schilde und Fensterlade, als seine Apotheke würklich besitzt. Vielleicht also haben wir nächstens das Vergnügen, ein größeres Buch angezeigt zu sehen, zu dem dies nur der fliegende Anschlagzettel, der Aufmunternde „hier ist zu haben!" oder „hier läßt sich sehen!" seyn sollte.

Universalhistorie endlich! Und die ist eine Tabelle, theils Synchronistisch, theils nach Völkern. Sie hat würklich viel Schönes, Erleichterndes und Gedachtes, daß Niemanden die Mühe gereuen wird, sie angesehen zu haben — — aber — — hier sind wieder Zweifel? Erstlich ist die Erleichterung nach solchen „runden Zeiten und verminderten Perioden" denn fürs Gedächtniß die Einzige und beste Hülfe? oder wäre es nicht weit Mnemonischer, aus der Geschichte mehr Bild, ganzes Continuum machen zu können? Der Recens. urtheilt bloß nach seinem Gedächtniß, das allerdings eigensinnig seyn kann; aber hier ehe in
396 den einförmigen Zahlen „Anlaß zur Verwirrung" als zu mehrerer Unterscheidung findet, und an dieser war doch gelegen! Je mehr Erinnerungsmaale aufgerichtet, und diese nur in Ein großes Ganze des Bildes gebracht werden können, daß sie wieder unter sich erinnern, desto sicherer! Vielleicht fehlt das hier; fehlte es aber auch nicht; war diese Zahlenneuerung, des Tons, des Aufhebens werth? Zweytens dünken uns bey der Synchronistischen Tabelle die zusammengefügten Namen, oft wieder zu sehr einem Spielwerk, hie und da einem Gepränge des Unbekannten und Poßierlichen, als der „starken Kette des natürlichen Wahren" nahe zu kommen, die allein dem Gedächtnisse hilft. Wenn man hier Semiramis und Dodona, Sicyon und die Kabiren, Abraham und Ninus, Jacob und Inachus, Karthago und Athalia, Bonifacius, Suintila und Moawija, Guttenberg, Babur, Iwan, Diaz, Ismael und Luther zusammen liest, — — und dann zugleich die vielen Abschnitte dieser Zusammenordnungen liest, so denkt man, der Autor habe mehr spielen, und Bunonische Namenepigramma machen, als dem Gedächtnisse helfen wollen — — Und denn, ist selbst bey dieser Tabelle alles bewiesen? nichts zu gewagt? nichts des lieben Einfalls wegen da? Die Umschaffung der Erde! die Obelisken und Pyramidenperiode in Egypten! Hebräer nebst den Gauren das Einzige Volk, dessen Gesetzgebung und Sitten seinen Staat überlebt (und keine Bramanen? keine Schamanen?) die Jonier so gewiß von Javan? (und viel andre Ableitungen mehr) Der Pabst als Pfarrherr, Bischof, Patriarch, Oberpatriarch, Dalailama,

und wie an andern Orten die Linneiſche Nachäffung ſich mehr zeige, für die Hiſtorie nicht zu geſpielt? Zehn andre Sachen mehr. Bey allem aber zeigt ſchon die Länge unſrer Recenſion, daß wir das Buch beträchtlich halten, und eben deßwegen haben wir die Fehler eines Autors, der mehr als eitel werden ſollte, freyer gerüget.

Halle.

D. J. Sal. Semleri Paraphrasis Evangelii Johannis, cum notis, et cantabrigiensis codicis latino textu. Bey Hemmerde, 1771. 1772. 8. 2 Theile.

Es iſt wohl kaum Einer unſrer Leſer, der nicht an 399
Kanzel und Altar, auf Brett oder in Form, den Evangeliſt Johannes geſehen hätte; den muntern Jüngling mit Sonnenglanz umgeben, im Stral des Himmels, eintauchend ſeine Feder ſie ſey ſo modern geſchnitten als ſie wolle, und neben ihm der Flügelſchwingende Adler. Auch wird kaum ein Leſer von noch ſo ſtumpfen Sinnen ſeyn, der, in ſeinem Evangelium nicht wenigſtens Einen Stral dieſes Sonnenglanzes wieder gefunden, den Adlerſchwung, wo nicht geſehen, doch fern rauſchen gehört, und die Meinung der lieben Väter alſo ſtets beſtätigt hätte. In der That, wer und was der Johannes auch geweſen, mit welchem Geiſt und Salbung ſchreibet er nicht! welche reine, hohe Idee, mit der er Chriſtum auffaßt, ihn blos als das ſprechende, herabgekommne und zurückkehrende Wort Gottes zu betrachten! als den Stral, der nur immer ins Dunkle ſcheinet, und was bey Reden und Wundern, die beydes Zeichen werden, die Finſterniß nie begreift. Welches ſtarke Gefühl der Sendung des Himmels! und große Macht des Berufs immer Licht und Leben verleihen zu wollen! auf der Erde ſich einige der Seinigen zu ſammlen, die er liebt, in die Gemeinſchaft Gottes einweihet, und ſie verläßt! Wahrlich, wenn alle unſre Hiſtorio- 400
graphen und Hiſtoriographunkeln vom Idealiſiren des Helden reden; ſo iſt wohl vielleicht, ſeit die Welt ſtand, kein Buch geweſen, das auch Buchſtabenmäßig ſeinen Gott und Helden, mehr idealiſirt hätte! Es iſt, als ob er Melchiſedeck wäre, ohne Vater und Mutter, ohne Speiſe und Hülle, „ſtralende Herrlichkeit des Eingebohrnen, aus dem Schooße des Vaters, voll Geiſt und Wahrheit!“

Aber nun dieſen Maler, der ſeinen Pinſel in Sonnenglanz tauchte, zu verſtehen? zu erklären? — — Es iſt zu bekannt, ſo wie die Sonne Inſekten und Würmer, ſo hat Johannes von jeher Schwärmer geboren; und die Akademiſche Schulgerechtigkeit hat nur immer vergebliche Mühe gehabt, ſich dagegen mit Kälte und Blindheit zu wapnen.

Wer die Schriften des Herrn D. Semlers kennet, und vom Anfange ſeiner Erſcheinung an, den Eifer geſehen, mit dem er Schwärmerey und Syſtemenkunſt, die

entgegengesetzten Ausschweifungen der Religion, beyde gleichmüthig verfolget, der wird sich also auch gleich eine Ahndung auf diese Paraphrase Johannes machen können. Keine mystische Deuteleyen! keine dogmatische Wortpressungen! das ist das Gute, ohne welches Noten und Text auf keiner Seite seyn konnte, und damit ist der Leser also vor zwo Abgründen und Gefahren schon sehr verbürgt.

Da ferner Hrn. D. Semlers große Belesenheit in den Vätern, der Kirchensprache des Neuen Testaments, und den Meinungen auch der alten Ketzer und Wortbaumeister bekannt und fast Einzig ist: so bekommt hiedurch auch seine Paraphrase ein sehr hervorstechendes Kolorit. Wie viel Meinungen nicht sehr geschickt, Socinianern und Gnostikern und Aeonenschmieden entnommen! wie viel Worte nicht sehr geschickt, aus den Meinungen und Erwartungen der Juden, aus der Kirchensprache der Hellenisten u. s. w. erläutert! In dem Fache steht hier vieles würklich Neues, Treffendes und Schönes!

Den mechanischen Fleiß endlich! Varianten und Defecte gesammlet! Anführungen und Erläuterungen der
401 Kirchenväter — — — Kurz! für ein akademisches Buch ist diese Erklärung Johannes würklich auf manche Weise, die Erste und Beste.

Was nun aber zwischen den zwey genannten Fehlern des äussersten, die Herr Semler so glücklich vermieden, und wie viel in der Mitte liege? ob die Paraphrase nicht den Sinn des begeisterten Johannes oft fast ganz wegspüle? und ob die Seele des Exegeten, die nur immer axiomata moralia finden will, überhaupt sehr gebildet sey, dem Johannes zu begegnen? Ob Semler den Gesandten Gottes, von dem dies Buch handelt, nicht etwas zu dünne in Gestalt gesehen? ihn vielleicht nur als akademischen Lehrer betrachten können und wollen? Ob seinen Allegorien, Wundern und symbolischen Handlungen der Sinn und die Fülle von Sinn wiederfahren sey, der den Hörern und Jüngern Jesu erschien? — — Wer ist, der uns diese Zweifel nicht durch Kritik, sondern durch Beyspiel löse?

Alle große Männer der Welt sind bestimmt, von dieser Seite, nur für die Augen weniger zu erscheinen. Was ist das Aeussere einer symbolischen Handlung? welche Schaale! welch Wort der Thorheit! und inwendig in der Seele des Mannes, welch ein großer Sinn und Geist! Bild, Allegorie, Rede ans Volk, Lenken des Herzens der Seinigen, ist auch That! Handlung! Sie hat also auch, wie diese, die Schaale um sich, und nur tief, sehr tief den Kern in sich.

Wem ist nicht bekannt, daß Ein Wort, zu seiner Zeit gesprochen, ein Wink, das Aufheben eines Strohalms,

größer und göttlicher seyn kann, als tausend Deklamationen — — Worte. Aber wer kann jenes Große, Göttliche mahlen? — — Wer zwey Kapitel im Johannes gelesen, wird wissen, daß es eigentlich sein Gesichtspunkt sey, Jesum in einer solchen Reihe symbolischer Worte und Handlungen vorzustellen; wo immer alle, die um ihn stehen, Wort haben, und Johannes zeigt, daß Geist darinn habe seyn sollen. Er zeigts aber wiederum blos seinem Meister ähnlich, nicht paraphrastisch: sondern 402 schweigend-handelnd.

Wem Alles dies, weils über ein biblisches Buch gesagt ist, Schwärmerey der Andacht scheint, der erinnere sich, falls er griechisch lesen kann, der Auslegung des liebetrunknen Alcibiades auf Sokrates hölzerne Worte. Von aussen Holz, Kapseln, Satyre, einfältige Sinesische Kaminpuppen; von innen Geist und Balsam. Man sehe also, daß auch Heiden, wenigstens der Andachtschwärmerey fähig gewesen; und solls doch Einmal seyn, daß man im Sinn des Autors lese, so müste man bey der ersten Zeile entweder Johannes ganz aus der Hand legen, oder sich in diesen Kreis stiller Handlungen hinzusetzen wagen!

Ueber Eins hat sich (am Rande!) der Rec. mit sehr gefreuet: was nun die Elenden, die Semlern nichts als Socinism vorzuwerfen hatten, bey diesem Evangelium sagen werden? Socinianer ist er doch gewiß nicht, und das ist doch jenen Blinden und Tauben, die zum Unglück nicht stumm sind, leider Alles, was sie sehen und prüfen!

Sollts hier auch nicht eben am erwartetsten Ort seyn, so bezeugt der Rec. dem Hrn. D. Semler über seine so viele und mannigfaltige, und mit Undank der Welt sich erworbne Verdienste wahre Hochachtung; er kann aber auch nicht, aus eben dem Gefühl unterlassen, es zu bewundern, wie mannigfalt Gott auch gute Menschen brauche? und wie sehr auch unser bester Schatz in irrdnen Gefäßen getragen werde? Warum giebt Hr. Semler beynah Alles streitend von sich? Warum ladet er, eben durch Streitigkeiten und ewige Vertheidigungen gegen Ketzerey, ja also am meisten selbst den Verdacht von Ketzerey auf sich, und hält auch den Leser mit Gewalt immer auf dem Gedanken fest, dem Ketzerey blos als eine Variante der Denkart gilt, und das sind doch gewiß die würdigsten, wir wollen nicht sagen, die meisten Leser! Wem ist nicht ein Mann bekannt, der gewiß zehnfach mehr Ketzereyen, als Herr D. Semler, auf die 403 Bahn gebracht hat; aber weil er immer blos sich nur ohne Wasser wäschet, den Philologen spielt, ein farbigtes Kleid mit Marktgolde statt des schwarzen Kleides anhat, und Gefühl der Religion so recht an Stelle zu athmen weiß, ist

und bleibt er ein Erzengel, der selbst dazu beytragen kann, Semlern loszulassen und zu verdammen, wie Er will! Da knirscht mancher guter Leser im Stillen, oder lacht; das Getümmel der Welt geht indeß doch fort, und Hr. D. Semler schadet der Ruhe seiner Tage und vielleicht auch dem Licht, das seine Lehre stiften könnte und sollte. Es wird zwar immer eine bessere Nachwelt kommen, die in Semlers Schriften einmal die langen Perioden zerstören, das Gold, das viele Gold aus den ungeheuren Schlacken ausbrennen, und in Semlern gewiß den Wahrheitliebenden Mann erkennen wird, der nur zu aufrichtig war, und nicht das schöne Fingerspiel wuste, mit Wahrheit und Religion nur zu buhlen, es im Griff zu haben, wie viel man geben will und behält? sich jetzt stellet, als habe man nichts, und jetzt, als habe man noch sehr viel! — — Aber, warum soll das blos die Nachwelt etwa einsehen, und nicht lieber die gegenwärtige Welt in Früchten genießen? Herr D. Semler fehlt in seiner Parallele mit Luthern. Eben daß L. sich bey seiner Zeit mit Aufrichtigkeit und Weisheit so geltend zu machen wuste, half seiner Reformation auf; und die Form unsres Jahrhunderts hat ohne Menschendienst und Täuscherey doch auch diesen edlern Anschein gewiß nöthig. Herr Semler sollte sich also über vieles Gequäck so wegsetzen, als obs gar nicht da wäre, und wie der Mond am Himmel wegscheinen, wenn auch unten Geschöpfe bellen. — —

Eben das ist Ursache, warum der Rec. von seiner freyen Untersuchung des Kanons St. 2. (Halle 1772. Bey Hemmerde fast 2 Alphabete in 8.) wenig sagen kann. Es ist eine bloße Vertheidigung, daß man den Kanon untersuchen könne? mit so viel Gelehrsamkeit, beyläufig vielen guten Anmerkungen; aber welche Vertheidigung? welches
404 Satzes? Da sollte sich Hr. D. Semler nur gerade zu, trotz aller Gegenrecensionen auf den guten, gesunden Verstand seiner Leser verlassen, dem es nicht in 2 Alphabeten bewiesen zu werden braucht; daß man den Kanon untersuchen müsse? und könne? und dörfe? so wenig, als: ob man auch erst sehen müsse, wenn man lesen will?

London.

The History of England from the earliest Times to the Death of George II. By Dr. Goldschmith, 1771. 8. 4 Vols. 1 L. 1 S. boards.

405 Die Unternehmung dieses Werks ist eigentlich jungen Leuten, Frauenzimmern, und allen der Geschichte unkundigen Lesern bestimmt gewesen. Aus diesem Gesichtspunkt muß man sie beurtheilen. Dr. Goldschmith versteht sich auf wahre und rührende Gemälde des gesellschaftlichen Lebens, wovon sein Vicar, und Deserted Village Zeuge ist — —

Allein, ob er Scharfsinn, Gelehrsamkeit, philosophisches Auge genug hat, eine ganze Reihe Gemälde von der Geschichte der Menschheit, die auf uns nicht anders, als in stumpfer Ueberlieferung kommen müssen, zu fassen, ich will nicht sagen, den rechten Augenpunkt zu wählen, sondern die darinn zerstreuten wahren Züge der Menschheit, die ihr unter allen Verkleidungen eigen bleiben, aufzufinden, das ist eine andre Frage. In den ältern Zeiten kann er sich in manche Dinge, die jetzo für uns den widersprechendsten Contrast machen, nicht schicken, und übergeht entweder das eine, das dem andern im Wege steht, ganz mit Stillschweigen, oder er erklärt aus einseitigem Principio, und behauptet Dinge, die jedem Anfänger in den alten Sächsischen Rechten zu widerlegen leicht werden. Kurz, er ist zu sehr Poet, und weniger Philosoph, als er seyn sollte. Allein, der Styl bleibt allzeit der Seinige, und er weiß so viel Rührendes und Anschauendes in seine Situationen zu legen, daß die Leser, denen es nicht um Abwägung des Geschehenen, nicht um psychologische oder politische Winke zu thun war, vollkommen ihre Befriedigung finden. 406

Petersburg, Riga und Leipzig.

Rußische Bibliothek zur Kenntniß des gegenwärtigen Zustands der Litteratur in Rußland. Herausgegeben von H. L. C. Backmeister. Ersten Bandes erstes Stück, bey Hartknoch, 8, 1772. 7 Bogen.

Das Reich der Katharina auch in der Litteratur kann schon eine Bibliothek verdienen, wie wir das Wort nehmen. Zwar sind in diesem ersten Stücke von eigentlich Rußischen Schriften nicht sogar viele und merkwürdige. Das Gesetzbuch der R. Monarchinn ist schon zu bekannt, und der Auszug, der hier aus Fürst Chilkows „Kern der Rußischen Geschichte" erscheint, ist zu mager und verschroben. Aber „die Geschichte der gelehrten Expeditionen unter Katharina, die Reisen Gmelins, Pallas, Rytskows, Falks, Lepechin und Güldenstät" die sich gegenwärtig in die Provinzen der Rußischen Welt, als gelehrte Eroberer und Wetteifrer getheilt haben — schon die verdient einige Stücke Bibliothek. Hier ist nicht blos die allgemeine Nachricht, sondern auch von Gmelins Reisen Auszug, und von Güldenstäts viel vortrefliche Hoffnungen. Möchten doch auch die Bücher selbst mehr in Deutschland bekannt werden, und St. Petersburg nicht so weit von Leipzig liegen. — Was ist in der ganzen Nord- und Ostwelt nicht noch zu hoffen! zu entdecken! Von Euler sind die Berechnungen des Kometen 69. und vielleicht auch „die Beschreibung des Weltgebäudes!" die wir auch noch nicht kennen. Sonst Oxenstirns Gedanken und ein Theil von Büschings Geographie Rußisch übersetzt: eine Nachricht von der freyen Gesellschaft der Rußischen Sprache, und ein Unterricht über die Rußische Orthographie, der nützlich seyn kann. 418 419

Viele Sachen ſind merkwürdig, aber ihr Bibliothekar ſcheint äuſſerſt mittelmäſig.

London.

Oder vielmehr Paris iſt der Druckort einer Brochüre, die den Titel führt: Mes Rêveries: contenant Erato et l'Amour, Poëme; suivi des Riens. MDCCLXXI.

Wir wiſſen, daß die Wielandiſche Muſe bey uns ſo weit verkannt wurde, daß einer ihrer Nachahmer glaubte, es ſey genug dazu, ſchlüpfrige Sujets mit freyem Pinſel auszumahlen, wenn uns der Himmel auch weiter keine Gabe verliehen hätte, als die irgend ein Gleichniß auszudrehen. Dieſer Mann griff, wie wir wiſſen, in alle vier Winde, und hohlte ſich Epiſche Geſchöpfe, Handlung und Geſinnungen, — und hier dieſer Autor glaubt, Dorats leichten Crayon zu führen, gehöre nichts als ein Geklingel von Reimen, Zuſammenſtellung des Groſen und Kleinen, beliebte franzöſiſche Gegenſätze, u. ſ. w. und ihm iſt nie der philoſophiſche Kopf Dorats auch nur zum Anſtaunen vorgekommen. Es heißt von ihm, was Wieland bey Erblickung der Wahrheit ſagt:

Den andern Erdenſöhnen,
Gefällt doch wenigſtens die Stickerey,
Der reiche Stoff, der Farben Spiel und Leben;
Sie würden um den Putz die Dame ſelber geben,
Und was verlöhren ſie dabey?

Göttingen und Gotha.

J. D. Michaelis Verſuch über die ſiebenzig Wochen Daniels. Ein Auszug deſſen, was er in ſeinem deutſchen Collegio über das neunte Kapitel Daniels neues bemerkt hat. Bey Dietrich 1771. 8. 17 Bogen.

Die Zugänge zu dieſem Buche ſind von allen Seiten bearbeitet und aufgeräumt. Die Lesarten geſammlet, die Überſetzungen verglichen, gemuthmaßet, — noch immer in deſſen iſt ſelbſt aus dieſen Wegarbeiten zu ſehen, daß unten noch Grundlos ſey, daß nur Sträuche übergeworfen werden, die jedem ſtarken Tritt erſinken, daß zu den 70 Wochen Daniels noch ein eigner Gabriel gehöre, der uns das Räthſel erkläre. Herr Michaelis hat ſelbſt nur wenige Codices verglichen, und eigentlich zu reden, iſt der Caſſelſche Codex ſein Einziger: Kennikots Varianten hat er nur in Engliſcher Überſetzung und Nachricht, wer weiß wie vollſtändig? bekommen: Die älteſte Überſetzung Daniels, die Winkelmann, dieſer ſo allgemein nützliche Litterator, aus dem Vatikan herausgeben wollte, liegt noch — — Herr Michaelis alſo hätte vielleicht, wenn er nicht ein Kollegium über dies Kapitel geleſen, und dies Kollegium nun auch gerne ſeinem Buchhändler hätte leſen wollen, auf den Römiſchen Daniel und Kennicots Sammlungen gewartet, und — — warten können.

Es iſt beym Ende dieſes Kapitels würklich ſonderbar,

theils daß faſt alle Redarten des entgegengeſetzteſten Doppelſinns fähig, theils inſonderheit in Zählen und Wochen alles mit Varianten überſtreuet, die ihrer Anzahl nach ſchon von aller Auslegung abſchrecken ſollten. Daniel iſt freylich ein junger Prophet, und ſein Buch auch der Schreibart nach gewiß ein junges Buch — — auch den Hebräern Eins der letzten ihrer blos heiligen Schriften — — ohne Zweiffel aber ſind auch über dieſen Verſen, von Weiſſagung und Zahl in der großen Reihe Jahrhunderte viele Ausleger- Dollmetſcher- Verbeßer- und Verſchlimmererhände geweſen, und daher rührt vielleicht nicht blos die Menge der Lesarten, ſondern auch der Doppelſinn der Worte. Keine Weiſſagung des A. Teſtaments, die Juden und Chriſten, ſo buchſtäblich und chronologiſch die Ankunft des Meßias und die Zerſtörung des jüdiſchen Reichs zu verkündigen ſchien, als dieſe — — wie konnten alſo nicht, Juden und Chriſten, und in ſo mancherley Intereſſe, deuteln? und — — ändern. Es iſt alſo, wie geſagt, ein neuer Gabriel zur Zeit des Abendopfers nöthig, nur erſt zu zeigen, wie zu leſen ſey, ehe wir deuten: und da dem Herrn Prof. Michaelis die angezeigten nöthigen Hülfs- 421
mittel noch fehlen: ſo ſiehet man, daß er kaum dieſer Gabriel ſeyn könne.

Überdem dünkt uns der Verf. in Abwägung der Lesarten ſchon nicht unpartheyiſch gnug. Er rechnet immer, bey welcher Jahrzahl was Merkwürdiges herauskomme, und alſo von hinten. Und das iſt doch gerade der falſcheſte Weg, den er ſelbſt verſpottet! Zudem, wer wuſte denn chronologiſch gerade den terminus a quo der Weiſſagung, um hiſtoriſch ſo rechnen zu können? Und denn ſein lieber Caſſelſcher Codex, und gar nur die ſpätere hineingeflickte Lesart dieſes Codex, iſt ihm am Ende doch, gegen alle andere, Alles! Iſt das kritiſche Treue, und Kälte?

Hinter aller Aufräumung der Zugänge alſo, muß der Recenſ. bekennen, daß er nichts weniger, als des Verf. Meinung, in Lesart und Auslegung des Geſichts geworden. Das dünkt mich, iſt Trotz aller Lesarten! offenbar, daß vers 25. 26. 27. nichts als eine Auslegung und Erklärung des 24ſten Verſes und der daſigen Siebenzig ſind. Daniel betet. Gabriel kommt und zeigt ihm das Geſicht der 70. Sieben, und da Daniel jetzt eben ſo viel weiß, erklärt er ihm die große 70. Sieben, daß er ſie in 7. Sieben und 62. Sieben und Eine Sieben theilet, und deutet. Wie alſo hier im Kleinen die Überſetzung abgehen möge, ſo bleibt, dünkt mich, der Hauptabſchnitt ſichtbar, und Herr Michaelis alſo, der nur von hinten nach der Erfüllung und nach ſeines Einen Caſſelſchen Codex bloßer Buchſtabenhineinkünſtlung rechnet, hat nicht blos die ganze Sammlung der Ab-

schriften, sondern den Zusammenhang gegen sich. In dem er nun Jahre kettet und hinter einander ordnet, die unter einander stehen sollen, begehet er offenbar (jeder unpartheyische Leser lese im Zusammenhange) den Fehler, den jener gelehrte akademische Baurensohn begieng, wo drey Eyer sind, sind auch zwey Eyer: Nun aber 3 + 2. sind 5. — — Also — — Und man weiß, wie der Vater ihn abfertigte.

422 Überdem ists unbegreiflich, wie Herr Michaelis den terminus a quo, von dem die 70. Sieben gehen, von der Zeit rechnen könne, da Daniel betet. Wenn Herr Michaelis das ganze Kapitel im kritischen Kollegium erklärte, fand er v. 2. daß Daniel „in den Büchern auf die Zahl der Jahre merkte, davon der Herr geredet hatte zum Propheten Jeremia, daß Jerusalem sollte wüste liegen siebenzig Jahr!" Nun fängt er an zu beten, und der Engel kommt, ihn auf sein Gebet über die Siebzig zu unterrichten — — über welche Siebenzig? Natürlich über die er betet, das sind „die des Propheten Jeremias": Denn der Engel sagt ja selbst, daß er ausgesandt worden, da du anfiengst zu beten, „d. i. da du Jeremias lasest, und dich über die 70. kümmertest." Bleibt nun wohl der mindeste Zweiffel, daß diese 70. vom Wort des Herrn an Jeremias gerechnet werden müssen? Und so gleich geht der ganze Calcul und Prophetentalent Michaelis hier verlohren.

Beyde Gründe dünken dem Recens. schon hinreichend und fast unwidersprechlich, daß Herrn Michaelis Hypothese — — Nichts sey, und er darf also nicht einmal zu historischen Zweiffeln seine Zuflucht nehmen, ob das Zeitalter der Seleuciden für die Juden das gewesen, was M. will? ob seine politischen Einfälle von Berlin unter Friedrich, so wie das Andre von Straßburg unter Frankreich, Stich halten? Ob denn Usserius Rechnung Daniels Rechnung sey? u. s. w. Auf das alles darf und soll man sich nicht einlassen; gnug, Philosophisch, Kritisch, Exegetisch, ist überall Ungrund und Unzusammenhang.

Aber nun, welche Auslegung wir geben? Mussten wir denn; dörfen wir denn welche geben? Ist denn ein Zeitungsschreiber Prophet? oder gar neuer Gabriel, der den Propheten lehre?

Allein, daß Einmal der Sinn dieser Worte sehr deutlich werde, und schon jetzt werden könne, glauben wir sehr. Und daß es gewiß ein ganz Andrer seyn werde, als der gemeine, oder dieser neue unsrer neuen Propheten dörften wir auch vermuthen — — manum de tabula!

423 Uebrigens ist diese Schrift ungemein weitläuftig, und wir getrauten uns, was Herr Michaelis in 70. sagt, in 7. sagen zu wollen. Auch mit sehr viel fremden Sachen überschwemmet, die man hier nicht suchen sollte; die Visite des D. Pringle, die Weissagung, daß Frankreich Strasburg einmal verlieren werde u. s. w. mögen Proben

seyn. Der Ton ist: sich selbst alles ungemein verzeihend, und überhaupt sehr abstehend von der nur zu kurzen und dunkeln Erklärung des Engels selbst! hätte der sich doch mehr und heller erklärt; nur ein Achttheil von Herrn Michaelis Ausführlichkeit! Aber leider! dem guten Engel Gabriel wurden keine Bogen bezahlt; daher sprach er — — leider nur Worte!

London.

Philosophical Transactions. Vol. LX. For the Year 1770. 4to. 15 S. Sewed. Davies 1771.

Mathematick und Mechanick.

Wir wollen unsern Lesern nur kurze Anzeigen der in 424
diesem Fache vorkommenden Artickel liefern. Der 24ste enthält einige Vorschläge von Herrn Rowning, zu Errichtung einer Maschine, wodurch man die Wurzeln der Gleichungen durchgängig finden könne. Des Hrn. v. Segners Methode im 7. B. der Petersburger Akademie diese Gleichungen zu finden, und der Wunsch, den dieser Gelehrte that, daß ein Instrument möchte da seyn, die krummen Linien sogleich durch mechanische Bewegung zu verzeichnen, hat zu diesem Traktat Gelegenheit gegeben. Herr Rowning hat seine Maschine bereits der Gesellschaft präsentirt, und das günstige Schicksal der Wissenschaften wolle, daß sie bewährt erfunden werde. Ferner hat Herr Price, von dem wir schon die große Abhandlung von den Observations on reversionnary Payments haben, hier der Gesellschaft Beobachtungen über die wahre Methode den Werth des Heimfalls bey längerem Leben zu berechnen, vorgelegt. Er zeigt darinn die Fehler bey dem System des Herrn de Moivre, und beweißt, daß Simpsons Methode blos zu brauchen sey, wenn beyder Personen Leben gleich angenommen werde. In dem 36sten B. giebt Herr Landen einige neue Theoreme, gewisse krumme Linien zu berechnen. Die Lehrsätze des Herausgebers von Cote's Harmonia Mensurarum findet er zu complicirt, und würklich wird nach seiner Methode alles ungemein erleichtert. 43ster B. Ein Brief an Herrn Jakob West Esq. den Präsidenten der Königl. Gesellschaft, der zwanzig Fälle der Societäts-Rechnung enthält, von J. Robertson. 425
Im Astronomischen Fache beschäftigen sich die meisten Abhandlungen mit Beobachtungen über den Durchgang der Venus 1769. und einigen andern, worunter man nach Herrn Winthrops Beobachtungen in Neuengland, in einem Briefe an Dr. Franklin, Mallets Brief an Dr. Bevis, den Durchgang der Venus von Ponoi aus beobachtet, (wovon zwar das meiste schon in den Petersburger akademischen Schriften enthalten ist) Ferner, Hrn. Pingre's Beobachtungen vom Fort Royal auf Martinique und dem Cap François auf der Insel St. Domingo, einiges über den ersten Trabanten des Jupiters auf Madera, von Dr. Heberden,

über den Durchgang des Mercurius in Penſylvanien, und den Durchgang der Venus in Californien beobachtet, findet.

Eben daſelbſt.

Wensley Dale; or, Rural Contemplations, a Poem. By Thom. Maude. Price 2 S. 6 d.

Dies Gedicht führt ſeinen Namen von Wensley Dale, einem Landſitz des Herzogs von Bolton, zehn Engliſche Meilen von Richmond, und vier von Middleham in Yorkshire. Der Verf. hat es zum Beſten des Spitals zu Leeds herausgegeben, und es iſt der Herzoginn von Bulton zugeeignet. Seit der Erſcheinung des Deserted Village, iſt uns noch kein Dichter vorgekommen, der ſo glücklich in die correkte Sprache und harmoniſche Verſification Popes eintritt, wie dieſer. Es enthält ländliche Schildereyen, und ſittliche Empfindungen, und wir glauben mit dem Verf., daß darzu Wensley Dale ſo gut den Stoff hergeben könne, als die Ufer des Arno, oder der Hayn zu Windſor. Das Gedicht wird ferner durch einige in den Noten angegebne bisher unbekannte Anekdoten von Newtons Leben merkwürdig. Dieſer große Mann war hier in der Nähe von Woolzhorpe von dürftigen Eltern geboren. In ſeiner Jugend hütete er die Schaafe, und machte dem Knecht das Thor auf, wenn er zu Markte fuhr. Ein Edelmann der daſigen Gegend fand ihn auf dem Feld mit einem Compendio der praktiſchen Geometrie be-
426 ſchäftigt; und dieſe Entdeckung war der Zeitpunkt, wo ſich ſeine große Talente zu entwickeln anfiengen. Man gab ihm nunmehr den gehörigen Unterricht in den Schulen. Von ſeiner Gelaſſenheit führt der Verfaſſer ein merkwürdiges Exempel an. Newton hatte einen kleinen Hund, den er von ohngefähr auf etliche Minuten in die Stube verſchloß. Als er zurückkam, fand er, daß der Hund indeſſen auf den Tiſch geſprungen, den Leuchter umgeworfen, und dadurch ein Manuſcript in Brand geſteckt hatte, das die Frucht von Jahrlangen Arbeiten und Berechnungen war. Der ganze Verweiß, womit er den Schuldigen angieng, war dieſer: du armer Schelm weiſt wohl den Schaden nicht, den du mir zugefügt haſt. Eine Gelaſſenheit, der ſich mancher wohlbezahlte Moraliſt auf Kanzel und Katheder nicht rühmen dürfte!

Berlin und Stettin.

Allgemeine deutſche Bibliothek Des ſechzehnten Bandes, erſtes Stück. 1772. 8. 342 S.

1.) Knorrs Deliciae Naturae selectae, oder auserlesnes Naturalienkabinet, fortgeſetzt von deſſen Erben, beſchrieben von Müller, mit einer franzöſiſchen Überſetzung von Blaquiere. 2 Theile. Wird als eins der wichtigſten Werke angeprieſen, die uns Nürnbergiſche Künſtler geliefert haben. Zeichnung, Malerey,

Druck und Papier, erhalten das verdiente Lob; wie auch die Fr. Übers.

2.) Schlegels Batteux, dritte Auflage. Wir empfehlen diese Recension allen jungen Leuten, die ihr Gefühl des Guten und Schönen zu entwickeln streben. Hier werden ihnen die Fesseln abgenommen, in die ein hergebrachter Unterricht der schönen Wissenschaften sie schmiedet. Auch hoffen wir, daß manchem Lehrer das Herz dabey schlagen soll, wenn er nur einigermassen fühlbar ist. Den Sand aufgeraffter Formeln und Floskeln, gaffenden Jünglingen vom Katheder in die Augen zu werfen, dazu brauchts weder Genie noch Talent; aber mit ihnen durch die Gefilde der 427
Natur, durch die Säle der Kunst zu wandeln, und an ihrer Spitze, mit ihnen nach Festigkeit, Bestimmtheit und Wahrheit der dunkeln eingebohrnen Gefühle zu suchen! Gott sey Dank, daß wir in Deutschland solcher Männer nicht mangeln.

3.) Histoire de l'Academie des sciences et des belles lettres. Année 1763. Bündiger Auszug.

4.) Tissot, von der Epilepsie, doppelt übersetzt, ist eigentlich der dritte Theil der Abhandlung von Nerven und Nervenkrankheiten. Herrn Tissots Lehre wird kurz und faßlich vorgetragen, dagegen so gründlich als bescheidene Einwendungen gemacht.

5.) Hommelii Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium neque tamen legibus decisarum. Edit. 3. Viele Observationen, sagt der Recens. sind merkwürdig, gründlich, neu, oder doch mit neuen Beweisen unterstützt. Bey manchen aber haben wir auch diese Eigenschaften vermißt. Es werden darauf Zeugnisse dieses Urtheils angeführt. Insonderheit beklagen sie sich mit Recht über die inkonsequente, unpolitische Art, (von der Moralität wollen wir gar nicht reden) mit der Herr Hommel über die, dem menschlichen Geschlecht so wichtigen Punkte, so hindenkt, hinschreibt.

6.) A. de Haen, Pars XIII. rationis medendi. ausgezogen, geprüft, hier und da widersprochen.

7.) Manstein, Memoires historiques politiques et militaires sur la Russie. Nebst zwey Übersetzungen. Kurzer Lebensauszug des Verfassers, und Urtheil über des Herausgebers, Herrn Hubers, Verbesserungen, wie auch über die Übersetzungen.

8.) Lonchamp, Entwurf einer gelehrten Geschichte Frankreichs, aus dem französischen, 1. Th. unter der Aufsicht und einer Vorrede von Klotz. Dieser Arbeit wird eben nicht in Ehren gedacht.

9.) Die Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf den Reisen durch Europa, Asia und Africa, von Schulz, 1. Theil. Herr S. ist einer der 428
schlechtesten Mißionarien, die jemals Völker verwirrt haben.

Die Judenbekehrung ist sein Zweck, und das Talent, das ihn dazu beruft, seine Fertigkeit Hebräisch zu sprechen, und was dazu gehört. Übrigens ohne Gefühl, von dem was Mensch sey, was das Bedürfniß sey, das vor der Erweckung vorhergehen muß, woher es entspringe, wie ihm durch Religion abgeholfen werde. — — Er läuft durch die Welt, bellt die Juden an, die meistens gescheiter sind, als er selbst; beißt sich mit ihnen herum, richtet nichts aus, erbaut die guten Leute, die ihn dagegen mit Essen und Trinken erquicken ꝛc. Daß doch alle Missionsgeschichten Satyren auf sich selbst seyn müssen!

10.) Jakobi sämmtliche Werke. 2. Th. Man wundert sich, daß ein Autor, den, wie er selbst von sich prädicirt, ein sanftes, empfindliches, wohlthätiges Herz mehr als alles beglückt, der in einem elisischen Kreise lebt und geliebt wird, daß sich der so ängstlich bekümmert, ob die, so draussen sind, ihn lieben oder hassen; daß er, der seine Lieder selbst als Spielwerk karakterisirt, um den Beyfall einer Nation geitzen mag; gewiß ist es sonderbar, daß Herr Jakobi bey seinem feinen Gefühl, den Hauptzug des Caraktèrs seiner großen französischen Vorfahren, den Zug, der ihren Productionen den eigentlichen Werth gab, nicht erkannt zu haben scheint, weil er sich keineswegs von dieser Seite nach ihnen bildet. Die ersten unter ihnen recitirten ihre Sachen nur bey Gelagen, in muntern Kreisen, erlaubten kaum und selten eine Abschrift, und so bewahrten sie ihre niedlichen Kleinigkeiten vor dem tödtenden Titel: Werke, und sich vor der steifen freudenwidrigen Ehre, als Autoren begafft zu werden.

11.) Tractatus juris Germanici de juribus Judaeorum auctore Gatzert. Der Verf. schränkt sich hauptsächlich auf die Hessen-Darmstädtische Rechte ein. Der Rec. macht Einwendungen, die uns für eine Civilmaterie zu philosophisch dünken. Die fürtreflichsten Grundsätze abstrackter Wahrheit, lassen sich zu Entscheidung der
429 verwickelten Fälle, unsers gegenwärtigen zusammengesetzten Lebens nicht anwenden. Die Abweichung von der Natur kann nicht nach Naturgesetzen beurtheilt werden, denn da sind wir gleich fertig: es taugt nichts, heißts da. Wenn wir es aber doch einmal nicht abthun können, so müssen wir die Abweichung aus sich selbst, und aus ihren eignen Regeln beurtheilen, so grillenhaft und ungleich sie auch seyn mögen.

12.) Creutz-Oden. Zwey Bände. Ein Denkmal dem Abgeschiednen im Vorhof des Tempels der Musen aufgerichtet, das ihn als Dichter für alle Lobreden schadlos hält. Es ist mehr selbstständiges Werk als Recension, und es wird kein denkender Geist, kein fühlendes Herz dazu treten, ohne mit dem innigsten Intuitionsvergnügen lang um dasselbe zu verweilen.

13.) Anmerkungen über den Anakreon. Es

mag für einen jungen Menſchen gut ſeyn. Doch bleibt dieſe Art, die Alten zu leſen und zu erklären, immer die ſchlechtſte.

14.) Moscati von dem körperlichen weſentlichen Unterſchiede zwiſchen der Structur der Thiere und der Menſchen. Rede. Paradoxen, denen noch dazu das Verdienſt der Neuheit fehlt.

15.) Erpenii arabiſche Grammatik abgekürzt ꝛc. von Michaelis. Sie iſt, ſagt der Recenſ. wie uns dünkt, für ſolche, die vom Arabiſchen mehr lernen wollen als die Anfangsgründe, und es allenfalls mit Hülfe des Golius aufs Hebräiſche anwenden, zu kurz und unvollſtändig; zum akademiſchen Gebrauch hingegen, um die erſten Anfangsgründe draus zu lernen und zu lehren, zu weitläufig.

16.) Mosheims Sittenlehre der H. Schrift, 9. und letzter Theil, von Miller. Wir beſitzen, ſagt der Rec. an dem Werke einen Schatz geſammelter und berichtigter moraliſcher Erkenntniſſe. Doch macht er die Anmerkung: „Daß die Vermiſchung der politiſchen Moral und der chriſtlichen, ſo viel unbeſtimmte Urtheile veranlaſſe.“ Jede menſchliche Moral, wovon die politiſche ein Zweig iſt, muß nothwendig der chriſtlichen widerſprechen. Wenn wir a priori ſchlieſſen, ſetzen wir Natur, natürlichen Menſchen ohne Offenbarung, einen Heiden voraus, und 430
wie unbibliſch iſt es zu behaupten, die offenbarte Lehre könne mit ihr in eins verſchmolzen werden. Eben ſo wenig können wir mit denjenigen übereinſtimmen, die erſt eine menſchliche Moral zum Grunde legen, und dann Religion oben aufſetzen.

17.) Bibliotheca botanica auctore Haller. Der Einrichtung nach kommt ſie mit dem vor 20 Jahren von dem Verf. gelieferten Methodo studii medici überein. Was aber ſolch ein Werk unter den Händen ſolch eines Manns in zwanzig Jahren werden könne, braucht keiner Worte. Dieſer erſte Theil enthält die Schriftſteller der Botanik.

18.) Wielands Grazien. Es iſt uns bey dieſer Recenſion, die Wielanden abermals wegen der Sittlichkeit Vorwürfe macht, er zeichne Gegenſtände, wovon die Grazien die Augen wegwenden würden, die Stelle Plutarchs eingefallen: χαρις γαρ — ἡ του θηλεος ὀπειξις τω ἀρρενι, κεκληται προς των παλαιων. Was kann Wieland dafür, daß ſeine Landsleute ſo wenig altgriechiſches Gefühl haben.

19.) Histoire de l'Academie Royale Année 1769. wie oben No. 3.

20.) Urlſpergers Verſuch einer genauern Beſtimmung des Geheimniſſes Gottes und des Vaters und Chriſti. Der Recenſ. beklagt die verlohrne Mühe eines denkenden Geiſts, und liefert eine kurze Geſchichte der Lehre. Wir würden bey allem dem, dem Verf. Dank wiſſen, wenn er rein, philoſophiſch, hiſtoriſch, exegetiſch,

oder mystisch diese Materie abgehandelt hätte. Wer hier näher bestimmen wollte, müste vor allen Dingen die unbiblischen Ausdrücke wegwerfen, durch die die meiste Verwirrung entstanden ist. Wollte irgend ein speculativer Kopf wieder in diesem Geheimniß grübeln, so bitten wir ihn, eine Geschichte nicht der äusserlichen Ausbreitung, sondern der innerlichen Entstehung der Lehre, aus der Tiefe heraus zu heben.

Kurze Nachrichten schliessen das Werk, wie gewöhnlich.
431 In einer angehängten Nachricht ans Publicum aber wird Herr Boysen, mit den angedrohten Beweisen und nachtheiligen Anekdoten aufzutreten, ausgefordert — — Wann wird das enden!

Manheim.

Hirtenbrief S. H. G. des Bischoffs von Speyer, an seine Geistliche. 1772. 4. 44 S.

Diese Blätter haben wir mit einer reinen, von dem hohen Stand ihres Verfassers unabhängigen Ehrfurcht durchlesen. Es ist ein wahrer Hirtenbrief, der Hirten und Heerden glücklich machen kann, wenn er befolgt wird, und wir wünschen, daß er tief in die Herzen der Geistlichkeit, für die er geschrieben ist, eindringen möge. Überall herrscht darinn tiefe Einsicht, Kenntniß des menschlichen Herzens, Billigkeit, und Eifer die Religion auf ihren Hauptzweck, die Tugend und guten Sitten zu lenken. Im ersten Theil werden den Diöcesanen Vorschriften ertheilt, wornach sie ihre Lehren und ihren Wandel einrichten sollen. Selbst gute Christen zu seyn; das sey ihr Wandel: und ihre Lehre; Geist und Wahrheit. Es wird ihnen sonderlich empfohlen, die Gemeinde nicht mit den in einigen Orten so gewöhnlichen Mährgen zu plagen; sondern vielmehr den Dienst der Heiligen in gemäßigten und dem Dienst Gottes unschädlichen Schranken zu halten, und sich eifrigst zu bestreben, in ihren Lehren faßlich und rührend zu seyn. In Ansehung des States sollen sie sich in keine weltliche Händel mischen; bey Collisionen mit der bürgerlichen Gewalt blos berichten, das Volk eifrig zum Gehorsam vermahnen; In Ansehung der umherliegenden Protestanten endlich, sollen sie sich friedlich und sanftmüthig betragen; und, wenn sie die Ausbreitung ihres Glaubens wünschen; dabey wissen: daß Gelassenheit, Erbauung, Gebet und Thränen, und eine bewährte Lehrart die einzigen Waffen sind, deren die Kirche sich bey solchen Umständen bedienen soll. — Einige aus den Grundsätzen der Catholischen Kirche fliessende Sätze, die in der Reihe des Vortrags unentbehrlich, und in der Lage, in welcher diese
432 Bogen geschrieben worden, unvermeidlich waren, werden insbesondere, mit so bescheidenen Ausdrücken vorgetragen, daß wir manchen Protestanten solche Mäßigung wünschten. Wir empfehlen diese Blätter allen denen, die Geist des Christen-

thums gnug haben, um die Ausbreitung christlicher und Gott gewiß wohlgefälliger Duldung, mit Freuden zu sehen, und mit Wärme zu wünschen.

Lemgo.

Predigten für Jünglinge von Dr. Wilhelm Dodd, Prebendarius von Brecon und Königl. Hofkaplan. Aus dem Englischen übersetzt von J. C. Velthuysen, Prediger in London. In der Meyerschen Buchhandlung 1772.

Es gehört dies Buch zu den unnützen Produktionen, 433
die aus guter Absicht von Anfang der erfundenen Buchdruckerkunst, gefunden Menschenverstand und wahre Empfindung nicht gerade verdrungen, aber doch in ihrem Gang beschwert haben. Da man Predigten fürs Frauenzimmer hatte, so ist es begreiflich, wie einer sich hinsetzen, und Predigten 20
für Jünglinge zuschneiden kann. Es liegt großer Vortheil in dem Umstand, ein bestimmtes Auditorium zu haben, oder sich bestimmen zu können; und von dieser Seite ist es dem Prediger nicht zu verzeihen, wann er diesen Vortheil nicht genutzt, sondern ihn nicht einmal scheint geahndet zu haben. 25
Er spricht so schön queerfeld ein, als ob er gerade mit niemand rede, und warlich diese moralische zum Glück noch kurze Brühen, sind eher für alte Weiber als Jünglinge genießbar. Es sind 18 Predigten von allerley schönen Pflichten. Aber wie stehts ums Vehikulum, diese 18 Predigten jungen Leuten 30
lesbar zu machen? Hier herrscht nichts als Kälte des Vortrags, dogmatische Satzung von allgemeinem Verderben, loci communes von Buße und Besserung. Nicht die geringste gesunde Philosophie im Dogma, und ihre Anwendung durch Kenntniß des Herzens in rührenden Gemählden, Über- 35
raschung der Empfindsamkeit, Benutzung des Augenblicks, Verfolgung der Vorurtheile des Alters durch die geheimsten 434
Gänge, und was dem ähnlich sehen möchte. Yorik schrieb keinen Zettel auf seine Predigt vom verlohrnen Sohne: Höret, sie ist für Jünglinge! Aber man vergleiche, was der Text einem Mann von seinem Geist und Herzen 5
eingab, und sehe dieses Herrn Dodds zweyte Predigt über eben dieselbe Worte. Einem jeden moralischen Geleyer sind hinten sogenannte Anekdoten oder Beyspiele aus einer Acerra angehängt. Alles ist aber so kraft- und muthlos eingetragen, und ohne Gesicht und Gestalt hingestellt, daß wir 10
den Jüngling zu sehen wünschten, der von so scharfen oder so schläfrigen Sinnen seyn möchte, diese Abhandlungen und die schönen Tugend- und Lasterbilder in Blut zu verwandeln. Herr Velthuysen, Prediger zu London, meynt demohngeachtet, daß, wenn die jungen Leute den Herrn Dodd 15
und die Gellertsche Moral fein gelesen haben, es ungleich besser um die heutige Welt stehen würde, die, wie wir alle wissen, einmal im Argen liegt.

Leipzig und Hanau.

Die wahre Bildung vornehmer Personen in richtigen Grundsätzen und lehrenden Beyspielen entworfen. Erster Theil. Bey Gotthelf David Schulz, 1772.

437 Wir wollen bey dem wichtigsten Theile des Buchs anfangen, und das ist hier Druck und Papier. Herr Schulze verdient allerdings alle Aufmunterung, daß er, so selten es bey Buchhändlern hiesiger Gegend ist, etwas aufzuwenden, was zur Sauberkeit und äusern Schönheit beyträgt, wirklich hier so viel geleistet hat, als man von ihm fordern kann. Aber leider ist der gute Mann von seinem Autor übel berathen worden. Das ganze Büchelchen besteht aus abgebrochenen Geschichten, die man in jeder Acerra und Florilegio findet, im trokensten Ton, und der steifesten Übersetzung, mitunter Grundsätze eingemischt, wo man bey ihrer Treuherzigkeit und Einfalt wirklich nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. Wir wollen einige Abschnitte zur Probe hersetzen: „Ein Fürst muß vermählt seyn. Der Ehestand ist ein rühmlicher und herrlicher Stand. Fürstinnen, vornehme Damen, und verheyrathete Frauenspersonen überhaupt müssen ihre Gatten aufrichtig lieben. Vermählte Fürstinnen und vornehme Damen müssen vorzüglich eingezogen leben.
438 Von den wichtigen Pflichten fürstlicher und andrer Ehegattinnen während ihrer Schwangerschaft. Schwangere Personen verdienen Achtung, Schonung und Ehrerbietung. Von den Pflichten fürstlicher Mütter nach ihrer Entbindung." Eine Probe von der Ausführung: S. 113. „die Pflicht einer jeden fürstlichen und andern Mutter verbindet sie in ihrer Schwangerschaft mit langsamen und gesetzten Schritten einherzugehen, und verbietet ihr zu laufen, zu springen, und sich zu durchhitzen. Denn, wenn sie auch ihr eignes Wohl nicht sorgsam macht, so muß sie wenigstens für das Wohl ihrer Leibesfrucht pflichtmäßige Sorge tragen. Je kostbarer ein nützlicher Saft und je subtiler und zerbrechlicher das Gefäß ist, in welchem er aufbewahrt wird, destomehr Gefahr hat man zu fürchten. Sollte daher eine Mutter nicht für die Seele ihres Kindes, die sich in dem Innersten ihres Leibes befindet, besorgt seyn, für eine Seele, deren Werth über alle Schätze beyder Indien unabsehlich weit erhaben ist? Wenn ein Weingärtner einen Weinberg pflanzt, so führt er zu dessen Sicherheit einen Zaun um denselben." Wenn sich nun irgend noch ein böser Mensch finden sollte, der an alles das nicht glauben möchte, dem wird mit alter und neuer Historie sattsam begegnet.

Göttingen und Gotha.

Landbibliothek für Deutsche. Erster Theil, 8. 1772. 238 S.

Auf dem Land, in der nähern vertrauten Bekanntschaft mit der Natur, braucht man weniger Bibliothek, als irgend

anderswo; wenn man nicht den Stadtgeist mitnimmt. Arbeit, Familienvergnügen, Landfeste, Genuß der Geschenke der Natur, Blick in die herrlichen Scenen der Schöpfung, Umgang mit dem unverdorbenen Landvolk, menschenfreundliche Sorgen der Wohlthätigkeit können jede Stunde genug beschäftigen, und bleibt doch eine übrig zum Lesen, so wollten wir keine andre Schriften anrathen, als die, die etwa in den Landbeschäftigungen Unterricht geben, oder geschickt sind die guten, einfältigen, ungekünstelten Empfindungen reiner Seelen zu unterhalten, einen Yorik vor allen, einen Goldschmith und die ihnen gleichen. Die Landbibliothek, die wir vor uns haben, ist in einem ganz andern Geschmack geschrieben. Elende Poesien, einige von Hagedorn ausgenommen, schwache, aus dem Wind gegriffene Reflexionen über fast lauter Städtische Verhältnisse, matte Erzählungen und platte Satyren, das sind die Ingredienzen dieser elenden Rhapsodie. Der Verfasser muß ein sonderlicher Feind des Adels seyn, denn alle Blätter sind voll von schaalen Anspielungen oder Neckereyen dieses Standes. Diese abgenutzte Spöttereyen sind aber fast eben so eckelhaft, als der Ahnenstolz selbst. Die meisten Deklamationen über den Adel fliesen aus einem weit ärgern Stolz, als der ist, gegen den sie gerichtet sind. Der, der den Adel bekehren, oder Achtung und Ehrfurcht von ihm erzwingen, oder sich über ihn hinaus setzen will, der hat keine andre Wahl als: sich Verdienste genug anzuschaffen, daß er ihn nicht braucht, und seine Verachtung nicht fühlt. Übrigens halten wir es für unsere Pflicht, alle diejenigen, die glücklich genug sind auf dem Lande leben zu können, und diese Lebensart mit wahrer Intention wählen, vor diesem Buche zu warnen. Wer auf dem Lande vergnügt und glücklich leben will, muß eine reine, gerade denkende Seele mit bringen, die mit Gott, mit sich und mit der übrigen Welt Friede hat, und sein Gefühl muß noch so unverhärtet, so wahr seyn, daß ihm kein Reiz der Natur entwischt, kein anderer gefällt. Ein solches Herz aber wird nicht eine viertel Stunde in dieser Bibliothek mit Wohlgefallen blättern können! — Wer nur auf das Land geht, weil er nirgend lange aushalten kann, nirgend mit sich zufrieden ist, der mag endlich freylich lesen, und thun, was er will!

Berlin.

Vom historischen Glauben, von C. J. D. 1772. Auf Kosten des Verfassers. 8. 284 S.

Wir wollen die Absicht und den Plan von diesem Buche unsern Lesern selbst vorlegen, und uns nachher mit ihnen über die Ausführung desselben, wie sie geschehen, und ob sie so geschehen sollen, unterreden. Herr Damm sucht hier die Göttlichkeit der H. Schrift zu bestreiten. „Ferne, sagt der Verf. in der Vorrede, muß das Vorurtheil von uns seyn, als wären alle diese Stücke, die wir die Bibel nennen,

eine göttliche Offenbarung. Es sind gute menschliche Bücher, die großen Theils, aber nicht durchgängig mit einem besondern Beystande Gottes abgefasset sind. Die aufmerksame Vernunft, und die unverfälschte Hochachtung gegen Gott und gegen die wahre Religion, muß es beurtheilen, in wie ferne diese Bücher göttlich sind. Sie sind nicht der Grund der wahren Religion, sondern sie sind eine nützliche Handleitung zu derselben, in so fern sie zur allgemeinen wahren Religion dienen können." Auf der 276sten Seite sagt er ferner: „Alle diese Schriften sind menschliche Schriften: sie machen keine Wahrheit, sondern in so ferne sie Wahrheit in sich haben, zeugen sie mit von derselben; so wie alle andre gute menschliche Bücher. Man kann sich nirgend auf dieselben, der gesunden Vernunft zum Trotz berufen; vielmehr die gesunde Vernunft ist der Richter und Beurtheiler, in wie ferne sie Wahrheit und Göttliches enthalten. Daher fällt das beschriene kanonische Ansehen von selbst weg." Als Glaubensbekänntniß des Herrn Damm, mag dieses gelten, und die Deutlichkeit und Nacktheit, worinn er es vorträgt, mag bey billigen Beurtheilern wenigstens ein Zeugniß für ihn ablegen, daß er keine hämische und versteckte Absichten gegen die Offenbarung hege; Allein, muste dies Glaubensbekänntniß vor den Augen des Publikums abgelegt, in deutscher Sprache geschrieben, in dieser planen Schreibart abgefaßt, und mit Reformatorgeist, mit Rücksicht auf Modelung des Glaubensvortrags in die Welt geschickt werden? Wir kennen, aufrichtig zu reden, das Auditorium nicht, dem diese Schrift bestimmt ward. Für Gelehrte und Denker soll es hoffentlich nicht seyn; denn sonst würden die Behauptungen nicht so zuversichtlich, die mancherley Erklärungshypothesen nicht so gerade ohne allen Beweis untereinander hingestellt, und
441 überhaupt der Geist der Schriftsteller nicht in homiletischer Paraphrase, oder willkührlicher Deutung und Erklärung weggespült seyn. In Ansehung des ungelehrten Lesers war es unverantwortlich, so leichtsinnig und oft ohne Geist, alle Bücher des A. T. mit ihm durchzugehen, und mit einer Dreustigkeit, die bey schweren Lesarten eines Theokrit, Homer oder Shakespeare unverantwortlich wäre, Interpolationen zu zeigen, Absicht des Verfassers, Plan, Skeletirung u. dgl. darzulegen, — wo der scharfsinnigste Geist die Hand auf den Mund legen muß. — Vor dem Richterstuhl der Vernunft des hocherleuchteten 18ten Jahrhunderts, wird das Ansehen der Schrift dahin gewürdigt, daß diese Bücher nicht von Gott eingegeben, sondern von Menschen, unter göttlicher Direktion und Bewahrung vor Fehlern, seyen abgefaßt worden. Wir fragen aber diese Vernunft, wenn sie auf die Hand des Allesregierenden aufzumerken vermag, ob in dem ersten oder letzten Grad der Inspiration, Gott nicht überall sey, und dieser menschliche oder göttliche Ursprung am Ende nicht auf eine Logomachie hinaus lauffe? Gesetzt, diese Herren könnten

eine neue beſſere Glaubensförmelung erfinden, ſo zweiflen wir nur, ob ſie es als einzelne Bücherſchreiber, oder mit Hülfe der Obern, durch Concilien der Doktoren u. ſ. w. nicht ins Werk ſetzen müſten? und würde am Ende dem Volk zur Annehmung dieſer Formeln nicht das göttliche Anſehen und der Urſprung derſelben, gelehrt werden müſſen, wie wir aus der Geſchichte jeder alten Geſetzgebung wiſſen? Dies alles iſt bey unſrer Religion geſchehen, und ſie ſollten Gott auf den Knien danken, daß er das Gras hat wachſen laſſen, ehe ſie es wachſen gehört haben. Sie geben uns doch zu, daß es wenigſtens in jedem Lande nothwendige Policeyanſtalt ſey, eine Art von öffentlichem Glaubensvortrag zu haben; ſie wiſſen, daß alle Lehrer auf Kanzel und Katheder, durch Eid verpflichtet ſind, ſo und nicht anders zu lehren; und ſie ſtehen öffentlich auf, nicht in gelehrten, ſondern in populären Schriften ſich gegen dieſen Glaubensvortrag aufzulehnen, den ſie doch, wenn auch ihre Meynung gegründet wäre, wenigſtens als Policey verehren ſollten. Welchen Namen ſoll man dieſem menſchenfeindlichen Eifer geben? Sie ſehen bey Brahmanen, 442
Schamanen, Gebern und Sineſen überall die Fäden der Wahrheit, durch die ſonderbare Textur ihrer Religion durchziehen, und nur bey uns erkennen ſie ſie nicht in dem Vorhang des Allerheiligſten. Sie ſagen und beweiſen uns, daß dieſer Baum des Erkänntniſſes durch ſo mancherley Jahrhunderte, und Sekten, und Dogmen, und Concilien habe müſſen verſchnitten, angebunden, ausgeputzt, gezogen, genährt und gepflegt werden, bis er in dieſer Geſtalt erſchienen ſey. Und iſt er nun auf einmal zu alt, oder hat er nicht vielmehr jetzo das Alter, das er nach ſo vielen Veränderungen haben muſte, — und ſollte? Wir haben oft bey Herrn Damm geſunde Vernunft, aber ſelten Erklärungsgabe, vielweniger das ſympathetiſche Gefühl des Dichters bemerkt, mit dem man alle Morgenländer leſen muß; und was uns am meiſten verdreuſt, ſo iſt überall die Begierde ſichtbar, der jetzigen Dogmatik, oder der vor unſren Zeiten aus der Schrift gezogenen Glaubensvorſtellung einen Streich zu verſetzen; eine Abſicht, die nie bey irgend einer Bibelerklärung herrſchen ſollte. Wer ſeine Brüder liebt, und den Lauf der Welt ein wenig kennt, der wird fühlen, daß man mehr zum Wohl des Ganzen beyträgt, wenn man ſein eigen Feld in Frieden baut, ohne Projekte fürs allgemeine Wohl zu machen, und in allem Jahrszeit und Witterung abwartet.

Paris.

Les Systemes et les Cabales avec des notes instructives, ensuite la begueule et Jean qui pleure et qui rit. 1772.

Alle dieſe kleine Gedichte ſind von dem alten Dichter zu Ferney, und mit einer Munterkeit geſchrieben, die in Erſtaunen ſetzt. Das erſte, les Systemes, wird unſern

Leſern vielleicht ſchon aus den Zweybrücker Blättern bekannt ſeyn. Er macht ſich als Dichter über alle Syſteme luſtig. Thomas Aquinas, Scot, des Cartes, Leibniz, Spinoſa, Malebranche, und Maupertuis, und der Conſul Maillet, treten vor dem Vater aller Dinge auf:

443 Ça, mes Amis dit Dieu, devinés mon Secret,
Dites moi qui je suis, et comment je suis fait;
Et dans un supplement, dites-moi qui vous êtes.
Quelle force, en tout sens, fait courir les cometes;
Et pourquoi dans ce globe, un destin trop fatal,
Pour une once de bien, mit cent quintaux de mal.
Je sais que, grace aux soins des plus nobles génies
Des Prix sont proposés par les Academies:
J'en donnerai. Quiconque approchera du but
Aura beaucoup d'Argent, et fera son salut.

Spinoſa ſagt unter andern:

J'ai des plats Ecoliers, et des mauvais Critiques.

Eine ſehr große Wahrheit.

Endlich ſchickt Gott den Engel Gabriel auf die Welt, und befiehlt den Biſchöffen und Doktoren der Sorbonne alle Toleranz. Der Engel ſpricht:

Messeigneurs, leur dit il, le bon Dieu vous ordonne
De vous bien divertir, sans molester personne.
Il a sçu, qu'en ce monde on voit certains Savans
Qui sont, ainsi que vous, de fieffés ignorans:
Ils n'ont ni volonté, ni puissance de nuire:
Pour penser de travers, helas! faut il les cuire?
Un livre, croyés moi, n'est pas fort dangereux;
Et vôtre signature est plus funeste qu'eux.
En Sorbonne, aux Charniers, tout se mêle d'écrire:
Imités le bon Dieu, qui n'en a fait que rire.

Auf dieſes Gedicht folgen Noten darzu, worunter manche recht ſehr gute Anmerkungen ſind. — Les Cabales. Dieſe Verſe ſind insbeſondre gegen Mſr. Clement gerichtet, den hier der Verfaſſer als einen jungen Menſchen, als einen Schulmann und unmündigen Richter brandmarken will, ob gleich jedermann weiß, daß er nichts weniger, als ein junger Menſch iſt, und lange als Advocat in Paris mit Ruhm gelebt hat. Bekanntlich hat er gegen die Herrn de S. Lambert, de Lile, de Vatelet, le Mierre, und Dorat
444 geſchrieben. Den unbeſcheidnen Ton, und die Unwiſſenheit, die ihm V. hier vorwirft, haben wir nirgends in dieſer Schrift gefunden. Man iſt ſo ſehr an die erkaufte und einverſtandne Lobſprüche der Journale in Frankreich gewohnt, daß man jeden Widerſpruch derſelben für Meuterey und Bosheit des Herzens anſieht. Noch itzt iſt es alſo wahr, was Swift ſchon ſo lange geſagt hat: wenn ein franzöſiſcher Autor den andern tadelt, ſo muß er beſondre Urſachen

haben. Mr. le Mierre hat, wie wir zuverſichtlich wiſſen, wenigſtens das meiſte eingeſtanden, was Mr. Clement ihm vorgeworfen hatte, und andre competente Richter in Paris ſelbſt, ſehen es als ein Muſter einer geſunden und gründlichen Kritik an. Beyläufig bekommen die Herrn Agronomen und wohlthätige Schriftſteller einige kleine Lehren:

Assés de grands esprits dans leur troisiéme étage
N'ayant pu gouverner leur femme et leur ménage
Se sont mis, par plaisir, à regir l'Univers.
Sans quitter leur grenier, ils traversent les mers;
Ils raniment l'Etat, le peuplent, l'enrichissent;
Leurs marchands de Papier sont les seuls qui gemissent.

In den Noten des Mr. de Morza wird auſſer Mr. Clement, la Baumelle ſehr übel behandelt. — La Begueule iſt eine moraliſche Erzählung von einer jungen Frau, die ſich im Genuß des Überfluſſes ennuyirte. Sie denkt, ſie könne am Ende nirgends, als in einem Feenpallaſt wohnen, und ſie ruft deswegen die Fee Aline an, ſie in den Ihrigen aufzunehmen. Hier iſt alles zu finden, was die ausſchweifendſten Wünſche erdenken können, — nur an einer Kleinigkeit fehlts — an Mannsperſonen. Madame la Begueule ruft aus:

J'aime à regner, sur des hommes s'entend:
Ils sont tous nés pour ramper dans ma chaîne.
C'est leur destin, c'est leur premier devoir;
Je les méprise, et je veux en avoir.

Um ſie zu ſuchen, entſpringt ſie aus dem Feenpallaſt. Es wird Nacht, und ſie geräth an eine Hütte, wo ſie ein junger 445
geſunder Kohlenbrenner nicht ehe aufnehmen will, bis ſie ihm vorher den Lohn der Minne abgetragen hätte. In dieſer Verlegenheit erſcheint die Fee wieder und ſagt:

Ma chére Enfant rien n'est plus perilleux
Que de quitter le bien, pour être mieux.

Jean qui pleure et qui rit iſt ein vortrefliches Gedicht, wo der Verf. in Verſen ſagt, was man in Proſa bey ihm, in ſeinem Schloſſe zu Ferney, alle Tage hören kann. Wenn ich gut verdaue, ſo ſteht alles in der Welt gut, und wann ich nicht verdauen kann, ſo kann auch die Welt nicht beſtehen. Den Beſchluß macht eine artige Antwort des Abbé de Voisenon an den Verfaſſer, wo er ihm ſagt:

Vous ne mourés jamais; moi je meurs à toute heure;
Vous étes Jean qui rit, et je suis Jean qui pleure.

Gotha.

Vermiſchte Gedichte von J. W. von Beuſt, 1772. 4. 72 S. Zweyte Auflage.

Dem Herrn von Beuſt konnte ſein ärgſter Feind keinen ſchlimmern Streich ſpielen, als er ſich ſelbſt durch dieſe zweyte

Ausgabe seiner Gedichte, die er selbst veranstaltete, erwiesen hat. Wir waren vorher so unerfahren in der schönen Litteratur aus der galanten Schule des Philanders von der Linde, daß wir von der Existenz dieser Gedichte gar nichts wußten; und desto besser wäre es für den Hrn. Verf. gewesen, wenn es mehreren so gegangen wäre. Die paar Verschen aus einem Vaudeville, Fritz der Officier (das wir schon anderswo gesehen haben, wie auch die sogenannte pöbelhafte Satyre über die Wahrheit) diese in ihrer Art ganz leidliche Verschen ausgenommen, müssen wir gestehen, daß wir in der ganzen Sammlung, das Madrigal auf die Aderlas der klugen Melinde, und das Echo der alten Jungfer eingeschlossen, nicht eine erträgliche Zeile gefunden haben — Erträglich, das heist unsern Ohren,
446 zu Zeiten der Belagerung von Philippsburg; ja da mags ein anders gewesen seyn. Es ist uns wirklich leid, wenn ein schöner Name auf einer solchen Seite bekannt wird; aber, und sollten wir auch unter die Unchristen gerechnet werden müssen, die, wie des Herrn Verfassers Vorrede sagt, diese Gedichte schon in der ersten Auflage schlecht fanden, so könnten wir doch nicht loben, was wir erbärmlich fanden; das würde noch unchristlicher gewesen seyn!

London.

Bey F. Newberry kam kürzlich in zwey Taschenbändchen heraus: The younger brother, a Tale. — Shoot folly as it flies, And catch the manners. — Pope. Der Preis ist 5 Schilling.

Über diesen Roman drücken sich die Verfasser der Monthly Review so aus: Wenn wir bedenken, wie elend und schädlich die meisten Werke dieser Art sind; so finden wir uns verbunden, die gegenwärtige Schrift desto mehr zu empfehlen. Sie ist mit einer Laune und einer Weltkenntniß geschrieben, welche sie eben so angenehm als interessant macht.

Lausanne.

Le depositaire. Comédie en 5 Actes par Mr. de Voltaire. 1772. 8. 116 S.

449 Als Moliere seinen Tartuffe der Ninon vorlas, erzählte sie ihm eine ähnliche Geschichte. Diese ist bey diesem Stück zum Grund gelegt. Die berühmte Ninon hat selbst eine Rolle darinn: Ihr Tartüffe, Msr. Garant hatte eine große Summe durch Testament erhalten, welche er der geheimen Anweisung nach, die ihm gegeben worden, zween unehlichen Kindern des Testirers Gourville, ersetzen sollte.
450 Bey der Ninon war zu eben dem Entzweck auch eine beträchtliche Summe niedergelegt. Sie giebt sie gleich her, Garant aber will sie nicht heraus geben, sondern nachdem er gesucht hat, die beyden Söhne seines verstorbenen Freundes unter sich und mit Ninon zu entzweyen, will er die Ninon selbst heurathen und mit ihr seinen Raub theilen. Sie macht dem Betrüger Hoffnung, aber ehe er sichs versieht,

bringt sie ein zweytes Testament herbey, wodurch sie einzige Legatarinn wird, und also Garants schlimme Absichten vereitelt. Ninon und der junge Gourville haben nahebey einerley Karakter; ein reines gutes Herz, das, weil es rein ist, Freude, weil es gut ist, Geselligkeit liebt, und mehr aus Geschmack, als aus Gefühl tugendhaft ist. Reiferes Alter, Erfahrung, und ihr Beobachtungsgeist giebt der Ninon mehr Ernst und Festigkeit. Gourville zeichnet sich aber selbst:

Oui, je suis debauché, mais parbleu j'ai des moeurs.
Je ne dois rien, je suis fidéle à mes promesses.
Je n'ai jamais trompé, pas même mes Maitresses,
Je bois sans m'enivrer, j'ai tout paié comptant,
Je ne vais point jouer quand je n'ai point d'argent.
Tout marguillier qu'il (Garant) est, ma foi je le defie,
De mener dans Paris une meilleure vie.

Der alte Gourville ist:

Un precoce Caton de sagesse hebéte,
Occupé tristement de mistiques sistêmes,
Inutile aux humains et dupe des sots mêmes.

Sein Bruder will ihn zwar bekehren, und er sagt,

Je veux à la fin,
Pour le debarbouiller, en faire un libertin.

Aber er brauchte es nicht; der unbärtige Cato fällt in einer unachtsamen Minute von einem Fehler in den andern, und erkennt am Ende, und verbessert seine weise Thorheit. Garants Karakter kann man sich vorstellen; er ist aber weit weniger Heuchler, als Tartüffe; und in der That, hier liegt auch die schwache Seite des ganzen Stücks; obgleich das ganze Stück darauf gebaut ist. Die Laster des Tartüfs scheinen 451 auch der weitläuftigsten Moral abscheulich; Garants Verbrechen aber werden manchem mehr Weltklugheit als Verbrechen scheinen. Moliere wuste seinen Hauptkarakter weit besser ausstechend zu machen als V., zudem dreht sich Molieres ganzes Stück auf dem Tartüffe herum; hier aber nimmt eine Intrigue des jungen Gourville, die auf den Garant nur eine sehr zufällige weitläuftige Beziehung hat, beynahe zwey Drittel des Stücks ein. Garant selbst spannt meist seine Federn nur auf, läßt aber keine los; wie z. B. die Acte, die er dem Gourville abschwätzt, und wovon nachher gar kein Gebrauch gemacht wird. Ninon ist im Anfang glänzend und nach ihrem Karakter gezeichnet, aber gegen das Ende zu, verliert sich die edle, fühlbare Weltfrau in der Intriguante. Ihr zweytes Testament fällt auch sehr vom Himmel herab, und wenn man nichts von der wichtigen Denouementologie versteht, so begreift man gar nicht, warum es erst in dem 5ten Acte hervorkommt. Übrigens geben einige komische Situationen, Witz und meist sehr gut fliessender Dialog dem Stück Gewand, wo es ihm an Fleisch fehlt, und wir

glauben, daß Voltaire selbst nicht einmal Anspruch auf Molieres Genie macht.

Hamburg.

Betrachtungen über den Orient. Aus Reisebeschreibungen zur Aufklärung der heil. Schrift. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. E. Faber, 1ster Theil, 1 Alph. 6 Bogen groß 8. Bey Bohn, 1772.

453 Abermals um einen schönen Traum elend betrogen! Die uraltedle und einfältige Natur des Morgenlandes! der Zauberboden voll Hütten und Pilgerzelte, und Engelbesuche, und Erscheinungen Gottes! Das süße Bild der Menschen, die noch halb als Gewächse leben, voll Leidenschaft, und im Schlummer — voll Sinn, voll Bilder und ohne Gedanke des Lebens — zusammt dem lichthellen herrlichen Geist, der in ihrem Ausdruck und Lehre, und Religion, und Gesetzgebung alle Welt um sie zu bestralen und zu beleben pfleget — suche, wenig oder nichts von diesem Geiste, in diesen Betrachtungen, mein Leser! obgleich aus allen Reisebeschreibungen gesammlet, nach dem Knechtessinn unsres Vorurtheils von einem Engländer gesammlet — es ist ein Feld voll dürren Grases, auf das die Mittagssonne des Morgenlandes getroffen! ein Haufe von Scherbengeräth und verschütteter nahrhafter Speise, mit
454 Schlauben und Schaale und Unrath überäet — Allerdings ist das Buch und der scheinbare Vorrath von Anmerkungen „über das Wetter! das Zeltwohnen! das Hausleben! die Lebensart! die Reiseart der Morgenländer!“ auch sehr beträchtlich — aber das ist alles Vorrath vom Wege aufgenommen! Viele Reisebeschreibungen gebraucht, aber auf die flachste Weise gebraucht — wo, wer eine Reisebeschreibung in dieser Art gelesen, ohngefähr das alles gelesen, oder sich unmittelbar dazu denken kann, und sich hoffentlich weit mehr dazu denken muß. Der Sammler (Herr Harmar) hat viel Anmerkungen mit vieler Mühe und Umständlichkeit aus Orient geholt; etwas bessers aber in Orient gelassen, muntern, gesunden Verstand, sich das alles zu denken, es anzuwenden, zu brauchen! Welch ein Trugkalender ist z. B. die Wettergeschichte? voll unnöthiger Fragen und Zweifel um unnöthiger Antwort willen! Ist denn in Alepp und Egypten und Judäa und Tunis das Wetter gleich? muß, kanns gleich seyn? ists in einem Lande, an einem Ort des Landes regelmäßig? hat nicht jedweder Ort seinen eignen Kalender, auch Vorurtheile seines Kalenders, und welche Sprache hängt mehr von solchen sinnlichen Vorurtheilen, Lokalbeziehungen u. dgl. ab, als die Wettersprache eines sinnlichen Volks in den Zeiten? — Ists also nöthig, daß wir da über jedes Drehen des Wetterhahns einen Propheten haben müssen? und können wir ihn in einem zum Theil so veränderten Lande, und noch mehr aus so verschiednen Ländern und Seeküsten haben? — Der Wind bläset also, wo er will, und lieber Harmar, du brauchst nicht immer

zu wissen, von wannen er kommt, und wohin er fähret?

Mit dem Erläutern der H. Schrift siehts noch mißlicher aus. Unbetrachtet, daß Herr Harmar keine Känntniß der Morgenländischen Sprachen habe, so hat er den Geist der Auslegung wahrhaftig noch weniger. Ich wüste kaum zwo Stellen im ganzen großen Buch, wo Redarten der Bibel ein wahres, neues, nothwendiges Licht aufgienge: das übrige ist übertriebner Nachdruck, fremder und Widersinn, oder Zeug, das sich von der Orientalischen Küche jede Occidentalische 455 Köchin besser als der Herr Verf. denket. Überhaupt sage man, wozu das Kümmelschneiden von Erläutern, das und wie es ein Tagewerk dieses Mannes ist. Soll denn der gute gesunde Verstand ganz aus dem Bibellesen verbannet, und gar kein Unterschied in der Welt zwischen dem, was wichtig und unwichtig ist, gemacht werden? Wenn also auch zu dieser und jener Stelle die Erläuterung beygemerkt werden kann, warum nicht kurz beygemerkt? Stelle und Sache der Reisebeschreibung, und höchstens das dritte der Vergleichung dazu — warum die streitende Kommentarsuppe? Könnte es auch nie in der Welt von uns gewust werden, was Jonas Kikajon und Salomons goldne Äpfel, und Davids getrocknete Früchte, und Rubens Dudaim gewesen — es auch nie gewust werden, wie die Bratschüssel, und der Bratopf, und der Backtrog, und der Brotkorb der damaligen Morgenländer ausgesehen; können wir ihnen deswegen nicht glauben, daß sie damals gewust, wie das Alles ausgesehen? Und können wirs ihnen nicht lassen, daß sie ihre Kuchen auf beliebige Art gebacken haben? — Ich verbiete damit noch immer keine sich treffende Erläuterung! Sie ist angenehm, sie macht anschauend und sinnlich. Aber solch Zeug zur Hauptsache machen! sich darüber den Kopf brechen, und so jämmerlich mühsam thun, wenn man nun so etwas nicht weiß — das zeigt nichts, als den Geist der Kleinheit, des Unterschieds zwischen Wesentlich und Unwesentlich, zwischen Schlaube und Kern an, in der wir jetzt wahrhaftig bey unserm Bibelerläutern versunken sind. Schlage auf, mein lieber andächtiger Bibelleser! nicht blos etwa jene längstverschrieene dicke Bibelglossen: auch die Erläuterungscommentare unsrer Orientalischen Philologen in ihren Societäten! auch die berühmten und unmaasgeblich entbehrlichen Fragen an Wallfahrer, die solcher entbehrlichen Fragen wegen entbehrlich gereiset sind: auch den ganzen Geist unsrer heiligen Critika, Archäologia und Philologia, — meistens ein Haufe Todtenbeine ohne Geist und Leben!

Allerdings liegt in den Reisebeschreibungen noch ein 456 großer Schatz, auch Orientalischen Goldes; aber meistens noch ungebraucht, noch in Schlacken, obgleich nicht mehr in Klüften der Erde. Wir wissen beynahe selbst nicht, wozu wir die Erde durchreiset sind.

Eine Anmerkung voll Gefühl Orientalischen Geistes ist mehr werth, als hundert von der Form ihrer Töpfe. Von letzterer Art sind alle Reisebeschreibungen voll; aber von der erstern, welche Theurung in unsern Prophetenschulen und den Kanzeln unsrer Schriftgelehrten!

Zudem jede gute Anmerkung, die schlecht angewandt wird, ist schlimmer, als wäre sie gar nicht gebohren. Wenn sie das Gesicht des Schriftstellers an diesem Ort, in diesem Affekt, verzerret — den Aufschwung eines Bildes, einer Leidenschaft mit Bley, wäre es auch mit Golde, wie den Rücken eines Lastthiers beladet: wenn sie mit ihrem Licht und Wärme in diese Speise zugleich Rauch und übeln Geschmack bringet — Die meisten Erläuterungen unsers Verf. sind von der Art. Er bratet Speisen, aber am Feuer Orientalischen Kameelmists zur Zeit der Theurung.

Immerhin hätte also das Buch unübersetzt bleiben, oder Auszugsweise gegeben werden können, wenigstens in Deutschland besser eingeführt und berichtigt werden sollen? Eskuche, Luft, Paulsen, und andre haben uns Deutschen längst schon solche Bibelerläuterungen aus Reisen gegeben, gewiß nicht schlimmer und besser, als diese — und meistens steht im einzigen Eskuch das Beträchtlichste des Engländers. Darauf hätte sollen verwiesen: oder jener aus diesem ergänzt, oder aus Haßelquist u. a. die Harmar nicht gebraucht, leidig supplirt, oder auf Niebuhrs Reisen (wenigstens mit den meisten Anmerkungen des Übersetzers, die sich ganz darauf beziehen) gewartet werden — Jetzt ist die Schrift von Seiten des Verfassers und Übersetzers ein mühsamer Beytrag zur Fruchttheurung, und zum Kleingeiste unsres Jahrhunderts.

Übersetzer ist freylich mehr werth als Verfasser; aber doch überall ein junger Übersetzer! brausender Most in
457 ziemlich alten Schläuchen. In einigen botanischen Anmerkungen ist viel Fleiß; in den Auslegcorrekturen durchaus mehr Sprachkänntniß und richtiger Verstand — sonst aber in allem zu viel Weitläuftigkeit, zu lauter Ton, ohne Stimme: in den Streitigkeiten mit dem H. Hieronymus und dem H. Michaelis zu viel lallender Schall und Verrath eigener Schwäche; die physische Erklärung des Flammenwindes Sammiel z. B. schlechthin — lächerlich.

London.

Discourses to the Aged; on several important subjects. By Job Orton. 1771. 12 mo. 3 S. 6 d. bound.

459 So wie man bisher Predigten für junge Leute geschrieben hat, so denkt hier Herr Orton auch an die Alten. Weil sie ein bestimmtes Auditorium haben, so erhalten sie schon dadurch viele Vorzüge vor andern Produktionen ihrer Art. Der Verf. hat Ordnung, hier und da Wärme in seinem Vortrag, und immer Känntniß des Menschen genug, um vor

vielen seiner Brüder sich das Lehren und Ermahnen zu erlauben. Die Materien sind folgende. — Der Unterschied zwischen der Wirksamkeit der Jugend und der Schwächlichkeit des Alters. Barsillais ausgeschlagene Einladung nach Hofe. Calebs Betrachtung über die Treue und Güte Gottes gegen ihn. Gottes Verheissung, seine alte Diener zu tragen und zu leiten. Israels Reise durch die Wüste, als ein Bild der Christlichen Kirche auf Erden. Das Vergehen des äussern, und die Erneuerung des innern Menschen. Des sterbenden Josephs Versicherung an seine Brüder, daß Gott sie heimsuchen werde. Die Ehre eines frommen grauen Hauptes. Das Vergnügen, das Alte haben, ihre Nachkommen in Friede, Wohlstand und Frömmigkeit zu hinterlassen. Die Hand Gottes, wenn er unsre Freunde von uns entfernt.

Eben daselbst.

An historical Miscellany. 1771. 12mo. 3 S.

Eine Sammlung allerley historischer Stücke zum Gebrauch der Jugend. Die Wahl ist sehr sorgfältig angestellt, auch die Schreibart in dem wahren Ton getroffen, der auf die Jugend Eindruck machen kann. Das Werkchen verdient seiner Gemeinnützigkeit halben allzeit eine Übersetzung. 460

Göttingen und Gotha.

Dr. G. Leß christliche Lehre vom innern Gottesdienst in 10 Predigten. Nebst einem Anhang, 8. 1772. 1 Alph. 6 Bog.

In dem 12 und 13ten Kapit. an die Römer findet der Herr Verf. den ächten Gottesdienst der Christen, den er in den innern und äusern eintheilt. In den vor uns liegenden Predigten handelt er demnach erstlich den innern in 10 Predigten ab. Die herzliche Befolgung wahrer Tugenden, der Liebe zu Gott, der Selbstverleugnung, der Demuth, der Menschenliebe, machen diesen Gottesdienst aus, und in so fern besteht er in der Sinnesänderung oder Besserung. Gebesserter Wandel, das ist, der äußre Gottesdienst. Wir finden in diesen Predigten viele sehr gute Ermahnungen, und glauben, daß sie, so lang die Homilie auf dem Fuß bleibt, wo sie itzo steht, vorzüglichen Werth haben mögen. Ob aber die Kanzelberedsamkeit, oder Kanzelvortrag und, wenn wir so sagen dürfen, der Kanzelweg zu denken, lange so bestehn bleiben kann, wissen wir nicht! Wer unsre meisten Predigten liest und uns nicht kennt, der wird sich erstaunliche Begriffe von den Leuten machen müssen, an die sie gerichtet werden. Was müssen das für große Seelen seyn, muß er denken, die mit lauter so erhabenen Beweggründen zur Tugend gereizet werden sollen? Wie mächtig muß schon in ihnen die Liebe zur höchsten Vollkommenheit seyn, daß sie blos ins Auge gestellt werden darf, um diese vorzügliche Menschen zu allem anzutreiben, was groß und

vortreflich ist. Die Umschweife von Erforschung des Herzens, Erleuchtung des Verstandes, Erwärmung des Gefühls, Vorbereitung und Ergreifung des guten Augenblicks, und alle die Kunstgriffe, die Yorik bey seinem vermuthlich mehr irr-
461 disch gesinnten Auditorium anwenden muste, sind hier alle überflüßig? Hier reckt der Lehrer die Hand aus zum Tempel der Vollkommenheit, und alle fliegen hin mit Adlers Schwingen, ohne die Steine, Löcher, Klippen und Dornen nur einmal zu ahnden, die andern, welche blos hinwandern müssen, so viel zu schaffen machen, ohne selbst die Flügel einmal zu versuchen, oder den Wuchs der Schwingen abzuwarten. — Und weniger als Vollkommenheit hält weder der Lehrer, noch vermuthlich auch der Schüler des Suchens werth. Wir können uns oft betrügen, und auch hier, aber wenn wir dem Blick trauen dürfen, den wir ins menschliche Herz gethan haben; wenn wir nach dem Verhältniß der unzähligen Menge von Predigten, die das Jahr über gehalten werden, gegen ihre Wirkung auf sonst nicht ganz dumme und böse Menschen urtheilen dürfen, so müssen wir gestehen, daß uns die gewöhnliche Predigermethode für die Fähigkeit und Receptivität unserer Zeiten nicht angemessen scheint, und daß wir eifrig wünschen, man möchte den Kanzelton mehr zu der menschlichen Schwachheit herabstimmen, und uns mehr Milch als starke Speise geben, die wir nicht verdauen können. Wir sind weit entfernt, daß wir die christliche Predigten von den sogenannten moralischen Predigten wollten verdrängen lassen; wir verlangen mehr nicht, als daß der Lehrer der Religion den Menschen ohne Vorurtheil, etwa wie Sterne, (der immer das Muster der besten Prediger bleibt, keinen ausgeschlossen,) studire, ehe er unternimmt ihn in etwas zu unterrichten. Und hat er das gethan, dann wird er wissen, wie er christliche Moral predigen soll; und wie viel Dogma er sich erlauben darf. Im Anhang handelt der Herr Verf. in 5 Predigten von Gottes Barmherzigkeit, Gehorsam gegen Gott, Pflicht der Christen kein ungerecht Gut zu besitzen, und der häuslichen Andacht.

Halle.

Magazin der deutschen Critik. Herausgegeben von Herrn Schirach. Ersten Bandes, erster Theil. 1772. 8. 352 S. Bey J. J. Gebauers Wittwe, und Joh. Jac. Gebauer.

466 Der Rest der Klotzischen Schauspielergesellschaft packt das übrige Geräth auf ein neues Fuhrwerk, wozu J. J. Gebauer abermal die Vorspann hergiebt, und fährt nun unter dem Namen der Schirachischen Bande in der Welt herum. Die Herren, dem Geiste ihres Meisters getreu, fahren, wie Er, fort, Gleim, Wieland und Jacobi, ungeheure, aber nichts bedeutende Complimente herzusagen;
467 Klopstocken bey Gelegenheit Deutsch, und Richtigkeit der Metaphern beyzubringen; Herdern als einen der schlechtesten Köpfe dem Publiko kennen zu lehren, und wie alle die

Knabenstreiche weiter heissen mögen, die wir uns schämen herzunennen. Was von Wien kommt, ist groß. Herr von Gebler ist groß, weil es noch mehr Leute giebt, die auch gerne groß werden, nach Wien gehen, und auf öffentliche Kosten nach Italien reisen möchten. Man hat gesehen, daß sich die Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften hauptsächlich durch die, meist vortrefflichen Abhandlungen, eines Garve, Käſtner u. s. w. bisher erhalten hat, also auch eine eigene Abhandlung von dem Unterschied der mechanischen und freyen Künste, die bey ihrem lächerlichen Citationswuste und alten Wörterkram leider um volle 20 Jahr zu spat kommt. Sie hat den einzigen Fehler, den Voltaire nicht leiden kann: sie läßt sich nicht lesen. Sodann Personalien des Herrn geheimen Rath Klotz in dem eigentlichsten Verstande des Worts, und hier sind uns besonders, so wie in dem ganzen Werke,

die Schreiber ohne Saft und Kraft,

wie sie selbst Herr Riedel vor seinem Abschiede mit ihnen nennt, leibhaftig vors Gesicht getreten. Eine Probe von der Ehrlichkeit des Herrn Biographen: „Das Elendeste unter allen Schriften wider Herrn Klotz sind die Herderischen critischen Wälder. Sie enthalten halbverdaute Dinge in einem ungezogenen Stile, welcher gekünstelt ist, und alte Sachen auf eine neue Art, die ganz fehlerhaft ist, vorstellt. Es ist keine einzige gründliche Anmerkung in dem 2ten Wäldchen, welche neu wäre.“ Von Wielands letzteren Schriften wissen die Herren so viel wie nichts zu sagen, und hier und da ein Bißchen nonsense mit unter: z. B. S. 255. „Der neue Amadis ist, wie bekannt, das letzte Werk des Dichters, das die Fräulein von Sternheim, Madame la Roche, zu Coblenz, zur Verfasserin hat.“ Wer hier Zusammenhang errathen kann erit mihi — „Diese in vieler Absicht große Dame (fahren sie fort) verdient mehr die Bewunderung des Lobes, als man sie ihr ertheilt hat. Glauben sie mir, daß diese erhabne Dame der Freundschaft 468 eines Wielands mehr werth ist, als alle andre Gemahlinnen der Minister, die ich bis jetzo kenne.“ Nur geschwiegen, mein Herr, wenn man die Leute nicht kennt! Und nicht in dem Ton des Herrn aller Herren, und des Königes aller Könige angestimmt! Endlich rückt Herr Präceptor Schummel von Magdeburg eine elende Vertheidigung gegen ein Hallisches Zeitungsblatt ein, das ihm, wie wir vor kurzem gethan haben, andre Beschäftigungen als empfindsame Reisenmacherey angerathen haben mag. Der Verfasser des Traktats, über die moralische Schönheit und Philosophie des Lebens, recensirt sein Buch selbst, und sagt dem Leser, in welchem Gesichtspunkt er es anzusehen habe. Die übrigen ausführlichen Recensionen betreffen meist wenigbedeutende Bücher und Brochüren, Barettis Reise, Schmids Parter, die Apotheke, Mastaliers Gedicht an Deutschland

wegen seines Kayſers, Launen an meinen Satyr, poetiſche Blumenleſe über die Kochiſche Schauſpielergeſellſchaft, Theater des Herrn Staatsraths von Gebler, deutſches Theater von Thrautzſchen, Corporoſa, Wagners Suetonius u. ſ. w. Die eigene Verſe übergehen wir. Nur noch einen einzigen Knabenſtreich können wir nicht unangezeigt laſſen: das wichtige Buch, Reviſion der Philoſophie betitelt, das dieſe Herren wegen ſeiner Winke freylich nicht verſtehen, haben ſie wegen des Abſchnitts Äſthetik vor ihr Tribunal gezogen. Hier verdrehen ſie auf die hämiſchſte Art, Stellen, die in dem Zuſammenhang den Verf. als den beſcheidenſten Mann ankündigen, und legen ſie als Beweiſe ſeines Stolzes dar. Wir verweiſen unſre Leſer der Kürze halber auf den Abſchnitt des Buchs ſelbſt, und wir hoffen, ſie werden mit uns einig ſeyn, daß unſer Zeitalter die meiſten Erinnerungen und Winke nöthig hatte, ob wir gleich unmöglich alles in der Vorſtellungsart des Verfaſſers unterſchreiben können. Nur der einzige Gedanken iſt wichtig genug, wenn er uns von dem Äſthetikkram zurückruft, erinnert, daß in jeder Kunſt der Virtuoſe nach beſondren impliciten Ideen eines eignen Principii handle, und daß folglich die erſten Gründe, worinnen alle
469 Künſte zuſammen treffen, für nichts als metaphyſiſchen Schaum anzuſehen ſind, der nicht aufgefaßt zu werden verdiene. Wir begreifen nicht, wie man das: Pindarn uns confiſciren, nennen könne: wenn der Verf. ſagt: Die ewigen Anſpielungen auf Stadtgeſchichten, die wir nicht kennen, endlich gar nur mit der Sprache der höchſtfliegenden Imagination berührt, müſſe uns Leſer des 18ten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt kalt laſſen. Und raubt er uns die griechiſche Dichter, wenn er ſagt, uns fehlt das vollkommne Gefühl dazu? Doch genug — wir bitten bey unſren Leſern um Verzeihung, daß wir bey Ankündigung eines Unternehmens, das von ſelbſt die Achtſamkeit des Publikums bis zur zweyten Meſſe nicht überleben wird, ſo weitläuftig geweſen ſind. Ohngeachtet des letztern ſaubern Hauſenſchen Inſtituts zu Lemgo, und dieſer neuen Schirachiſchen Hiſtorie, würden die Leipziger Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und die Berliniſche allgemeine deutſche Bibliothek immer ihren Platz, als die erſten periodiſche Schriften Deutſchlands behaupten. — Endlich müſſen wir noch ſagen, daß dieß Werk eine ſogenannte Freyſtätte gegen alle Journale ſeyn, und jeder beleidigter Autor ſeine Vertheidigung hier einrücken und gedruckt leſen kann. Ein Buchhändlergriff, der einträglich genug ſeyn mag, um den Verleger wegen Druck und Papier ſchadloß zu halten; denn das Volk beleidigter Autoren iſt in Deutſchland anſehnlich genug, um ihm allzeit die gehörige Anzahl Käufer, Leſer und Anpreiſer zu verſichern.

Genf.

Lettre de Mr. de Voltaire à un de ses Confreres de l'Academie. 1772.

Le Sieur Clement hat Voltairen in einer Brochüre angegriffen. Ich habe das Ding nicht geleſen, ſchreibt der alte Dichter; aber Clement dachte ſonſt anders von mir. Darauf führt er ſehr kriechende Verſe dieſes Clement, und eine Fabel von der Nachtigall und der Krehe an, die ihm derſelbe zugeſchickt hatte. Jene ſang vortreflich, dieſe tadelte, und ſchrie, und lärmte, bis man ihr ſagte: 471

S'il te plaisoit, c'est qu'il chanteroit mal.

Nun, fährt Voltaire fort, iſt Clement Krehe worden; Ich möchte ſeinen Brief ſehen: J'en profiterois; je n'ai que soixante et dixhuit ans, les jeunes gens peuvent toujours se corriger etc.

Paris.

Le Bourru bienfaisant. Comedie en trois actes et en Prose de Mr. Goldoni.

Die erſte Komedie von Goldoni in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, und auf dem franzöſiſchen Theater mit ſo vielem Beyfall aufgeführt, daß man ſogleich den Verfaſſer zu ſehen verlangte. Sie hat auch in der That alles, was auf das Theater gehört, ungemein viel Spiel in dem Contraſt der Charaktere, der Leichtigkeit des Dialogs, und der Luſtigkeit, das aus Mißverſtändniß, und aus humoriſtiſchem Forthandeln einer jeden Perſon entſteht, ohne Geſchwätzigkeit des Bedienten und des Kammermädchens. Der Hauptcharakter iſt ein auffahrender Onkle, der aber immer wohlthätig gegen ſeine Familie bleibt — eine Miſchung aus dem Friport in der Eccoſſaiſe und dem Grondeur. Wir ſagen nichts von der Intrigue; ſie iſt leicht, und erhält ſich nicht ſehr gut in der Lektüre, vielweniger im Auszug. Das Stück will geſehen und nicht geleſen ſeyn, und vielleicht iſt dies mehr eine Probe ſeiner Güte, als ſeiner Hinfälligkeit. 472

Kopenhagen.

Bekehrungsgeſchichte des vormahligen Grafen J. F. Struenſee; nebſt deſſelben eigenhändiger Nachricht, von der Art, wie er zu Aenderung ſeiner Geſinnung über die Religion gekommen iſt. Von Dr. B. Münter 1772. 8. 312 S.

Drey Arten von Menſchen werden dieſe Bekehrungsgeſchichte mit Vergnügen leſen. Der Neugierige, der nur immer fragt: was hat der geſagt, und was ſagte jener? Der dumme Bigotte, der zufrieden iſt, wenn einer vor ſeinem Tode ſchön gebetet hat; und der ehrliche ebene Mann, der ſich freut, wenn ſein ſterbender Nebenmenſch an dem Rand des Grabs Beruhigung und Troſt gefunden zu haben glaubt, ohne ſich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Weg er dazu gekommen iſt, und ob er ſelbſt auf dieſe 473

Art dazu gekommen wäre? — Der denkende Theologe und der Philosoph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können. Wir hatten gehofft, in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen; nach kühnen und sichern Blicken in die Ökonomie der Schöpfung; mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt, sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit, oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr D. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; Er wird mit seinem armen Freund durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern; wird seinen wahren Begriffen, Allgemeinheit geben; wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen; wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen; wird wenig von ihm fodern, um viel zu erhalten; und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis ins Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleste Flamme in der Phantasie aufzutreiben suchen. — Wir fanden uns aber betrogen. Struensee war so wenig Philosoph, als es Herr Dr. Münter zu seyn scheint; und warrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen seyn. Struensee eröffnet S. 10. seine Begriffe von der Metaphysik des Menschen: Er hält ihn für eine Maschine; will ihm aber die Freyheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seyen nur unmoralisch, in so fern sie der Gesellschaft schadeten; an sich sey alles gleichgültig. — Ein so übelzusammenhangendes Gewebe war leicht zerrissen. Hr. Dr. Münter setzt Hypothese gegen Hypothese, und so sehr die seinige mit willkührlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht, oder wenigstens nicht so als wie sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen, als die Struenseeische, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalems Betrachtungen gelesen; und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Hrn. Dr. Münter die übrige Bekehrung ausserordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig, als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen, um ihn zu zwingen Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Hr. D. Münter vornahm, und die die natürliche Würkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beyden Händen zugriff, und sich alles gefallen ließ, was ihn trösten, und ihm ein Glück jenseit des Grabes versprechen konnte, da diesseits keins mehr für ihn da war. Man lese diese ganze Schrift, und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir uns nicht

sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden; den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüsteney geräth, so lang herumschländert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen strengt er seine Phantasie an, mit tröstenden Hofnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseeligkeit am Boden des Abgrundes, seinen Fall zu erleichtern; oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten, und zu glücklichern Gefilden tragen werde. Wir wollen dadurch weder des Hrn. Dr. Münters menschenfreundliche Bemühung tadlen; noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wuste wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag; wie sollte es Hr. Dr. Münter wissen? und da sich der Proselyte immer im allgemeinen auf Bücher berief; und in den fürchterlichen, kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg, den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Über den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte seyn müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit, und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen. — Das ist unser 476
Urtheil über diese Bogen; die wir demohngeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern, und übertriebnen Devoten angelegentlichst empfehlen; weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzustrenge, und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral, den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man Ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen murrischen Tyrannen vorgemahlt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. — Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lang auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rousseau, und ihre ganze Schule, haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

Berlin.

D. Anton Friedrich Büschings Grundriß einer Geschichte der Philosophie, und einiger wichtigen Lehrsätze derselben. Erster Theil. Bey Joh. Georg Bosse 1772. Ohne die Vorrede 1 Alphab. 4 Bog.

Der Herr Doktor hat diesen Grundriß zum Leitfaden für seine Zuhörer bey dem Gymnasio bestimmt. Er glaubt, die Geschichte der Philosophie müsse vor Erlernung irgend einer philosophischen Wissenschaft vorhergehen, weil sonst zu

befürchten stünde, daß der junge Mensch, der nur eine Vorstellungsart kenne, diese für die einzige wahre halten, und dadurch ein Sektirer werden möchte. Der Herr Doktor wird uns erlauben, ihm dagegen einige Zweifel vorzulegen. Wir glauben, der junge Mensch muß erst eine Sprache wissen, wodurch man ihm die andern erklärt, und ohne diesen festen Punkt anzunehmen, sehen wir nicht ein, wie man sich auch nur historisch über die andern Systeme
477 mit ihm besprechen könne. Da er denken lernen soll, so muß er anfangen, ein Sektirer zu werden, das ist, ein Vaterland haben, einen Wohnsitz, von dem er ausgehen mag, alle Länder des Erdbodens zu bereisen, wann er Lust darzu hat. Sodann, warum wollen wir jetzo anfangen, in unserm erleuchteten Zeitalter so zurückzukriechen, und noch zu glauben, daß philosophische Geschichte Kindern könne vorgetragen werden? In dem Alter, da wir kaum die Elemente eines einzigen Systems fassen können, sollen alle große Männer aller Jahrhunderte vor blinzenden Augen vorbeygeführt werden? Und was werden sie uns sagen, wenn es nicht Schaale ohne Sinn, Schaale ohne Kern bleiben soll? Wie will man einem Kinde Begriff von der Architektur eines einzigen, wie des Platonischen Systems, geschweige den Geist eines Jahrhunderts, eines Volks beybringen? wie will man sich mit ihm über die Gränzen des menschlichen Verstandes, die durch alle Kunstsprachen, beynahe immer eben dieselbe bleiben, unterreden, ihn das wenige Gold, wenn wir es Wahrheit nennen wollen, unter so mancherley Zusätzen und Geprägen unterscheiden lehren? Hängt nicht beynahe die Geschichte der alten Philosophie ganz von tiefer Känntniß der griechischen Sprache ab? Und wer sondert das philosophische Lexicon von dem ersten Fragmente der griechischen Weltweisheit bis auf die Zeiten Plutarchs ab? Also, wenn wir ja etwas für die wahre Literatur zu erbitten hätten, so wäre es die Abwendung dieses frühzeitigen Unterrichts der philosophischen Geschichte in Schulen.

Sollen wir unser Urtheil über die Einrichtung des Werks selber sagen, so scheint es, als ob unter den zehnfach abgeleiteten Quellen, zuweilen die allerletzten, und diese selten mit dem Geiste der Untersuchung und Prüfung seyen befragt worden. Die Spuren sind nirgends anzutreffen, wo man sehen könnte, daß dieses oder jenes System aus den Schriften des Baumeisters selbst von neuem aufgefaßt sey. Und wie nothwendige und fast einzige Bedingung ist dies nicht für den, der bestimmt, anschauend, (wann auch zuweilen zu dichterisch, oder einseitig) doch mit Überzeugung reden will. Ohne Interesse, ohne gefühltes Lob und Tadel wird alles
478 und jedes gleichförmig vorgetragen, und das, was von allen Zeiten und Compilatoren gesagt und nachgesagt wurde, wieder ohne Absicht und Geist einmal mehr nachgesagt. Und dann, so werfe der Kenner nur ein flüchtiges Auge über die An-

ordnung des Ganzen, sehe, wozu Anlage, und wozu gar keine gemacht ist, und frage sich, ob es möglich seye, wenn man auch Doktor in allen Wissenschaften wäre, nach diesem Plan, das nöthige, wahre, und allein für die Menschheit nützliche, im mündlichen Unterricht zuzufügen? Der angeführten Stellen in den Noten sind sehr viele, und manche Seite ist mit 2 Zeilen Text, und das übrige mit Allegaten angefüllt! Nur Schade, daß die meisten aus keinem andern Schriftsteller als Cicero, Diogenes Laertius sind, die man doch für keine der ersten Quellen ansehen wird, und die beyde in jedermanns Händen sich befinden. Wie weit angenehmer und nützlicher, wenn das im Text gefällte Urtheil, oder der und jener Satz in der Erklärung des Systems mit kurzen Stellen, oder griechischen Kunstwörtern, bestätigt wäre! — Nun endlich die über die alten eingestreuten Urtheile unterschreibe wer da kann! — Dieser erste Theil geht bis zu Ende der Geschichte der griechischen Philosophen. Ihm soll noch ein andrer von gleicher Stärke nachfolgen, der das ganze Werk beschließen wird.

Amsterdam.

Reflexions sur la Jalousie pour servir de Commentaire aux derniers Ouvrages de Mr. de Voltaire. 1772. 8. 29 S.

Es werden in dieser Schrift einige der ersten Köpfe Frankreichs, wie Montesquieu und Buffon, gegen die Angriffe des Herrn von Voltaire gerettet, und ihm mit ziemlichen Anstand und Diskretion empfohlen, in seinem jetzigen Alter der Raserey zu entsagen, alles zu wissen und zu lehren, und andere Gelehrte in dem ruhigen Besitzthum ihres Ruhms zu lassen. Lustig genug ist es zu lesen, wie der alte Dichter zu Ferney auf die wunderbarste Art Experimente gegen Buffons System, von Entstehung der Berge, angestellt, ohne das mindeste von den ersten Gründen der 479
Fermentation, oder der Mineralogie zu wissen, und wie er Montesquieu falscher Allegate beschuldigt.

Burtehude.

Wanderschaft eines Journalisten. 1771. 8. 4tehalb Bogen.

Wir holen diese platte Satyre, die uns itzo erst in die Hand fällt, aus dem vorigen Jahr nach, um doch alle diejenigen, welche sich an dergleichen Dinge machen wollen, recht herzlich zu bitten, sich ein wenig mehr Laune und Witz anzuschaffen, oder lieber die Sachen so gehen zu lassen, wie sie gehen. Es gehört wirklich mehr als flache Possen dazu, um Schriftsteller und Journalisten, die beyde so sehr im Argen liegen, zu bessern. So lang wir die Gelehrten nur nach ihrem Handwerk, und nicht nach ihrem innren Werthe schätzen; so lang der Mensch dem Gelehrten nachsteht, und immer ehe gefragt wird: was hat er geschrieben? als, wie lebt, wie denkt er? So lange man auf Autorschaft und Journalistenschaft mehr Werth legt, als auf eine jede andere

angenehme Unterhaltung an einem gesellschaftlichen Abend; so lange die Wissenschaften in phantasirten Welten auf Seifenblasen herumfahren; mit einem Wort, so lang wir denken, lesen, lehren, schreiben und leben, wie wir itzo thun; so lang wirds elende Schriftsteller, und noch elendere Journalisten geben! und das ist gut! wie will man Kinder stillen ohne Puppen; oder Wallfische fangen ohne Tonnen? — Die Wahrheit erhalte uns nur einige Schriftsteller; oder lieber nur einige Weisen, für die, die leben können ohne Puppe! Wer übrigens diese Handwerkspurschen Wandergeschichte noch nicht gelesen hat, und wissen will, wie ein Brodjournalist nach manchen Gefahren von Prügeln und Bettelvögten ein Journalisten-Comptoir in Buxtehude aufrichtet; der gehe hin und lese, und lache wenn er kann!

Eisenach.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der griechischen Litteratur. Von Seybold, Prof. in Jena 1772. 8. 51 S.

480 Herbey! meine junge Freunde, herbey! die ihr euch längst nach dem Anschauen Homers gesehnt; euch ist ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marschall einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der sein Handwerk meisterlich treibt. Erst Klagen über diese letzte Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und sprechen: siehe Homer ist hier! Homer ist da! — „Ich aber, ruft er, bring euch ins Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schoos setz ich euch, in seine Arme leg ich euch! Herbey ihr Kindlein!"

Wärs nur eine Büste des Altvaters, vor die er euch inzwischen stellte; euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirrdischen Gestalt über euch käme, ihr anbetetet, und Wärme und Muth euch entzündete! Welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohl anständig mit einer Perrücke?

Hinaus mit ihm! daß er Prof. Seybolds Fingerzeig folge, herumgetrieben werde, in Wüsten, wo kein Wasser ist.

Also den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer
481 gedichtet hat, den Maasstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Fürs erste dann, Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den Trojanischen Krieg zur Ilias, dessen Folgen zur Odyssee.

Der Trojanische Krieg! Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Überschrift; aber der Herr Professor habens gelesen, schlimmer! studirt! immer schlimmer! Wer interessirt sich einen Augen-

blick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Couliſſe da? Iſt zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anders? Erfährt man nicht gleich, Troja wird Trutz aller Bemühung der Griechen diesmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Iſt nicht das Hauptintereſſe des Kampfs bey den Schiffen? — Und dann die Handlenden! Weſſen iſt das Intereſſe, der Griechen oder des Achills? wann Homer ſeiner Nation ſchmeicheln wollte, wars der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigenſinn eines einzigen beſtimmen zu laſſen? Wo iſt Nationalzweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines einzigen — woran die Nation Theil nehmen muſte, als Nation, iſt hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyſſee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? Oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegenſten der Griechen? deſſen Rückkehr oder Nichtrückkehr, nicht den mindeſten Einfluß auf die Nation haben konnte. Und auch hier wieder ſucht der Herr Prof. das Intereſſe, in der gänzlichen Revolution dieſer zwanzig Jahre, in der entfernteſten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art den Stoff zu behandlen, und fragt, nach Anlaß ſeiner treflichen Prämiſſen: Wer gab Homern ein, den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der Griechen beſonders zu behandlen? Warum theilte er die Ilias und Odyſſee? — Und mehr ſolche warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reiſen?“ Das 482
iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopee gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res geriſſen? Wohl nach dem Hrn. Prof. da res, der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achills Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! da fängt der Herr Prof. wieder von auſſen an; auch iſt das Bißgen Auſſenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honet und ordentlich zugieng, wie bey uns, dann — einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Prof. ſpricht: „Aus dieſer Beſchreibung, die ich, wie man ſieht, aus dem Homer ſelbſt zuſammen getragen habe,“ — Wohl, zuſammen geſcharrt, geſtoppelt! — „läßt ſich der Einfluß, den die Zeit des Trojaniſchen Kriegs, auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben.“ Da iſts uns denn auch gegangen wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers

inventiren, durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Kaſten! leere Töpfe! und Lumpen.

Sitten! Und da anſtatt Gefühls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Würde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Homer, daß ſeine Zeit, Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone Profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deraiſoniren hören. Und wirft über das noch hier und da ſo fein ſpöttlende Vorwürfe an unſre Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unſre, noch irgend welche Zeiten, berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. So wenig was junge Freunde herbeylocken könnte, als bisher. Allotria. Kritiſche Weitläuftigkeiten. Doch dünkt ihn das der Geſichtspunkt zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken, und wahren Schönheiten Homers urtheilen ſoll.

483

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer ſchöpfen können, findet der Herr Prof. auf einmal, daß ſein Schriftchen ſchon zu lang ſey. Uns wenigſtens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Hrn. Verf. ſeyn ſollen, und da ſtreicht er dran hin, und aus dem, was er ſo kurz hinwirft, ließ ſich auch ohne Liebloſigkeit ſchlieſſen — Er habe hier gar nichts zu ſagen gewuſt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter ſeiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter ſeiner Nation? Den Römern das, was Homer den Griechen war? Wann konnt ers ſeyn? Wenn ſie ſonſt nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben mit Hyacinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, brauchts all den Aufwand nicht. Drum wünſchen wir auch zum Beſten Homers und unſrer Literatur Herrn S. keinen Schüler und Nachfolger. Beſſer unwiſſend als ſo belehrt.

Genf.

Lettre de Mr. de Voltaire sur un ecrit anonyme.
Dans ce saint tems, nous savons comme
On doit expier ses delits,
Et bien depouiller le vieil homme,
Pour rajeunir en Paradis.
Ferney. 1772. 1 Bog.

Eine ehrliche Seele, ſagt Voltaire, ſchickte mir auf die letzte Oſtern einen anonymiſchen Brief zu, der mich des Neides und der Eiferſucht beſchuldigt. Ich will mich beſſern, will beichten. Darauf bekennt er, ſchwer geſündigt zu haben, 1.) daß er den Turainer Mergel nicht für Muſchelſchaalen halten, und aus Eiferſucht gegen die Turainer nicht glauben wollte, daß man mit dieſer Erdaber, wie es dort üblich iſt,

dünken könnte, wenn sie aus Muscheln bestünde; 2.) daß er keine Muscheln auf den Alpen finden könnte; 3.) daß er einige Fischförmige Steine in seiner Gegend nicht für Fische 484
halten wollte; 4.) daß er nicht glauben wollte, daß der Ocean den Atlaß hervorgebracht habe, und, wie Maillet sagte, die Menschen ursprünglich Meerschweine gewesen wären; 5.) daß er die teuflische Bosheit gehabt habe, keine Muscheln im Kalch zu finden, noch 6.) die Erdkugel für Glas halten könnte, obgleich ihre Einwohner und er zumal so zerbrechlich wären; doch wollte mans mit Gewalt haben, so wollte er auch Friedens halben zugeben, daß sie Glas wären. — In dem Ton geht der Brief noch einige Zeit fort; endlich sagt er, er sey bekehrt.

Je ne suis plus jaloux, mon crime est expié,
J'eprouve un sentiment plus doux, plus legitime;
L'auteur d'une Lettre anonyme
Me fait grande pitié.

Am Ende wird der lebhafte Alte, ernstlich und hart, das ist eben kein übles Vorurtheil für den Brief, den er so übel aufnimmt.

Eben daselbst.

Boileau à Voltaire. 1772.

Unter der Voraussetzung, daß man in jenem Leben noch sehr um seine Autorehre besorgt ist, welches uns um manchen ehrlichen Biedermann sehr leid thäte; Unter der Voraussetzung läßt hier ein heftiger Feind Voltairs, so ziemlich im Charakter, den er annimmt, Boileauen, dem armen Voltaire heftige Vorwürfe sonderlich darüber machen, daß er den Boileau getadelt hätte; daß er alle, auch die elendesten Dichter bis zum Himmel erhübe, wenn sie ihn loben; und daß er eine solche Feindschaft gegen die Religion habe! Unter einigen Wahrheiten stehn hier viele offenbar hämische, ungerechte Vorwürfe, die Voltaire zumal als Dichter gewiß nicht verdient hat, die nur aus Haß und blindem Eifer erdacht worden sind, und die dem Geschmack oder dem Herzen des Verf. Schande machen. Überhaupt hätte man, unserer Meinung nach, Boileauen sich durch seine eigene Werke vertheidigen lassen sollen. Es ist eben so keine große Sünde zu sagen, daß der correcte Dichter kein großes Dichtergenie 485
gehabt habe. Wenn man Homern liest, so kann man sich, ohne Scaliger zu seyn, nicht enthalten, eben das von Virgilen zu sagen. Daß doch die Leute gleich ein solches Lerm schlagen mögen, wenn man nicht denkt wie sie!

Wien.

N. E. Kleemanns Reisen von Wien über Belgrad bis Kilianova durch die Butschiak-Tartarei über Kavschan Bender, durch die Nogew-Tartarei in die Krimm, dann von Kassa nach Konstantinopel, nach Smirna, und durch den Archipelagum nach Triest und Wien in den Jahren 1768—1770. Nebst einem Anhange von den besondern Merkwürdigkeiten der krimmischen Tartarei in Briefen an einen Freund. In der von Ghelenschen Buchhandlung 1771.

489 Was erwartet man nicht von dem langen Titel? und von dem in so vielem Betracht merkwürdigen Menschengeschlecht dieser Gegenden? Aber Herr Nicolaus Kleemann war dazu nicht der reisende Mann. Er war ein Kaufmann, der in Bender und der Crimm Waaren verkaufen wollte, natürlich also nach Bender und der Krimm hinreisen, und wenn er wieder nach Wien wollte, von dannen wegreisen muste: also viele Gefährlichkeiten zu Land und zu Wasser, unter Türken und Tartaren, Juden und Christen ausstehen konnte, wenn auch keine derselben was auf sich hatte, viel schlechten Wein trinken, manche unnütze Ausgabe thun, manche Plackerey erdulden mochte — sich aber auch auf das alles hätte gefaßt machen, und es nachher in der Stille verschmerzen können. Aber siehe, mein lieber Leser! das wollte Herr N. E. Kleemann nicht, und darob schrieb er diese Reise. Meistens ein dürres Tagebuch, das weder Gegenstand, noch Auge, das den Gegenstand sieht, merkwürdig macht: hier und da ein zweyter Smollet, nur noch dazu im artigen Briefstone Smollet, und die Samenkörner des Merkwürdigen, die zwischenfallen, laufen ihm, ohne daß er sie einmal sieht, vielweniger ansieht, durch die Hand. Die Art, wie die Türken zum Kriege laufen: wie hier und darüber der dortige Pöbel denkt: wie man in diesen Weiberhandelsplätzen dem schönsten Theil des weiblichen Geschlechts begegnet, der Unterschied zwischen Türken und Tartaren, die Reste der ältesten Regierung im Regiment der Tartarn, und wenige topische Merkwürdigkeiten, — das wäre fast noch einzig aus diesen Blättern zu nutzen. Aber das wäre ja selbst nur eine Sache von wenigen Blättern, und das übrige — entweder nur dem Kaufmann nützlich, der auch nach Bender, Otschakow, Largasa hinreisen und Spiegel verkaufen wollte, oder, so gern man auch in jetzigen Zeitläuften Nachrichten von der Krimm hätte — unbarmherzige Makulatur.

Züllichau.

Die erleuchteten Zeiten; oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. 1772. 8. 12 Bogen.

490 Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verf. kennt die Welt nur nach den vier Facultäten, und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweist er: daß

die Philoſophen nicht erleuchtet ſind, weil noch einige die beſte Welt vertheidigen; die Ärzte nicht, weil noch ſo viele Menſchen ſterben; die Juriſten nicht, weil ſo viele Geſetze ohne Proceße, und ſo viele Proceße ohne Geſetze da ſind; die Theologen nicht, weil ſie ſo eigenſinnig ſind, und weil man ſo oft bey ihren Predigten einſchläft; die Humaniſten nicht, weil ſie das Lateiniſche und Griechiſche nicht ernſtlich genug treiben, das Hebräiſche ſo ſchwer machen, ſo viele Verſe ſchreiben u. dgl. Unſre Sitten taugen auch nichts, weil wir zu ſinnlich ſind; nicht genug in der Bibel leſen; und ſonderlich in dem Zeugungsgeſchäfte nicht genug über die Geheimniſſe, die darinn verborgen liegen, meditiren, ſondern blos ſo hin zeugen. — Daß doch ſolche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationsſyſtems S. 171. iſt blaſphemer Unſinn, den wir uns ſcheuen, hierher zu ſetzen; alles übrige iſt flaches Gewäſch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verſtand, ohne Känntniß, ohne Laune. — Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in ſolchen Zeiten leben! oder wenn man doch fragen wollte, ſo mit Amtsmine zu antworten; ſo zu declamiren! Hätt doch der Menſch über den Mann im Mond, oder den weiſen Bär geſchrieben! Das war ſein Beruf! — Wer ſich noch unterfängt, unſre Zeiten für erleuchtet zu halten; der ſoll zur Strafe dieſe 12 Bogen leſen; und wer ſie gar deswegen dafür hält, weil er darinn lebt, der ſoll ſie auswendig lernen!

Würzburg.

Franken zur griechiſchen Litteratur. 1. Abſchn. 1772. 8. 176 S.

Unter dieſem myſtiſchen Titel kommt in Würzburg eine 491
Art von periodiſcher Schrift heraus, deren Plan von dem Verf. S. 4. dieſes Abſchnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geiſt aller griechiſchen Schriftſteller, Hiſtoriker, Dichter und Philoſophen kennen lehren; Er will nachher einen forſchenden Blick in alle Schriften ſeiner Originale wagen; zuerſt ſie im Ganzen, hernach in ihren einzeln Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, ſo wie die Ausführung deſſelben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks unterſuchen; Scharfſinn, Witz, Enthuſiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und ſeine Leſer in das Zeitalter zurückführen, in welchem unſer (d. i. jeder) Autor für ſeine Welt ſchrieb.“ — Uns ſchwindelt! Der Himmel gebe dieſem Mann Methuſalems Alter, Neſtors Beredſamkeit, und das Genie aller ſeiner Autoren zuſammen! Was wird er denn nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce, ohngefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu leſen — dieſe Blätter, ſagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeſchickt, um das große Werk nach 960 Jahren

damit zu emballiren. Wir wüſten nicht, was wir ſonſt damit zu machen hätten. O ihr große Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch ſo überſetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, ſo ſehr verwundet, geſtoſen, zerfleiſcht, durch Steine, Staub, Pfützen geſchleift, getrieben, geriſſen

— οὐδε τι ὁι χρως σηπεται, οὐδε μιν ἐυλαι
Ἐσθους'; —
Ὡς του κηδονται μακαρες θεοι
Και νεκυος περ ἐοντος — —

(berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch; nagt nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Danzig.

Cymbelline, ein Trauerſpiel, nach einem von Schäckespear erfundnen Stoffe.

492 Der Verfaſſer, da er ſich, laut dem Vorbericht, nach einer ſchweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten muſte, beſchäftigte ſich mit Schäckespears Werken. Das hätten wir ihm nun gleich ſagen wollen, war für einen Rekonvaleſcenten keine Lectüre. Wer an dem Leben, das durch Schäckespears Stücke glüht, Theil nehmen will, muß an Leib und Seele geſund ſeyn. Da bedauerten nun der Herr Verfaſſer aus innigem Gefühl einer kühlen, ſchwächlichen, kritiſchen Sittigkeit, die viele incongruités, durch die (wie der trefliche Johnſon ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments, und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beſchloß alſo: das Gold von Schlacken zu ſcheiden (denn das iſt ja ſeit undenklichen Jahren vox populi critici über Schäckespear) wenigſtens einen Verſuch zu machen, nichts weniger dem ehrſamen Publiko vorzulegen, als: wie ohngefähr Sophokles, wenn er dieſen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun traveſtirten ſie alſo — nicht traveſtirten! dann bleibt wenigſtens Geſtalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da läßt ſich wenigſtens aus dem Gegenſatz ahnden — alſo denn? — welches Wort druckt die Armuth hier, gegen Schäckespears Reichthum aus!

Schäckespear, der den Werth einiger Jahrhunderte in ſeiner Bruſt fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Comödianten in Zendel und Glanzleinewand, geſudelte Couliſſen. Der Schauplatz, ein Wald, vorn ein dichtes Gebüſch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen ſitzen, liegen, erſtochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es iſt ſchon ein ganz ungenialiſches Unternehmen,
493 das Schäckespears Stücke, deren Weſen, Leben der

Geſchichte iſt, auf die Einheit der Sophokläiſchen, die uns nur That vorſtellen, reduciren will; nun aber gar ſo, nach der Abhandlung vom Trauerſpiel in dem erſten Theil der älteren Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir ſind gewiß, daß es jeder — auch nur Leſer Schäckespears mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Frankfurt am Mayn.

Sammlung verbeſſerter und neuer Geſänge zum Gebrauch bey dem öffentlichen Gottesdienſt ſowohl, als bey der Privaterbauung, bey J. L. Eichenberg ſel. Erben 8. 1772.

Mit Ehrfurcht nehmen wir ein Buch in die Hand, welches für eine ganze ehrwürdige Gemeine, zum harmoniſchen Lobe Gottes iſt zuſammen getragen worden! So ſehr wir die getünchte Frömmigkeit des Heuchlers haſſen, ſo ſehr wir die Dummheit eines blinden Nachbeters verachten, ſo ſehr wir die Tändeley einer verirrten Phantaſie zu heilen ſuchen; ſo tief neigt ſich unſer Herz vor wahrer Religion, ſo gern fallen wir nieder vor dem Allmächtigen, der iſt und iſt! ſo inbrünſtig iſt unſer Verlangen nach ihm, ſo warm unſre Dankbarkeit, ſo glühend unſre Liebe, ſo voll unſer Mund ſeines Lobes. Wir ſehen nirgend die Menſchen lieber, als wo ſie ſich vereinen Gott zu ſingen; und nirgend erweitert ſich unſer Herz mehr, als wann wir zu ihren Stimmen auch unſre miſchen dürfen, und in einem Schattenbild paradiſiſcher Gemeinſchaft, laut anbeten den, der unſer aller Vater iſt.

Wer nur mit halbem Herzen dem chriſtlichen Gottesdienſte beygewohnt und in den öffentlichen Geſang geſtimmt hat, der wird dieſe reine Wolluſt, Gott zu loben, ihm zu ſingen, gewiß empfunden haben; wer aber iſt von ſo plumpen 494
Sinnen, oder vielmehr von ſo wilder Phantaſie, daß er eben dieſe Empfindungen noch erhalten, die warme Andacht noch fortſetzen ſollte, wenn die Geſänge, zu denen er ſtimmen ſoll, nichts als kindiſches Geleyer, Unſinn, Barbarey, abgeſchmackte Begriffe, elende Ausdrücke, widrige Vorſtellungen enthalten? ſehr vielen alten Liedern, die noch hier und da in den chriſtlichen Kirchen geſungen werden, hängt einer oder der andere dieſer Flecken an, und deßwegen haben ſehr viele Kirchen ihre Liederſammlungen verbeſſert; nicht ſowohl um dem gemeinen Chriſten guten Geſchmack beyzubringen, wie manche glauben; ſondern nur, um ihn zu verhindern, mit blödem Verſtande, wahren Unſinn zu ſeinem Gebet zu miſchen, und blos zu ſingen, weil er dabey nichts fühlen kann. Die vorliegende Sammlung gehört unter dieſe verbeſſerte Liederbücher, und ſo wenig es die Verbeſſerer für einen Raub halten werden, alte, aber fehlerhafte Lieder, verbeſſert zu haben; ſo wenig kann man es ihnen übel nehmen, daß ſie für das Alterthum keine aberglaubiſche Ehrfurcht bezeigen. Auſſer dieſen verbeſſerten Liedern, ſind auch viele neue von Kloppſtock, Schlegel, Cramer, Gellert, Neander, Lavater ꝛc. hinzu gekommen, die

freylich nicht alle von gleichem Werthe sind. In Lehrgesängen, die denn doch einmal nicht zu verdrängen sind, und vielleicht auch nutzen mögen, ist es ohnedies schwer und fast unmöglich, etwas gutes zu leisten. In denjenigen Gesängen aber, welche dem Gefühl gewidmet sind, herrscht meistens dichterische fromme Wärme, und keins wird ohne Sympathie gesungen werden können. Hin und wieder sind einige dem gemeinen Sänger unverständliche Ausdrücke, und über seinen Begriff gehende philosophische Gedanken mit eingeflossen: z. B. im 345 Liede, das sonst so vortreflich ist, der Vers:

„Wohin mein Auge, Gott! nur blickt,
Ist Ordnung, Eintracht, Harmonie;
Und ich, mit deinem Bild geschmückt,
Empörte mich und störte sie."

Doch in den meisten ist der Punkt getroffen, wo der gemeine Sänger mit Verstand, und der Feine mit Wohlgefallen zusammen stimmen kann: Einfalt und Wahrheit. In den angehängten Gebeten, die meist ein wenig zu lang sind, finden wir zu viele Reflexion, zu viel Betrachtung. Trotz alles Raisonnements über die Nothwendigkeit des Gebets, wird jedes unverdorbne Herz in jedem Leiden, bey jeder Freude sich gern mit Dankbarkeit und Vertrauen zu dem besten Vater erheben; aber sobald der Betende Betrachtungen anstellt, sobald hört er auf zu beten!

Wir können uns nicht enthalten bey dieser Gelegenheit zu wünschen, daß in den christlichen Gemeinen, wo man noch die alten Lieder mit allem ihren Nonsense, und Gott oft verkleinerlichen, tändlenden Plaudereyen beybehält, auch bald eine allgemeine Veränderung eingeführt werden möge! Wir wissen die Schwierigkeiten, die einer solchen Unternehmung im Wege stehen; aber wir glauben, daß ein Drittel wohlhabender Mitglieder, gern für die zwey andern bezahlen werden, und bloße Kaufmannspolitik wird der Druckergesellschaft schon anrathen, diese Zweydrittel wohlfeiler zu geben, da der große Absatz bey einer solchen Veränderung leicht den mindern Vortheil ersetzt. Den andern Einwurf, „daß der gemeine Mann viele Lieder auswendig gelernt habe, die ihm nun nichts nützten" hat man wohl nicht im Ernste gemacht. Es wäre gut, wenn mancher die meisten Lieder wieder verlernte, die er weiß. Wenigstens ist auch dieser Schaden schon in der ersten Generation gehoben, und in seiner Werkstatt, am Ambos, in der Küche mag jeder nach alter Weise singen. Aber freylich müsten diejenigen, die diese Verbeßrung machen wollten, erst in ihren Busen fühlen, ob sie Geschmack und Geschick dazu haben, und sich nicht schämen, auch, wie bey dem vor uns liegenden Buche geschehen ist, Leute, die in diesem Fache der Dichtkunst sich schon gezeigt haben, zu Rath zu ziehen. Wie leicht kann man mit einer mittelmäßigen

auch wohl ſchlechten Predigt ſich behelfen, wenn man nur durch einen guten Geſang ſchadlos gehalten wird, und wenigſtens immer etwas zu finden hoffen kann, das der Abſicht entſpricht, mit welcher jeder Vernünftiger die Kirche beſucht.

Berlin.

Im Verlag der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung hat Herr D. Büſching herausgegeben: Récueil de passages propres à former l'esprit, le goût et le coeur de la jeunesse, tirès des oeuvres du Philosophe de Sans-Souci, 1772. 8. 168 S.

Den abrégé de l'histoire de la maison de Brandebourg, und des darauf folgenden: de la réligion du Brandebourg, die für die Brandenburgiſche Jugend ein nützliches Geſchenk ſind, auch für die übrigen nicht ohne Werth weggerechnet, wiſſen wir nicht, ob durch die übrigen, den gröſten Raum in dieſer Sammlung einnehmenden, ſonſt überaus ſchätzbaren Stücke, der auf dem Titel angegebne Zweck werde erreicht werden. Der Inhalt der Reflexions et maximes philosophiques et politiques; de l'amour propre, envisagé comme principe de morale etc. liegt zu weit auſſer dem Geſichtskreis der Jugend. Und ob durch ſolche abgerißne pensées morales etc. als zu Ende dieſes Recueil ſtehen, der Geiſt, der Geſchmack und das Herz derſelben wird gebildet werden, zweifeln wir auch. Der Jüngling betrachte nun dergleichen abgelöſete Glieder eines ſchönen Ganzen allein, oder ſein Lehrer zeige und zergliedere ſie ihm, in beyden Fällen werden in ſeiner Seele keine Spuren davon zurückbleiben, ſolche höchſtens, die bald, ja die durch die erſte Ereigniß, bereits wieder weggelöſchet werden. Beſchleicht ja eine Moralmaxime die Gemüther ſo mancher Erwachſenen nicht, nackt dargeſtellt, auch wohl mit etwas Schmuck überkleidet, — ſondern in eine Geſchichte verwebt, in eine Fabel eingehüllt; ꝛc. — erreicht man überhaupt auch ſeine Abſicht, Seelen zu lenken, nicht ſowohl, wenn man die Mine annimmt, ſie leiten zu wollen, als vielmehr, wenn man, ohne dergleichen zu thun, dahin arbeitet; und das ſollte ſich bey der Jugend anders verhalten? Wann werden doch die, welche für die Jugend ſammeln, oder ſelbſt ſchreiben, anfangen ihre Produktionen ſorgfältiger nach dem Faſſungsvermögen, dem Geſchmack und den Bedürfniſſen derſelben zu berechnen? Aber gleich ſo manchen Predigern und Predigtſammlern denken die meiſten aus jener Zunft an alles andre, nur nicht an das, woran ſie zuerſt, woran ſie einzig denken ſollten — an ihr Auditorium, — an ihre Leſer. 498

Frankfurt am Mayn.

Predigten nach dem Geſchmack der drey erſten Jahrhunderte der Chriſtenheit, ſammt einer Rede bey dem Begräbniſſe des ſeeligen Herrn Gerhard Terſteegens. Erſte Sammlung. 1772. 8. 192 S. Bey J. G. Garbe.

Sich vorher mit dem menſchlichen Herzen, und den moraliſchen Wahrheiten innig vertraut zu machen, von ihrem 500

Werth zu durchdringen, seine Erkenntniß zum Theil zur Empfindung zu erhöhen streben; — und dann bey seinen Vorträgen sorgfältig umhersehen, was man eigentlich für ein Auditorium habe; überlegen, wodurch diese Zuhörer im Familienkreise, wodurch in größern Verbindungen zufrieden und glücklich, bey allen Abwechselungen des Lichts und der Finsterniß im gegenwärtigen Zustande, dennoch immer möglichst heiter, wie zur Ersteigung der, der Menschheit hier erreichbaren Stufe von Vollkommenheit fähig gemacht werden können; kurz, was diesen Menschen als die zuträglichste Arzney eigentlich beyzubringen sey, und unter welchem Vehikel; — sich zu dem Ende ganz in die Denkungsart und Lage derselben hinein setzen, mit einem Wort, seine Vorträge nach dem Gesichtskreiß, dem Geschmack und den Umständen dieser seiner Zuhörer aufs genaueste berechnen, nicht nach dem Geschmack dies oder jenes Jahrhunderts modeln: — Dieses soll, dünkt uns, das Hauptgeschäfte der Prediger seyn, welches auch sicher die wahre Rührung und Lenkung ihrer Zuhörer zur Folge haben wird. Um von diesen sogenannten Predigten nach dem Geschmack der drey Jahrhunderte ꝛc. solche Wirkungen zu sehen, hätte der Stoff theils besser gewählt, theils anders bearbeitet werden müssen. Zu viele, theils grundlose, theils zu weit von dem Menschen abgelegene Thetik, Exegetik, und dergleichen; — zu wenig für den gegenwärtigen Menschen, und diese Einrichtung der Dinge brauchbare, moralische und andre Wahrheiten, auch diese nicht hinlänglich entwickelt und genießbar gemacht; — alles in einer Sprache, die bey weitem nicht überall richtig, einleuchtend und würdig genug ist. — Noch wollen vermuthlich einige Leser auch die Texte des Verf. wissen. Die sechs erste Predigten sind über Luc. 24, 13—47; die siebente über Tit. 2, 11. bis 14. gehalten, und bey der achten „Rede auf den Überwinder Gerhard Tersteegen auf Verlangen seiner Freunde am Tage seines Begräbnisses, den 6ten Apr. 1769. gehalten zu Mühlheim an der Ruhr" sind die Worte Offenb. Joh. 3, 21. zum Grunde gelegt*).

Zürch.

Lobrede auf den Meßias von Christian Bachholm, Magister der Philosophie, und Pastor bey der Evangelischen Gemeinde in Smirnen. Bey Orell, Geßner, Fueßlin und Comp. 1772.

Wir wundern uns, daß eine Handlungsgesellschaft, wie diese, die durch ihre gute und vortrefliche Verlagsartickel bisher der wahren Literatur mehr Dienste gethan hat, als der halbe Buchhandel Deutschlands, ein Buch hat unternehmen können, das in allem Betracht nichts bedeutend ist. Der

* Unmittelbar auf diese Rezension folgt die in ihrem ersten Teil von Herder, in ihrem Schluß von Goethe herrührende, die schon oben S. 11 f. abgedruckt wurde.

Verf. spricht weder als Jude noch als Christ von seinem Meßias, das ist ohne Wärme des Glaubigen, er weiß auch nicht, zu wem er sprechen will — sondern es ist kalte Parentation, Hörensage von einem Helden, den man nie in der Nähe gesehen hat, noch in der Nähe zeigen mag und kann. Als Schulübung wäre es dem Herrn Magister im 14ten Jahr erlaubt gewesen, sein vom jetzigen Rektor aufgegebenes Thema über irgend einen großen Mann so auszuarbeiten. Denn die ganze Geschichte der Evangelisten ist hier ohne das interessante Detail aus dem Munde und dem Griffel eines zuhörenden Jüngers, nur nach ihren verschiedenen Theilen in der Folge hingestellt, in holperichten Pompast gekleidet, und mit den gewöhnlichsten Gemeinplätzen zusammengehängt. Die erläuternde Noten wollte der Herr Magister vielleicht in seinen Collektaneen oder nachgeschriebenen Lektionen nicht länger für sich allein besitzen. Allein die Welt würde nichts verlohren haben, wenn man sie in Smirnen mit ihm begraben hätte; denn sie enthalten die gemeinsten, zum Ekel nachgesagten Anmerkungen, aus den unsichersten und trübsten Quellen. Man sieht auch nicht Eine Spur von Bekanntschaft mit den neusten Schrifterklärungen, Reisebeschreibungen u. s. w. Von der Philosophie des Verfassers müssen wir 506
noch eine Probe mittheilen. S. 42. In der Note sagt er: „Wir können wohl mit Wahrheit sagen, daß heutzutage ein Kind von 10 Jahren, welches sonst eine gute Auferziehung gehabt, eine weit vollständigere und gründlichere Einsicht in alle wichtige Wahrheiten habe, als die alten heidnischen Weltweisen nach einem vieljährigen Fleiße gehabt haben." Kurz, uns scheint der liebe Herr Magister einer von den übelgeschaffnen Köpfen zu seyn, die nichts nöthig hatten als zu studieren, um ganz unnütze zu werden, die ohne Welt- und Menschenkenntniß sich in einer kleinen Compendiensphäre akademischer Weisheit herumdrehen, die also wohl Gott nicht zu Mißionen, und Bekehrungsgeschäften in irgend einer Religion ersehen hatte.

Leipzig.

Bemerkungen über den Unterschied der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft von Joh. Millar Esq. Aus dem Englischen. Bey Schwickert 1772. 8. 15 Bogen.

Der Geist der Britannischen Philosophie scheint über Hadrians Mauer hinüber zu seyn, und gegenwärtig in den Schottischen Gebürgen sich ein Häufchen der Seinigen gesammelt zu haben. Ferguson, Robertson, Gerard, Home, Beattie, und hier Millar sind, dünkt mich, Leute, die den meistens matten und einzigen Search sehr überstimmen, und durch das Feld, das sich Alle gleichsam zusammenstimmend erwählet haben, wird ihre Philosophie noch schätzbarer — meistens nemlich Philosophie der Gestalten und Veränderungen des menschlichen

507 Geschlechts nach Maasgabe der Geschichte und Erfahrungen — ein großes, grosses Feld! auf dem sich freylich säen und erndten, Garben binden und Ähren lesen läßt, wenn nemlich erstlich gut geackert worden.

Ob das nun alle diese Herrn thun und gethan haben, ob nicht auch hier jeder lieber mit einer Hand voll Ähren davon läuft, sie mögen sein oder eines andern, reif oder noch grünes feuchtes Gras seyn? ob nicht überhaupt die Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts jetzt ein Modestudium werde, das hinter den Montesquieus, Rousseaus, Helvetius, Voltaire u. s. w. nach ziemlich einförmigen Regeln, und sehr einförmigen Vorurtheilen gehandhabet werde? und ob also nicht auch hier, wie bey allen guten Sachen in der Welt, die Mode den Geschmack, und das Einverständniß, die Natur tödten werde? Der Recens. ist zu blöde, diese Fragen schon beantworten zu wollen; erinnert sich aber, daß er auch das Buch, das seine Landsleute in diesem Fach für klaßisch halten, und das unstreitig einen sehr großen Plan in sich hat, Iselins Geschichte der Menschheit immer mit dem Kirchhofsegen vorbeygegangen: von aussen schön und übertüncht, inwendig aber u. s. w.

Herr Joh. Millar Esq. ist öffentlicher Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Glasgow, und für den Rechtsgelehrten ist allerdings hier eine gute Sammlung von Datis „über den Zustand der Weiber, die väterliche Gewalt, die Gerichtsbarkeit eines Obern über die Glieder eines Stammes oder Dorfs, über den Ursprung eines Oberherrn in größerm Umfange, und das Wachsthum eines Volks an Ausbildung und Verfeinerung: endlich über den verschiednen Zustand der Dienstboten in verschiednen Welttheilen" — über diese Artickel hier eine sehr gute Sammlung von Datis aus der Geschichte, meistens mit Raisonnement begleitet. Die Sammlung freylich nichts minder, als vollständig; das Raisonnement freylich oft nur leichte Weidensprosse, die verschiednen Stämme des Zauns zu binden — immer aber ein sehr guter, nützlicher Versuch.

508 Man siehet schon aus dem Verzeichniß der Hauptstücke, daß hier die Stände und Rangsarten nicht eigentlich in Stuffen, sondern erst in großen Massen geschichtet werden; alles Feinere, was der Titel „Rangs" zu versprechen schiene, wird man hier vergebens suchen: aber auch der also zurückgezogene Plan ist fast noch unendlich. Die große Heerde Geschöpfe, die menschliches Geschlecht heißt! unter so vielerley Gestalten, Sitten, Bildungen, Himmelsstrichen! in einem ewigen Strom kleiner Zu- und Abflüße von Veränderungen! wo soll der Philosoph die Augen haben? binden und ordnen? Wohin ordnen? wohin alles binden? und wie das Unendlichkleine überall bemerken, aus dem doch nur überall das Unendlichgroße

wird? In dem Verstande hat Gott nur Rang und Ordnung vom menschlichen Geschlecht in seinem Begrif! Die Kette hängt an seinem Thron! Das für uns immer veränderte Gemälde, an dem wir dazu nur einen Vorgrund übersehen können und sollen, hängt Ihm allein im Lichte. So was Philosophisch Ganzes ist nie zu erwarten!

Millar geht nur den sehr ordentlichen Weg, „wo ein Weib wenig Begierden erregt, wirds wenig geachtet; wo mehr u. s. w. Wo der Vater noch ganz Vater über seine Kinder ist, da ist er noch ganz Vater; wo nicht, da nicht u. s. w.“ so durch alle Kapitel, Zustände und Folgezeiten. Also nur meistens aufs Gros äußerer Dazukommenheiten, Hindernisse, Beförderungen, kurz, auf die grobe Masse des Medium, in dem die Kräfte würken. Übrigens aber auf eine Analyse der würkenden Kräfte selbst, wo eine Kraft zwey verschiedne Anscheine und Aüsserungen hervorbringen kann, innerlich aber nur immer dieselbe Kraft ist? wo zwey Aussenzustände sich einander aufheben und einen Dritten hervorbringen, noch aber immer nur die eine Kraft unsichtbar würket u. s. w. Darauf läßt er sich weniger ein. Und da nun das menschliche Geschlecht doch so ein vielseitiges Ding, Proteus, und Chamäleon ist, und wieder aus so viel Gesichtspunkten betrachtet werden kann? und immer innerlich so viel Kräfte würken? — man sieht, daß das insonderheit 509
in den Knoten des Ganges manche Täuschungen und Einseitigkeiten fast unvermeidlich macht. Wie z. B. in barbarischen Zeiten ein Weib nicht geachtet sey? erklärt er uns sorgfältig; aber wenn sie nun wieder in eben den Zeiten so sonderbar geachtet wird? wenn sie von Evens Apfelbiß an oft eine Rathgeberin, göttliche, eine Pallas oder Egeria vorgestellet? wo nun eben in diesen wilden Zeiten der Saame liege, daß sich dies θεῖον weiblicher Natur mehr äußere, oder mehr anerkannt werde? — das zeigt er weniger. Was durch die Abschaffung der Sklaverey der politischen Ökonomie und (nach dem Modehallelujah! zu dem wir uns schon gewöhnet) der Menschheit! der Menschheit! für Vortheil geschaft sey; zeigt er schön, weitläuftig und mit etwas Eigenliebe eigner Entdeckung; aber nun, was in dem alten deutschen Eigenthumsrecht (was keineswegs Pohlnische Sklaverey war) für Sicherheit, Ruhe und Seligkeit gewesen, die mit allen unsern neuen Verfassungen des Umlaufs in alle Welt verlohren geht — was selbst der alte Feudalzustand bey aller Unordnung und Barbarey für Großherrliches, Kühnes und Kräfteerweckendes gehabt, bey unsrer Sitte verlohren gangen — endlich der elende Zustand, der eben damals, da die Sklaverey verlohren gieng, eingeführet wurde, daß wir alle jetzt an unsichtbarer Kette liegen, und daß uns gegenwärtig ein Ordensband, petit Collet, oder ein tolles Schwerdt an

unsern Hüften, durch Vorurtheil, Luxus, politische Bestimmung und Verrechnung, und hundert gräßliche Krankheiten der Seele, mehr, zehnmal mehr fesselt, und geißelt, und auszehrt, als den Sklaven der leichte Klotz am Fuße beschweret; das alles fällt weniger in die Augen. Und so werden wir noch lange immer nur eine einseitige Geschichte des menschlichen Geschlechts haben. Endlich muß der Recens. seine unphilosophische Schwachheit bekennen, daß ihn alle solche Geschichten menschlicher Kräfte und Ordnungen, und Schicksale ohne Theilnehmung, ärgern. Für den höchsten Ordner aller Dinge ist Alles gut, und der Mensch in jedem Zustande seines Wesens, er sey Frosch oder Behemoth, für die ganze Zusammenordnung (hoffe und glaube ich wenigstens von ganzem Herzen) auch gut. Auch ists vortreflich und recht göttlich für einen Philosophen, uns in Zuständen ein Gutes, ein Vortrefliches, ein Weises zu entwickeln, wo es der gemeine menschliche Blick, das Gefühl der Bedürfniß und Schwachheit nicht, oder nicht immer findet. Dies Geschäft ist die wahre Würde der Philosophie. Aufflug des menschlichen Geistes in den Rath der himmlischen Wächter, die immer Gutes beschließen, nur daß ihr Schluß für uns arme Sterbliche zu groß, zu hoch, zu weit und breit ist. Von dannen ein leises Wort des Aufschlußes im Munde des Philosophen ist wirkliche Gesandtschaft Gottes — Aber nun alle Scenen der Menschheit, gut oder böse, als ob sie alle gleich gut wären, vor einem kalten, gleichgültigen Blick vorbeystreichen lassen, die bösen, höchstens mit dem Wort berühren, ohne aber die beßern, die vorhergegangen, oder nachfolgen könnten, oder vielleicht schon unsichtbar nahe sind, auch zur Besserung, Aufweckung, Lehre und Trost zu brauchen, und sie gleichsam sanft in jene zu verflößen — über alle Zustände der Menschheit zu schreiben, als ob man in keinem Zustande jetzt selbst lebte — es kann dies allerdings historischer Geist, philosophischer Geist, Geist der hohen, unfühlbaren Leidenschaftlosen stoischen oder Epikurischen Götter seyn, aber — was brauchts Wiederholung? man siehet, was und wo es für Menschen fehle?

Frankfurt und Leipzig.

Deutsche und Lateinische Chrestomathie zum Gebrauch der Schulen und Gymnasien. 1772. Zusammen 16½ Bog.

Fabeln, Historien, Briefe und moralische Maximen; das sind die Ingredienzen dieses Elexirs. — Es ist schwer das Beste auszusuchen, zumal für Kinder; und wenn das das Beste ist, was hier zusammen geraft worden, so ists schlimm. — Aber, laßt sie nur! es kommt alles auf den Mann an, der es zu brauchen weiß. Wir glauben in gutem Ernst, daß mancher mit einem bloßen ABC Buch einen weit bessern

Menschen bilden; mit dem bloßen ABC Buch seinen Schüler weit näher an die Grenzen der wahren Gelehrsamkeit bringen kann, als ein anderer aus der schönsten Chrestomathie. Der Himmel erwecke einen Mann, der unsre Kinder frühe leben, und denken und spat lesen lehre. Warlich nur der wird die Wissenschaften ihrem Entzwecke gemäß brauchen; wird euch in euren Ämtern selbst auf euern Lehrstühlen in Kirch und Schule, in seinem Hause, überall wird nur der Bürger, Vater, Freund, nur der Mensch seyn, der ehe gelebt hat, als gelesen! Und ist es dann Zeit, ihn in die Wissenschaften zu führen; es sey Speculation oder Handwerk; er wird gewis, gewis mit Riesenschritten gehen, und bald eure ewige Schüler einholen, bald überlaufen; denn er geht selbst, jene werden nur immer in Sänften getragen, die alle zween Schritte ausruhen, und alle Viertelstunde umgeworfen werden!

Aachen.

Der Menschenfreund, eine Wochenschrift, geschrieben in der freyen Reichsstadt Aachen, für das Jahr 1772. Von Friedrich Freyh. von Trenk, Kayserl. Königl. Obristwachtmeister.

Es sind moralische Betrachtungen, wo der Verfasser zuweilen Verse unter seine Prose mischt, oder ganze Gedichte einrückt. Der eigentliche Kritiker wird vieles gegen Schreibart, Versification und Sprache einzuwenden haben, vielleicht auch hier und da Zusammenhang, und Plan in den Gedanken vermissen. Indessen fehlt es diesen Blättern gewiß nicht an dem, was Shaftesbury so sehr von allen Autoren verlangt, sich erst einen Charakter, eine eigene Seele zu bilden, ehe man öffentlich zu andern reden will. Jeder kennt die Schicksale des Freyh. von Trenk, wie er gegen die Gewalt der Großen mit seiner männlichen Seele angestrebt, gedrückt, aber nie niedergetreten worden. Diese Stärke, die durch langwüriges Gefängniß und Leiden gestählt worden, erkennt man 512
in jedem Ausdruck, und zwar mit so viel mehrerem Vergnügen, weil bey unsern Versuchen, moralischen Abhandlungen aller Art, und wie die Titel heissen mögen, gar selten wahrzunehmen ist, ob der Leyermann ein Gesicht, und was er für ein Gesicht haben mag. Zu Erklärung dieses Phänomens müssen wir unsern Lesern berichten, daß der Verfasser nicht in seiner frühen Jugend, oben aus dem Dachfenster, um Brod, und von den Narren als Autor angegafft zu werden, schreibt; sondern er ist ein Philosoph, der in reifem Alter, nachdem er alles, was die Menschheit leiden kann, ertragen hat, nun in ruhiger Muße dem Getümmel zusieht, und zuweilen das drucken läßt, was er glaubt, daß Leute, die ihn schätzen und ihm gleich denken, mit Vergnügen lesen werden. In den poetischen Stücken finden sich Stellen, die eines Hallers und Wittorfs nicht unwürdig wären.

Paris.

Lettres d'Elisabeth Sophie de Valiere à Louise Hortence de Cantele son Amie par Madame Riccoboni. I. II. Part. jeder Theil von ohngefähr 28 Bogen. Ches Homblot. 1772.

Wir empfehlen dieſes letzte Werk der Mad. Riccoboni, die, wie ſchon bekannt geſtorben iſt, als einen ſehr intereſſanten Roman. Die Schreibart iſt leicht, warm und an vielen Orten ganz aus dem Herzen quillend; und die Begebenheiten werden gleich von Anfang ſehr intereſſant. Die Geſchichte iſt wieder in engliſche Namen gehüllt, und Richardſons Briefmanier gebraucht worden, doch mit ungleich mehrerm Erfolg, als in den vielen neuern in Paris à l'Anglaise zugeſchnittnen Romanen, wie der Noeud Gordien, u. dgl.

Frankfurt am Mayn.

Zufällige Gedanken über die Bildung des Geſchmacks in öffentlichen Schulen; von J. G. Purmann. Sechs Program. von 1770—1772. 4. 19½ Bogen.

513 Es iſt hier gewöhnlich, daß bey den halbjährigen Examinen des hieſigen Gymnaſiums, der jedesmahlige Rektor in einem öffentlichen Anſchlag dazu einladet. Herr Purmann hat bey ſechs auf einander folgenden Gelegenheiten dieſer Art, zu ſeinen Aufſätzen die intereſſanteſte Materie gewählt, die ein Schulmann nur finden kann; und dieſe bloſe Wahl muß für ihn ein gutes Vorurtheil erwecken, das in der Ausführung auch durch viele ſehr gute Anmerkungen beſtättigt wird. Die erſte Abtheilung beſchäftigt ſich mit einer philoſophiſchen Unterſuchung über den Geſchmack; die andere handelt von dem Einfluß der Mutterſprache auf den Geſchmack; die drey folgenden vom Lernen der alten Sprachen und Leſen der alten Autoren; die letzte vom Überſetzen. Der erſte Theil hat uns am wenigſten Genüge geleiſtet, weil wir über dieſe Materie anders denken als der Hr. Verf. Er glaubt, daß der Geſchmack nicht blos in der Empfindung beſtehe, ſondern auch Raiſonnement erfordere. Wir glauben aber, daß er Geſchmack, und Theorie der ſ. W. u. K. offenbar verwechſele; jener iſt unſers Bedünkens nach blos Empfindung; dieſe raiſonnirt, und wenn ſie vernünftig iſt, blos nach pſychologiſchen Erfahrungen. Ferner folgt der Hr. Verf. der gewöhnlichen Erklärung vom Schönen das nach ihm aus „Mannigfaltigkeit mit Einförmigkeit verbunden, die uns intereßirt beſtehn ſoll.“ Wir gehören mit unter diejenige, die wie Ariſtoteles, den der Hr. Verf. anführt, die Frage: Was iſt ſchön? für die Frage eines Blinden halten; und wir glauben, das Schöne iſt ſo wenig zu erklären, als das Süße, das Bittere, das Helle u. dgl. Wir finden einzle Farben, einzle Töne ſchön; wir finden eine unendliche Gegend, deren Einförmigkeitspunkt wir nicht ſehen, vielleicht nie ſehen können, oft ſehr ſchön; und der Zuſatz: der uns inter-

eßirt, will mehr nicht ſagen, als: den wir fühlen; d. 514
i.: ſchön iſt, was wir als ſchön empfinden. Die einzige beſte
Erklärung des Schönen, die wir kennen! Endlich ſagt der
Hr. Verfaſſer, wie gewöhnlich: Nachahmung der Natur ſey
der Zweck und der Grund der ſchönen Wiſſenſchaften. Das
iſt, dünkt uns ganz falſch; höchſtens laſſen wir dieſen Satz
als Regel, nie aber als Grundſatz gelten. Wo ahmt der
Tonkünſtler nach? wo der Baumeiſter? Wir glauben über-
haupt, daß das Genie nicht der Natur nachahmt, ſondern
ſelbſt ſchafft wie die Natur. Da fleußt eine eigene Quelle
gleich der andern, aber nicht nach ihr gemacht, ſondern wie
ſie aus dem Felſen geboren, — laßt die Springwerke nach-
ahmen! Man muß nur Natur und hiſtoriſche Wahrheit
nicht miteinander vermiſchen. Wann ein Oßian, der ſelbſt
Held und Sänger war, von Schlachten ſingt, ſo ſagt er nicht
nach, was die Natur andern in dem Fall eingiebt, ſondern
was er ſelbſt fühlt. So ſingt Homer, Theokrit, Anakreon
und die Beſten — ſo ſingt Kloppſtock meiſt. Ohne Hirten
oder Helden zu ſeyn, fühlen und reden ſie wie Helden und
Hirten. Mahlen ſie hier und da, ſo iſt mahlen nicht nach-
ahmen. Die Hütte, die im Bache wiederſcheint, iſt ein ſo
natürliches Bild, als die, die am Ufer ſteht, natürliche
Hütte iſt. Das iſt nicht kritiſche Kleinigkeit. In der andern
Abtheilung werden ſehr gute Bemerkungen über die Mutter-
ſprache gemacht, und gezeigt, wie der gute Geſchmack in der
Wahl der Worte und Ausdrücke zu Werke gehen müſſe;
auch insbeſondere ein guter Vorſchlag gethan, daß die Schüler,
Schriften ihrer Landsleute zu leſen und zu declamiren an-
gehalten werden ſollten. Dieſer Vorſchlag iſt auch, wie wir
vernehmen, in dem hieſigen Gymnaſium eingeführt. Die
dritte Abtheilung geht über auf die Erlernung der lateiniſchen
und griechiſchen Sprache, die zu Bildung des Geſchmacks
nöthig iſt. Der Hr. Verf. widerlegt die beſondern Realiſten,
die von der alten Sprache nichts wiſſen, oder ſie wenigſtens
aus neuen Autoren lehren wollen. Er zeigt dabey, daß das
Wörter und Reglen lernen eine abgeſchmackte Folter der
armen Jugend ſey, die ein denkender und fleißiger Lehrer ihr
wohl erſpahren könnte. Wie gerne hören wir den Schulmann 515
gegen Pedanterie predigen! In dem vierten Abſchnitt wird
vom wörtlichen Verſtand der alten Autoren gehandelt; In
dem fünften Abſchnitt wird gezeigt, wie der Lehrer die Schön-
heiten der Autoren auszeichnen ſoll. Die Bemerkung, daß
der Lehrer ſich hier nach dem Genie des Schülers richten,
und die Schönheiten ihm ſonderlich empfindlich machen ſoll,
die auf ihn den meiſten Eindruck thun, iſt ſehr gut. Herr
Purmann und ſeines Gleichen mögen ſie auch anwenden,
doch wie vielen iſt ſie unbegreiflich! Wir wünſchten aber
nicht, daß dieſe Schönheiten zerlegt, ſondern nur, daß die Em-
pfindung des Jünglings gerieben würde, um den Funken zu
fangen. In Religion, Politik und Erziehung geht man ſelten

den rechten Weg, wenn man gerade zugehen will. In dem letzten Abschnitt werden die Schwierigkeiten aufgesucht, die mit einer guten Übersetzung verbunden sind, und da wird gerathen, die Schüler zu guten Übersetzungen anzuhalten. Das müssen wir billigen; alles Nachahmen aber, das am Ende empfohlen wird, hassen wir. Wir wissen, daß es manchen zum Ruhm ausgelegt wird, daß sie schrieben wie Cicero oder Tacitus; aber es ist immer ein Beweiß von einem Mangel des Genies, wenn man in dieses Unglück verfällt.

Auch ohne unser Erinnern merkt man, daß Hr. Purmann sich blos auf das eine Mittel der Bildung des Geschmacks; die Lesung der Alten eingeschränkt hat. Freylich da unsere Lehrer und Schüler immer nur zusammen lesen, nie zusammen leben, konnte er seiner Absicht nach, keinen bessern Weg gehen; und er verspricht nur zufällige Gedanken, keine Composition. Sonst würden wir vorzüglich gewünscht haben, daß er, vor allen Dingen, aus Blick auf die Natur, den Geschmack zu bilden, gerathen, und Mittel angegeben hätte, wie man junge Gemüther erziehen und unterrichten soll; daß sie nichts als schön empfinden, als was wahr und schön in der Natur ist. — Aber den Jüngling, dessen Geschmack ihr nun so gebildet habt, wie unglücklich werdet ihr ihn in der Welt gemacht haben, womit er leben muß? Unter
516 den scheußlichen Formen, die ihn überall umringen? Gewiß unglücklich, wenn ihn nicht sein Genius in einen auserwählten Zirkel führt, wo seine nach wahrer Schönheit schmachtende Seele gesättigt wird!

Frankfurt und Leipzig.

Die Geschichte des Selbstgefühls. 1772. 8. 13 Bogen.

Da die Philosophen, zumal diejenigen, welche über den Menschen speculiren, uns so wunderlich durch Hecken und Sträuche, Luft und Meere, und nicht selten auch in Pfützen und Moräste führen, so ist es keinem Menschen zu verdenken, wenn er sich von ihnen losreißt, ermüdet mit ihnen auf eigene Kosten herum zu reisen, sich ein Eckchen sucht, und dort ein eigenes Hüttchen baut, so gut er kann. Nur muß ers nicht gleich mahlen, tünchen, versilbern lassen; sondern erst lange versuchen, ob es ihm nicht zu weit oder zu enge, oder sonst unbequem ist; erst abwarten, bis es feste ist gegen Sturm und Regen, damit ers allenfalls ohne großen Aufwand umreißen und neu bauen, oder ausflicken kann, wenn es wo Schaden leidet, oder nicht mehr nach seinem Sinn ist. — Der Verf. dieser Schrift hat sich auch ein Hüttchen von der Art gebaut; und das gönnen wir ihm; aber es gleich zu bemahlen, gleich an den Weg zu stellen, das ist nicht gut gewesen. Erst sein zehndes System kann man zur Noth drucken lassen, die neun ersten sind meist nicht viel werth. — Das Selbstgefühl oder das Bewustseyn seines innern Zu-

stands ist allerdings der Punkt, auf dem sich unser ganzes Leben herum drehet. Ist dieses Selbstgefühl angenehm, sagt der Verfasser, so halten wir, die wir die Dinge nur nach den Wirkungen beurtheilen, es für gut, und uns in so weit für vollkommen. Das ist also nach ihm der Schlüssel zur menschlichen Natur, sich selbst vollkommen fühlen, und auf dieses Gefühl eigner Vollkommenheit, wird durch das ganze Buch durch, alles, was um und in dem Menschen ist, in ziemlicher Unordnung zurückgezogen; am Ende aber kurz gezeigt, daß durch kluge Begränzung dieses Selbstgefühl immer am ersten angenehm erhalten werde. Man muß diesen Satz nicht mit dem Grundsatz der Vollkommenheit vermischen. 517
Dieser setzt abstrackte Vollkommenheit zum Zweck der Handlung; jener will eigentlich blos Realitäten, blos die Vollkommenheit verstehen, die jeder in jedem Augenblick als solche in sich erkennt und liebt; dieser giebt Zweck an, jener will blos Zustand beschreiben; wir lassen das gerne so hingehn, und glauben selbst, daß man, ehe man zur Moral greift, erst den Zustand des Menschen selbst, wie er ist, erkennen muß; Allein, man muß nicht durch das System, und hätte mans auch selbst gemacht, sondern mit blosen, leiblichen Augen in den Menschen sehn. Es ist, dünkt uns, in dem Menschen nicht nur *ein* Punkt, auf den sich alle Empfindungen zurückziehen lassen; sondern es sind viele, die ganz von sich unabhängig sind; und Gefühl eigener Vollkommenheit ist, wie wir glauben, nicht letzter Zweck. Genuß, dieses unerklärbare Herumdrehen, Schweben, Aufgelöstliegen in einer Empfindung, das ist, wie wir glauben, der Zweck, oder vielmehr der Endpunkt alles dessen, was in dem Menschen ist. Das übrige ist nur Werkzeug, und die angenehme Empfindung, die mit der Besitzung dieses Werkzeugs verknüpft ist; die ist nicht so wohl Genuß, als Freude über die Möglichkeit des Genusses, Aussicht dahin, Ahndung. Unser Leben ist darum so schlecht worden; die Menschheit gähnet deßwegen so sehr, weil wir diese beyde Dinge verwechselt haben. Es geht uns, wie dem eitlen Reichen, der sich eine kostbare Bibliothek ankauft, sich über die schöne Bände freut, und nie einen braucht. — Unser Philosoph verdient übrigens Aufmunterung, weil er doch selbst denken will. Hier und da haben wir auch wahre Blicke gefunden; aber das meiste ist Systemateley, und manche Dinge sind ganz unerträglich. Wie z. B. was er S. 26. vom Schönen; S. 80. von der Liebe sagt u. dgl. Wenn der Verf. je geliebt hätte, so würde er wissen, daß hier gar nicht die Rede vom Selbstgefühl der Vollkommenheit, von Freude über das Urtheil anderer von unserm Werth sey; sondern daß Liebe eine unabhängige Empfindung ist, die keinen Entzweck hat, *als Liebe*; daß das Umfassen, das Zusammenschmelzen verschwisterter Seelen, das Ruhen auf dem geliebten Gegenstand, 518
das Ausdehnen seiner eignen Existenz, das beständige Aus-

fließen und Zurückfließen des wärmsten Gefühls, das wechselsweis Glücklichwerden und Glücklichmachen, und tausend andere Seligkeiten die Liebe zum größten Geschenke erheben, das Gott den Menschen geben konnte. Aber die Blicke, die der Verfasser in die Welt geworfen hat, sind überhaupt noch nicht tief eingedrungen, und den allgemeinen Geist, der die ganze Menschheit zusammen webt, eben da zusammen webt, wo jeder allein zu gehen scheint; das große Sensorium, auf das Yorik so viel baute, das, und noch vieles andre, ist ihm ganz entwischt. Zudem liegt alles sehr unordentlich in seinem Buch durcheinander, seine Bemerkungen sind sehr flach, oft nicht treffend, und meist nur um einen Satz zu behaupten gesucht; sehr seichte Lektüre ist auch ziemlich zur Unzeit verschwendet worden. Mit allem dem rathen wir dem Verf. noch immer sich Hüttchen zu bauen, aber keine, dem Publikum auszustellen, keine zu bemahlen und zu tapeziren, wo er sich und seine Freunde nicht wenigstens neun Jahre lang bequem logirt gefunden hat.

Leipzig.

Zwey schöne neue Mährlein: als 1.) von der schönen Melusinen; einer Meerfey. 2.) von einer untreuen Braut, die der Teufel hohlen solle. Der lieben Jugend, und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. In der Jubilatemesse 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerkspurschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu hohlen. Dann die Verfasser dieser Lieder und Mährlein schrieben doch wenigstens nicht fürs Publikum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen, als unsre neuere zierliche Versuche. Meistens ists ein munterer Geselle, der den andern vorsingt oder den Reihen anführt, und also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension, und Affektation. — Der Herr Student, 519 der diese Mährlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber dem ohngeachtet keine Mährlein mehr versificiren, denn ihm fehlt der Bänkelsängersblick, der in der Welt nichts als Abentheuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todschlag sieht, just wie alles in den Quadraten seiner gemahlten Leinwand steht. Weder naive Freude noch naive Wehklage der Menschen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken, und mit ihren Fäusten zuschlagen — bey denen alles merkwürdige ihres Lebens, wie in Schackespears Haupt- und Staatsaktionen, innerhalb 24 Stunden unserem Auge vorrückt — sondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt seyn.

Halle.

Vortheile geheimer Gesellschaften für der Welt. 1772. 2 Bog.

Der Verf. beweist sehr poßierlich, daß geheime Gesellschaften sehr nützlich seyn können, und daß es sonderlich die ist, von welcher er Mitglied zu seyn, die Ehre hat, und die mit dem ersten Buchstaben A. heist. Ohne die andern Buchstaben wissen zu wollen, glauben wir gern, daß diese Gesellschaft viel Gutes stiftet, aber diese 2 Bogen wird sie doch nicht mit in Rechnung bringen?

Mietau, Hasenpoth und Leipzig.

Über die Sittlichkeit der Wollust, von E. F. Okel. Bey Jakob Friedrich Hinz 1772. 8. 22 Bogen.

Herr Okel hat die neueren schönen Schriften nicht umsonst gelesen, hat im St. Evremond, Bayle u. s. w. etwas über das Stoische, Epikurische und Pythagorische System nachgeschlagen, den Home, Sulzer und Mendelsohn über die Empfindungen ausgezogen, und seinen Prosaischen Styl, der in der Jugend etwas in die Farbe der Banise mochte eingetaucht seyn, endlich in den schweren Mantel der Akensidischen und Youngischen Muse eingekleidet. Dies ist die Genealogie dieser Ideen, von dem kaltblütigsten Beobachter aufgestellt, der auf der Messe deutscher Litteratur mancherley Gestalten vor sich vorbey streichen ließ, und auch diese nicht angehalten hätte, wenn sie nicht gar zu bunt wäre gekleidet gewesen. In der Einleitung sitzt Hr. Okel auf einem schönen Hügel, und erwartet die aufgehende Sonne, die dann mit solchem blendenden Glanze auf ihn wirkt, daß er mit allen Farben der Dichtkunst um sich wirft, bald wie Klopstock, bald wie Jakobi mahlt, jetzt die Spitzen der Berge vor Thürme aus Peru ansieht, und jetzt auf jeder Rose die Weste mit offnen Mäulchen wahrnimmt. Von dem Gutachten seiner Theorie wollen wir eine Probe den Kennern vorlegen. S. 22. sagt er: „Die blos sinnlichen Vergnügungen sind ihrer Natur nach von kurzer Dauer, und bey dem geringsten Übermaße ihres Genusses folget Sättigung, Ekel und Überdruß; die angestrengte Übung des Verstandes wird endlich schmerzhaft, überspannt die Seele, und setzet sie in eine Ermattung bis zur Unthätigkeit, in welcher sie sich selbst unleidlich wird. Aber der Genuß der Vergnügungen des Auges und des Ohrs scheint dazu gemacht, jenen Überdruß zu verhüten, und den durch Anstrengung erschlafften Ton der Seele zum Denken und Empfinden wieder herzustellen.“ Kann man wohl halbwahrer, flacher sprechen, und diese Gedanken, so ohne alle Erklärung und Vorbereitung, unter die Leute werfen? Vergnügungen des Auges und des Ohrs liegen also zwischen Empfinden und Spekuliren mitten inne; sie sind die Brücke. Aber wie, unter welchen Bedingungen, auf welchem Wege, durch welche

Gegenstände? Gehen nicht durch diese beyde Pforten der Seele ein, Ideen der tiefsten Spekulation, und wieder des dunkelsten innigsten Gefühls? — welches sind nun die Gegenstände, die von einer Extremität zur andern auf und abspannen? und warum ist Geruch, Gefühl und Geschmack davon ausgeschlossen? Glaubt Herr Okel vielleicht, es liesse sich mit der Fingerspitze des Bildhauers, der im Dunkeln seine Statue mit Liebe betastet, nicht die höchste Idee des Schönen erreichen? oder weiß er nicht, wie viel die Sinne des Geruchs und Geschmacks zu der erhabensten Stimmung der Seele beytragen können? Allein, bey ihm liegt alles, wie bey Menschen, die nie selbst gedacht haben, in schöner hergebrachter Ordnung, und seine Schubkasten der Empfindungen sind folgende: Nro. 1. sinnliche; Nro. 2. gemischte; Nro. 3. intellektuelle, und Nro. 4. moralische. Der Charakter eines Wollüstlings in dem 2ten Abschnitt ist das schaalste, was man in der Studierstube zubereiten kann, ohne irgend eine Nüance von Weltkenntniß. Nun folgt die Charakteristik der Stoischen, Epikurischen und Pythagorischen Philosophie, wo nicht einmal Cicero zu Rathe gezogen worden, sondern alles nach Lesung Agathons und der Musarion ohngefähr so niedergeschrieben werden konnte. An dem St. Evremond setzt er hauptsächlich dieses aus, „daß er zu Vertheidigung des Epikurs ausführlich hätte zeigen sollen, warum ein Mensch, der nach diesem Systeme lebt, unendlich glücklicher seyn müste, als ein anderer, der nach einem andern System lebte.“ St. Evremond kannte ohne Zweifel den Werth der Systeme, und also unterzog er sich nie dieser unnützen Deklamation. Er muste wissen, daß die Natur zu allen Systemen zum Voraus Nein gesagt, und ihre Vorkehrungen so getroffen hat, daß sie ohngefähr alle wahr sind, und daß sie nichts bleiben als Sprachen, Charakteristiken der Geister. Die übrigen Abschnitte des Buchs enthalten unter Aufschriften des bettelhaftesten Stolzes leere und gemeine Deklamationen, und wir verdammen unsre Leser zur eignen Lektüre, wenn sie uns nicht auf unser Wort glauben wollen, daß hier nichts als ausgehängte Fahnen, und prahlhafte Überschriften zu ausgebalgten innländischen Seltenheiten zu sehen sind.

Leipzig.

Die Unsterblichkeit der Seele. 1772. 2½ Bogen.

Und was hat denn der Mann mit dem Buch gewollt? Zwey und einen halben Bogen drucken lassen! Wir sehen sonst keine vernünftige Ursache. In einer unausstehlich affektirt-rednerischen Prosa versichert der Verfasser, daß unsere Seele, der göttliche Exulant, unsterblich ist. Er weiß genau, daß der Mensch aus zween Theilen besteht; daß die Seele nicht der Leib sey, und daß wir ewig leben müssen, weil wir immer für die Zukunft sorgen und wünschen. Eben

als wenn man nothwendig ergreifen müsse, wenn man greift. Im zweyten Buch, sagt er, es gieng in der Welt so wunderlich zu; daß nothwendig noch eine seyn müste, wo es besser geht. — Es thut uns weh, wenn wir den erhabenen Gedanken von unserer Unsterblichkeit so entheiligt sehen müssen! Wir denken ihn nie anders als mit Ehrfurcht, und nur in der Stunde, wo unsere Seele groß und rein genug ist, mit Gott zu reden.

Magdeburg.

Der Wohlthäter. Erster Theil 1772. 204 S.

Nicht leicht ist ein Beruf zum Schreiben edler gewesen, 523
als derjenige, den die Verf. dieser Wochenschrift gehabt haben. Das Elend, das in ihrem Vaterland überhand nahm, war so groß, daß sie sich zusammen machten, und um ihre leidende Mitbürger zu unterstützen, dieses Blatt schrieben. Sie handlen auf eine gefällige Art in jedem Stück etwas ab, das auf die Wohlthätigkeit seine Beziehung hat; und da ihnen, ihrer Absicht nach, immer verschiedene Geldsummen zugestellt werden, die sie unter die Nothleidenden austheilen sollen, so geben sie jedesmal bey dem Schluß eines Blatts Nachricht von ihrer Einnahme und deren Verwendung. Man kann diese Nachrichten von den Wirkungen dieser Wohlthaten auf elende vor Hunger und Mangel verschmachtete Greise und Kinder nicht ohne Rührung lesen, und ich wollte lieber Stifter von der Gesellschaft dieser braven Menschenfreunde seyn, als von einer gelehrten Akademie in ganz Europa. Wir freuen uns einmal, wieder Menschen zu sehen, die nach mehr als einem leeren Hauch von Ruf und nach Anstarren des Pöbels geitzen, und deren Seelen frey genug sind, zum Vortheil der Unglücklichen wirksam zu seyn. — Doch was kann ein Journaliste zum Lob dieser guten Menschen sagen, das die Elenden, denen sie halfen, nicht tausendmal besser gesagt hätten? Der erste Theil geht bis auf den Monat März.

Haag.

Fables ou Allegories philosophiques. 1772.

Dorats Munterkeit zu denken, Leichtigkeit sich auszudrücken, verkennt man hier nicht, und auch nur der gute Humor, der durchstreicht, macht sie schätzbar, so wenig es hinfließende la Fontainische Bonhommie ist. In der Vorrede lacht er über Lessings Definition der Fabel, und über die langen Discours praeliminaires, durch welche sich dieser (wie Dorat sagt) für die Kürze seiner Fabeln schadlos machen wollte. Wir wünschten dem leichten Franzosen statt eines Theils Geschmack, mit dem er so groß thut, nicht De- 524
finitionsgeist, aber Empfindung des Gegenstandes. Denn wirklich ist die Erfindung gerade das Geringste an seinen Fabeln. Er denkt, es sey einerley, Wahrheit darstellen, und Wahrheiten sagen. Seine Vögel, und Fische, und Stühle,

und Geſchirre, ſagen meiſtentheils Verités, Lieux communs, ſagen ſie recht artig. Es ſind Kanapees drunter, dies mit dem ſchönſten Geiſt aufnähmen. Dafür nirgends frappante Situation, ſelten eine That die ſpräche. Auch mit Druck, Papier und Kupfer erſcheint Herr Dorat in gewohntem Glanze.

Berlin und Stettin.

Allgemeine deutſche Bibliothek. Des ſechzehnten Bandes, zweytes Stück 1772.

526 21) Götzens Fortſetzung der ausführlichern Vertheidigung des complutenſiſchen griechiſchen neuen Teſtaments ꝛc. gegen Semlern.

Kiefers gerettete Vermuthungen über das complutenſiſche neue Teſtament gegen Götzen.

Wie weit die beyden ſtreitenden Partheyen, über den Werth des complutiſchen N. T. Texts gekommen, was hinüber und herüber übel verſtanden worden, wies bey allen Diſputen zu gehn pflegt, wird kurz erzählt, und die Waffen und Art mißbilligt, die dieſen Krieg merkwürdig, aber nicht ehrenvoll machen. Eine Beylage zu Hrn. Götzens Schrift, griff ſeinen ehmaligen Recenſ. in dieſer Bibliothek auf die ihm eigne Manier an, der ſich beſcheiden vertheidigt, und kurz und gut, aus viel verdrüßlichem quis quomodo zukommen, am Ende Wilhelm Abraham Teller en toutes lettres unterſchreibt.

22) Verſchiedne Schriften von der Kriebelkrankheit und vom Mutterkorne.

Es ſind ihrer zehne. Ihre Erfahrungen und Schlüſſe ausgezogen, dadurch das Vergleichen und Überſehen dem Wißbegierigen ſehr erleichtert, auch der Vortrag und das Urtheil zeugen von einem einſichtsvollen und beſcheidnen Gelehrten.

23) Deutſche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen, von Johann Friedr. Heynatz.

527 Der Recenſ. macht mancherley einzelne Anmerkungen, deren ein großer Theil ſich um Subtilitäten, wir wollen nicht ſagen, Kleinigkeiten, herumdreht; wir hätten von dem Werth des Ganzen, und von dem Einfluß etwas zu hören gewünſcht, den das Buch auf unſre Sprache, von dem Nutzen, den es in Schulen haben könne. Denn darüber iſt zu allgemein, zu unbeſtimmt hingeredet, und darauf kommt doch alles an. In Nebendingen, simus faciles!

24) Heynatz Briefe, die deutſche Sprache betreffend. Erſter Theil. Urtheile und Gedanken über mancherley Bücher, und Meynung, die Sprache angehend.

25) Concordata nationis germanicae integra variis additamentis illustrata. Um die Additamenta iſt dieſe Ausgabe von der 63ger, unterſchieden. Sie werden weitläuftig ausgezogen, und von dem Verf. gerühmt, er ſchreibe

bey allem Eifer für seine Sache mit genug kaltem Blute und Mäßigung.

26) Hofmanns Abhandlung von Pocken. Erster Theil. Sein System wird uns vorgelegt, sein Beobachtungsgeist und Wahrheitsliebe gepriesen, und der zweyte Band gewünscht.

27) S. Fr. de Boehmer, Meditationes in Constitutionem Criminalem Carolinam.

Dieses treffliche Werk wird nach Würden gepriesen, und Beyspiele seiner Behandlung, in kurzen Auszügen gegeben.

28) Joseph von Sonnenfels Grundsätze der Policey, Handlung und Finanzwissenschaft. Dritte Auflage. Ein mit vielem Lobe begleiteter Auszug. Wir haben gleich dem Recensenten viel Kenntniß des bürgerlichen Lebens, der bürgerlichen Bedürfnisse darinne getroffen; doch fast durchaus wahres Gefühl von Menschheit und Menschenbedürfniß vermißt. Viel Projekt und Grille. Policey, als ein positives Ding zu lehren, ist, um nie den rechten Fleck zu treffen. Sie ist immer nur kämpfende Macht, die menschliche Freyheit bestreitet, besiegt oft und unterdrückt, nie aber ausrottet. Scharfer Blick, Gegenwart des Geistes, Reichthum an Ressourcen für den Augenblick, macht den Policey- wie den Kriegshelden. Systeme dieser Art sind gut für junge oder müßige Leute, die gern wissen möchten, was andre 528 thun. Indessen, weil doch alles gelehrt werden soll, verdient dieses Compendium vor andern den Vorzug.

29) Desselben Buchs, zweyter Theil. Auch hier wird Ordnung und Deutlichkeit gerühmt.

30) Versuch einer Abhandlung, de Jure vectigali, von Friedr. von Wissel. Der Verf. hat seinen Gegenstand, mit vieler Geschicklichkeit behandelt, ob es gleich, wie er sagt, sein Fach nicht ist.

31) Geschichte des Fräul. von Sternheim. Man wird nun hoffentlich bald aufhören, von diesem Buche zu reden, und fortfahren, es zu lesen und zu lieben.

32) Meckel nova experimenta etc. de finibus venarum ac vasorum lymphaticorum, in ductus visceraque excretoria corporis humani. ejusdemque structurae utilitate. Herrn Meckels neue Erfindungen werden vorgetragen, zugleich einige Wünsche und Fragen angehängt.

33) Alberti Anleitung zum Gespräch über die Religion nach kurzen Sätzen.

Desselben Lehren der Religion Zweyter Theil.

Man klagt, daß so mancherley Arten von Känntnissen erweitert und aufgeklärt worden, und fast allein die Religionserkänntniß durch die heilig beybehaltne alte Unterrichtsform so sehr zurück geblieben. Man dankt Gott für wohlmeynende Lehrer, die das Bedürfniß ihrer Gemeinde, und besonders der jungen Gemeinde kennen, ihnen nur das Eine, das noth ist, vortragen, und wünscht viele Nachfolger.

34) Unzers erste Gründe der Physiologie der eigentlich thierischen Natur, thierischer Körper. Des Recens. Absicht war, einen genauen Abriß des Unzerischen Systems zu geben, das ihm höchst wahrscheinlich und wichtig scheint. Es bringt das körperliche Vermögen mit den Seelenkräften in die genauste Harmonie, führt uns der Natur und den Kräften der Nerven so nahe, reicht uns so viel Aufschlüsse über alle Arten körperlicher Verrichtungen, schreitet soweit in der Untersuchung selbst über den Geist des Menschen fort; und
529 das alles beruht auf anatomischen Wahrnehmungen, und physischen Erfahrungen.

35) J. D. Cube poetische und prosaische Übersetzung des Buchs Hiob. Erster Theil.

J. D. Michaelis deutsche Übersetzung des alten Testaments. Der erste Theil, der das Buch Hiobs enthält. Verschiedne Briefe und Abhandlungen diese Materie betreffend.

Eine treffliche Recension, die zuerst die Cubische und Michaelische Übersetzung gegen einander vergleicht; dann besondere Nachricht von der Poesie des ersten, von den Anmerkungen des andern ertheilt, und was die Verfasser der Briefe und Abhandlungen vorzubringen haben, gelegenheitlich anführt. Wir ersuchen jeden unsrer Leser, der sich nur einigermaßen für die Sache interessirt, zur Lesung dieser Recension zu eilen.

36) Becks biblisches Wörterbuch oder Real- und Verbal-Concordanz.

Büchners Concordanz liegt dabey zum Grunde, die er verbessert und supplirt hat. Mit der Sache selbst siehts betrübt aus. Real-Concordanz! — Mit der Verbalen wäre wohl noch zu Stande zu kommen. Die Beyspiele, die sie anführen, lassen uns hoffen, daß, wenn auch dieses Buch sein weitläuffiges Publikum finden wird, daß einer großen Menge Menschen die Schrift immer mehr verdunkelt wird, statt erklärt zu werden.

Darauf schließen, wie immer, kurze Nachrichten.

Göttingen und Gotha.

Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke, zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen, entworfen von Christ. Gottl. Heyne. 8. 24 S.

Das Studium der Kunst des Alterthums ist so Mode geworden, daß jeder sich nach einiger Wissenschaft davon bemüht, und sollt er sie auch vom Hörensagen erschnappen. Wie viel Dank verdient daher ein Mann, der bey seiner ausgebreiteten Literatur, Fleiß und Biegsamkeit genug
530 besitzt, sich durch ein neu-eröffnetes benachbartes Feld durchzuarbeiten, und dann seine erworbene Kenntnisse so brauchbar zu machen, wie hier der Hr. Prof. thut. Es sind Paragraphen, die er sonst zu diktiren pflegte, nunmehr zu mehrerer Bequemlichkeit abgedruckt. Kurz und bündig ist jedes

Komma, ein Saamenkorn, Hoffnung dem Jüngling, der sich des Hrn. Prof. Unterricht naht. Man erkennt, daß er sich in dieses Fach ganz einstudirt. Und da uns nachgeschriebene Hefte auch zu Gesichte kommen sind, haben sie uns die vortheilhafteste Idee von der Ausführung im Vortrage gegeben.

Das Ganze ist in drey Abschnitte getheilt.

I. Abschnitt. Von den alten Kunstwerken überhaupt, und von den verschiedenen Arten der Kenntnisse derselben.

II. Geschichte der Kunst überhaupt, und Nachrichten von den Kunstwerken der Ägyptier, der Perser und der Etruscer insonderheit.

III. Kenntniß der Kunstwerke, die sich von den Griechen und Römern erhalten haben; und zwar, insonderheit wird gehandelt 1.) von den Statuen, 2.) von den Büsten, Hermen und Köpfen; 3.) von den erhobnen Bildwerken; 4.) von den geschnittnen Steinen; 5.) von den Gemälden.

Im mündlichen Vortrage weiß der Hr. Prof. die Beschreibung des Kunstwerks, durch die Meynungen der Ausleger, Urtheile der Kenner, bis auf die neusten Streitigkeiten nützlich und interessant zu machen. Eine Anzeige, wo sich Kupfer davon finden, und den Platz, wo es steht, pflegt er hinzuzufügen.

Poitiers.

Ecole de la Vertu, ou Lettres Morales, utiles à toutes personnes pour se conduire dans le monde, principalement à la jeunesse. 1772. 8. 252 S.

Unsre Leser sehen schon aus dem Titel, daß dieses Werkchen unter die Pomaden, Schönheits Essenzen, Conservationswasser, u. dgl. die uns aus Frankreich kommen, zu stellen ist. Auch hier heißts: wenns nicht hilft, so schadets nicht. Die Briefe sind von Jemand, an Jemand, nach dem der Verf. etwas abhandlen wollte, die Schändlichkeit der Spielsucht, der Verschwendung, der Liebe zur Jagd, u. s. w. Und da heißts immer: ich sahe einen, der machte es so und so arg, da bekam ich einen Abscheu davor, und ihr werdet auch einen Abscheu davor bekommen. 531

Paris.

Le Tripot comique ou la Comedie bourgeoise, Comedie en Prose en Vers et en trois actes. Par Mr. Detheis. 1772. 8. 136 S.

Die Seuche der Pariser, der Franzosen überhaupt, und wollte Gott allein der Franzosen, Privattheaters zu errichten, die beste Zeit des Lebens mit Vorstellung von Handlungen zu verderben, ist ein Übel dieses Jahrhunderts, hat so mancherley Quellen, und so tiefe, daß ihm nicht zu helfen ist. Dieses Lustspiel stellt eine Familie vor, die durch dieses Übel zerrüttet ist, in der die kleinen menschlichen Leidenschaften, sich zwischen theatralische Repräsentationen schlingen, und ein lebhaftes Ganze machen. Der Gang des Stückes

geht geſchwind; der Dialog lebendig, der Autor zwingt ſich nicht, witzig zu ſeyn, aber durchaus mit einer leichten Munterkeit läßt er ſeine Perſonen handlen und reden à propos, Kleinigkeiten, aber Natur; daß man ihm ſein Motto zugeſtehen wird:

Quaeque ipse miserrima vidi;
Et quorum pars magna fui.

London.

The ancient Buildings of Rome. By Anthony Desgodetz Published, in two Volumes. By George Marshall Architect. Vol. 1. Fol. Royal Paper, 2 L. 12 S. 6 d. in Sheets. Robson 1771.

537 Herr Desgodetz wurde unter andern Mitgliedern der Akademie der Baukunſt Ao. 1764. nach Rom geſchickt, Er zeichnete alles daſelbſt mit eigner Hand, unter vielen Schwierigkeiten; beſtieg die meiſten Gebäude mit Leitern, errichtete Gerüſte, und nahm alles mit dem Cirkel und Maaßſtab ab. Die Kupferſtiche ſind folgende: 1.) das Pantheon in 23 Tafeln; 2.) der Tempel des Bacchus zu Rom in 5 derſelben; 3.) der Tempel des Faunus zu Rom in 2 dergleichen; 4.) der Tempel der Veſta zu Rom in drey; 5.) der Tempel der Veſta zu Tivoli in 4 dergleichen; 6.) der Tempel der Fortuna Virilis zu Rom in 4; 7.) der Tempel des Friedens zu Rom in 2; 8.) der Tempel des Antonius und der Fauſtina zu Rom in 5; 9.) der Tempel der Eintracht zu Rom in 3; 10.) der Tempel des Jupiter Stator zu Rom in 3; 11.) der Tempel des Jupiter des Donnerers zu Rom in 3; 12.) der Tempel des Mars des Rächers zu Rom in 4. Sämmtliche Kupfertafeln ſind ſauber gerathen, und ſcheinen mit andern ähnlichen Werken verglichen, richtige Vorſtellungen der Gegenſtände zu enthalten.

Nürnberg.

Joachims von Sandrart teutſche Akademie der Bau-Bild- hauer- und Malerkunſt, in beſſere Ordnung gebracht und durchgehends verbeſſert von Joh. Jak. Volkmann, Dr. Des zweyten Hauptheils zweyter Band, der in der Ordnung des Werks den Fünften ausmacht. 1772. fol.

Bey der neuen Ausgabe dieſes Buchs, von der wir nicht 540 unterſuchen wollen, ob Künſtler, Kenner, Liebhaber, oder Buchhändler am meiſten gewinnt, war es die Abſicht, dem Publikum eine vollſtändige Sammlung aller Sandrartiſchen Werke zu liefern, die zerſtreut herausgegeben, theils rar, theils wegen des abenteurlichen Textes unbrauchbar worden waren. Man lieferte alſo Kupfer, wie man ſie hatte und haben konnte. Originale der vorigen Ausgaben, Nachſtiche, Aufgeſtochne; und den Text reinigte Herr V. von allem üppigen Auswuchs krauſer Diktion, von aller übelangebrachten Gelehrſamkeit, und verſchnitt das über ſein Kunſtleben raiſonnirende, allegoriſirende, radotirende, ſchändiſirende Genie, zu einem feinen kalten Reiſenden, zum trocknen Handwerker,

willkommen in guter Gesellschaft, im gemeinen Leben; quoad formam versteht sich, und das Innere blieb wies konnte. Die Abhandlungen, als Theorien, nicht halb, nicht ganz, und die Auslegungen ziemlich gemein. Gleich in der Vorrede zum ersten Theil, deklarirte und protestirte Herr V. er sey nicht Willens den mindsten Real Aufwand zum Besten dieses Werks zu machen, weil es doch einmal Sandrarts Werk seyn und bleiben sollte; über dieser Versicherung hat er bisher so heilig gehalten, daß er auch gar in den Vorberichten, wo er freye Hand hatte zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag, auch sogar da, wo er eins oder das andre einleiten will, so allgemein, so flach von der Kunst spricht, daß wir uns gewundert haben, und es nur damit erklären konnten: er habe Sandrarten nicht ganz verdunklen wollen, und daher sein Licht verborgen vor den Leuten. Dieser Theil enthält, antike Basreliefs, römische Gärten und Verwandlungen Ovids.

Der Vorbericht zu den Basreliefs hat uns gar nicht erbaut. „Sie sind ein wichtiges Stück der Kunst" sagt Herr V. Gut! warum aber gleich darauf? „Es ist bekannt, daß die Alten darinn ihre geringe Kenntniß der Perspektiv verrathen." Fürs erste ist das nicht allgemein wahr, und wir dürfen uns nur auf Sandrarts Zeugniß selbst berufen, der im vierten Bande dieses Werks S. 13, die Alten in Ansehung des Perspektivs im Basrelief über die neuern setzt und spricht: „Die Alten haben dieses oft meisterlich beob- 541
achtet, und z. B. die fliehenden Figuren in der Entfernung so geringe angezeigt, daß man sie kaum sieht: welches einige neuere ganz verkehrt gemacht ꝛc." Fürs andre ist die Frage noch auszumachen: ob die sogenannten Fehler wider das Perspektiv im Basrelief, hier wirklich Fehler seyn, oder ob sie nicht vielmehr, unter verschiednen Bestimmungen nothwendig werden müssen. Und dann, wenn auch alle Basreliefs im strengsten Sinn sich dieser Sünde schuldig machten, wars der Platz, sogleich zum Anfang, wo man karakteristische Züge der Vortreflichkeit und des Nutzens erwartet, den Halbkenner zu spielen und von Mängeln zu reden? Das ist, wie mit den Flecken Homers. Ferner deutet zwar Herr V. auf das Beyspiel der grösten Künstler, die nach den Basreliefs studirt haben; warnt aber gleich wieder vor denen zu dicht anliegenden nassen Gewändern, die oft zu enge, mit zu schmal laufenden Falten gearbeitet sind. „Die Franzosen nennen diese Manier steinern" sagt er. O ja! und hüten sich sehr vor der steinernen Manier, daß man überall mit Lappen, Lumpen, Bändern und Franzen ihre Prinzen und Prinzeßinnen überhängt sieht. — Und kein Wort zu sagen von der Wahrheit alter Gewänder, daß sie mit dem Körper gebohren zu seyn scheinen, da nichts willkührliches, alles für diesen Körper, für diese Stellung, diesen Ausdruck höchst pertinent, und doch bey der Simplicität so

mannigfaltig, als es die neuern mit aller Verworrenheit nimmer leiſten werden. Denn nur das wahre Einfache kann mannigfaltig ſeyn, das Verworrne bleibt bey aller Abwechslung immer eben daſſelbe. Zuletzt kommt Herr V. auf die gute Seite der Basreliefs. Da wären ſie denn, dem Künſtler eine Schule des Koſtums: Daß er im Opfer und Hausgeräthe keine Fehler begehe. Und das iſt alles? Das Koſtum iſt für unſer Gefühl eine ſehr geringe Sache, iſt auch von den gröſten Meiſtern auf die Seite geſetzt worden, iſt ſogar von einer Seite der Wirkung eines neuern Kunſtwerkes höchſt ſchädlich; es ſupponirt kritiſche Kenntniße, oder einen Ausleger, und beydes iſt kalt. Koſtum verſetzt uns in
542 eine fremde, meiſt theatraliſch zuſammengeflickte Welt, wo wir nur angaffen. Iſt des Künſtlers Imagination ſo wahr, eine Geſchichtsſituation als Menſch zu fühlen, wird er ſie fühlen, als wärs in ſeiner Gegenwart, in ſeiner Heimat geſchehen; und die unbedeutende oder vielbedeutende (wie mans nimmt) Nebenſachen, werden in ſeiner Seele all inländiſch ſeyn. Warum iſt Rembrandt ganz Wahrheit, als Dichter und Maler, und als Archaiologe — vielleicht unter den Comödianten? — und doch verſetzt er uns wohin er will. Die erſten Platten dieſes Theils ſind nach dem Werke Veteres arcus augustorum etc. die letzten nach den admirandis romanarum antiquitatum von Bartoli und Bellori von J. J. Sandrart herausgegeben worden. Jetzo erſcheinen ſie bis gegen die vierzig, theils noch gut, theils leidlich, nachher laufen ſo ſchändlich gekratzte Fratzen mit unter, daß Herr Enter ſich vor den diis Manibus derer Sandrarts, die er läſtert, ſcheuen ſollte. Bey den Erklärungen ſind die neuern kritiſchen Entdeckungen und Berichtigungen nicht gebraucht worden.

Zwote Abtheilung. Römiſche Garten. Hier iſt Herr V. ſchon mehr in ſeinem Fache, und man erkennt in dem Vorberichte einen Mann, der Reiſebeſchreibung durch Italien rektificirt hat. Nicht ſonderlich intereſſant iſt dieſe Abtheilung, der Plan der Gärten äuſſerſt unbedeutend, und da auch die Aufriſſe einen zu hohen Horizont haben, erſcheint nirgends maleriſcher Blick.

Dritte Abtheilung. Ovidiſche Verwandlungen. Weil doch alles von den Sandrarts beyſammen ſeyn ſollte, mögen auch dieſe mit drein gehn, ſo ſehr man ſie in allem Betracht entbehren könnte. Die Wichtigkeit derſelben, die der Vorbericht rühmt, ſehen wir nicht ein. Denn überhaupt haben Ovids Verwandlungen der Kunſt mehr geſchadet, als genutzt. Der weiche wollüſtige Dichter, bey dem alles auf das Vermehrungswerk abzielte, durch deſſen Beſchreibungen eine ſo kützliche Behaglichkeit herrſcht, für welchen Künſtler war er Dichter? nur für den, der gleich ihm das paradieſiſche Verſinken in Genuß, in einer Leda, einer Danae
543 zu ſchildern vermochte; und für den Landſchaftmaler, der

seinen glücklichen, heiligen Gegenden das Siegel der Vollkommenheit aufdrückte, wenn er Götter und Menschen, in höchster Behaglichkeit auf seine Rasen streckte, zwischen seinen Felsen im Teiche plätschern ließ. Andern hingegen, die so wenig fühlten, als dachten, wurden diese Gedichte Gemeinplatz, (Locus communis, Eselsbrücke.) Weil sie ihren Stücken keinen Karakter geben konnten, ward das Mährchen Karakteristik, und unbedeutendste Staffage, wie biblische Historie. Was denn nun gar Verwandlung ist, macht einen eckelhaften Gegenstand. Wie läppisch sind hier unter Sandrarts Blättern, Arachne zur Spinne, Herr Luchs mit dem Dolche. Sein Genie zeigt sich hier eben nicht im Glanze; meist unbedeutende Gegenstände hat er gewählt, und die Composition ist wieder so unbedeutend, ja gar oft schlecht. Wir haben sie zu Lackirbildchen nachgestochen, auf Theebretten figuriren sehn, da waren sie an ihrem Platz. Der Stich gab ihnen in der ersten Ausgabe noch einigen Werth, für diesmal hat Herr Christ. Engelbrecht, das Bißchen guten Contur und Haltung gar auf die Seite geschafft. Die Beschreibungen sind denn, wie die Stiche, das kältste Skelet von Ovids Gestalten. Skelet von einem Mährchen, an dem Leben und Farbe alles ist. Durch solche Bemühungen macht man schlechte Künstler. Nun die angefügten Erklärungen weiß Gott für wen die sollen. An sich taugen sie zusammen nichts. Denn in Ovids zusammengerafften Mährleins, überall Allegorie zu suchen, ist Thorheit, da man sieht, ein großer Theil ist nur aus einer abergläubischen Immagination über den unbekannten Ursprung der Dinge entstanden, ein großer Theil sind Pfaffenmährchen, wie die Götter mit Pestilenzpfeilen an übermüthigen Sterblichen sich und ihre Priester rächen, und was dann noch übrig bleibt — wer mag das deuten. Relativ auf den Künstler sind sie zu gar nichts nütze. In dem einzigen Fall sogar, sie als Anspielung zu brauchen, ist die Allegorie zu weit gesucht.

Leipzig.

C. Cornelii Taciti Opera, iterum recensuit notas integras Justi Lipsii, J. J. Gronovii, Nic. Heinsii et suas adjecit J. A. Ernesti 1772. Vol. I. 2 Alph. 10 B. Vol. II. 2 Alph. 1 Bogen. ohne Vorrede und Register.

Wir sehen mit Vergnügen, daß Tacitus unter uns 544
doch so viel gelesen wird, daß diese schöne Ausgabe nun wieder neu aufgelegt werden muste. Die Hauptveränderungen, die dabey vorgenommen worden sind, zeigt der Titel an. Sie bestehn nemlich darinn, daß die Heinsiusischen Noten dazu gekommen sind, die bey der ersten Ausgabe dem Herrn Ernesti zu spät zukamen. Die übrigen Veränderungen in der Vorrede und den Noten sind, so weit wir die beyden Ausgaben zusammen halten konnten, nicht gar beträchtlich. Den Werth der gelehrten Anmerkungen der vier großen Leute, die auf dem Titel bemerkt worden sind, brauchen wir

nicht erst bekannt zu machen; aber wir können uns doch nicht enthalten, eine kleine Anmerkung über den kritischen Geitz zu machen, wodurch die meisten Herausgeber der Alten bewegt werden, ihre Schriftsteller mit Glossen und Gelehrsamkeit so zu überschwemmen, daß die armen Leser wirklich sich meist davon überladen, und wenn sie nicht eben eine solche Comentiersucht haben, bald gar keine Anmerkungen mehr lesen mögen. Kein Mensch wird einem Lipsius und einem Gronovius eine weitläuftige Gelehrsamkeit abstreiten; Allein, warum muß der gute Alte gerade zur Coulisse gemacht werden, woraus sie ihre Collectaneen hervortreten lassen? Ein Leser, der mit einigem Gefühl liest, wird nie gern seine Lektur unterbrechen sehen, um aus einer Anmerkung zu lernen, ob der Munatius Plancus, den die Soldaten des Germanicus im Aufruhr umbringen wollten, vordem Consul oder Censor war? und noch weniger muß ihm daran gelegen seyn, ob: quod nomen huic coetui dabo? in der schönen lebhaften Rede des Germanicus, aus dem Livius geborgt, oder von dem Tacitus gefunden worden ist. Es wäre vielleicht weit nützlicher, wenn man eine
545 gute Auswahl aus den Comentatoren machte, und sonderlich, so wenig als möglich, Belesenheit dabey auskramte. An hundert Orten schaden diese Noten weit mehr, als sie nutzen, wie z. B. die häßliche Note des Lipsius zu der Stelle in dem Tr. de moribus Germanor. wo Tacitus sagt, daß die alten Deutschen von den Weibern oft Rath genommen hätten. Hoccine supererat? sagt da der kalte auf seine weibische Mannheit stolze Kritiker, heu ipsos parum firma mente, qui eam quaesivere apud amentem sexum! Es war dem Kritiker gar nicht möglich, sich in die Zeiten der alten Deutschen zurückzusetzen, wo der Mann, noch weit näher bey seiner natürlichen Bestimmung, weit mehr zum wirken, als zum ruhigen Rathschlagen und Überlegen geschickt, die sittsamere Vernunft des gelassenern Weibes gewiß nöthig hatte. Es ist immer ein Beweis von der Entartung eines Volkes, wenn das Weib seinen Werth verliehrt, oder der Mann ihn verkennt. Die Natur hält treu ihre Verhältnisse. Wird der Mann weibisch, so wird die Frau Kind; und nur der, der männlichen Werth hat, wird den weiblichen zu finden, zu schätzen, zu lieben wissen. — Wir müssen überhaupt gestehen, daß uns noch wenige Comentarienschreiber über des Taciti Germaniam Gnüge gethan haben. Die Nationen sind in ihrer Kindheit zu einfach, als daß man viel von ihnen sagen; und viel über das gesagte commentiren könnte. Anschaffung ihrer einfachen Bedürfniß, unmittelbarer Gebrauch ihrer Leibeskräfte und Zeitvertreib, das ist der Zweck ihres Lebens. Beym Überfluß der Bedürfniß, und beym Mangel der Gelegenheit zu Anstrengung der Kräfte, behält Zeitvertreib nach und nach die Oberhand. Oft wiederholter Zeitvertreib wird aber bald verekelt. Da schafft die Phan-

taſie neuen, daher neue verwickeltere Bedürfniſſe, und aus denen — Anſtrengung der Seelen Kräfte. In dem Kreis lauft jede Nation, bis ſie ſelbſt ſo nichtswürdig wird, daß ſie zu nichts mehr taugt, als Materie zum Zeitvertreib eines andern zu ſeyn. — Doch was geht das den Tacitus an? — Noch bemerken wir, daß die Heinſiuſiſchen Noten meiſt kritiſch ſind; die Schrift dieſer Edition iſt kleiner, als die von der erſten, und ein Verzeichniß der Ausgaben des Tacitus, das auch in der erſten nicht ſteht, iſt noch ein Zuwachs dieſer andern Ausgabe, für die wir Herrn Erneſti ſehr vielen Dank ſchuldig ſind. 546

Ohne Anzeige des Orts.

Questions sur l'Encyclopédie par des Amateurs. Neuvieme Partie. 1772.

Dieſer neunte Theil beſteht zuerſt aus einigen Artickeln: Superstition, Symbole, Testicules, Theocratie, Tolerance, Tonnerre, Vapeurs, Venalité, Venise, Ventres Paresseux, Verité, Vertu, Vie, Voiage de S. Pierre a Rome, Volonté, Xenophanes, Xenophon, Zoroaster, welche das Alphabet beſchlieſſen. Dieſem folgt ein Anhang von 237. andern, nebſt Briefen des Memmius beym Lucrez an Cicero, über die wichtigſten metaphyſiſchen Fragen; welches alles zuſammen einen Band von 378. Seiten ausmacht. Wir müſſen geſtehen, daß wir ſeit langer Zeit nicht ein Buch in die Hand genommen, das wir mit ſo vielem Unwillen weggelegt hätten. Und welcher Menſch, der Gefühl ſeines eignen Werths hat, kann gleichgültig bleiben, wenn er in einem öffentlichen Hauſe einer Geſellſchaft trunkner unwiſſender Jünglinge über alles hat ſpotten hören, was zu allen Zeiten den Menſchen ſchätzbar war. Religion, Tugend, Dogma aller Zeiten und Völker, Reſultate des tiefſten Beobachtungsgeiſtes, Werke der alten Kunſt, alles wird unter die Füſſe getreten, und in einen Hauffen mit einem Nonotte, Patouillet, und la Baumelle gemiſcht. Durch die ungezogenſten Zweydeutigkeiten wird auch ſogar aller äuſſere Wohlſtand beleidigt, auf keinem Blatt nicht das geringſte gelehrt, das des Aufhebens werth wäre, oder die mindeſte wahre Gelehrſamkeit verriethe. Was würde aus dieſer Welt werden, die dieſe Herren ſo gerne umformen möchten, wenn ihr Geiſt der Philoſophie und der Toleranz allgemein werden könnte, — er, der intoleranter iſt, als kein gereizter Prieſter irgend einer Sekte, der ſpotten mag, über das, was ſeine Brüder verehren, und doch ein ſolcher Neuling iſt, daß er glaubt, man könne oder dürfe das wegraiſonniren, was Gefühl geworden iſt, und bleiben wird und muß. 547

London.

The Rites and Ceremonies of the Greek Church in Russia; containing an Account of its Doctrine, Worship and Discipline. By John Glen King, D. D. Fellow of the Royal and Antiquarian Societys and Chaplain to the British Factory at St. Petersburg. 1772. 4. 1 L. 1 S.

548 Herr Dr. King ist Caplan bey der Brittischen Faktorey in Petersburg, und sein langer Aufenthalt sowohl, als das merksame Auge, das er zu seinem Gegenstand brachte, haben ihn in den Stand gesetzt, dieses an Vollständigkeit und Gründlichkeit seine Vorgänger weit übertreffende Werk zu liefern. Vielleicht hat er als Fremdling und Ausländer ein weit sorgfältigerer Geschichtschreiber seyn können, weil er gerade in diesem Gesichtspunkt dasjenige vor uns Ausländer auffaßte, was einem Eingebohrnen entgangen, oder unbedeutend vorgekommen wäre. Er versteht das Rußische vollkommen, und hat also alle dazu nöthige Quellen in der Grundsprache nachlesen können. In Beschreibung der Gebräuche hat er natürlicher weise nur das bemerkt, worinn sich eigentlich die Griechisch-Rußische Kirche von allen andern auszeichnet. Die
549 Kirchen, der Ornat, die Kleidung der Geistlichkeit, die zum Gottesdienste gehörigen Gefäße sind in Kupfer gestochen, und genau beschrieben. Ferner findet sich eine sehr ausführliche Nachricht von der Vesper, der Nachvesper, dem Mesonycticon, den Matinen, den Horis Canonicis, und der Communion. Der ganze Ritus ist allzeit in seiner ganzen Länge hingesetzt, damit man sich eine wahre Vorstellung davon machen könne. Goar's Evchologion wird hierdurch sehr berichtigt, indem dieser von der Societät de propaganda fide in den Orient geschickt war, um die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche zu befördern, folglich um die Gemüther zu gewinnen, zu beweisen sucht, daß beyde Kirchen beynahe einerley Gebräuche hätten, und also alles unter einander mischte. Der Verf. rühmt Mosheims Kirchengeschichte sehr, neben ihr bemerkt er auch den Catechism des Theophanes, Bischoffs von Novogorod, und das von Peter dem Großen, herausgegebne geistliche Regulativ, das von Confett im Jahr 1729 aus dem Rußischen ins Englische übersetzt worden. Smiths Nachricht von der griechischen Kirche ist ihm zu kurz, allein den von Plato 1765 herausgegebnen Unterricht, oder Abriß der Christlichen Lehre lobt er ungemein. Überhaupt ist er den griechischen Mönchen gewogen, und glaubt, daß sie durch ihren Wandel der christlichen Einfalt der ersten Jahrhunderte gleich kämen. Er klagt über die viele Erdichtungen und falsche Nachreden, wodurch die Geschichte dieser Kirche beynahe bey allen Völkern so schrecklich verstellt wird. Hier bekommen nun die Herrn Compilatoren ihren Platz angewiesen, und der Verf. zeigt, wie man in dem so allgemein beliebten Buche les Ceremonies et coutumes religieuses de tous les peuples du monde, sodann bey der allgemeinen Weltgeschichte nichts gethan, als die Fehler und Unrichtigkeiten

eines Crull, Perry, Olearius, le Brun, und anderer abgeschrieben, und durch das sogenannte Zusammenhängen nur vermehret habe. Unter die Hauptirrthümer dieser Compilatoren gehört vorzüglich dieser, wenn sie behaupten, daß die Griechen nur drey Sakramente, die Taufe, das H. Abendmahl, und die letzte Ölung hätten, und solchergestalt das Chrisma, die Beichte, den Ehestand, und die Ordination vergessen, welches allerdings bey den Griechen Sakramente sind. Auch das Geschichtgen mit dem Paß, den sie dem Todten mitgeben sollen, und der allzeit an irgend einen Heiligen gerichtet wäre, klingt hier ganz anders. Es ist dieser Paß ein Papier, worauf zwey Gebete stehen; das eine in der ersten Person abgefaßt, als wenn es das letzte Gebet wäre, das der Verstorbene an Gott um Vergebung seiner Sünden gethan habe; und das andere ein Absolutionsgebet, als wenn es der Priester, dessen Namen beygefügt ist, dem Todten vor seinem Abschied vorgesprochen hätte. Beyde Stücke werden bey dem Grabe vorgelesen, um dem Volk zu bezeugen, daß der Verstorbene als ein Glied der wahren rechtglaubigen Kirche verschieden sey. Das Werk fängt sich mit einer Nachricht von der Stiftung der griechischen Kirche in Rußland an, und beschließt mit ihrer Geschichte und Reformation durch Peter den Großen. Die Kupfer sind wohl gerathen. 550 551

Paris.

Sargines, nouvelle. Par Msr. D'arnaud. Chés le Jay 1772. 8. 136 S.

Der Plan dieser Geschichte ist folgender. Unter den Helden, die den Hof Philipp Augusts ansehnlich machen, befindet sich Sargines, ein unglücklicher Vater. Der einzige Sohn, den er hat, entspricht so wenig seinen Hoffnungen, und den Tugenden seines Hauses, daß er aus Verzweiflung von neuem in den Krieg eilt, und den Tod bey den Saracenen sucht. Nichts kann den jungen Menschen aus seiner Schlafsucht ziehen, weder Drohungen noch Versprechungen. Unthätigkeit scheint sein einziges Loos zu seyn. Philipp August hört davon, begleitet den Vater auf seinen Landsitz, und wird ein Augenzeuge dieser seltnen Erscheinung. Der König macht dem träumenden Jüngling seinen Degen zum Geschenk; allein, auch diese ausserordentliche Gnade würkt nicht auf ihn. Von nun an überläßt ihn der Vater seinem Schicksal, verschließt ihn aufs Land mit einem alten Bedienten, und gedenkt an die zweyte Heyrath. In der Nachbarschaft dieses Landsitzes wohnt ein Fräulein d'Apremont, der es vorbehalten war, die Entzauberung unsers Helden zu bewürken. Kopf und Herz dieser edlen Dame dreht um nichts als Ritterthaten und Tourniersiege. Die allmächtige Liebe zeigt sich auch hier nicht müßig, und ein Blick aus den schönen Augen seiner Gebieterin würkt mehr auf den jungen Sargines, als alle Strafpredigten des Vaters, und die

Liebkoſungen der Könige. Nun ſitzt er bis in die ſpäte Nacht zu Pferde, übt ſich immer in den Waffen, und geht bey einem benachbarten Ritter auf 6 Monate in die Schule aller ritterlichen Übungen. Ein großes Turnier wird angeſtellt. Hier erſcheint ein Unbekannter, der Wunderthaten thut, vier der tapferſten Ritter überwindet, und wie Jupiter nach der Schlacht der Giganten unter niedergeſchlagenen ſchnaufenden Pferden, hingeſtreckten Rittern, zerſchmetterten Helmen, zerſplitterten Lanzen, auf ſeinem Hengſt hin und her paradirt. Die Damen verlangen ihn zu ſehen, man wirft ihm Bänder, Schärfen, Halsgeſchmeide, Deviſen zu. Endlich gelangt er zum Könige. Da er den Helm abnimmt, ſchreyt der alte Sargines: mein Sohn, und neben dem Thron fällt ein andrer Ritter in Ohnmacht. Man ſchnallt dieſen auf, und erkennt, wie ſichs gebührt, unter dem drückenden Panzer die ſchöne Dapremont.

Unſtreitig waren die Turniere und Ritterthaten noch ſüſſe Schattenbilder jener Zeiten, wo die großen Menſchen Homers lebten, die vor unſer Auge faſt nicht von den Göttern zu ſcheiden ſind. Da der Ritter ſchwur: maintenir femmes, veuves et orphelins, et hommes mésaisés et non puissants; da er zum Wahlſpruch führte: le Chevalier est ravisseur des biens d'autrui, qui les vaillances d'autrui tait; et celui en reprouvé vanteur, qui révèle les siennes; da er noch ausrufte:

Vn chevalier n'en doutés pas
Doit ferir hault, et parler bas.

Da fand ſich noch Stoff zur Dichtkunſt auf Erden, und derjenige, der hier mit Ehrfurcht dieſen beſſern Zeiten zu nahen gewuſt, hätte unſtreitig ein vortrefliches Werk liefern
552 können. Allein Mſr. d'Arnaud iſt zu ſehr Pariſien, und Zeitgenoſſe des philoſophiſchen achtzehnten Jahrhunderts, als daß er ſeinen Gegenſtänden die ihnen eigne Würde hätte zu geben wiſſen. Er iſt von der großen Claſſe unſrer ſentimentaliſchen Seelen, die keinen Bettler auf der Straſſe können vorbeygehen ſehen, ohne mit naſſem Auge eine wehmüthige Anmerkung ausgehen zu laſſen. Das ganze Werk ſchwimmt in Deklamation. Das ſogenannte Sentiment weiß nie zu verſtummen, ſondern es redet ſich über jede Materie ſo gut aus, wie ein Deutſcher. Der Vater macht insbeſondre eine elende Figur, wenn er über die Unempfindlichkeit ſeines Sohns ergrimmt. Denn der Leſer ahndet zum voraus, und nichts ſtört ihn in der Vermuthung, daß kein böſer Wille des jungen Menſchen vorwaltet, ſondern daß hier die Natur ihr gewöhnlich Spiel ſpielt; nemlich auf große Menſchen einen langen Schlaf fallen läßt, und ſie nicht eher weckt, bis es Zeit iſt. Die eingeſtreute Erzählung der Roſe d'Amour empfehlen wir unſern Dichtern, die ſich an den Romanzenton wagen wollen. Sie hat das friſche blühendſte Colorit, und

wir begreiffen nicht, wie Mſr. d'Arnaud ſein Intereſſe ſo weit verkennen konnte, dieſe Blume der Natur, zu ſeinem Bouquet aus Hahnenfedern, Bandfaſern und Wachsleinwand in einem Topf aufzuſtellen.

Kopenhagen und Leipzig.

James Beattie Verſuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit; im Gegenſatze der Klügeley und der Zweifelſucht. Aus dem Engliſchen. Numquam aliud Natura, aliud Sapientia dicit. Juven. Bey Heineck und Faber 1772. 8.

Endlich wieder ein Mann, der über und für den ganzen 553
Menſchen philoſophirt hat, bey dem Kopf und Herz und Ader des Lebens doch nicht ſo unermeßlich entfernt ſcheinen, als bey den meiſten Metaphyſikern. Beattie iſt ein Freund, ein Streiter, ein Eiferer für die Wahrheit; aber nicht für jene bunte Iris von Wahrheit, die ſich von einigen Sonnenſtralen gegen über auf das düſtre wolkichte, wäßrichte Gehirn der ſogenannten Philoſophen mahlet, wo ſie auf Dunſt ſcheinet und mit dem Dunſt verfliegt. Unſer Verf. iſt einer der baumſtarken Leute, bey denen geſunde Vernunft Alles iſt: mit der ſich auch ſelbſt der „Verſtand" (den wir Deutſchen, und das hätte der Überſetzer bemerken ſollen! eben im Gegenſatz des Verſtandes des Common sense, lieber Vernunft nennen,) auch nicht einmal zu meſſen habe. Er geht alſo den Vernünftlern, Klüglingen, Metaphyſickern, Idealiſten, Skeptikern, und wie ſoll ich ſie mehr nennen? tapfer zu Leibe, zeigt oder will zeigen, daß alle ihre Vernünfteleyen nur Schatten an der Wand ſeyen, die bey allem ſchönen Spiele, da ihnen ſelbſt Subſtanz fehlet, auch kein Subſtanzielles verdrängen könnten — Kurz, Wahrheit, Überzeugung, Gewißheit bleibe die ewige Grundveſte des menſchlichen Geiſtes, ſey der erſte weſentliche Trieb deſſelben — bey Menſchen ein ſicherer Inſtinkt, den kein Beweis geben, kein Wortſtreit heben könne u. ſ. w.

Man ſiehet, das Buch iſt in unſern Zeiten willkommen, die doch gewiß Zeiten der Klügeley eher, als des geſunden Verſtandes; mehr des Vernünfteln, als der Vernunft heißen können. Seys, daß wir uns an Wahrheit ſo überladen, daß unſre Werkzeuge geſchwächt ſind, und wir aus Ekel nur naſchen; oder iſt das Holz ſchon 554
ſo klein gefället, daß wir nicht mehr damit bauen, und alſo wie Würme, darinn malen müſſen — Das Fatum iſt indeß offenbar, und der philoſophiſche Geiſt, den die Voltaire, Hume, Helvetius, Baile und Conſorten eingeführt haben, iſt doch, trutz ſeiner hagern Geſtalt, ſeiner wankenden Schritte und klappernder Zähne, das Modegeſpenſt des Jahrhunderts, das nicht blos im Finſtern daher ſchleicht, ſondern ſelbſt wie eine Peſt am Mittage verderbet.

Und da doch dies immer ein häßlich Geſpenſt iſt — auf ſolche Art an Allem! Wahrheit, Güte, Tugend, menſchlicher Beſtimmung u. ſ. w. zweifeln zu können — da es

für Menschen, die nur „dies Komplement zum Bösen“ brauchen, ein sehr verführendes Phantom ist, das auf eine steile Felshöhe lockt und in den Abgrund stürzt — da es endlich für die, die es nicht so weit bringen kann, wenigstens ein sehr unbehagliches lüftiges Gerippe ist, das sie nur immer vom Wege zerret — hic et ubique; so rathen wir wohlmeynend allen Buhlern der Philosophie, insonderheit den ersten und dritten Theil dieses Buchs, zumal den dritten! zu lesen, wo sie eine sehr kräftige Predigt gegen solches Schattenspiel von Zweifeln und Vernünfteleyen lesen werden — eine Predigt, der im Ganzen niemand Wahrheit, Werth und Wichtigkeit absprechen kann. Der Mensch ist nicht zum Metaphysiciren da, und trennet er einmal Vernunft von gesundem Verstande, Spekulation von Gefühl und Erfahrung — Der Dädalus und Ikarus hat den festen Boden der Mutter Erde verlassen; wohin kann er sich mit seinen wächsernen pennis homini non datis hin verlieren? wohin kann er sinken?

Spekulation, als Hauptgeschäfte des Lebens — welch elendes Geschäfte! Sie gewöhnt endlich alles als Speculation anzusehen! ein Opium, was alle wahre Lebenskraft tödtet, und mit süssen Träumen sättigt, aber auch wie selten mit süssen Träumen? — wie oft, ist das Reich der Abstraktionen, die wahre Gegend unterirrdischer Arsenikalischer Dünste, wo die Goldgräber — (Goldgräber nach dem 555 Wahn der Menschen) als Verdammte der Hölle umhergehen, mit blassen Wangen und früh verpestetem Odem. Speculation löset das eiserne Band der Natur, Trieb und Nerve, in Zwirnsfäden — des Wiederspruchs und Nichtwiederspruchs, im handeln des Guten und Bessern ꝛc. auf — eine flächsne Schnur, die, wenn Feuer an sie reicht, auffährt mit üblem Geruche. Spekulation, wenn der Sinn des Wahren, Common-sense, und noch mehr, wenn der Sinn des Guten, Treue, Gewissen fehlt — ist und bleibt ewiglich auch im feinsten Kopf aller Köpfe ein Farbenspiel an der Wand — nehmt das Licht weg! — wie dunkel! — Rückt das Prisma ein wenig! — Die Farben laufen, mischen sich, sind Schatte, sind verschwunden! —

Und nun eben diesem gesunden Sinne an der Wahrheit, diesem simplen und starken Nerven und Triebe der Menschheit, was ist, zu sehen, wie es ist, und es am leichtesten so ohne Schminke und Augenspiel zu sehen — Diesem Gottähnlichen Organ hält der Verf. seine herrliche Standrede. „Daß jede Erkänntnißart sich auf erste simple Grundsätze zurückführen läßt, und alle Evidenz am Ende anschauend wird. Daß gesunde Vernunft also der eigentliche Standpunkt des Menschen, wie in mathematischer Erkänntniß, so in sinnlicher Evidenz, in innerer Evidenz oder Bewustseyn, bey Schlußfolgerungen von Würkung auf Ursache, bey Experimentalurtheilen, bey Känntniß aus der Analogie, bey Glauben

auf das Zeugniß andrer sey, u. s. w.“ Wenn wir allen diesen Abschnitten des ersten Theils kein Lob zu geben wüsten, würden wir ihnen wenigstens das herrliche Schullob geben, daß sie in der Encyklopedie der menschlichen Logik, die, wie uns alle große Weltweise unsrer Zeit versichern, noch unvollkommen ist; daß, sintemal erst Wolf und Leibniz die ersten Grundsteine zu ihr geleget, und nicht weiter, als bis Ideen, Urtheile, und deutliche Schlüße gekommen sind, hinfolglich der ganze Theil des praktisch Wahren und Wahrscheinlichen kaum vor dem jüngsten Tage, wenn wir keine Logik mehr brauchen, zu Stande kommen dörfte — daß zu dieser Logik des praktisch Wahren und Wahrscheinlichen oder Moralisch Gewissen, (wie es die Herren nennen, wenn auch kein Blutstropfe Moral dabey ist) oder zur Logik des untern Stockwerks der Seelenkräfte hier viel Vortreffliches enthalten sey. Das Lob wäre alsdann aus dem Register der Encyklopedie! Noch schöner ist ohne Zweiffel das andre: hier wirst du, Lehrling, einen sehr geraden, simplen Weg geführt! Du lässest hier diesen Sumpf voll witziger Irrlichter zur rechten, und jenes Trümmergebäude von Demonstrationen in mathematischer Lehrart, wo du immer auf idem per idem auf- und abklettern müßtest — linker Hand liegen, und gehest gerade zu — Aber nun wohin? Der Autor sagt: zur Wahrheit; aber wie diese nun aussehe? und was sie eigentlich sey? weiß ich nicht, mag auch der Autor selbst nicht wissen: sonst würde er auch wahrscheinlich uns nicht so zu ihr hineifern wollen, sondern uns sanft zu ihr führen, sie uns lieber selbst, sanft und stille zeigen — und das thut er nicht! welcher Sterbliche hats auch gethan? Indessen, daß er uns auch jetzt nur auf den rechten Weg eifert, und uns von weitem so gewiß viel von ihr rühmet, ist gut — Laß sich Einige aufmachen und wandern: vielleicht finden sie das Goldland, und er sagt gar, daß wirs Alle, wenn wir nur die Augen aufthun wollen, rings um uns haben.

(Fortsetzung)

Mit dem zweyten Buche ist der Recens. nicht eigentlich so zufrieden. Das soll nun die Missethäter Berkelei, Hume, zum theil auch Locke widerlegen; aber der Verf. gestehts oft zu sehr, daß er lieber fide implicita an die Wahrheit glaube, wenn er gleich hundert Einwürfen gegen sie nicht begegnen könnte — und also hätte er ihnen auch nicht sollen begegnen wollen. So viel Schönes und Brauchbares und dem Gefühl nach im Grunde Wahres durchweg herrsche, Berkelei ist gar nicht widerlegt; auch der Sophist Hume ist ihm im ganzen Raisonnement ein zu feiner Sophist — und überhaupt haben wir zwo oder drey Anmerkungen gegen diesen Abschnitt, die fast seine ganze Mühe aufheben.

Erstens: glaubt der Verf. wohl, daß er mit alle dem zur
560 Überzeugung und Besserung der Humes etwas beytrage? Was macht denn diesen Geist der Klügeley, der Zweifeley, des eitlen Raisonnirens, als entweder Schwäche gewisser Nerven der Menschheit, mit Sachen zu spielen und nur spielen zu können, die man brauchen und nicht besehen sollte — kann da der Autor mit seiner Widerlegung der schlaffen Fieber Stärke geben? Oder es ist Ekel des Herzens, Mangel an Theilnehmung, der sie da stillstehen und mit dem Fernglase gucken macht, statt daß sie hinlaufen und umarmen sollten — hat da der Verf. ein Recept für solches matte Herz, für solchen eckeln Magen? — — Also sind die Leute wohl unbekehrbar, und mit ihnen muste man nie, nur von ihnen und also auch lieber im Tone der gesetzten Kälte von ihnen sprechen. Wer nicht mit ihnen ist, ist alsdann um so mehr wider sie, und die ersten wird Hitze der Deklamation nicht bekehren.

Zweytens: Es scheint uns unbillig, jede dem Anschein nach üble Folge eines Systems, einer Hypothese (denn das sind doch im Grunde alle Systeme) nicht zwar dem Autor, aber doch mit zu vieler Schärfe seinem System beyzumessen. Es ist doch einmal wenigstens leidlich wahr; die Menschen handeln nach etwas Anderm als kahlen und kalten Systemen — Baile hat in einem großen Buche den Satz sehr gemißbraucht; im Grunde aber ist er doch wahr. Der Spinosist hört ja deßwegen nicht auf, solche Substanz zu seyn, wie die andern Menschen, wenn er sich für keine Substanz erkennet; und der Fatalist wird immer wie ein anderer Mensch wählen, wenn er gleich glaubt, daß in der ewgen Reihe der Dinge seine Wahl keine Wahl ist. Man giebt es gern zu, daß solche Sätze, solche Vorurtheile bey Leuten schädlich seyn können, bey denen schon alle Funken glühen und nur noch so ein Windstoß kommen darf, sie zur Flamme zu vereinigen — ich gebe es zu, daß jener junge Asot Chäreas an Jupiters Gemälde ein Complementum libidinis finden und dann ausrufen kann: cur ego homuncio non! allein hier wird doch jeder zugeben: Der
561 Mahler ist nur von fern schuldig. Die Leidenschaft war schon da, und auch die Philosophie wurde (wahrlich nicht dem Sinn des Urhebers gemäß und als Philosophie) sondern als Gedanke der Leidenschaft gebraucht. Und hatte sie dazu geradesweges der Autor erfunden? Und kann dazu nicht der beste Satz mißbraucht werden? — — Also muß man auch hievon wenigstens mit rechter Entfernung, nach wahrem Licht und Schatten urtheilen.

Drittens: Hume ist allerdings ein schlechter Raisonneur in metaphysischen Sachen; aber dem Idealisten Berklei ist völlig Unrecht geschehen. Ich betrachte sein System, wie das System des Spinoza, Fenelon, Leibniz, Des-

Cartes als Fiktion, als Dichtung (welch System ist etwas anders? und sollte als etwas anders betrachtet werden?) und da ist die Dichtung groß, scharfsinnig und durchaus wohl unterhalten: auch als Dichtung mit andern Gründen dichtender Vernunft schwer, ja ich glaube unmöglich zu widerlegen. (Beattie hat ihn wahrlich nicht widerlegt.) Will man also, so kann man ihn für einen Thoren halten, daß er so viel Zeit und Gedanken auf solch großes Poem gewandt: so wie jener Kardinal den Arioſt fragte, wo er alle solch närrisch Zeug zu seiner Epopee herbekommen habe? Aber weiter gehn, und Spekulation mit common sense verwirren, muß man nicht. Berklei war Idealist und schrieb vom Theerwasser: er glaubte also nach dem sensus communis Körper, wenn er gleich nach der Spekulation keine glaubte. Das ist ja aber so wenig ein Widerspruch, als wir ja alle sinnlich gewiß überzeugt sind, die Erde stehe still, und astronomisch überzeugt sind, sie gehe. Welcher Thor wird nun seinen Gang auf der Erde unterlassen, oder sich dafür fürchten, unter jenem astronomischen Vorwande —

Alas! our sight's so ill
that things, which swiftest move, seem to stand still.

sagt Cowley bey einer sehr würdigen Gelegenheit über die Tugend des Brutus, und die Sache gölte gewiß hier auch. In diesem und andern Betracht ists würklich zu bedauren, 562
daß der Verf. auch die Herrlichkeit seiner Wahrheit in Affengestalten erniedrigt hat.

Zum Beschluß ist hier eine Stelle aus einem unsrer Landesleute, (Sokrat. Denkwürd. S. 49. 50.) die den Hauptinhalt des Buchs angiebt und mit ein paar feinen Zügen vielleicht mehr als das ganze Buch saget: „Unser eigen Daseyn und die Existenz aller Dinge auſſer uns muß geglaubt und kann auf keine Weise ausgemacht werden. — — Was man glaubt, hat nicht bewiesen zu werden, und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen seyn, ohne deßwegen geglaubt zu werden. — Es giebt Beweise von Wahrheiten, die so wenig taugen als die Anwendung, die man von den Wahrheiten selbst machen kann; ja man kann den Beweiß eines Satzes glauben, ohne dem Satz selbst Beyfall zu geben. Die Gründe eines Hume mögen noch so triftig seyn und ihre Widerlegungen lauter Lehnsätze und Zweifel: so gewinnt und verliert der Glaube gleich viel bey dem geschicktesten Rabulisten und ehrlichsten Sachwalter. Der Glaube ist kein Werk der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen; weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht, als Schmecken und Sehen. — Die Beziehung und Übereinstimmung der Begriffe ist eben dasselbe in einer Demonstration, was Verhältniß und Symmetrie der Linien, Schallwürbel und Farben in der musicalischen Composition und Mahlerei ist."

Danzig.

Unumstößlichkeit der natürlichen Religion. Aus dem Französischen, 1772. 8. 344 S.

556 Wenn wir uns nicht lange gewöhnt hätten, alle die Gaukeleyen, Windbeuteleyen, und Schelmereyen, die in dem
30 Reiche der Gelehrsamkeit seit einiger Zeit Mode werden, mit eben der Laune anzusehen, womit man, wenn man sonst nichts bessers zu thun weis, an dem Theater eines jeden Marktschreyers verweilt; so würden wir uns über die Unverschämtheit ärgern müssen, womit der Übersetzer und Verleger dieser
35 Bogen aufzutreten wagt. Da kommt ein Mensch, setzt sich mit einer vielbedeutenden Miene von Philosophie vor das
557 Publikum und fängt an, den Menschen zu verdenken, daß sie vernünftig seyn wollen; entschließt sich endlich, eben als obs so leicht gethan wäre, selbst zu seyn; schwatzt etwas daher von Gottes Existenz, der nothwendigen Unvollkommen-
5 heit des Menschen, und von dem ins Herz geschriebenen Gesetz; und wenn er so bis S. 16. fortgeplaudert hat, ohne zu wissen was, so sagt er ganz treuherzig, er wolle einen Schriftsteller abschreiben, wo wir und er, alle unsre Pflichten finden sollten. — Er hält auch endlich Wort, und
10 fängt an, das bekannte Buch les Moeurs von Anfang bis zu Ende treulich nach einer von den verstümmelten Ausgaben zu copiren, in welchem der überall geschäftige Verfolgungsgeist, wie gewöhnlich, den besten Menschenverstand, und die wenigen vorstechenden Gedanken, die in diesem Buch
15 liegen, als Auswuchse abgeschnitten hat. Endlich hängt er noch die weise Bemerkung an, daß das Buch nicht für Kinder wäre, und läßt dabey einen formalen Stammbaum abstechen, der alle Tugenden in ihre Äste vertheilt, der lehrbegierigen Jugend etwa an der Wand im Schattenspiel, oder im Rari-
20 tätenkasten zur Ergötzung und Nutzen vorgezeigt werden kann. — Dieses — Werk können wirs nicht nennen — diese Copie ist aus einer französischen Sammlung, die unter dem Titel Pieces detachées relatives au Clergé seculier et regulier im vorigen Jahre heraus kam, entlehnt. Da möchte
25 sie bleiben, aber ein so bekanntes Buch, und dazu unter dem ganz unschicklichen Titel: Unumstößlichkeit der natürlichen Religion wieder zu übersetzen; das ist, wenn man recht glimpflich von der Sache reden will, Buchführerindustrie, die hoffentlich dem Hrn. Flörke mehr nicht als einige Ballen Makulatur
30 einbringen wird.

Lemgo.

An meine Minne, nach der 26sten Canzone des Petrarca. In der Mayerschen Buchhandlung. 1772. 1 Bogen.

Ein niedliches Bouquet Petrarchischer Blumen, nach der
35 besten Clairobscur von Herrn Schmidt geordnet. Diesen Bogen halten wir beynahe für so wichtig, als die ganze
558 Sammlung Petrarchischer Versuche von eben diesem Verfasser,

die wir nächſtens anzeigen werden. Er ſcheint beſonders Verſifikation, und deutſche Sprache nach ihrem ganzen Umfang und Nachdruck, Herrn Gleim abgeborgt zu haben, deſſen Umgang, und freundſchaftlicher Kritik ſich Herr Schmidt zu erfreuen hat. Dies Gedicht iſt auch Hrn. Gleimen gewiedmet. Eine der ſchönſten harmoniſchen Stellen erlauben uns unſre Leſer, herzuſetzen.

Jetzt und immer, wachend und im Schlaf
Trag' ich einen Liebesgott im Herzen
Der von Minne mir erzählt,
Der, wie Oeſer oder Graf
Sie mir mahlt im Großen und im Kleinen,
Der ihr Lächeln und ihr Weinen
Sanft verſchwiſtert, und nicht Einen
Von den Strahlen ihrer Blicke fehlt.
Doch was frommt es? will denn ſelber ich
Das geliebte Bild vollenden;
Dann erſtarrt die Hand, als bänden
Hundert tauſend Feſſeln mich;
Alle meine Kräfte ſcheitern
Zittern muß ich und vergehn.
Piu volte incomminciai di Scriver versi:
Ma la penna, e la mano e lo'ntelletto
Rimaser vinti nel primiero assalto.

Leipzig.

Charakteriſtik der vornehmſten Europäiſchen Nationen. Aus dem Engliſchen. 8. 1ſter Theil 16 Bog. 2ter Theil 14 Bog.

Das Werk iſt aus dem Brittiſchen Muſäum. Nun für 569
ein Muſäum war das kein Stück! ins Hinterſtübchen mit;
in die Küche, da iſt ſein Platz, je mehr berauchert deſto beſſer!
Charakter polirter Nationen! werft die Münze in den
Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wiſſen wollt; unter dem Ge- 570
präge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

So bald eine Nation polirt iſt, ſo bald hat ſie conventionelle Wege zu denken, zu handlen; zu empfinden; ſo bald hört ſie auf Charakter zu haben. Die Maſſe individueller Empfindungen; ihre Gewalt; die Art der Vorſtellung, die Wirkſamkeit, die ſich alle auf dieſe eigene Empfindungen beziehen, das ſind die Züge der Charakteriſtik lebender Weſen. Und wie viel von alle dem iſt uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältniſſe der Religion, die mit ihnen auf das engſte verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Geſetze, der noch größere Druck geſellſchaftlicher Verbindungen und tauſend andere Dinge laſſen den polirten Menſchen und die polirte Nation, nie ein eigenes Geſchöpf ſeyn; betäuben den Wink der Natur, und verwiſchen jeden Zug, aus dem ein charakteriſches Bild gemacht werden könnte.

Was heiſt alſo nun Charakter einer polirten Nation? Was kanns anders heiſen, als Gemählde von Religion und

bürgerlicher Verfassung in die eine Nation gestellt worden ist; Drapperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nation ansteht. Und hätte uns der Verf. dieses Werkchens nur so viel gesagt; Nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen diesen Lasten und Feßlen lebt. Ob sie sie geduldig erträgt, wie Issaschar, oder ob sie dagegen anstrebt, sie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht, oder gar andere Auswege sucht, wo sie noch freyere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturstoff hervorblickt; ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigstens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat oder nicht u. dgl. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zu Stande bringen. Aber der Verf. reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande. Blickte in seinen Puffendorf, conversirte mit schönen Herrn und Damen, und nahm sein Buch, und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer, als die
571 schönen Herrn und Damen, und so wurden seine Gemählde gerade eben so schief; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen. Jener ist nur stark, dieser nur tändlend; der Italiener prächtig und feyerlich, der Deutsche sauft und zählt Ahnen. Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden oft seine Urtheile ausgefallen seyn, wenn er sich herunter gelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Burger bey seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Caffeehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder wenns ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa feines französisches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinaus kommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein, und wieder heraus, und das war alles!

Bremen.

De Vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum Vol. IV. et ultimum: auct. Theoph. Christoph. Harlesio. Impens. Foerster. 1772. 8. 17½ Bog.

572 Im vierten und letzten Bande der Imperatorum dieses Cornelii Nepotis stehen die Herrn Joh. Gottfr. Lackemacher, Christian Crusius, Natal. Stephan. Sanadon, Joh. Christ. Martini, Sebald Rawe, Elias Stöber, Heinr. Hoogeveen, Joh. Mich. Heinze, Joh. Phil. Cassel, Joh. Heinr. August Zeibich, Joh. Jac. Reiske und Tiber. Hemsterhuis.

Ob einige und die meisten von ihnen zu den Philologis nostra aetate clarissimis gehören? würde eine eitle Frage seyn. Die meisten leben noch, und da ist jed- weder clariss. — Selbst die Yorickſche Hebamme in ihrer Welt von anderthalb Meilen.

Aber, daß wenn sie auch sammt und sonders berühmte Philologen wären, ihre Leben beschrieben werden müsten, das läugnen wir gerade zu. Daß der Philolog, wie andre Menschenkinder geboren sey, denkt man sich von selbst: und daß er, wenn er können, uxorem duxit etc. ist dem Leser uninteressant, der ja keine Tabelle von Weibern und Kindern aufnehmen, sondern merkwürdige Lebensumstände und Seelenzustände eines ausserordentlichen Mannes wissen will. Und solche Lebensumstände und Seelenzustände haben nun die ausserordentlichen Männer Joh. Gottfr. Lackemacher, Joh. Christ. Martini, Elias Stöber, Joh. Heinr. Aug. Zeibich u. s. w. gar nicht. Bey den meisten schrumpft ihr Leben in einen Band Dissertationen ein: und diese sind entweder schon gesammlet, wie bey Lackemacher, (Observat. Philol. Partes X.) oder könnten sehr nützlich gesammlet werden, wie bey Raw, Cassel, Zeibich; und damit hat man Leben und res gestas der großen Männer selbst. Was kann doch z. B. nach der billigsten Kritik von Elias Stöber gesagt werden? als er hat einen Manilius herausgegeben: und von Joh. Christ. Martini sogar nur: er hat fremde Disputationen herausgegeben, bey denen er keine Mühe gehabt, als sie zusammen zu legen, und eine pagina auf die andre folgen zu lassen. Des Wittemb. Crusius Leben ist nur aus Klotzens Vorrede zu desselben Opusculis gezogen, und auch hier siehet man sogleich, mit Leßing zu reden, die stinkende Fettsuppe, mit der dieser Mann alles begoß. Welch eine Sache, von Fehlern eines Verstorbenen zu schreiben, die ja gar nicht den Gelehrten, den Philologen angiengen: und von diesen Fehlern in welchem Tone zu schreiben! Was von Sanadon gesagt wird, ist so viel als nichts: ein langes Hyperkritisches Urtheil ohne Maaß und Grund. Mit Raw ists noch weniger: so schätzbar der Mann in seinem Fache ist.

Reiske und Hemsterhuis also allein — aber Reiskens Leben, so interessant es wäre, ist äusserst matt und schwach geschrieben. Herr M. Eck, der Verfasser, hat nicht können, oder nicht wollen, oder nicht dörfen — Kurz, er sticht mit dem, was Reiske hie und da selbst von sich erzählt, z. B. in den meisten seiner Vorreden, und insonderheit im letzten Bande der deutschen Übersetzung von der Pariser Akademie der Aufschriften, gewaltig ab. Wenn der Leser sich wundert, wie Reiskens Leben in die Übersetzung der Pariser Akademie von ihren ersten Jahren komme? so dient zu wissen,

daß da diese Übersetzung von der Feder der Madame Gottsched glücklich zur Welt gebracht war, und der Verleger vielleicht nicht mehr Fündlinge von beyden in seinen Schoos nehmen wollte, so ward Hrn. Verf. aufgetragen, einen Band noch mit dem Register zu füllen. Der große Mann verstand sich dazu, und registerte: aber den Band füllen, konnte er nicht, und — lieferte also, was ihm nicht bezahlt wurde, einige Anmerkungen über die vorhergehenden Abhandlungen, die er doch zum Register hatte durchlesen müssen, und da auch diese noch nicht zureichten — freylich sonderbarer Einfall! — eine Geschichte seines Arabischen Lebenslaufes, dicht vor dem Register. Ort und Einfall abgerechnet, ist beydes vielleicht willkommner als Bände philosophischer Stümperey. Die kurze Anmerkung, die Reiske über einige Arbeiten der Herrn von der Akademie macht, ist oft mehr werth, als die Abhandlung selbst; und es ist äusserst zu beklagen, daß ein Mann, wie er, das Lesen nur eines Registers wegen übernahm, und also nur erste Aufwallungen von Gedanken liefert, meistens, wo es der Franzose gar zu grob machte. Auch was er von seinen Lebensumständen sagt, ist so sonderbar, kühn und stark gesagt, als manches sich zutraf — ein großer Abstich zu Reiskes Leben von Hrn. M. Eck.

Endlich Tiberius Hemsterhuis — es ist das Elogium von Ruhnke, was in Leyden vor Jahr und Tag erschienen, und dem wir viele Leser wünschen. Nicht blos die lactea ubertas des Biographen empfielts, (denn die ist doch bisweilen, so glücklich Antik sie in manchen Wendungen und in der Form des Ganzen ist, etwas verzuckert): sondern vielmehr, vielmehr das Bild des Mannes selbst. Was für ein hoher Begriff der Kritik, den er gehabt! wie umfassend und erhoben auch über das, was die meisten Köpfe der Hrn. dieses Bandes sind! Welch ein Gang zur Philologie durch die Schule und Favoritliebe Bernouillis! Welch ein Zug, wie er, da Bentleis Arbeiten ohngefehr mit den seinigen zusammen treffen, und er den Unterschied blöde und wahrhaft anerkennet, Griechen und Philologie aufgiebt, und in Monaten nicht ansehen mag! da sagt Ruhnke von ihm mit Recht, was Celsus vom Hippokrat: Levia ingenia quia nihil habent, nil sibi detrahunt. Magno ingenio, multaque nihilominus habituro, convenit simplex veri erroris confessio. Welche große Manier, wie er die Alten liest, Reihenweise herabliest, in einem Jünglinge die kritische Gabe durch Bonsens erforschet. Wie er das Auge geübt haben will! die alten Zeiten, als wären es neue, liest, und über die Neuen als ein Alter denkt! — Ewig Schade, daß das Meiste auch bey einem Genie dieser Art (und dieser Art vielleicht mehr, als andrer Studien!) mit ihm ins Grab sinkt, höchstens noch,

auf seinen Schülern ruhet; in den Büchern aber nur tief, oft durch Schweigen und Mangeln, tief verborgen ist! Sollte also auch Hr. Ruhnke in einigen Stücken, z. B. den Quellen der griechischen und lateinischen Sprache zu enthusiastisch von seinem Lehrer sprechen — wenigstens schöner und aufmunternder Enthusiasmus!

Halle.

Joh. Andr. Benign. Bergsträßers Realwörterbuch über die Claßischen Schriftsteller der Griechen und Lateiner. Erster Band, von A–Ale, gr. 8. 2 Alph. 11 Bog.

Lord Bollinbrok dankte Gott dafür, daß er Lexicon- 583
schreiber geschaffen habe: wir möchten ihn fast bitten, keinen mehr zu schaffen. Freylich in dem Meer von Wissenschaften, in welchem wir herum geworfen werden, ist es bald nothwendig, daß man sich mit einer gewissen encyclopedischen Gelehrsamkeit behelfe, wenn man alles wissen, und von allem reden will. Aber wehe dem, der das will!

Herr Bergsträßer hat nach Sabbattier, Pitiscus, und andern, die er in seiner Vorrede benennt, eine Menge von Sachen, Namen und Begriffen zusammen zu tragen, angefangen. Das Gedächtniß braucht Beyhülfe. Wörterbücher kommen ihm herrlich zu statten, und der gröste Gelehrte kann sie nicht entbehren. Aber blos dem Gedächtniß mögen sie dienen. Dinge, die für den Verstand gehören; Begriffe, die verdaut seyn wollen, oder die gar Einfluß in das Leben haben sollen, die sind wirklich ausser den Gränzen des Wörterbuchs, die müssen mit dem Gang des Verstandes verschlungen, in die Empfindungen der Seele verwebt werden. Es befremdete uns deßwegen sehr in diesem Wörterbuch zum Verstand der Griechen und Römer die Articul: Aberglaube, Accidenz, Ähnlichkeit, Abstraktion, Abstinenz u. dgl. zu finden. Ferner, will man ja auch solche Begriffe in ein Wörterbuch dieser Art bringen, so muß wenigstens der Begriff angegeben werden, den nicht wir, sondern die alten Schriftsteller mit diesen Worten verbanden. Nun lese man den Artickel vom Aberglauben, der mit der Abgötterey offenbar verwechselt wird, ob er gleich den Alten nichts war, als δειλια προς το δαιμονιον. Ja, oft hiese auch eine bloße ausserordentliche Furcht vor der Rache Gottes δεισιδαιμονια, wie z. B. Plutarch dieses Wort im Leben Romuli gebraucht. Man lese den langen Artickel Abstraction, und viele andere, die nichts als neue Begriffe enthalten. Weiter, soll das Wörterbuch zum Verstande der alten Autoren dienen; wie kommt der Artickel Abend, Abenddemmrung u. dgl. hinein, die doch blos deutsch sind, und dem Leser der Alten nie aufstoßen? Noch weiter, was helfen uns die vielen Namen von ganz unbedeutenden Menschen, von denen man höchstens sagen kann, daß sie dieser oder jener Schriftsteller 584
genennt hat? Immer weiter: Was haben die griechischen und

römischen Schriftsteller mit der Menge von Hebräischen Namen zu schaffen, die fast den dritten Theil der historischen Nomenclatur ausmachen? Der Leser der LXX. und der Kirchenväter kommt mit solchen Schulsubsidien doch nicht weiter. Endlich, was sollen wir mit den theologischen Ausschweiffungen, Ehrenrettungen in einigen historischen Artickeln, und den grammatikalisch- und logischpraktischen in andern anfangen? Wir wollen den Hrn. Bergsträßer nach diesen allgemeinen Anmerkungen über einige Unterlassungs- und Begehungsfehler, die bey einem solchen Werk unvermeidlich sind, nicht schikaniren. Wir sind mit der ganzen Unternehmung nicht zufrieden, weil wir dabey gar keinen nützlichen Endzweck, als Beförderung der so schädlichen Vielwisserey, sehen können, und nach diesem Theil ein ungeheures Werk befürchten, das doch in allen Ecken zu groß und zu klein seyn wird. Zu groß, wegen der unbeschreiblichen Menge von Artickeln und der Weitläuftigkeit, womit manche ausgeführt werden, z. B. Aaron, Abraham, Abstinenz, Abstraktion: zu klein, weil doch die meisten nur sehr unbestimmte Bedeutungen und Beobachtungen angeben, und weder Zeit, noch Ort, noch Umstände der angeführten Bedeutungen genau auseinander setzen; noch weniger die, einigen Autoren eigene Bedeutung verschiedener Wörter anzeigen. Wir begreiffen gar wohl, daß hier die Gränzen der Nominal- und Realwörterbücher sehr in einander laufen; wer will aber die bestimmen? und was für eine Figur würde ein Wörterbuch der einen oder der andern Classe machen, wenn sie bestimmt werden könnten?

Antwort des Recensenten*).

Ohne allen Aufwand von Griechisch und Latein, müssen wir dem Herrn R. Bergsträßer sagen, daß wir so lange behaupten werden, er vermische Aberglauben und Abgötterey, so lang er jenen für einen unvernünftigen Gottesdienst hält, der ins absurde fällt. Das ist seine Erklärung; und eben so kann man mit gleichem Maas von Unbestimmtheit die Abgötterey auch erklären. Plinius spricht nicht von dem Aberglauben, und der pudendus deorum respectus wird noch kein Aberglauben, weil er der Atheisterey entgegen gesetzt ist. Die Erklärung, die der Recens. vorschlug, ist aus den Charaktern des Theophrast genommen, und sowohl sie, als auch der ganze Traktat des Plutarchs περι δεισιδαιμονιας beweisen, daß Furcht vor höhern Mächten, in dem Begriff der Alten gelegen habe.

Die Stelle aus dem Plutarch, auf welche der Recens. sahe, ist nicht die, welche Herr Bergsträßer anführt, und wo

*) Bergsträßer sandte der Redaktion eine Erwiderung ein, die zusammen mit der „Antwort des Rezensenten“ als Beilage zu Stück 92 vom 17. November 1772 erschien.

δεισιδαιμονια, wie bisweilen superstitio bey den Lateinern pro religione zu nehmen ist; sondern sie steht weiter unten, wo der Biograph, nachdem er viele Zeichen und Unglücksfälle hergerechnet, endlich sagt: ὡστε πολλην προσγενεσθαι τοις ἀναγκαιοις παθεσι δεισιδαιμονιαν.

Es ist kläglich, wenn man über Worte streitet, am kläglichsten, wenn über ein einziges Wort. Der leere Raum hat uns verführt, so viel zu sagen; denn wir wollen Herrn Bergsträßer nicht bekehren, sondern rathen ihm nur, sich an Hrn. Prof. Schirachs und sonst beliebige Recensionen zu halten.

Lemgo.

Die Vorzüge des alten Adels. Eine Erzählung aus dem Französischen. 1772. 8. 80 S.

Eine Karikatur von einem alten Baron, der ausser dem alten Adel kein Heil kennet, versagt seine Tochter einem neuen Edelmann. Die junge Baroneßinn ist nicht so bekümmert um die Ahnen, und flieht mit ihrem Geliebten davon; und das mit so wenig adelicher Delicatesse, daß sie drey der ältesten Ahnengemählde braucht, ein Regenloch zu verstopfen, das ihre Flucht hinderte. Eine standsmäßige Heurath des Sohnes mit einem scheelen buklichen Zweig eines der ältesten Häuser tröstet den Alten, und die Begeisterung des Weins weckt seine Zärtlichkeit gegen seine Tochter so sehr wieder auf, daß er ihr den Schandflecken vergiebt, den sie seiner Familie angehängt hat. — Man kann einen alltäglichen Gegenstand der Satyre nicht alltäglicher bearbeiten. Wird denn das Dichter- und Philosophenvolk nie begreiffen, daß der Adel noch ganz allein dem Despotismus die Waage hält? Wir wünschten, daß der wahre Adel nur eine bessere erleuchtetere Erziehung haben möchte, und dann wollten wir gerne den, nach unserer Verfassung so nöthigen Unterschied der Stände dulten. Ahnenstolz ist nicht ein Haar mehr lächerlich, als Gelehrtenstolz, Kaufmannstolz, Burgerstolz, und alle übertriebene Partheylichkeit für Vorzüge des Glücks. Wer gelernt hat, Zufriedenheit auf der Stufe zu finden, wo er steht, der wird alle Stufen über und unter sich mit Gleichgültigkeit ansehn. Aber erst muß man aufhören, selbst Scapin zu seyn, ehe man über den Arlequin spotten darf.

Leipzig.

Horazens Episteln an die Pisonen und an den Augustus. Mit Kommentar und Anmerkungen, nebst einigen kritischen Abhandlungen von R. Hurd. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet von Joh. Joachim Eschenburg, 1ster Band, 1 Alphab. 3 Bogen. 2ter Band, 2½ Bog. in 8. Bey Schwickert 1772.

Wir Deutschen scheinen einmal berufen zu seyn, voluminöse Werke der Ausländer bey uns zu verpflanzen, und nachher zu beschneiden und zu rektificiren, und also muß es uns nicht wundern, wann man uns mit zwey Episteln des Horaz

zugleich 2 Alphabet deutsches Papier und Druck auf die Rechnung schreibt. Heinsius und Scaliger züchtigten freylich den guten Horaz auf eine lächerliche Art, wenn sie ihm schuld gaben, daß zu einer Kritika hier sehr vieles mangele, daß nicht Ordnung genug, und Ausführung der Grundsätze sey, und Gott weiß, was sie weiter suchten. Herr Hurd zeigt daher ungleich mehr wahres Gefühl, wenn er sagt, der Zweck des Dichters war es nicht, die griechische Kunstrichter in einen Auszug zu bringen, sondern blos das römische Drama zu beurtheilen. Der Innhalt des Gedichts ist ihm ein einziger, nemlich der Zustand des römischen Schauspiels. Vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte. Hr. Hurd stellt sich die Epistel ad Pisones zu sehr als eine neuere Produktion vor, ans Publikum gerichtet, und bald durch Druckerhände in alle Welttheile verbreitet. Sie war aber nur ad Pisones, und diese wollte doch wohl Horaz nicht von dem Zustand der damaligen Schaubühne unterrichten, er schrieb auch nicht mit der Gewissenhaftigkeit eines Geschichtschreibers für alle nachkommende Jahrhunderte. Sondern hier sind aneinandergereihte Empfindungen, mitgetheilte Urtheile an Freunde, und die Exempel dazu aus der Epischen und Dramatischen Dichtkunst seiner (warum einer andern?) Zeit hergenommen. Der Text ist nach der Bentleyschen Ausgabe eingerückt, und unsere Leser erwarten auch nicht, daß wir bey dem Kommentar Hrn. Hurd, Schritt vor Schritt verfolgen, und anmerken sollen, mit wie vielem Grunde er bey Lesarten, Auslegungen einzelner Wörter und Konstruktionen bald einen Baxter, Bentley, Grisfioli, Denores, Kolonius u. s. w. gefolgt oder nicht gefolgt sey. — Hr. Hurd ist überall sehr vors schickliche, correkte, fehlerfreye, und reinumschriebene eines Dichters, und daher müssen wir ihm auch manche Sünde gegen Shakespear verzeihen. Bey den Worten brevis esse laboro, obscurus fio: sectantem lenia nervi deficiunt animique:
587 professus grandia turget: serpit humi tutus nimium timidusque procellae, macht er eine sehr richtige Anwendung auf einige neuere Engländische Dichter, und glaubt, der erste Charakter liesse sich auf Donne, der 2te auf Parnell, der 3te auf Thompson, der 4te auf Addison anwenden. Bey der callida junctura des Horaz wird eine ekelhafte Enumeration von aller Art der Wörterschaffung gemacht. Über das Wort pulcher schlägt er sich lange mit Bentley herum. Über die Erklärung der sogenannten angenehmen Empfindung, bey Vorstellung trauriger Gegenstände greift er Hume an, und zeigt dem kalten Philosophen, daß er einen Erfahrungssatz durch Wörterkram in ein noch heiligeres Dunkel verhülle. Vielleicht könnten wir uns bey allen Erklärungsmethoden eines Home, Hume, u. s. w. endlich an den ehrlichen Widerruf unsers Mendelsohn halten, wenn er zum zweytenmal, nach einer genaueren Erwägung dessen,

was Du Bos hierüber gesagt, dabey stehen bleibt: Die Seele hat ewiges Bedürfniß, ihre Kräfte zu üben, sich mitzutheilen, bey dem Leiden ihres Nebengeschöpfs zu verweilen, — und daher kommt es, daß sie auch bey der bloßen Vorstellung davon verweilt. Hätte man anfangs in die Streitfrage dieses Gefühls nicht das Wort angenehm, eingemischt, so hätten wir das unnütze Erklären nicht nöthig gehabt: und hätte man sich in dem menschlichen Leben noch etwas weiter umgesehen, so würde man gefunden haben, daß es auch nicht einmal wahr ist, daß wir uns von dem wahren Leiden andrer abwenden. Man sehe den Zulauf der Menge beym Schlachtfeld, beym Gerichtplatz, im Hospital der Verwundeten! Das Beyspiel eines eklen Zärtlings beweist nichts gegen die Menge der Gesunden. Herr Hurd häuft und sammlet alle Erklärungsmethoden, beweist mehr gegen Hume als er sollte, und bey allen Nummern, die ihm durch die Hände gehen, weis er doch keine davon recht fest zu halten, und sich von da seinen Gesichtspunkt zu wählen. Denn am Ende glaubt er gar, es könne sich bey der Rührung das Bewustseyn einmischen, daß es Pflicht sey, gerührt zu werden. Von dem Chor der Alten wird S. 132. u. f. f. viel Gutes, und nicht Gutes, hin und her 588
gesagt; denn er hat die Schriften der Academie des Inscriptions mit Nutzen gelesen. Im Anfang meynt der Verfasser, der Chor müsse allzeit die Parthey der Tugend nehmen. Endlich erklärt er sich dahin, daß die Gesinnungen des Chors nicht im strengsten Verstand philosophisch seyn, sondern die geläufigsten Begriffe über Recht und Unrecht, gemeiner und sich selbst gelassener Menschen darstellen. Wer aber einen Chor bey den Alten gelesen hat, kann der sich wohl so darüber ausdrücken? Ferner wird untersucht, ob wir einen Chor haben sollen? — Die Ursache der Entstehung des Schäfergedichts findet der Verf. S. 190. in drey herrschenden Grundtrieben: 1.) der Liebe zur Ruhe; 2.) Liebe zur Schönheit, und dann 3.) moralisches Gefühl. Theokrit, meynt er, begnüge sich, seinen Gemählden Realität zu geben. Daher immunda crepant ignominiosaque dicta. Virgil vermied diesen Abweg (die böse Realität), daher sind seine Schäfer anständiger, ihre Lebensart heiterer, und die Scene überhaupt einladender. Wir müssen nochmals versichern, daß dies eigne Worte des Hrn. Hurd sind. Er begreift nicht, warum Cicero den Plautus loben, und Horaz ihn tadeln könne, da sie beyde in einem gleicherleuchteten Zeitalter gelebt hätten, und gürtet sich, uns die Sache zu erklären. Nachdem er lange gelehrt, was Terenz, Menander und Plautus gewesen und nicht gewesen, fällt das Resultat dahin aus: die Wendung des Witzes der Alten hat etwas niedriges und das an sich, was die Franzosen Grossier nennen. Zum Garant dieses Aus-

spruchs wird ein französisches Recueil de bons Contes et de bons mots p. 89 angeführt.

Um aufrichtig zu seyn, zeigen wir nun auch an, weswegen wir unserm Verf. Dank schuldig sind. Dahin gehören sehr viele Wörtererklärungen, wie z. B. über Comoedia Praetextata und Togata S. 214. u. f. f. Bey der Stelle miscuit utile dulci, glaubt er, die unnatürliche Trennung des Dulce und Utile habe den Wissenschaften eben so viel geschadet, als der Moral die Trennung des Honestum und Utile S. 246. Was er von Shakespear sagt, unterschreiben wir: „Es gab eine Zeit, da man die Kunst des Johnson den göttlichen Begeisterungen Shakespears vorzog. Unser jetziges Zeitalter sieht diesen Irthum ein. Nun wird wiederum Shakespears Genie vergöttert. Zum Glück für den herrschenden Geschmack, kann man hierinn für diesen Dichter kaum zu viel thun." Auch die unbekanntere Werke Miltons zieht er hervor, und zeigt, was in dem Samson Agonistes, Lycidas, und Mask, an Sprache, Harmonie und poetischer Description liege.

Die Abhandlungen hätten unübersetzt bleiben können; denn wir haben an Commentirten und Rektificirten Batteux, Schlegeln u. s. w. würklich weit mehr schon im Besitz — Alles dies ist unter diesen Schriftstellern, und Herr Eschenburg selbst hätte, wie man aus den Anmerkungen sieht, etwas ungleich bessers liefern können. Sie handeln von dem Wesen der Poesie überhaupt, von dem verschiedenen Gebiete der dramatischen Poesie, über die Nachahmung u. s. w. Unterwegens geräth er hier und da auf einen guten Einfall, z. B. wenn ihm die Frage aufstößt: Ob die gewöhnliche Art des Studirens dem wahren Poeten nicht vielmehr nachtheilig, als behülflich sey? Sogar die Dedikationen an Warburton und Mason sind so wunderbar kriechend, als sie irgend ein deutscher Magister legens an den Curatoren der Universität hätte stellen können. — Im Ganzen stellen wir den Verf. nach dem Blick, womit er Plan, Absicht eines alten Schriftstellers, Fakta der alten gelehrten Geschichte u. s. w. umfaßt, zu den Betrachtungen, über die weise Absichten des Schöpfers, bey dieser oder jener Gelegenheit.

Frankfurt und Leipzig.

An meine Landsleute. 1772. 8. 1stes und 2tes Stück. 5 Bogen.

Das erste Stück enthält eine alberne Geschichte von einem Bauernjungen, der sich durch die gewöhnliche Mittel von Speichelleckerey, Empfehlung, Bestechung und Heurathen zum Oberamtmann und Oberinspektor empor geschwungen hat. Es soll Satyre seyn; scheint aber pöbelhafte Personell-Anspielung.

Im 2ten Stück beweist ein König zween andern Kö-

nigen in einer Art von Götterſprache, daß ein unterrichtetes Volk gehorſamer ſey, als ein dummes, weil es ſeine Verhältniſſe mit dem Staat beſſer verſtünde. Der Geiſtlichkeit, die ſo gern Unwiſſenheit und Dummheit um ſich her verbreiten möchte, werden bittere Wahrheiten geſagt. Im Ganzen aber haben Se. Majeſtät nicht überlegt, daß Religion, Politik und Geſetzgebung viel einfacher ſeyn, viel andre Zwecke haben müſſen, als ſie bey uns ſind und haben, wenn man das Volk ſo klug machen will. — Die Rede dieſes Königs an, wie er die andern zween Könige nennt, ſeine Cameraden, iſt ſehr flach, obgleich der Ton ſo hoch geſpannt iſt, daß man ihn kaum erreichen kann. Wir wiſſen z. B. nicht, wie ein Land mit Schandſäulen befleckt werden kann. Auch ſind die Ausfälle auf die Geiſtlichen zu hämiſch. Wir freuen 597
uns, ſo oft wir einen rechtſchaffenen Geiſtlichen ſehn, und vergeben um des einen willen, hundert andern ihre Fehler, Einfalt und Thorheit von Herzen gern — Doch das muſte ihnen nach dem Plan des Verf. freylich geſagt werden, daß ſie es nicht für Amtspflichten halten ſollten, dem geraden Menſchenverſtand alle Auswege zu verrennen, und das Recht zu lehren, was ſie wollen, und wie ſie wollen, allein an ſich zu reiſen.

Halle.

Alexander Popes Verſuch am Menſchen. Überſetzt von J. J. Harder 1772. gr. 8. 79 S. Das Engliſche daneben.

Pope iſt ſchon oft erbärmlich mißhandelt worden. Herr Harder wird auch um dieſer Überſetzung willen an jenem Tag auf dem Parnaß eine große Verantwortung gegen den ſeligen Dichter auf ſich haben! Hier iſt ein Muſter dieſer Überſetzung, das uns aller Mühe, mehr von der Sache zu ſagen, überhebt.

Nicht Schimpf, nicht Ehre, hängt an einer Standesſphäre.
Spiel deine Rolle gut, daran liegt alle Ehre!
Das Glück hat hier nicht viel Verſchiedenheit gemacht,
Hat den mit grobem Tuch, den mit Brocad bedacht;
Gab Schuſtern Schurzefell, und Pfarrern Reverenden,
Den Mönchen Kutten um, und Kronen Fürſtenhänden;
„Was iſt verſchiedener als Kutt und Kronen war?“
Ich will dirs ſagen, Freund! ein weiſer und ein Narr.
Das findeſt du, ſo bald der Fürſt den Mönchen ſpielet,
Und Schuſtergleich im Koth der trunkne Pfarrer wühlet;
Die Würde macht den Mann, Unwürdigkeit den Thor,
Das übrige iſt Fell und ſchwarz halb ſeidner Moor.“

Wir glauben faſt, daß Pope ſein Zauber-Axiom: Alles was iſt, iſt gut, widerrufen würde, wenn er dieſe Überſetzung zu ſehen bekäme.

Paris.

Lettre sur l'homme et ses Rapports 1772. 8. 65 S.

599 Wir freuen uns, diese neuere Schrift des jüngern Herrn Hemsterhuys anzeigen zu können. Sie ist eine Fortsetzung der nur flüchtig in dem letztern Brief sur les desirs angegebenen Hauptideen seines Systems, die sich noch ferner in einem grössern Werke: sur les progrés des sciences entwickeln werden. Es thut uns leid, daß wir beynahe nur obenhin über die wichtigsten Theile dieses Buchs wegeilen, und unsre Leser auf dasselbe selbst verweisen müssen. Jedes empfindende Wesen kann keine Sensation einer andern Substanz, als durch die Ideen oder Bilder erhalten, die aus dem Verhältniß entstehen, worinn sich dies Wesen gegen diese Substanz befindet, oder das sie von diesem Wesen absondert. Dieses nennt Hemsterhuys das Organ oder Medium; das heist, er versteht darunter nicht allein das Auge, das sieht; sondern auch das Licht, das sich auf den Gegenstand reflektirt. Dies empfindende Wesen verhält sich dabey leydend, und diese Art, Ideen zu empfangen, hat der Mensch mit dem Thiere gemein. Ist es aber ein Wesen, das denkt und Schlüsse macht, so hat es Zeichen, die nicht die Gegenstände selbst sind, die aber mit den Gegenständen übereinstimmen; und diese Zeichen hat es in einer Gewalt. Drey Wege hat das empfindende Wesen zu Ideen zu gelangen. 1.) Durch die Wirkung der Gegenstände, welche die Media oder Organen in Bewegung setzen. 2.) Durch die zufällige Bewegung, die bey Organen, 3.) und durch die Bewegung, die den Organen durch die Zeichen mitgetheilt wird. Die auf dem ersten Wege, durch die Gegenwart des Gegenstandes selbst erzeugte Idee hat unstreitig die meiste Klarheit. Die 2te ist schon ungleich weniger klar, und sehr oft confus, und diejenige, welche die Velleität durch Zeichen hervorbringt, ist schwächer, aber doch ohne die geringste Verwirrung. Die Erfahrung lehrt uns diese verschiedene Grade der Klarheit berechnen. Träumt uns, wir wären am hellen
600 Tage, und wir sehen beym Aufwachen plötzlich den wahren Tag selbst, so bemerken wir den Unterschied der Idee, die durch den wahren Gegenstand, und derjenigen, die durch eine accidentelle Bewegung der Organen hervorgebracht worden. Spielen wir Schach mit geschloßnen Augen, so sehen wir wieder den Unterschied zwischen den Zeichen und dem wahren Objekt. Dem Thiere fehlt die letztere Art, seine Ideen hervorzubringen. Da aber seine Ideen auch alle beynahe gleich klar sind, so hat es gleich starke Leidenschaften, und also — so zu sagen — mehr Nationalcharakter als der Mensch. Wir übergehen nunmehr die Beweise, von dem Unterschiede der Seele und des Körpers, von der Materie, ihrem nothwendigen Anfang, einem ewigen Urheber derselben, u. s. w. Sie erscheinen durch die Stellung und die Sprache, die ihnen Herr Hemsterhuys mitzutheilen gewust hat, in

einer sehr interessanten Neuheit. Nur den einzigen Gedanken müssen wir, wegen seiner großen Wichtigkeit, noch anmerken: „L'Ame ne sent qu'elle agit, que par l'Idée de la reaction. Sans la reaction elle n'auroit aucune idée de sa Velléité.“ Man sieht schon zum Voraus, wie fruchtbar dieses Principium für die Moral werden muß, und daß sich der Mensch als eine Insel, ohne Gesellschaft, nur als ein verstümmeltes Wesen denken läßt. In Begegnung der Einwürfe von S. 17. an, hat uns besonders gefallen, daß Herr Hemsterhuys den Thierenseelen die Ewigkeit nicht gerade abspricht; daß er glaubt, die Forderung, unsre Velleität zu beweisen, sey eben so ungereimt, als die, vom Beweise unsrer Existenz. Indessen rettet er sie doch (S. 20.) sehr scharfsinnig gegen die Materialisten, indem er zeigt, wie sehr sie von der Natur einer bloßen Federkraft unterschieden sey. So lange die Seele durch Media und Organen ihre Ideen erhält, wird sie nie in das wahre Wesen der Dinge dringen. Der Mensch sieht in der Schwere der anziehenden Kraft, der Vis inertiae eine beständige Wirkung und Gegenwirkung, und daraus schließt er, daß mehr Principia des Würkens in der Welt sind, als Würkungen. Dasjenige, was macht, daß eine Sache das ist, was sie ist, nennt H. die Vis inertiae; und das, was verursacht, daß sie an diesem 601
Ort, oder in diesem Verhältniß mit andern Dingen ist, nennt er die anziehende Kraft. Nun zeigt er, daß im Grunde diese beyde Kräfte auf einerley Art würken, daß sie einander nicht entgegen stehen, und daß, wenn nichts in der Welt wäre, das ihnen entgegen stünde, bald alles auf die Einheit zurückgebracht seyn würde. Auch die Homogenen und Heterogenen Theile, woraus alle Materie zusammengesetzt ist, und deren Spiel gegen einander, würde diese endliche Einheit nicht verhindern, wenn wir nicht, wie bey den Planeten, überall eine Vis centrifuga annehmen, die der vi attractionis entgegen gesetzt ist. Von der Fortpflanzung der Seelen eröffnet Hemsterhuys seine Gedanken nicht, sondern er führet S. 26. eine sonderbare Erfahrung an, die geprüft und überdacht zu werden verdient. Da nun der Mensch diesen ewigen Streit zweyer entgegen gesetzten Principien sieht, so muß er daraus den nothwendigen Schluß machen, daß die Welt nicht durch sich, sondern durch einen andern existire. So wie das Auge und das Licht mir Ideen von sichtbaren Dingen geben, so giebt mir das Herz, und die Gesellschaft, oder die Gemeinschaft mit denkenden Wesen, mit wirkenden Principien, Ideen von würkenden Velleitäten, oder es zeigt mir die moralische Seite der Welt. Dieses Medium aber unterscheidet sich dadurch von den übrigen, indem es mir eine Seite zeigt, von der meine Seele, mein Ich ein Theil ist. Mein Ich wird also selbst ein Gegenstand der Betrachtung; denn es giebt uns dieses Medium, nicht allein wie die übrigen, das Ver-

hältniß der Dinge auſſer uns zu empfinden, ſondern auch
das Verhältniß, worinn wir mit dieſen Dingen ſtehen; das
heiſt, die erſte Idee der Pflicht. Nun kommt der Verf. auf
die Zeichen, andern ſich verſtändlich zu machen, und hier
kommen von S. 31. an, die merkwürdigſten Beobachtungen
über die Gebärden und deren nothwendige Einwürkung
vor, daraus zieht er (S. 35.) den Schluß, daß der Menſch,
vermöge ſeiner Natur, Zeichen, ſich mitzutheilen, oder eine
beſtimmte Sprache haben müſſe; nicht eine ſolche, deren
602 Wörter durch den Ton die bezeichnete Sache nachahmen,
ſondern deren Worte, die nothwendige Reſultate der Be-
wegung ſind, die dem Organ der Stimme durch die erſte
Bewegung eingedruckt worden, das die Idee vorzuſtellen
diente. Hätte der Menſch dieſes moraliſche Medium nicht,
ſo würde er nur Würkungen, und weder Gutes
noch Böſes, nachahmen. Das Gute und Böſe ſind einander
nicht entgegen geſetzt; es iſt die Modifikation der Societät
und unſrer Handlungen in Abſicht auf ſie, die uns gerade in
die Mitte geſtellt hat zwiſchen das, was wir gut und bös
nennen. Machte man den Einwurf, daß bey Pflichten und
Begierden dieſe paßive Empfängniß der Ideen durch ein
Medium nicht ſtatt haben könnte, ſo antwortet Hemſter-
huys, dies iſt gerade aber doch der Fall bey Gewiſſens-
biſſen, wo das Ich ein Gegenſtand der Betrachtung wird.
Die Reitzbarkeit oder Vollkommenheit dieſes moraliſchen Or-
gans beſtimmt alſo allen Werth der Menſchen und ihrer
Handlungen und Pflichten. La perfection de l'organe mo-
ral differe dans tous les individus; par consequent
deux individus quelconques ont proprement des
devoirs differents à remplir: non par rapport
aux loix factices et machinales de la société, mais par
rapport aux loix naturelles, et à l'ordre éternel, qui
derive de la coëxistence des choses. Il y a des hom-
mes, dont l'organe moral est si sensible, ou dont la
conscience sent des rapports si éloignés, que pour ainsi
dire, ils ne peuvent être membres de la société actuelle.
Nun folgt die helle Seite des Gebäudes, und man entdeckt
von dieſem Geſichtspunkt aus, die herrlichſten Ausſichten über
Religion, Geſetzgebung und Sprache, die wir
unſern Leſern ſelbſt zu genieſſen überlaſſen. Uns muß es
genügen, ſie durch den dunkeln Vorhof und die wunderbaren
Säulengänge dieſes Tempels begleitet zu haben. Die chriſtliche
Religion verliert auch hier vor dem ruhigen wägenden Blick
des Philoſophen nichts, ſondern ſie erhebt ſich über alle Ge-
ſpielen, die vor ihr und neben ihr den Erdboden bedeckten.
Man leſe S. 49—55. nach. Noch eine Stelle erlauben
603 uns unſre Leſer herzuſetzen. Der Ton wenigſtens zeigt,
wie ſehr dem Verf. die Wahrheit am Herzen liege, Il n'y
a rien au monde de plus respectable, que des Theo-
logiens et des philosophes tels qu'on en voit encor

de nos jours. Mais d'un coté de soi-disant Orthodoxes, dont la roideur, l'entêtement, la stupidité, le peu de lumières, et l'ambition outrée leur font prétendre que tous les hommes devoient penser et comprendre comme eux, et qui ne reflechissent pas, que s'il y avoit des preuves contre la religion chrêtienne la plus forte sans doute, seroit celle que la parole de Dieu auroit besoin de leur interpretation. Und dann das eben ſo räudige Geſchlecht der ſo genannten Philoſophen, qui ont fait taire leur organe moral pour un tems, qui voudroient convertir tous les hommes, afin que personne ne leur fit entrevoir un Dieu tout présent, qu'ils redoutent etc.

Altenburg.

Heinrich und Emma, ein Gedicht nach dem Modell des Nußbraunen Mägdchens. Aus dem Engliſchen des Prior 1772.

Jederman kennt dieſen Wechſelgeſang Priors, und die 611
Ballade, die ihm in Priors Werken vorſteht, ſie mag nun von Chaucern oder von einem neuern Dichter ſeyn. Dieſe Sprache der Liebe, die beyde, Heinrich und Emma einander vorſingen, iſt wie die Sentiments im Aminta, und Paſtor Fido; das heiſt, jeder der ſie lieſt, applicirt ſie auf ſeinen Zuſtand, iſolirt ſie vom Ganzen, und lernt ſie auswendig. In dieſem Geſichtspunkt ſind ſie auch nur angenehm, und ohngeachtet ihrer vortreflichen Verſifikation werden ſie doch am Ende jedem Leſer überläſtig, wie Zuckerbrod, von dem man zu viel zu ſich genommen hat. Ob ſie nun in deutſcher Proſa ihr Glück machen werden, daran zweiflen wir etwas. Die Proſa des Überſetzers iſt zwar gelenk, und ſo viel wir ſie mit dem Original zuſammengehalten haben, nie ſklaviſch; Allein, man muß doch das Original bey der Hand haben, um ihren wahren Werth zu dechifriren. Es iſt ohngefähr ſo, wie Gleim, Jakobi, oder andere gute Verſifikateurs in franzöſiſche oder engliſche Proſa überſetzt.

Erlangen.

Dr. Georg Friedrich Seiler, kurze Geſchichte der geoffenbarten Religion. 1772. 8. 348 S.

In einer jeden geoffenbarten Religion, wo nicht die Offen- 612
barung einem jeden insbeſondere gegeben wird, iſt die Geſchichte der Offenbarung das Wichtigſte. Wenn dieſe einmal genug begründet worden, ſo giebt ſich das Dogmatiſche bald. Denn, wenn noch hundert Akademien, zweyhundert Gloſſatoren, und eben ſo viele Exegeten lehrten, gloſſirten und exegeſirten; ſo würden ſie doch wohl, trutz allen ihren Bemühungen, den geſunden Menſchenverſtand nicht ſo ganz weg- 613
lehren, weggloſſiren, und wegexegiſiren, daß, wer leſen kann, die Offenbarung ſich nicht ſo weit erklären ſollte, als er ſie

zu verstehen braucht. Ob es Offenbarung Gottes ist? das bleibt immer die Hauptfrage: und diese entscheidet nur die Geschichte, beruht nur auf Urkunden.

So weit sind wir also mit der Unternehmung des Hrn. Dr. Seiler sehr zufrieden. Aber er schreibt seine Religionsgeschichte für den gemeinen Christen vornemlich, und für den Unterricht der Kinder. Da ist also zu sehen, was das Bedürfniß des gemeinen Christen ist, und wie weit Hr. Dr. Seiler ihm Genüge gethan hat.

Es ist vor das erste schon etwas sehr mißliches, eine Geschichte, mehr zu Begründung einer gewissen Meinung, als in der weit einfachern Absicht, zu erzählen, zuschreiben. Wenn man auch so glücklich ist, keine offenbare Untreu zu begehen; so stellt man die Sachen doch immer in ein besonderes Licht, man spricht mit mehr Wärme, mehr Interesse davon; man schwimmt über andere Dinge hin, giebt Kleinigkeiten Werth, kurz, sieht alles nur auf einer Seite. Herr Dr. Seiler hat diese Klippen unmöglich vermeiden können, da er seine Geschichte blos in der Absicht schriebe, den Leser in seinem Glauben zu befestigen, und gegen die s. g. Naturalisten zu sichern. Wir tadlen ihn aber nicht von der Seite, weil er nicht Gelehrten, sondern dem Volk schriebe, dessen Augen sich so gern auf einen gewissen Gesichtspunkt lenken lassen!

Aber den oft ganz dogmatischen, oder gar teleologischen pragmatischen Geschichtschreiber göttlicher Geschichten fürs Volk, den können wir nicht billigen! Die Klügeley, von allen Dingen Grund und Absicht anzugeben, hat schon manchen ehrlichen Historiker in weltlichen Geschäften auf wunderliche Abentheuer geführt; in göttlichen Dingen ists noch weit ärger. Dahin gehören die Ausschweifungen über den Geist der mosaischen Gesetze, die Vertheidigung der Ausrottung der Kananiter; die Hererzählung der Weissagungen von Christo; die ganze Geschichte von Christo, die uns am allerwenigsten
614 gefallen hat, weil sie auf eine ganz uninteressante Art erzählt wird, und viele andere Hauptstücke, Wendungen und Anmerkungen, in welchen der Geschichtschreiber fast ganz auf die Seite tritt, und der dogmatische Theolog, und der subtilisirende Apologist der christlichen Religion sich allein hören läßt.

Es können sich so wenige Gelehrte und Schriftsteller an die Stelle der Menschen setzen, bey denen weit, ungleich weit mehr wahres Gefühl, als Raisonnement ist. Uns, die ein nicht sehr beneidens werthes Schicksal berufen hat, viel zu spekuliren, zu denken, zu lesen, uns kommen tausend Zweifel und Anstöße vor, die der gemeine Mann so glücklich ist, gar nicht einmal zu ahnden. Schreibt man für uns, so ist es nöthig, daß man diese Dinge aus dem Weg räume; denn sonst werden wir, die wir nur schreiten, nur schleichen, bey jedem Schritte gewiß anstoßen. Aber der gemeine Mann, den sein Herz so schnelle führt, der so große Schritte macht

wie Neptun, vom Pelion nach Aegae, der geht ganz sicher über Felsen und Klüfte dahin; Gern nimmt der jeden Schall im obern Himmel für Stimme Gottes an: warum wollt ihr den, wenn er ihr nachfliegt, aufhalten, und wo er nicht zweifelt, seinem mächtigen Gefühl, durch Beweise daß es Stimme Gottes ist, Zeit lassen wieder zu verrauchen. Unter tausend von diesen Glücklichen fällt nicht einem ein zu zweifeln, ob die Bibel Gottes Wort ist? ob die Gesetze der Israeliten Gott anständig sind — eine Frage, die ohnedies für Menschenkinder und für die Nachkommen einiger tausend Jahre, ganz unerträglich vorwitzig ist — ob Christus wirklich auferstanden ist? ob die Schriften des N. T. ächt sind, u. dgl. womit Herr Dr. Seiler sich so viel abgiebt. Wir wünschten für die glücklichen, warmen, unspekulativen Menschenseelen eine kurze Religionsgeschichte von einem Mann, der eine eben so warme Seele hätte, als seine Zuhörer, und der mit solcher Überzeugung schriebe, daß er seine Leser dahin risse, ehe sie Zeit hätten zu zweiflen. — Noch immer steht der Baum der Erkänntniß mitten unter uns; je weniger man davon isset, desto besser; und wehe denen, die sonst keine Nahrung haben!

Das müssen wir übrigens sagen, daß wir Herrn Dr. Seiler wegen seiner Begierde, die christliche Religion auszubreiten, sehr hoch schätzen; daß wir das Collegium über die Religion, das er in der Vorrede anzeigt, vorzüglich billigen; und in den Grenzen desselben, auch dieser kurzen Geschichte ihren Nutzen nicht absprechen. Auch haben wir gerne gesehn, daß der Herr Verf. sich bey dieser Arbeit seiner ausgebreiteten Kenntnisse und des philosophischen Geistes sehr oft entäusert hat; — Aber, noch nicht oft genug; und des dogmatischen, apologetischen gar nicht! Wir wünschten deswegen nicht, daß dieses Buch zum Unterricht der Kinder und der gemeinen Christen gebraucht werde; denn wir fürchten nicht wenig, daß es dem Gefühl der Catechumenen schaden werde, ohne ihren Verstand zu beruhigen. 615

Berlin und Stettin.

Allgemeine deutsche Bibliothek, des siebzehnten Bandes, erstes Stück, 1772.

1.) Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie, Fünfter Theil. Er enthält abermals verschiedene die Geschichte von Spanien betreffende Aufsätze, die man dem Herrn M. Plüer zu danken hat.

2.) Casanova, Abhandlungen über verschiedne alte Denkmähler der Kunst. Was ein solcher Mann über seine Kunst lehret, ist für jeden ihrer Freunde höchst merkwürdig. Der Künstler, der immer so klein von theoretisirenden Gelehrten spricht, wird alle Nerven anstrengen, wenn er sich in Schriften mit ihm zu messen hat. Der Recens. beklagt sich sonderlich über den zänkischen Stolz des

Herrn Casanova, mit dem er Winkelmannen und Leßingen anfährt; wir mögen das gerne sehn; denn der beleidigte Genius des andern fährt auf, nicht ohne Nutzen des Publikums. Auch hat Hr. L. den hochfahrenden Künstler seiner Sterblichkeit erinnert durch eine Anzeige in den Braunschw. Zeitungen, die wir unsre Leser in dieser Bibl. p. 28. selbst nachzusehen bitten.

3.) Stockhausens kritischer Entwurf einer auserlesnen Bibliothek. Vierte Auflage. Damit wird übel verfahren, und von der Seite des, was es ist, mit Recht; wenn man aber auf der andern Seite denkt, was es seyn kann, und nicht mehr, wie vielleicht eine solche kritische Bibliothek unmöglich ist, denn gut, schlecht, schön, lesenswerth, drücken freylich den Gehalt nicht aus, und bestimmtere Urtheile, wer soll sie geben? Der Mann von Genie? der wird uns sagen, was ihm die Bücher waren; Und der Literator? Das ist ja Hr. S., ein sehr mittelmäßiger vielleicht; So laßts denn, daß zu jeder neuen Ausgabe, Freunde und Feinde, Professores und Recensenten ihre Beyträge und Tadel dazugiessen, und zuletzt einer darein tritt, der alles Urtheil heraus schmeißt, und die von so mancherley Köpfen gewählte und gestoppelte Bücher, nach dem Seinigen meistert und in literarischen Reihen die Titel ordnet.

4.) S. J. Baumgartens ausführlicher Vortrag der biblischen Hermeneutik, herausgegeben von Bertram. Aus diesem Buche, das mit allen nachgeschriebnen oder sonst erbeuteten und dann gedruckten mündlichen Vorträgen die gemeinschaftlichen Fehler hat, ziehen sie aus einem Wuste guter, unrichtiger und unbedeutender Erläuterungen solche heraus, die zwar mit dem Baumgartenschen System nicht übereinstimmen, die aber aus einer nachfolgenden richtigeren Erkänntniß hinzugefügt zu seyn scheinen. Z. B. „Daß man die Begriffe zu den Redensarten, welche in den Büchern Mosis vorkommen, nicht aus dem Jesaias, noch weniger aus dem N. T. entlehnen müsse.“

5.) Nova acta physico medica Ac. Caes. L. C. Naturae curios. exhibentia Ephemerides etc. Tomus quartus. Von den darinn enthaltenen 59 Abhandlungen werden die vorzüglichsten kürzlich angezeigt.

6.) Brieglebs Vorlesungen über den Horaz. Dem guten Mann wird ein Spiegel vorgehalten, in den ja kein Vorleser, er habe auch noch so ein gut Gewissen, um seiner Ruhe willen! mit hinein schaue. Doch das ist ein Volk, von dem geschrieben steht: Sie haben Augen, und sehen nicht; ein Glück, daß man meist von ihrem Auditorio sagen kann, sie haben Ohren, und hören nicht.

7.) Meckel de morbo hernioso etc. Die bekannte Operation an Herrn Zimmermann, wird kürzlich erzählt.

8.) Versuch eines Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuchs. Wird nach Verdiensten gerühmt, die schwer zu bewürkende Vollständigkeit gewünscht, und einige Bemerkungen hinzugefügt. Wollten doch nur mehrere statt unzulänglicher willkührlicher kritisch-grammatischer Bemühungen um unsere Sprache, sich mit Glossarien und Lexicis täglich verdienter machen!

9.) Fallois Traité de la Castramentation. Viel Gutes aber wenig Neues und dem Verf. Eignes, behaupten sie darinnen gefunden zu haben.

10.) Geschichte der drey letzten Lebensjahre Jesu. Vierter Theil. Wenn das Buch den Zweck erreicht, die Geschichte und Reden Jesu besser und lokaler zu verstehen, so läßt man ihm gerne gewisse Eigenheiten, und wünscht ihm ein großes Publikum.

Die kurzen Nachrichten machen diesmal über zwey Drittel des Stücks.

London.

Essays on Song-writing: with a collection of such English Songs, as are most eminent for poetical merit. to which are added some Original Pieces. Printed for Joseph Johnson, St. Pauls churchyard. 8. 18 Bog.

Der ungenannte Verf. und Sammler beklagt, daß auch 619
in England die Zeit der ächten Gesänge vorüber, mit den Zeiten Karls II. bis zum Tode der Königinn Anna vorüber sey, und jetzt nur das Hertrillern komischer Opernarien auf Vauxhall, Ranelagh und den Spring-Gardens beluſtige. Er findet ferner, daß man auch von den ältern Gesängen keine völlig gute, wenigst ganz sittige Sammlung habe, und er hat sich also der Mühe unterzogen.

In Absicht auf diese Mühe allein würden wir ihn für Deutschland nur kurz anzuzeigen haben, wenn nicht die Art, wie er damit gewaltet, auch vielleicht ausser England nutzbar seyn könnte.

Es stehen nemlich Versuche über die Liedergattung voraus, die theils von den Maasregeln des Sammlers Rechenschaft geben, theils die Theorie dieser Art Gedichte mehr auseinander setzen und bestimmen sollen, als es bisher geschehn ist. Der Verf. findet in diesem Felde Kritik in England nur den einzigen Philips, der sich im Guardian damit beschäftiget hat; den er aber, mit Recht, anklaget, er 620
habe zu einseitig betrachtet, und nur meistens die unwesentlichste Gattung vom Liede, die sinnreiche, witzige, französische behandelt.

Unser Verf. hat drey, deren Entwickelung er auch nach und nach im Gange der Geschichte des Liedes überhaupt findet. Zuerst die würkliche Natur, wild oder sanft, wo meistens nur äussere Gegenstände, wie sie sind, gesungen wurden. Sodann, da das innere Auge mehr zu sehen, zu würken anfieng; und also der Sentimentaltheil der

vorigen Gattung the natural philosophy of the mind and the description of sensations. Endlich, da die Einbildung allein würkt, mehr zu gefallen, als zu rühren: Witz. Hiernach nun hat der Verf. drey Abhandlungen und drey Klassen Sanggedichte geliefert.

Es wäre eitel, viel Kritik auf eine Klaßifikation zu wenden; die eigentlich nie eine genaue Klaßifikation werden wird, weil die Farben in einander spielen, und jedes wahre Genie des Liedes sich selbst eine Klasse ist. Indessen ist der ganze Gang dieser Arten in der Geschichte des Liedes wahr, und der Autor, der doch endlich blos der Bequemlichkeit wegen eingetheilt hat, streut dabey nicht allein viel gute Gedanken unter, sondern man siehet, die ganze Eintheilung leitet ihn auf den Gang der Natur, auf Wahrheit, Einfalt, Gefühl, Fülle des Ausdrucks — und wie gut, wenn jede blos kritische Eintheilung in einem Felde von Arbeiten des Genies dahin führte.

Die erste Klasse nennet er Balladen und Hirtengesänge, und kann sich mit Recht des Nationalreichthums und Eigenthums in der ersten Gattung rühmen. Ohne aber auf die Ursachen dieses Vorzuges zu dringen, bezieht er sich in ältern Stücken blos auf die beliebte Percysche Sammlung der reliques of ancient Poetry, und giebt allein neuere Nachahmungen dieser ältern Balladen, und da wird gleich der Leser, der mit der neuern Englischen Poesie bekannt ist, auf Goldsmiths Einsiedler, Tickels Colin und Lucy Mallets William and
621 Margret rathen. In diesen Stücken ist freylich viel Kunstvolle Simplicität, aber was sind sie gegen die alten wahren Balladen. Die Percysche Sammlung bleibt also hier immer der Schatz.

Gegen die neuern Nordischen Hirtengedichte erklärt sich der Verf. sehr, hält sie blos für Nachahmungen einiger (wir möchten sagen Eines) Originale, ausser der Natur, und ist auf der Seite Gay's und andrer, der bekannter maaßen sie in der Beggar's Oper, Shepherd's week u. s. w. lächerlich gemacht hat. Er meynt, selbst Ramsay's Gentle Shepherd erhalte sich hie und da nur durch den Schottischen Dialekt: sonst fielen die besten Dichter dieser Gattung unvermerkt in den Fehler, falsche Züge aus Arkadien und Sicilien in wahre Bilder der Natur zu mischen, und den Traum der Einbildung sehr unangenehm zu stören. Landgemählde allein blieben uns hier übrig, wo aber die Aufmerksamkeit aufs feinste, wahreste Detail allein begeistre, und hierinne lobt er des Landmahler Smiths Schildereyen für allen Pop'schen Melodious eccho's of echo. — — Die Stücke, die er giebt, sind von Gay, Prior, Jhenston, Cunningham, und die meisten mit ihrer holden romanzischen Wehmuth würklich schön.

Die zweyte Klasse sind die passionate and descriptive

songs, und der Recenſ. iſt gegen dieſe Gattung wohl am meiſten. Sie ſcheint würklich blos der bekannten Sapphiſchen Ode wegen abgetheilt zu ſeyn, gehört immer durch hiſtoriſche Umſtände, wenigſtens des Herzens, der Einbildung zur erſten Klaſſe: oder wenn gar keine Wahrheit dabey iſt, ſo iſts Witz, Wendung, und alſo von der letzten Gattung. Auch die Geſchichte, die der Aut. hier liefern will, läßt ihn im Stich. Von den Alten kommt faſt keiner als Sappho und Tibull bey ihm dahinein: die ſüßen Araber, und Morgenländer überhaupt, die in dieſer Gattung Alles übertreffen, kennt er nicht; und da er das eigentliche Elegiſche Fach, wo doch ein ſolches Lob und passionate description am leidlichſten und wahrhafteſten wäre, auch ausgeſchloſſen, ſo wird er hier wohl, dünkt mich, am einförmigſten und unvollſtändigſten. Indeß ſind auch hier auf der ſchmalen 622
Gränze zwiſchen Natur und Kunſt, Wahrheit und ſchöner Lüge, einige allerliebſte Stücke von Prior, Littleton, Dorſet, Dryden, Otway, Lee u. ſ. w. Von dem Percyſchen

o Nancy wilt thou go with me

haben wir irgendwo eine ſchöne deutſche Überſetzung geleſen, wie auch vom erſten aus der dritten Sammlung:

On Belvidera's bossom lying.

Und nun die dritte Sammlung „ingenious and witty songs“, hier ſtehen die Engländer allerdings den Franzoſen ſehr nach. Der Sammler giebt in der Einleitung die Bemerkung, daß Witz eben die Seelenkraft ſey, die die Alten am ſpäteſten gekannt, allein und eigentlich gar nicht ausgebildet: Martial und Ovid, ſo große Talente beyde dazu gehabt, ſo hätten ſie nach dem Geſchmack unſerer Zeiten den Witz doch nicht recht gereinigt, veredelt: nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften allein ſey dieſer Zweig der Kultur von Italien aus, über Spanien, Frankreich, zu den Zeiten Karls nach England hingetrieben, und der wahre Zweck der Gattung ſey, fine writing, natürliche aber feltne Gedanken zu geben, kurz zu überraſchen. Er tadelt dabey Kowley und andere, die den Leſer in dieſer Gattung mit Witz, d. i. mit Vergleichungen, ſanften Anſpielungen, überfüllen, da ſo Etwas blos ein Leckerbiſſen des Nachtiſches ſeyn müſte u. ſ. w. Er giebt alsdenn, unter (wie uns dünkt) manchen mittelmäßigen, einige allerliebſte Schmetterlinge dieſer Art, die um die Wangen und den Buſen der Schönen ſchwärmen.

Die Geſchichte des Witzes, als eines neueren Gewächſes, iſt nicht ſo ganz ohne Grund, und vielleicht müſte man aus einer benachbarten Gegend ausgehen, um überhaupt den Genius unſrer Zeit zu charakteriſiren, der ſehr groß und artig im Kleinen, wie vielleicht klein im Großen iſt. Aber wo Witz, Natur iſt, wo er mit allen Seelenkräften zu-

sammenspielt, (und mich dünkt, da ist er allein guter
623 Witz,) haben da die Alten nichts von ihm gewußt? Unter den Idyllendichtern, Bion, so manche Stücke der Anthologie, (gegen die der Verf. zu viel Ekel hat. Es ist freylich eine rohe Sammlung elender Grammaticker, aber Vortreffliches ist viel darunter!) haben würklich, auch als abgetrennt, die Gattung von Witze, die wir naiv nennen, oder nähern sich ihr sehr. Zu witzig aber, und wenns auch noch so sehr in Verse vertheilt werde, giebt nie ein gutes Lied, wovon auch in dieser Sammlung Proben sind. Überhaupt muß, was gesungen werden soll, Empfindung seyn, das ist das Hauptgesetz, und nachher können kleinere Bemerkungen keimen. Der Verf. dieser Sammlung ist ein zu zartes Knäblein, das mehr den Schönen nach einem gewissen sanften Ton der Galanterie ein Gesangbuch geben wollen, als ein Liederbuch fürs Herz, für die wahre Empfindung.

Hamburg.

Rolf Krage, ein Trauerspiel, von Johannes Ewald, aus dem Dänischen, 1772.

624 Nacht, Hochverrath und Brudermord, Blutschand und Tod, und Finsterniß, Gräuel, Liebes- und Sterbensnoth, daß wir bey Zeiten, mit einem andächtigen bewahr uns! auf den Heimweg bedacht gewesen.

Ohne Anzeige des Orts.

Aufgefangener literarischer Briefwechsel, der Dodsleyschen Kunstrichter und andrer Gelehrten. 1772.

625 Gemeiner Muthwillen, der sich an Leibes- und Seelenschäden unbedeutender Menschen übt, ohne Kraft ihr Wesen und Manieren zu Karikatur zu verzerren. Das Zeug mag einige Theater- und Kotterien-Publika interessiren. Gott bewahr uns, daß wir nur das geringste erfahren mögen, woher diese Feindseligkeiten kommen, und wohin sie gehen. Leid thuts uns für ein und den andern braven Mann, daß ihm im Gedränge auch eins versetzt wird. Im Ganzen mag der Verfasser ein rechter Don Quixotte seyn, solch ein Feindeheer sich zu schaffen, Schmidts und Dycks an ihre Spitze zu stellen, und dann muthig unter das würdige Schattenvolk dreinzuhauen.

Ohne Anzeige des Orts.

Empfindsame Reise durch die Visitenzimmer am Ostertag. 1772.

Empfindsame Reise durch die Visitenzimmer am Pfingsttag. 1772.

632 Wie wenig Yorik verstanden wird, zeigen seine Nachahmer. Dieser ist wohl der elendeste unter allen.

Fragmente der ältern Geschichte zum Zeitvertreib für denkende Leser. 1772. 91 S.

Eine Art von Acerra Philol. Die Auswahl der Geschichten ist besser, aber die Sauce verdirbt alles wieder. Man kann

nicht kälter erzählen, nicht declamatoriſcher reflektiren und prologiſiren.

Leipzig.

Humphry Klinkers Reiſen. Aus dem Engliſchen, 3 Theile, 1772. 8.

Humphry Klinker, erſt Poſtknecht, nachher Bedienter, endlich natürlicher Sohn eines Originals im Geſchmack des Goldoniſchen Bourru, kommt ſehr zufällig zu der Ehre, dieſen Reisgeſchichten ſeinen Namen zu leihen. Er ſpielt nur eine Nebenrolle, die ihm aber ſehr wohl läßt. Dieſe Reiſe geht durch Nordengland, oder wie Miß Tabby ſagt, durch den Nordpol, und durch Schottland. Hier und da iſt gute Laune, und intereſſante Situationen, aber es lauft ſehr viel blos lokales mit unter, und, nach dem Gebrauch der Engländiſchen neuern Romanen, ſehr viel Politik, die man an dem Ort ſelten mit Vergnügen lieſt. Das Ganze wird am Anfang und Ende mit einem kalten Roman zuſammen geknüpft, und wie billig, mit drey Heurathen geendet; denn da doch nach dem Ariſtoteles jedes Gedicht Anfang, Mittel und Ende haben muß; und das Trauerſpiel ſich das gemeine Ende von allem, den Tod zugeeignet hat, ſo bleibt der luſtigern Gattung von Gedichten ſonſt nichts übrig, aus der Sache ein Ende zu machen, als das Heurathen. 636 637

Halberſtadt.

Chöre aus den griechiſchen Trauerſpieldichtern. 2. B. 12. 1773.

Es iſt uns ſchon lang ein unerklärbares Phänomenon geweſen, wie Leute, die ſo ganz ohne Geſchmack die Alten leſen, ſich einfallen laſſen können, Überſetzungen davon zu machen! Doch was ſieht man nicht für Zeichen und Wunder in unſrer Literatur! Dieſer Überſetzer der griechiſchen Chöre iſt wirklich unter der Kritik. Wir wiſſen faſt keine einzige Stelle auszuzeichnen, wo er ſeine Originale nur halb erreicht hätte, deſto mehrere aber könnten wir anführen, wo er ſie wahren Unſinn ſagen läßt; z. B. wenn er in dem vortreflichen Chor des Sophokles Ει μοι ξυνειη das Wort παλαισμα, das hier nichts, als, wie der Scholiaſt bemerkt, ζητησις του φονου του Λαΐου, Unterſuchung heiſt, durch Fehde überſetzt; oder wo er durch lächerliche Treu βοσφορος, Ochſenfurt, und die bekannte Benennung von Delphi γης ὀμφαλον durch Nabel der Erde giebt: Wir wollen aber ſtatt allem nur eine Strophe aus dem herrlichen Chor im Hippolyt ἐρως, ἐρως, herſetzen, und dann unſere Leſer urtheilen laſſen:

So gab Venus weiland
Die öchaliſche Fürſtentochter,
Ungenannt hiebevor und unverlobt,
Indem ſie an häußliche Geſchäfte
Die unkündige flüchtige band,
Gleich einer Lenäerin, die Schüchterne,

Mit Blut und Rauch
Und mit Mordbefleckten Hymenäen,
Dem Sohne der Alkmene.
Die Unglückliche wegen der Hochzeit!

Braunschweig.

Versuche in Gedichten. Von Fr. Marie Charlotte von Schenk, aus dem Hause Lemfell. 1772.

638 Ein gutes Mädchen, deren Gesundheit durch den Verlust eines Vaters, eines Bruders, zerrüttet worden, gießt ihre Klagen und ihre Gebete in Lieder aus. Die gerade sanfte Art der Vorrede, hatte uns gleich für sie eingenommen, und die Lieder bestärkten die Idee von ihr. Sie sind leicht versificirt, ob ihr gleich Hexameter und Pentameter nicht glücken wollen, und einige, wo sie sich nicht durch Religions- und moralische Gefühle einen Schwung geben will, haben uns recht wohl gefallen, wie z. B. Morgengedanken S. 1. an eine Rose S. 51. Hier und da blinkt auch ein Funke Lebhaftigkeit hervor. Niemand wird so viel Empfindung des Guten, so viel Geschäftigkeit des Geistes in einem zusammensinkenden Körper, ohne theilnehmende Rührung erkennen.

Bremen.

Rud. Ernst Schilling, Sammlung verschiedener Gedichte. 1772. 8. 17 Bog.

Gern wollen wir diesen Versen den Titel Gedichte gönnen, wenn nur der Herr Verf. sich nicht ihrentwegen den Titel eines Dichters zueignet. Der Aufwand von Witz, den er gemacht hat, ist sehr gering. Von Genie wollen wir nicht reden; doch mögen die Dinger immer um den Marktpreis mitlaufen. Es sind noch sehr große Striche Landes in Germanien, wo man keine andere Gedichte, als von diesem Schlag kennt, versteht und lesen mag! Dahin rathen wir dem Verleger, diese 17 Bogen je eher je lieber zu spediren!

London.

Examen de l'Essay sur les préjugés. Par le Philosophe de Sans-Souci. 4½ B. 8. 1772.

639 Mit Vergnügen haben wir diese sehr lebhafte Beurtheilung eines Werks gelesen, das wirklich die Ehre nicht verdient, die ihm der erhabene Verfasser anthut. Es ist an sich schon ein sehr unphilosophischer Gedanke, den Menschen ihre Vorurtheile benehmen wollen; und diejenige, die diese Arbeit unternehmen, kommen uns eben so vor, als die, welche die Winde und die Berge an dem Gebäude der Welt wegräsoniren möchten. Bey den unzählbaren gemachten Verhältnissen der Menschen, ist ein großer Theil von Meinungen und Vorstellungen, die manche in ihren kalten Spekulationen für Vorurtheile halten, wirkliche Wahrheit, und ein großer Theil der übrigen, ist wie die geprägte Münze, ein Surro-

gut von Wahrheit, womit wir in unsern Käufen und Verkäufen ganz wohl zurecht kommen können. Kein Philosoph, der von der Welt mehr kennt, als die vier Wände seiner Studierstube, wird also sich einfallen lassen, wenn ers auch könte, dieses große Rad zu hemmen, welches die Menschheit herumdreht, und von jeher herumgedreht hat. Was sollen wir aber gar von demjenigen sagen, der seine Leidenschaft zum Gepräge der Wahrheit macht, und alles für Vorurtheil halten will, was nicht damit, und mit seinem besondern Vorurtheil übereinstimmt? Der Verf. des Essay sur les prejugés scheint zu dieser Art von Leuten zu gehören, und sein Examinateur macht von seiner Art zu denken, und von dem Inhalt dieses Werks eine Beschreibung, die für das Buch nicht sehr vortheilhaft einnehmen kann. Qu'ai-je donc appris par cette lecture, sagt er S. 67. quelle Verité l'auteur m'a-t-il enseignée? Que tous les Ecclesiastiques sont des monstres à lapider; que le Roi de France est un Tyran barbare, ses Ministres des archicoquins, ses courtisans des fripons laches et rampans au pied du trône: les grands du Roïaume des ignorans petris d'arrogance (ah qu'il en excepte au moins le Duc de Nivernois) que les Marechaux et les Officiers françois sont des Bourreaux mercenaires, les juges des infames prevaricateurs, les financiers des Cartouches et des Mandrins, les historiens des corrupteurs des princes, les poetes des empoisonneurs publics; et qu'il n'y a de sage, de louable, de digne d'estime dans tout le Roïaume, que l'auteur et ses Amis, que se sont revetus du titre des philosophes.

Dieses Examen wird mit einer kurzen Untersuchung, über die Frage angefangen: Ob die Menschen zur Wahrheit geschaffen seyen? und behauptet, daß sie, in dem spekulativen Theil des Lebens vielmehr ein Raub des Irrthums sind. Vielleicht ist dieses auf beyden Seiten zu viel gesagt. Es ist wirklich eine Sphäre, in welcher der Mensch Wahrheit findet, und nur dann, wann er diese Wahrheit an andere Dinge jenseit der Gränzen seines Looses hängen will, fällt er in Irrthümer. Hypothetische Wahrheit ist auch Wahrheit, und, giebt es gleich kein allgemeines Kennzeichen von Wahrheit, so hat doch jeder in seinem Gleis gewisse Merkmale, die ihn nie trügen. — Doch vielleicht gehören diese nur zu den Erfahrungswahrheiten, die das Examen ausschließt; welches ohne dies nur von allgemeinen Wahrheiten zu verstehen ist. Es mag aber nun dem seyn, wie ihm will, so ist das desto gewisser, was das Examen ferner behauptet, daß die Wahrheit selbst mit grosser Vorsicht gelehrt werden muß; und daß es ein thörigtes Unternehmen ist, sie allgemein machen zu wollen.

Nach diesen allgemeinen Anmerkungen werden die besonderen Sätze des Verfassers des Essay durchgegangen, und

ihm das Lächerliche in ſeiner Reforme der Religion, und die unanſtändige Kühnheit, womit er die Regierung tadelt, ſehr ernſtlich verwieſen, und noch ernſtlicher ſeine Invektiven gegen den Soldatenſtand zurückgegeben. Überhaupt ſcheint das ganze Werk blos gegen den itzigen Zuſtand von Frankreich gerichtet zu ſeyn. Der erleuchtete Examinateur zeigt aber, daß es wahrer ſtrafbarer Unſinn ſey, wenn man die ſeit vielen Jahrhunderten vorbereiteten und eingewurzelten Übel der itzigen Regierung zur Laſt legen wollte. — Wir, als Particulier, erkühnen uns nie, über ſolche Sachen zu richten, und laſſen uns mit dem guten Roger Coverley gerne das there is much to be said on both sides, gefallen. Um
641 deſto gerechter ſcheint uns die Züchtigung zu ſeyn, die dem Eßayiſten in dieſen Blättern in reicher Maaſe gegeben wird; und wir überlaſſen es ihm, wie er ſich aus dem Dilemma von S. 45 ziehen will: Mon ami, tu es un ignorant, ou tu as le cerveau brulé, ou tu es un insigne Calomniateur. Choisis, mais pour philosophe tu ne l'es pas. — Und damit das Maaß voll werde, heiſt es noch am Schluß S. 65. C'est ainsi que pensoit le pacifique du Marsais, au quel on fait composer un libelle deux ans aprés qu'il est mort et enterré, mais dont le veritable auteur ne peut être qu'un ecolier, aussi novice dans le monde qu'etourdi.

Augſpurg.

Die Philoſophie der Religion. 1772. in 8vo. 1. Alph. 1. Bog.

Der Verf. hat den Endzweck gehabt, die Lehren von Gott und den göttlichen Eigenſchaften aus der natürlichen Theologie ſo leicht und ſo faßlich zu machen, als möglich iſt. Es iſt ihm wirklich geglückt, diejenige metaphyſiſche Gründe, welche man insgemein für die angenommenen Lehren von Gott, anzuführen pflegt, ſehr faßlich und deutlich vorzutragen. Neues hat er unſers Wiſſens gar nichts, und ſein Vortrag iſt auch theils wegen ſeiner Abſicht ſehr weitſchweifig und geſchwätzig, theils durch eine gewiſſe Affectation von Witz hier und da ein wenig widerlich. — Freylich miſcht ſich ein jeder nun ins Philoſophiren und Raiſoniren von Religion. Man vermehrt aber vielleicht das Übel eben dadurch, daß man zu ſolchen Leuten ſich herab läßt, und mit ihnen raiſonirt. Intention Wahrheit zu finden, iſt bey den wenigſten ſ. g. Freygeiſtern, und ich wollte faſt darauf wetten, wir würden bald keinen mehr ſehen, wenn man aufhörte, ſie zu widerlegen. Wir wollten, daß über dieſe Dinge viele, wie Sokrates beym Plato dächten. — Die Stelle iſt zu ſchön, und ob wir gleich hier gerade davon keine Anwendung machen wollen; ſo wird ſie doch wohl im Ganzen vielleicht manchem ehrlichen raiſonirenden Biedermann ſehr nutzlich ſeyn.

642 Phädrus fragte den Sokrates: ob er gewiſſe alte mythologiſche Erzählungen glaubte? Sokrates antwortet ihm,

daß er vielleicht diese Erzählungen so gut läugnen und erklären könnte, wie ein anderer; aber, fährt er fort: „Diese Sachen zu erklären, ist ganz artig: allein er muß ein sehr geschickter, fleißiger Mann seyn, der sich damit abgeben will; und sein Schicksal ist eben nicht zu beneiden, wenn man nur gedenkt, was er für eine Arbeit haben muß, alle die Centauren und Chimären in Ordnung zu bringen, und dann die Gorgonen und Pegase, und die unzähligen Wunderthiere alle. Wahrhaftig, der muß wenig zu thun haben, der sich die Mühe geben will, an solchen Dingen zu zweifeln, und mit seiner plumpen Weisheit alle diese Sachen Stück vor Stück zu durchlaufen. — Ich, mein lieber Phädrus, habe dazu keine Zeit, und zwar deßwegen hauptsächlich, weil ich mit dem Delphischen: Mache dich mit dir selbst bekannt, noch nicht fertig bin. Ehe ich aber so weit gekommen bin, scheint es mir lächerlich, mich mit andern Dingen abzugeben. Ich lasse demnach alle diese Sachen auf sich beruhen, und unterwerfe mich gern der angenommenen Religion. Desto mehr bemühe ich mich aber, mich selbst kennen zu lernen; ob ich nicht vielleicht noch ein wilderes, wüsteres Geschöpfe bin, als Typhon, oder ob ich eine sanftere, bessere, reinere, der Gottheit ähnlichere Natur habe.“ Viele tausend höchstüberflüßige Spekulationen und Controversen würden wir weniger, und viele gute Menschen würden wir mehr haben, wenn wir, anstatt des Vernünftlens über Dinge, die uns doch immer zu hoch bleiben, lieber uns gewöhnten zu glauben, und Zeit und Fleiß auf unsere eigene Besserung zu wenden. — Wir haben um desto lieber hier dieser Betrachtung nachgehängt, je ungerner wir diese Metaphysique à la portée de tout le monde unter uns einreisen sehen. Das Jucken von der Raisonir- und Disputirsucht hat schon manchen ehrlichen Christen zum Zweifler gemacht, und um die Ruhe seines Lebens betrogen.

Altenburg.

Über die moralische Schönheit und Philosophie des Lebens. 8. 1772. 15½ Bog.

Moralische Schönheit! Philosophie des Lebens! Wer vermuthet nicht hier mit himmlischen Gesängen, ins Empyräum, zur innigsten Umarmung der Venus Urania aufgehaben, und an die Tische der Götter, zum ewigen Genuß des lautersten Nektargeistes, gerufen zu werden! — Es ist Verlegers Weisheit, prahlende Tittel zu suchen, aber nicht Autors-Klugheit. Bey einem sittsammern Tittel würden wir das armselige Gewäsch dieser Aufsätze, wie so viele andere philosophische Chrien, seinem Schicksal überlassen haben; nun aber ist es unsre Pflicht, das Publikum ein wenig vor diesen Marktschreyern zu warnen. In einer langen Vorrede beweist der Verf. sehr mühsam, daß man die Tugend in allem Schmuck des Vortrags predigen dürfe. Warrlich ein über-

flüßiger Beweis; und dazu so ganz ungenialisch geführt Der erste Versuch: von der moralischen Schönheit überhaupt, wendet die gewönliche Erklärung von sinnlicher Schönheit und Hogarts Bemerkungen davon Stück vor Stück auf das Moralische an. Wohlfeiler kann man nicht davon kommen. Es ist in dem ganzen Versuch, oder der sogenannten Rede doch nicht ein Zug, der bewiese, daß der Verf. das Bild der Tugend wirklich in seiner Seele
646 gehabt, und ihren Reitz nur von weitem gefühlt hätte! Der zweyte Versuch: Bildung der Selbstliebe, soll Hutcheson widerlegen, und zeigen, wie alle unsre Triebe zusammen die ganze Masse der Selbstliebe ausmachen; wenn der Verf. den Gedanken in seinem Umfange sich deutlich gedacht hätte, so würde er vielleicht bald eingesehen haben, daß Hutcheson und seine Widersager im Grund — wie die Philosophen alle — entweder nichts, oder einerley sagen. IV. Vom Charakter, und was ein schöner Charakter ist. V. Vom Urtheil über andere. — Die gemeinsten Sachen von der ganzen Welt, auf die gemeinste Art vorgetragen. VI. Philosophie des Lebens. Hier hofften wir etwas Gutes, da wir den Verf. im Anfang einige wahre Gedanken über die Nothwendigkeit den Menschen zu studieren, und über die Beschaffenheit dieses Studiums äußern sahen; Aber, ehe wir uns umsahen, stießen wir wieder auf die langweiligsten Plaudereyen, die noch je aus dem Munde eines philosophischen Pedanten geflossen sind. VII. Von der Laune: Der Verf. ist mit Herrn Mendelsons Erklärung von der Naivetät nicht zufrieden; und giebt allerley schaale Bemerkungen über die Laune, wobey man nicht um ein Haar klüger wird, als man war. Laune! Es muß ein scharfsinniger Philosoph seyn, der die Seele in dieser sorglosen Lage erschleichen soll. VIII. Vom Stolz, eine Erzählung: Abgeschmackte Nachahmung des Voltaire; der einmal in einer Gesellschaft eine Spitzbubenhistorie erzählen sollte, und anfieng — Il y avoit un fermier general — j'ai oublié le reste. — Der Verf. sagt: Es war einmal ein Priester! — Wird denn der Pöbel der Schriftsteller nie aufhören, die Fehler einzler Personen des geistlichen Standes, dem ganzen Stande zur Last zu legen? — Vielleicht wenn man einmal auf der andern Seite aufhört, aus dem Tadel über einzle Glieder, eine Sache des ganzen Standes, oder gar Gottes und der Religion zu machen. IX. Vom Frauenzimmer: Der Hagestolz nimmts übel, daß wir den Mädchen, Weibern und Matronen die Hand küssen, und sie am obersten Ende gehen lassen — und der will von moralischer Schönheit predigen? X. Ver-
647 gebliche Anmerkungen; — Elendes Gewäsch über die deutsche Nachahmungssucht u. dgl.

Halle.

Magazin der deutschen Kritik. Herausgegeben von Herrn Schirach. Ersten Bandes, zweyter Theil. Bey J. J. Gebauers Wittwe und Joh. Jak. Gebauer. 1772.

Dieses Stück enthält: 1.) „Probe einer Übersezzung von dem geraubten Wassereimer des Tassoni." Der Übersetzer scheint mit der wahren Laune des komischen Dichters vertraut zu seyn, nur zuweilen, glauben wir, hat ihn die Sprache verlassen, und der Gang des Hexameters gehindert. Wann wir einen Wunsch zu wagen hätten, so wäre es dieser, diese ganze Arbeit dem Feuer aufzuopfern, und mit eben demselben Geist der Launischen Muse an eine neue Form zu denken. 2.) „Die erleuchteten Zeiten, oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland." Dieses Buch, das nichts als Deklamation, misanthropische nirgends ganz treffende Klage, und nicht den geringsten allgemeinen Blick verräth, hätte unter den kürzern Nachrichten mit kleinerem Aufwand abgefertigt werden können. 3.) „Schulzens Bibliothek der griechischen Litteratur." Hier sieht man offenbar, wie sich ein fleißiger Schulmann hinsetzt, compilirt, und compilirt, bis er bewiesen hat, daß Herr Schulz nicht genug compilirt hat. Die Unterlassungssünden sind dem Herrn Prof. Schulz würklich zu hart angeschrieben, und wir wünschten mit nichten, daß der arme Kopf der lieben Zuhörer mit noch mehrern unbedeutenden Büchern zur griechischen Litteratur gehörig, bestürmt würde. 4.) „Der Maytag, drey Exercitia, (oder Lieder, wie gedruckt steht.)" 5.) „Kurze Frage, wie die Jugend am besten zubereitet werden könne?" Dieses Stück scheint uns die beste Recension in dem ganzen 2ten Theile zu seyn. Sie ist mit vieler Einsicht eines geschickten Schulmanns angefüllt, und rügt mit Recht Herrn Maschos und andrer Neuerungsvorschläge, die unser weniges Latein und Griechisch vollends ganz aus den Schulen verbannen, und alles mit Spreu des Realwissens überstreuen wollen. 648 6.) „Herrn Remmers Vertheidigung wider eine Recension in dem Altenb. Histor. Journale." Wir haben nicht die Ehre, Herrn Remmer zu kennen; allein, er muß ein gutgesinnter Mann seyn, der nichts von den Welthändeln ausser seiner Stube erfährt, weil er gegen den Credit der Altenburger Histor. Journalisten mit so vollen Backen anbläßt. 7.) „Allgemeine Biographie von Johann Matthias Schrökh." Diese wird sehr gut beurtheilt, wir können nichts davon sagen, weil uns allgemeine Biographen, würklich unter die Meermänner und Patagonen zu zählen sind, deren Menschheit wir eher läugnen, als nach Zoll und Linien berechnen möchten. Wir hoffen indessen, daß dies Wort aus dem Rad der Mode so gut ausfallen wird, als anakreontisch Lied, Hexameter, und Bardengesang. 8.) „Empfindsame Reisen durch Deutschland von S**. 3ter und letzter Theil." Wir danken

dem Recens. aufrichtig für die neuere Versicherung, daß dieses 3ter und letzter Theil bleiben soll. 9.) „Phantasien nach Petrarka's Manier, von Herrn Schmidt." Es wäre zu wünschen, daß der Recens. selbst etwas poetische Ader hätte, um auf die feinere Schönheiten, und auch verstecktere Mängel dieser petrarchischen Muse mit mehrerem Detail aufzumerken. Im Ganzen sind die Erinnerungen meist wahr, wann er sie aber enoncirt, so sieht man nur den Theoristen. 10.) „Über die Elegischen Dichter unter den Griechen." Dieser Aufsatz ist aus den Memoires de l'Academie des Inscriptions genommen, und von dem Übersetzer vermehrt worden. 11.) „Deutsche und Lateinische Chrestomathie, zum Gebrauch der Schulen und Gymnasien." Eine gute Beurtheilung. 12.) „Fortsetzung der Übersetzung der Lobrede des Plinius." 13.) „Ode über das Lotto, von Herrn Burmann, wieder aus andern Zeitungen eingerückt." Man sieht aus diesen Einschaltungen, daß es hier Magazinmäßig hergeht, und daß die kritische Arbeiter noch nicht geworben, oder noch nicht warm im Gange geworden. 14.) „Charakteristik der vornehmsten Europäischen Nationen." Es macht ein Theil des Brittischen Musäums bey Schwickert aus, und nun
649 ist ein neuer Titel umgeschlagen worden. 15.) „Schriften zur Bildung des Herzens und des Verstandes, als Beyträge zu der Geschichte des Menschen." Beyträge zur Makulatur mögen es seyn, und auch in so fern Beyträge zur Geschichte des Menschen. 16.) „Die Wolken. Von Herrn Herwig übersetzt." Der Verf. wird sehr aufgemuntert. Man schenke uns die Nummern bis 19., denn es sind meistens Beurtheilungen dramatischer Stücke, und Wienerischer Poesien. 20.) „Schreiben an den Herausgeber des Magazins, über Wielands Könige von Scheschian." Ein erbärmlich Stück Arbeit. 21.) „Über den Werth einiger deutscher Dichter, zweytes Stück." Wenn doch einmal die Herren sich nicht so ganz an die Manier stoßen, und den Geist nicht verkennen wollten, der diese oft ungeschickte Hand belebt. Ungezogenheit, Impertinenz, weitschweifige verwaschene Schreibart fällt allerdings dem Verfasser zur Last; Allein, er bleibt allezeit ein Kopf, der wahre Stärke hat. Besonders haben uns die letztern Briefe gefallen, wo er gegen das Kränkelnde, und Ohnmächtige des Compositeurs zu Felde liegt. Daß er aber einige liebe Grabsteine und Monumentchen beschädigt hat — Was thut das? Ist der Mann, der unterm Steine liegt, wahrhaftig groß, so brauchts entweder keinen Stein, oder der Schaden, der dran geschieht, ist des Aufhebens nicht werth. Die übrigen Nummern enthalten die Gleimischen und Jakobischen Brochüren dieses Jahrs; Cymbelline von Sulzern, Rabeners Briefe, Kästners vermischte Schriften, Sophiens Reise von Memel. Die kleinere Nachrichten übergehen wir. — Unsre Leser sind nunmehr im Stande, aus dem Verzeichniß dieser Recensionen, und ihrer, nach unsrer Empfind-

ung angegebnen ohngefähren Güte, zu urtheilen, was sie sich künftig von diesem Werk zu versprechen haben.

Eben daselbst.

Jaques Boulet Nouvelles Remarques sur les germanismes. 1773. 8. 14 Bog.

Ein Deutscher mag sein Französisch so gut verstehen als er will, so ist er doch immer in Gefahr, zu germanisiren. Herr Boulet hat uns also einen angenehmen Dienst erwiesen, daß er einige Bemerkungen zu Vermeidung dieses Fehlers gesammelt, und uns mitgetheilt hat. Jeder Liebhaber dieser Sprache unter uns wird sie mit Nutzen gebrauchen können. Man darf viele dieser Anmerkungen deßwegen noch nicht für Pedanterie halten, weil sie ins Kleine zu fallen scheinen; denn einem empfindlichen Ohr fallen auch kleine Barbarismen sehr unangenehm auf, und wir können in diesem Punkt über die Empfindlichkeit der Franzosen nicht urtheilen. Doch gehn diese auch manchmal zu weit, und Arnauld beklagt sich an einem Ort mit Recht darüber, daß diese Nation durch ihre Strenge, ihrer Sprache manchen Zuwachs von starken und bedeutenden Ausdrücken versagt, den sie doch so nöthig braucht. Wir Deutsche thun wohl, daß wir nicht so ängstlichgewissenhaft sind.

Leipzig und Gotha.

Oden von Ewald. 1772. 8. 12 Bog.

Wenn wir unsre moderne Barden und Bardengenossen ansehen, die ihr Fünkchen wahren oder falschen Gefühls in allem Pomp der begeisterten Sprache herumtragen, so fällt uns die Beobachtung des Bauern aus Schäkespears Winter's Tale ein: he has rich garments, but he wears not well. Das ist Herrn Ewalds Fall, dem zwar die Barden- und Odengramatik so ziemlich zu Dienste steht, aber weder Bardenimagination noch Odengefühl, noch selbst Odenmusik. Große Worte, freche Metaphern und verschlungne Perioden in ein Sylbenmaas zusammen geschraubt, das macht noch keine Ode. Ich dächte, wir hätten nun einmal Muster vor Augen, an welchen unsre neue Dichter sich messen könnten, ehe sie sich auf den Schauplatz wagten.

Breßlau.

Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte der sittlichen und moralischen Welt. Aus dem Französischen. 1772. 8.

Das ist die Übersetzung eines Werks, dessen wir schon im Original gedacht haben. So viel wir bemerkt haben, ist die Übersetzung an sich gut gerathen. Ob das Buch die Ehre verdient hat, mögen diejenige urtheilen, die sich in die ausdehnende und zusammenziehende Philosophie des Verfassers schicken können.

Ohne Anzeige des Orts.

Natürliche Dialogen, laut geplaudert, heimlich aufgeschrieben, und öffentlich bekannt gemacht. 1772. 8. 158 S.

Es sind zween Dialogen: Der erste betrifft die Freymäurer, und der andre handelt von der Soldatenerziehung und ihrem moralischen Charakter. Beyde sind so ziemlich im Geschmack der Gespräche im Reich der Todten. — Doch

On voit tant de gens grifoner aujourd'hui
Qu'un de plus un de moins ne fait pas grand desordre.

Göttingen.

D. Walchs philologische Bibliothek. 6tes, 7tes und 8tes Stück, sammt Register 1772.

658 Dieses ist nun der Beschluß des ersten Bandes der Walchischen philologischen Bibliothek, welche im Jahr 1770. angefangen worden ist. Ihr Werth ist längst bekannt, und wir wünschen recht sehr, daß sie mit diesem Bande nicht aufhören möge. Das sechste Stück enthält Batteux quatre poetiques. Batteux wird wegen seines Fleises in Berichtigung des Aristotelischen Textes, der Übersetzung und der Anmerkungen gelobt; Leßings vermischte Schriften. Der Recensent bemerkt, daß es unnöthig sey, die Benennung des Epigramm zu pressen, um die Leßingische Theorie heraus zu bringen; und ist mit verschiedenen Erklärungen des Hrn. Leßings nicht zufrieden. Wie er aber auf die Grille kommen konnte, daß Obscenität zum Wesen des Sinngedichts bey den Alten gehörte, das wissen wir nicht. Überhaupt hätten wir diesem Recens., dem wir oft beystimmen, ein wenig mehr Gefühl, als Fleis gewünscht. Herr L. muß ganz anders gelesen, und wo er auch fehlt, ganz anders widerlegt werden, als andere Kritiker; er schreibt ja auch selbst ganz anders. Hogween de particulis graecae linguae. Der Recens. glaubt, daß die Theorie von den Partikeln, die Hogw. zum Grund legt, richtig, aber schwer anzuwenden sey; Er macht darauf einen geschickten Auszug von einem Kapitel zur Probe, und urtheilt, daß ausser dem Zwang, den Hogw. sich manchmal anthut, seiner Theorie, sonderlich von dem energischen jeder Partikel getreu zu bleiben, das Buch sehr vorzüglich gut sey. Wir hätten nicht so viel wider die Energie der Partikeln, als wider den Gedanken, daß sie alle aus Nennwörtern entstanden wären. Der Übergang der Seele von einem Gedanken auf den andern, bricht oft von selbst in kurze Töne aus, deren einige wohl nach und nach zu Partiklen Anlaß gegeben haben können. — Übrigens wundern wir
659 uns, daß der Recens. nichts von der typographischen Schönheit dieses Werks gedenkt, die wohl bemerkt zu werden verdiente, so wie auch etwas von der eigenhändigen Unterschrift des Verfassers, die zum Unterschied der ächten und unächten

Ausgaben beygefügt worden, hätte angemerkt werden können. Orat. graec. Vol. III. Der unermüdete Fleis des Herrn Herausgebers wird nach Verdienst gelobt; hier und da werden einige Einwürfe gemacht, die des Recens. Einsichten Ehre machen. P. H. Koppiers Observata Philologica, werden überhaupt gelobt; hier und da aber mit guter Einsicht getadelt: Bey der Stelle des Properz, felix qui viles pomis mercaris amores, ist die Veränderung vili pomo, die der Recensent rügt, wirklich unausstehlich; und wir ziehen die Auslegung amor rusticus, allen vor. Fragmenta Stesichori. Aut. Suchfort. Allgemeine Dinge von Fragmenten. Der Sammler wird ziemlich in Folle gelobt, daß er die Fragmente geordnet, und die Stellen, woher sie genommen worden, angeführt hat. Es soll eine zweyte Sammlung von ungewissen Fragmenten des Stesichors nachfolgen. Facii Epistola Critica ad Harlesium. Nicht alle Verbesserungen des Herrn Facii erhalten den Beyfall des Recensenten und unsern.

Das 7te Stück fängt mit der Fortsetzung der im 5ten angefangenen Abhandlung über die Widersprüche des Epikurs in der Lehre von Gott an. Freylich ist es schwer, das Epikurische System zu vereinigen; aber wo existirt denn dieses System? Es ist unbillig, einen Philosophen aus andern, als seinen eigenen Schriften und Reden zu beurtheilen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat auch wirklich, unsres Bedünkens, nicht philosophisches Genie genug zu einer solchen Unternehmung, und wir wünschten überhaupt, in dieser Bibliothek mehr kritische als philosophische Aufsätze zu sehen; denn Philosophie, alte und neue, ist selten ein Gegenstand, den ein Philologe gut bearbeiten wird. Holdsworth remarks on Virgil. Holdsworth erscheint in einigen Beyspielen des Recensenten, als ein wenig bedeutender Mikrologe. Die Anmerkung über den Vers: Tytire tu patulae recubans sub tegmine fagi; ist gar zu komisch. In 660
12 Meilen um Mantua, sagt H., steht kein dicker Baum; woher mag also Virgil den Baum genommen haben, worunter sein Tytirus schläft? Benzlers Halikarnaß. Es werden dem Übersetzer einige Fehler gezeigt. Wyttenbach Plutarchus de sera Numinis Vindicta. Herr Wyttenbach wird gelobt, und ermuntert, sich ferner um die griechische Literatur verdient zu machen. Idyllen, aus dem Griechischen ꝛc. Dem Übersetzer wird so glimpflich als möglich, glimpflicher als ers verdiente, zu verstehen gegeben, daß seine Arbeit nichts tauge. Xenophontis Mem. Socr. cura Ernesti. Der Recens. bemerkt wohl, daß das Buch nun den Anfängern, für die es bestimmt war, aus der Hand gewachsen ist, und führt darauf eine große Menge von Verbesserungen und Bemerkungen an, womit diese neue Ausgabe bereichert worden ist. Aeschinis Epistolae ed. Somet. Arbeit eines jungen Anfängers,

als solche mit Nachsicht abgefertigt. Schulzens Bibl. der griechischen Litteratur. Der Recens. legt diesen Embryo auf die Seite, und wünscht Herrn Schulzen langes Leben und Gesundheit zu seinem übrigen riesenmäßigen Vorhaben.

Das 8te Stück enthält Heliodori Aethiopica cura Schmidii. Hrn. S. wird nicht gedankt, daß er einen wahrscheinlichen Nachdruck der Bourdelotischen Ausgabe von diesem entbehrlichen Roman, beladen mit allerley Fehlern, wieder hat abdrucken lassen. Inscriptiones Reginae; von einem Can. Joseph Morisanus aus Rhegium. Gruneri Censura lib. Hippocraticorum, wird nicht sehr gelobt. Es soll dem Verf. an griechischer Kenntniß und Beurtheilung fehlen; dann hatte er freylich keinen Beruf zu seiner Unternehmung. Orat. gr. Vol. V. enthält den Lysias zum Theil mit Taylors, Marklands, und Hrn. Dr. Reiske eignen Anmerkungen. Schreiben über den Homer, von Seybold. Die Herrn nähmens auch nicht übel, wenn dieses Schreiben ungeschrieben geblieben wäre. Hr. Dr. W. verbindet sich durch seine Besorgung dieses sehr billigen und guten Journals, jeden Freund der Litteratur aufs neue.

Hamburg.

Die Weisheit an die Menschen, durch einen begeisterten Braminen. 1772. 5 Bog.

661 „Ihr Bewohner des Erdbodens fallet nieder, und in den Staub gebückt, empfanget die Lehre des Himmels:" So fängt der begeisterte oder berauschte Bramine an, und in dem Ton geht er ein halb Mandel von Tugenden durch; alles im Schwulst eines gemachten Orientaliers: Gewürzt mit orientalischen Gleichnissen und vaterländischen Sitten! — Wenn ein großer Gedanke in der Seele aufschwillt, oder eine mächtige Empfindung sich hervorarbeitet, so ist selten die Sprache reich genug, gleich einen Ausdruck darzubieten, der eben den Gedanken, eben die Empfindung gleich lebhaft übersetzt. Die Seele greift also um sich in die sinnliche Welt, und kleidet ihre Geburten in die lebhaftesten Bilder. Daher ist, nach der sehr feinen Bemerkung eines neuen Philosophen, die orientalische Dichtersprache entstanden, die, wenn ihr eine wahre Empfindung untergelegt wird, bey all ihrer metaphorischen Beredtsamkeit fast niemal zum Schwulst ausartet. — Aber tausende, und wenn wir nach unserm Gefühl urtheilen, auch dieser Bramine lernten blos die Sprache ein wenig radbrechen, und wollten dann auf einmal orientalisiren. Man sehe, wie es ihm läßt:

Zorn.

Gleich dem heftigsten Orcan, welcher die Wälder niederstürzt, und die ganze Natur zerstöhrt; oder gleich dem Erdbeben, welches mit dem fürchterlichsten Krachen ganze Länder umkehrt: verbreitet die Wuth des Jachzornigen Verwüstung um sich her! Seine Hand drohet Gefahr und Verheerung.

O du beſeelter Staub, will dein Zorn wie ein ſchwarzes, an Gebirgen gelagertes Gewitter, auf deinen Feind hervorbrechen, erinnere dich, wie oft du ſelbſt Verzeihung bedarfſt! u. ſ. w.

Der Ehemann.

Gehorche Gott, nimm ein Weib, der menſchlichen Geſellſchaft getreu, werde ihr ein nützlicher Zweig.

Die Frau. 662

Die Weisheit wird reden und dich unterweiſen, höre, o Tochter der Schönheit, und grabe ihre Lehren tief in das Innerſte Deines Herzens: alſo wird dein Verſtand deine Schönheit erhöhn; alſo wirſt du, wie die Sommerroſe, der du gleichſt, einen lieblichen Geruch verbreiten, wenn ſchon deine Farbe weniger friſch wird. u. ſ. w.

Wir wiſſen nicht, wie es dem Braminen zu Muthe war, da er zu dieſen Dingen den Mund ſo voll nahm. Uns dünkt, die gute, gemeine, bürgerliche Alletagsſprache wäre lange hinlänglich, ſo gute, gemeine, bürgerliche Alletagsſachen zu ſagen. — Wenn wir nicht irren, ſo haben wir dieſe ſchwülſtige Moral ſchon einmal unter einem andern Mantel geſehen; aber ſie reizte uns ſo wenig, daß wir nicht mehr wiſſen, wo?

London.

Lettres de Mad. la Marquise de Pompadour. Tome I. II. III. 1772. 8.

Dieſe Briefe mögen ächt oder unächt ſeyn, wir haben ſie gern geleſen. Es iſt wenigſtens eine angenehme Illuſion, wenn man ſich eine ſchöne Dame denkt, die wichtige Siege mit einem Handkuß belohnt, und von dem Schickſal einer großen Nation, mit eben dem Witz und eben der Leichtigkeit ſpricht, womit ſie Moden erfindet und eine Garnierung anordnet. Am beſten hat uns der Brief an den Erzbiſchoff von Paris gefallen. Bey andern haben wir manche Reflectionen gemacht, die aber nicht einen Groſchen taugen, wenn die Briefe nicht ächt ſind.

Petersburg.

Rede an S. K. H. den Grosfürſten Paul Petrowitſch; bei Gelegenheit Dero Majorennitätsfeyer. 1772. 8. 1 Bog.

Alexander führte einen Poeten mit ſich, dem er, vermöge eines Contrakts für jeden guten Vers ein Geldſtück, und für jeden ſchlechten eine Ohrfeige gab. Wir hoffen, dieſer poetiſche Redner wird ſich andere Conditionen gemacht haben, und bewundern die Gedult und die Wachſamkeit des jungen Grosfürſten, wenn er dieſe Rede ausgehört hat, ohne zu ſchlafen.

Leipzig.

Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem ins Franzöſiſche zu überſetzen, könnte auch 664
wohl aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn. Herr Sulzer,

der nach dem Zeugniß eines unsrer berühmten Männer,
665 ein eben so großer Philosoph ist, als irgend einer aus dem Alterthume, scheint in seiner Theorie, nach Art der Alten mit einer exoterischen Lehre, das arme Publikum abzuspeisen, und diese Bogen sind, wo möglich, unbedeutender als alles andre.

Die schönen Künste, ein Artickel der allgemeinen Theorie, tritt hier besonders ans Licht, um die Liebhaber und Kenner desto bälder in Stand zu setzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beym Lesen des großen Werks bisher schon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze, worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verworfnen Lexikonsglieder zusammen kleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meynung nur zu sehr bestärkt: hier sey für Niemanden nichts gethan, als für den Schüler, der Elementa sucht, und für den ganz leichten Dilettante nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit seyn mögte, haben wir schon ehmals unsre Gedanken gesagt. Wir bescheiden uns wohl, daß eine solche Meinung die Ausgabe eines solchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müssen wir unsre gute junge Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen? Weil es so Mode ist? Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genusse versperrt, denn ein schädlicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste der Grundartickel Sulzerischer Theorie. Da sind sie denn, versteht sich, wieder alle beysammen verwandt oder nicht. Was steht im Lexiko nicht alles hintereinander? Was läßt sich durch solche Philosophie nicht verbinden? Mahlerey und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerey, alle aus einem Loche, durch das magische Licht eines philosophischen Lämpgens auf die weisse Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast ausser Athem.

666 Daß einer, der ziemlich schlecht raisonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bey ungenialischen gezwungnen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, liessen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste klassificiren, zum Behuf theoretischer Gaukeley, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind, als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr S., wenn er auch nicht drüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen muste, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt, und höchstens

durch Deklamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrnen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: Die Verschönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weise, von Natur auf Kunst, herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darinn überein, daß das Aug und die andern Sinnen von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichstes? Sind die wütenden Stürme, Wasserfluthen, Feuerregen, unterirrdische Glut, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens, als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine. Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten, Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter schlänge.

Eben so wenig besteht die Folgerung: „die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden.“ Überhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sey dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Übel ab, die sie ihnen unabläßig bereitet, so daß wir den den glücklichsten Menschen 667
nennen können, der der stärkste wäre, dem Übel zu entgegnen, es von sich zu weißen, und ihm zum Trutz den Gang seines Willens zu gehen. Das ist nun einem großen Theil der Menschen zu beschwerlich, ja unmöglich, daher retiriren und retranschiren sich die meisten, sonderlich die Philosophen, deßwegen sie denn auch überhaupt so adäquat disputiren.

Wie partikular und eingeschränkt ist folgendes, und wie viel soll es beweisen! „Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reitz der Annehmlichkeit in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nöthigsten sind, besonders die selige Vereinigung, wodurch der Mensch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, sind für ihre Attraktion nie unfühlbar gewesen; allein sie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahndet, durch die jedes zu seines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne sich paart, und glücklich ist.

Wäre es nun also auch wahr, daß die Künste zu Verschönerung der Dinge um uns würken, so ists doch falsch, daß sie es nach dem Beyspiele der Natur thun.

Was wir von Natur sehn, ist Kraft, die Kraft verschlingt nichts gegenwärtig alles vorübergehend, tausend Keime zertreten jeden Augenblick tausend gebohren, groß und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häßlich,

gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel, sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfache Übel zu vermeiden, und nur das Maas von Gutem zu genieſſen; bis es ihm endlich gelingt, die Cirkulation aller seiner wahr und gemachten Bedürfnisse in einen Pallast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläserne Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerflieſſen.

Herr S. geht nun seinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kanns ihm so nicht fehlen; denn er setzt Milch vor, und nicht starke Speise; redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck; und preist ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermassen kennt, und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen, es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu todte fraß. Denn wenn es nur auf Kennerschaft angesehn ist, wenn der Mensch nicht mitwürkend genießt, müssen bald Hunger und Ekel, die zwey feindlichsten Triebe, sich vereinigen, den elenden Pokokurante zu quälen.

Hierauf läßt er sich ein auf eine Abbildung der Schicksale schöner Künste, und ihres gegenwärtigen Zustandes, die denn mit recht schönen Farben hin imaginirt ist, so gut, und nicht besser, als die Geschichten der Menschheit, die wir so gewohnt worden sind in unsern Tagen, wo immer das Mährgen der vier Weltalter sufficienter ist, und im Ton der zum Roman umpragmatisirten Geschichte.

Nun kommt Herr S. auf unsere Zeiten und schilt wie es einem Propheten geziemt, wacker auf sein Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die schönen Künste mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil sie aber zum großen Zweck, zur moralischen Besserung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können, und was dergleichen mehr ist.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen soll: „Wie ist es anzufangen, daß der dem Menschen angebohrne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung seiner Sinnesart angewendet, und in besondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn un-

widerstehlich zu seiner Pflicht zu reitzen?" So halb und mißverstanden, und in den Wind als der Wunsch Ciceros, die Tugend in körperlicher Schönheit seinem Sohne zuzuführen. Herr S. beantwortet auch die Frage nicht, sondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag sein Publikum von Schülern und Kennerchens getreu bleiben, wir wissen, daß alle wahre Künstler und Liebhaber auf unsrer Seite sind, die so über den Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschwert haben. Und zu diesen noch ein paar Worte, auf einige Künste eingeschränkt, das auf so viele gelten mag als kann.

Wenn irgend eine spekulative Bemühung den Künsten nützen soll, so muß sie den Künstler grade angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greiffe und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ists zu thun, daß der keine Seeligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publikum, ob das, wenns ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warums gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beyspiel, immer einer besser als der andre, den sogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publikum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte, daß die Seele mit einflösse ins Instrument, der hätte mehr gethan, als alle psychologische Theoristen. Die Herren sind so hoch droben im Empyreum transscendenter Tugend-Schöne, daß sie sich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdensöhnen hingegen sieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen, z. B. in der Musik an ängstlicher mechanischer Ausübung hangen bleiben, drunter erliegen.

Gott erhalt unsre Sinnen, und bewahr uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben sind, und es doch auch geschrieben seyn soll, 670
so gebe uns Künstler und Liebhaber ein περι εαυτου seiner Bemühungen, der Schwürigkeiten, die ihn am meisten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend sich zum mächtigen Besitz hinauf geschwungen, und als König und Überwinder, die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom mechanischen zum intellecktuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen, zum wahren Einfluß der Künste auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie versammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Berlin.

Allgemeine deutsche Bibliothek. des 17ten Bandes 2tes Stück.

671 Um uns keiner Superfötation von Kritik schuldig zu machen, zeigen wir die in diesem Stück enthaltene Recensionen mit eignen kurzen Anmerkungen nur an: Zuerst ist in der XIten Nummer, Fergusons Moralphilosophie mit vieler Gründlichkeit recensirt. Die Anmerkungen, welche der Verf. über Hrn. Garves Anmerkungen macht, sind meistens gegründet, und mit vieler Bescheidenheit gesagt. Sie machen sowol dem Rec. als Hrn. Garve Ehre. XII. Lehrbegrif sämmtlicher ökonomischen und Cameralwissenschaften. Des 2ten Bandes, 1ster Th. Mannheim. Dieses fürtrefliche Buch wird nach Verdienst gelobt. XIII. Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner Selbst. Diese Recension ist sehr
672 bescheiden, und alle Erinnerungen, die dem Verf. gemacht werden, müssen so wohl auf ihn, als auf alle diejenigen, welche ohngefähr in gleicher Lage des Herzens sich befinden, den gehörigen Eindruck machen. Auf den einzigen Punkt, dünkt uns, hätte der Recens. fester halten sollen, daß so wohl bey dem moralischen als physischen Leben der wahre stille Fortgang so unmerklich ist, daß das Beobachten und Journalhalten wohl zu spat kommt. Das wahre Leben verdrängt gewiß das Spekuliren, so wie Gefühl das Raisonnement; und derjenige Reisende mag sich wohl sehr kaltblütig zu Bette legen, der alle Abende sein Journal richtig fortsetzt. Der gesunde Mensch macht selten über seine Constitution Betrachtungen, nur der kränkelnde. Und welche traurige Ideen giebt uns dieser zweifelsüchtige Journalist vom Christenthum, von der Gnade, dem innerlichen Leben! Am Ende steht ein Brief, worinn Herr Lavater bekennt, daß es seine eigne Geschichte mit fremden Zusätzen sey. Desto schlimmer, also ist es Carls des XII. Leben von Voltaire, und nicht einmal brauchbare Personalien. XIV. Steins praktische Anleitung zur Geburtshülfe in widernatürlichen und schweren Fällen. Die Verdienste Hrn. Steins werden hier nach Würden anerkannt, nur scheint das Casselische Entbindungsinstitut mit zu sonderbarer Hitze panegyrisirt zu seyn. Denn jeder Sachkundiger weiß doch schon, daß die Talente eines einzigen großen Mannes nicht allein hinreichen, die jungen Akademisten an einen Ort zu ziehen, wo schon die mittelmäßige Größe desselben zeigt, daß die Gelegenheiten zu Beobachtungen lange nicht so häufig seyn können, wie zu Berlin oder Strasburg. XV. Eden, von Hrn. Bahrdt herausgegeben. In der Recens. wird die Erklärung der Schlange durch das Blut, als das Merkwürdigste angesehen, und dabey erinnert, daß der Verf. ein Bild für das andere setze, weil das Blut für nichts, als ein Bild der sinnlichen Begierden angesehen werden kann. Ferner wird bemerkt, daß diese Erklärung durch nichts aus dem Alterthum bestä-

tigt werde. Am Ende versucht der Recens. eine allegorische Erklärung, und sieht den Mosaischen Bericht als ein Gemählde der sittlichen Natur des Menschen an. Darinn dünkt uns, 673
hat er vollkommen Recht, daß man die Erzählung des Sündenfalls entweder ganz historisch, oder ganz allegorisch annehmen müsse. XVI. Hrn. Fuchsens alte Geschichte von Maynz. Ein Auszug ohne weitere Bemerkungen. XVII. Schmahlings Ruhe auf dem Lande. Eine sehr ausführliche und gearbeitete Beurtheilung. In sofern, als der Recens. Hr. Schm. als eine Hauptlekture junger Candidaten oder angehender Landprediger ansehen mag, dünkt uns die viele Mühe nicht verlohren, die er angewendet hat, Hrn. Schm. zu berichtigen und zurechtzuweisen. Ob er gerade denen gefallen möchte, zu deren Belehrung er geschrieben, das ist eine andere Frage. XVIII. Megerlins Koran. Diese elende Produktion wird kürzer abgefertigt. Wir wünschten, daß einmal eine andere unter morgenländischem Himmel von einem Deutschen verfertigt würde, der mit allem Dichter- und Prophetengefühl in seinem Zelte den Koran läse, und Ahndungsgeist genug hätte, das Ganze zu umfassen. Dann was ist auch jetzo Sale für uns? XIX. XX. XXI. Die Denis'sche Übersetzung von Ossian, und das ganze Barden-Unwesen bis auf unsre Zeit. Wir setzen diese Beurtheilung als eine Arbeit von Meisterhand über alles, was wir von Blair und Macpherson über diese Materie schon besitzen. Traurig aber war es für uns, wann wir den lauten Beyfall überdachten, den diese Übersetzung oder Travestirung Ossians, nebst allen Rhingulphischen Nachgeburten in Deutschland so allgemein erhalten hat, daß bey aller Einfuhre fremden Geistes, doch nichts als die Hülle zu uns übergeht, und daß wir leyder alles auf Tradition loben oder tadeln. XXII. Leßings vermischte Schriften. Ein Monument vaterländischer Verdienste von eben dem Meister aufgerichtet. Man sieht auch hier wieder von neuem, daß zum Lobe eines großen Mannes niemand als ein großer Mann selbst fähig sey. XXIII. Pilati Geschichte des deutschen Reichs und Italiens, von Carl dem Großen bis auf den Westphälischen Friedensschluß. Der Recens. sieht es als ein sehr merkwürdiges Buch an, 674
und tadelt nichts als die Unbequemlichkeiten der Annalen Methode. Den Beschluß machen kurze Anzeigen aus allen Wissenschaften, die wir der Kürze halben übergehen müssen.

Hamburg.

Johann Witte zuverläßige Nachrichten von den Evangelisch-Lutherischen Predigern und Kirchspielen der Stadt Hamburg und in dem Gebiete, vom Anfang der Religionsverbesserung bis auf diese Zeiten. 1772. 8. 15 Bog.

Denen, welche dieses Werkchen noch nicht aus der ersten 677
Auflage kennen, müssen wir sagen, daß sie darinn nichts als

eine kurze Geschichte der Hamburgischen Kirchen und Kirchspiele finden, und dann bey jeder eine Liste von Predigern, die dabey gestanden haben. Von diesen werden die Namen, Geburts- Amts- und Todesjahre, und vorige Bedienungen angeführt. Einen Hamburger mag das Buch interessiren, in der gelehrten Geschichte wird es aber nicht viel mehr nutzen, als die Schmetterling-Sammlungen in der Geschichte der Natur.

Frankfurt und Leipzig.

Gellert und Rabner, ein Todtengespräch. 1772.

Unter Gellerts und Rabners Namen beseufzen zween Dorfschulmeister, oder so etwas, mit wohlgemeinter Einfalt die Hungersnoth in Sachsen.

So zieht Buchhändler Witz sein Stückchen Brod
Selbst aus der Hungersnoth!

Leipzig.

Geschenk des Sylphen Plaisir für junge Herrn, sich in Gesellschaften unentbehrlich zu machen. 1773.

Spiele, Kartenkünste, Pfänderspiele, und dergleichen Surrogate von Witz und Umgang werden hier gelehrt. Man sieht dem Titel schon den Geist des Werks an.

Ohne Anzeige des Orts.

Graf Struensee am Rande seiner Vernichtung; von J. C. v. G. 1772. 8. 16 S.

Wird man nie die Wunde eines unglücklichen Vaters sich schließen, nie die Thränen einer leidenden Mutter versiegen lassen! Wir verzeihen dem Buchführer seine Gewinnsucht, den Dichtern ihre Incontinenz sonst gern, aber um einiger armseliger Gulden und einiger elender Verse willen, die Schmerzen der Betrübten immer und immer wieder erneuen, das ist zu klein, zu unedel!

Barent und Leipzig.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach türkischen Gesetzen. Andere durchgehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. 1772. 8. 306 S.

678 Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch, die Lehre von der moralischen Freyheit, gerade zu widerlegt. — Es waren einmal einige Vögel in einer weitläuftigen Voliere. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herum flatterte: Weist du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? — Was Käfig, sagte der Zeisig; siehe, wie wir herum fliegen? Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gegitter von Drat? — Das ist dort, aber siehe, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, steht keins! — Du kannst die

Seiten nicht alle übersehen; — das kannst du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen, dort in den Trog Wasser, streut er uns nicht hier auf die Ecke, Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüste, daß wir eingeschlossen sind, und nicht davon fliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freylich davon fliegen So stritten sie noch lang; bis endlich der Kanarienvogel aus seiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr streiten müßt, ob ihr im Käfig seyd oder nicht? so ists so gut, als wäret ihr nicht darinnen! —

Seit dem uns ein alter Philosoph diese Fabel gelehrt hat, seit dem haben wir allen Streit über Freyheit aufgegeben. Es ist vielleicht auch keine gelehrte Zänkerey weniger gründlich behandelt worden, als diese. Meist hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkühr geschaffen; und meist auf der andern Einwürfe aus schiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beschluß des sehr entbehrlichen Dramas.

Herr Alexander von Joch ist nicht weit von der 679
gewöhnlichen Methode abgegangen. Er setzt aus, von dem allgemeinen Schicksal, geht alsdann auf den Menschen und seinen Willen über, zeigt, daß sein Verstand nicht frey sey, weil er von den Gegenständen und seinem physischen Gesetze abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden; theils durch den ebenfalls knechtischen Verstand regiert würde.

Umsonst widerstrebt das Gefühl. Wir werden erstaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblings-Idee, einer Idea fixa!

Warum aber diese Idee? Gewiß nicht um der Moral, und um der Lehre von Verdienst und Strafe willen. Die Schönheit ist gefällig, ob sie gleich ein Geschenk des Himmels, und kein selbst erworbener Werth ist. So auch moralischer Werth. Belohnungen und Strafe aber sind immer unentbehrlich, weil sie eben die Mittel sind, wodurch der Wille gezwungen wird. Das ist ohngefähr so der Hauptinhalt von dem System des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das originelle und offenherzige sehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünschten, daß er seiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freyheit von sehr vielen Gelehrten, wenigstens Schriftstellern, für weit leichter gehalten wird, als sie ist. Man stellt sich meistens vor, daß ein flüchtiges Raisonnement die Sache ausmachte; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müste ganz das innere Wesen, und die erste Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt sich in diese Tiefe, wenn er sie kennt?

Insbesondere aber dünkt uns, hat man den wahren Punkt des Streits fast immer verfehlt. Es ist gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Wesen seinem Wesen gemäß handlen müsse? Wer sollte das leugnen? Doch habens alle die, welche die Gleichgiltigkeit der Wahl vertheidigen wollen — Last
680 die sich drehn wie sie können! — Die eigentliche Frage sollte, dünket uns, so vorbereitet und festgesetzt werden:

Ein thätiges Wesen ist alsdann weder frey noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf seinen eigenen Selbstgenuß hinaus laufen; gezwungen aber ists, wann sie zum Genuß, den ein anderes Wesen hat, abzwecken. — Freyheit ist ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch seyn, denn ohne Bestimmung, folglich ohne Zwang ist nichts möglich, nichts gedenkbar. Freyheit druckt Abwesenheit von einer gewissen Bestimmung aus. Nun von was für einer? Von einer wesentlichen, innern? Unmöglich! Also ist es Thorheit, da das Wort Freyheit zu gebrauchen, wo von solchen Bestimmungen die Rede ist; es heist da eben so viel, als seyn und nicht seyn. Soll das Wort Sinn haben, so muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß ist, das nicht wesentlich ist; ohne welches das Wesen existiren konnte. — Sieht man die Lehre von der Freyheit in diesem Lichte, so kann man wohl ehe etwas Vernünftiges dafür sagen, und ich zweifle, ob Hr. v. Joch sie alsdann widerlegen würde.

Eben diese Aussicht breitet auch Licht über die daniederschlagende Lehre vom Schicksal. Es ist nicht genug, wie Alexander von Joch, sich blos auf die tausend kleine Gelegenheitsursachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltsystem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht statt finden; das weis ich, oder glaub ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Zirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frey sind, und den Menschen die Freyheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in so fern Herr seines Schicksals; wenigstens dient das Schicksal ihm. — Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unsrer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Berlin.

Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen, 1 und 2ter Th. 1772 8. 320 S.

682 Nachdem wir, in der Philosophie über den Menschen, mit allem Systematisiren auf ewig gebrochen haben; so wars uns sehr angenehm einmal wieder auf einen Schriftsteller zu stoßen, mit welchem wir sympathisiren, wenigstens uns recht brüderlich vertragen können. Wir wollen einen Auszug aus

dem Buch vorlegen, und dann dem Verf. sagen, was wir noch vorzüglich von ihm erwarten.

Der erste Theil beschäftigt sich blos mit einer physiologischen Beschreibung des Nervensystems, welche der Verf. grösstentheils dem Hrn. v. Haller abgelehnt hat. Wir werden hier nur das berühren, was zum Verstande des 2ten Theils am nöthigsten scheint.

Nichts kann Empfindung an dem Menschen verursachen, als die Nerven. Sie entspringen aus dem Gehirn und dem Rückenmark, vertheilen sich durch den ganzen Körper, und verlieren sich endlich in einem Brey, der dem Gehirn ähnlich ist. Ihr Anfang und Ende ist aber nicht zu erforschen. Jeder Nerv besteht aus kleineren Fäden, die aber nicht ganz rund, sondern ein wenig platt sind. Die Nerven sind 683
unter sich verschiedentlich verbunden, und hangen an sehr vielen Orten mit unzählbaren Faden an dem Körper fest. Den Sinnorganen sind ihre eigene Nerven zugetheilt, die sich im Organ in einem weichen Brey verlieren, und daher scheint es den meisten am wahrscheinlichsten, daß die Empfindung nicht durch die Nervenhaut, sondern durch das Nervenmark hervorgebracht wird. Der Sitz der Empfindung liegt in keinem Punkt der Nerve, sondern im Gehirn; nicht, daß alles sich im Kopf fühlen liese, sondern, daß nichts sich fühlen läßt, bis der Eindruck der Nerven in das Gehirn fortgepflanzt worden ist. So entspringt auch jede willkührliche Bewegung aus dem Gehirn. Nicht jeder Ort des Gehirns enthält aber den Ursprung der Bewegung und Empfindung; welcher aber? ist unausgemacht.

Die Fortpflanzung der Empfindung scheint dem Verf. am wahrscheinlichsten in dem Nervensaft, aber nicht allein, sondern auch zugleich mit in den Bestandtheilen, oder Grundstoff der Nerven selbst zu liegen; wir wünschten, daß Herr von Haller und andere geschickte Naturforscher diese Gedanken des Verf. die uns sehr einleuchtend scheinen, prüfen möchten, wenigstens scheint es uns mit ihm ein übereilter Schluß zu seyn, wenn man dem Gehirnbrey deßwegen die Elasticität absprechen will, weil unsre gröbere Sinne ihn nicht so finden.

Aus der Verbindung der unzähligen Nerven und Nervenfasern ist es begreiflich, daß jeder einzle Eindruck auf eine Nerve, die Empfindung durch unzählige Wege zum Gehirn bringe, wo alle Eindrücke in Einen zusammen schmelzen; bey jeder Änderung des Eindrucks auf eine nehmliche Nerve, werden doch die unzähligen verbundenen Nerven anders afficirt, und daher entsteht die oft so große Verschiedenheit der Empfindungen bey der geringsten Veränderung des Eindrucks in eben die Nerve. Z. B. beym Geruch und Geschmack. Im Gegentheil muß ähnlicher Eindruck auch ähnliche Empfindungen erregen; ja, oft kann ein vorher mit berührter Nerve, nun Empfindung erregen, obschon er nicht,

684 sondern nur der mit ihm verbundene Nerve wieder eben so wie vorhin berührt wird. Daher ist die Möglichkeit des so unbegränzten Zusammenhangs der Empfindungen begreiflich, und am Ende, wo die Nerven noch näher beysammen liegen, muß der Zusammenhang noch merklicher seyn.

Aus diesem Spiel der Nerven entstehen nun wahrscheinlich alle auch unsere abstracteste Ideen, die die Seele selbst, nur wahrnimmt. (Dieses gilt auch gewissermassen von den negativen Ideen, die wir oft zu haben glauben, und, dergleichen mancher abstrakter Begriff ist, dem mans nicht ansieht.) Wo die Seele sich aufhalte, ist nicht zu bestimmen, und man kann auch zufrieden seyn, wenn man sich die Seele nur da gedenkt, wo die Eindrücke hinfließen und Wirkungen anfangen. Dieses ist nun da, wo die Nerven ihren Anfang nehmen; und da ist der Stoff der Nerven am subtilsten und reinsten. Hierauf gründet sich der Unterschied von der gröbern und feinern Organisation. Diese besteht nur in dem reinen anfänglichen Grundstoff der Nerve. Zwischen beyden Organisationen ist aber eine Scheidewand, dergestalt, daß von der groben auf die feine, aber nicht von dieser auf jene gewirkt werden kann. Denn von Eindrücken der Seele auf die feine Organisation, kann bey dem ordentlichen Gang der Natur keine wirkliche äußere Empfindung oder Rührung der gröbern Organe entstehn; wir hören nicht, wenn wir uns einen Schall vorstellen u. d. gl.

So wie die feinere Organisation allein mit der Seele in Communication steht und ihre Vorstellungen oder materielle Ideen zur Wahrnehmung darbietet, so kann auch von der Seele keine Wirkung, als durch die feine Organisation verlangt werden, welche sodann weiter auf die Muskelfasern wirkt. Doch muß man die feine Organisation nicht mit der Seele vermischen, sie sind wahrscheinlich merklich verschieden. Da es nun bey der Thätigkeit und wahrnehmenden Kraft der Seele so viel auf die feine Organisation ankommt, so ist wahrscheinlich in ihr vornehmlich der Unterschied der Fähigkeiten unter den Menschen zu suchen, welche zugleich von vielen physischen Ursachen bald verbessert und bald
685 verschlimmert werden können. — So weit geht der erste Theil.

(Fortsetzung)

Der 2te Theil wendet die allgemeinen Bemerkungen von den Empfindungen in Rücksicht auf ihre Wirkung gegen die Seele, an. Äußere Empfindungen sind die, welche durch die gröbere Organisation, unmittelbar in der Seele erregt werden; das geschieht noch immer, ob auch gleich bey jeden die feine Organisation ins Mittel tritt, wenn nur diese nicht mehr enthält, als jene. Diese Empfindungen können entweder von der feinen Organisation und der Seele; oder von den übrigen Theilen des Körpers und äussern Dingen, entstehen. In jenem Fall ist es äußre Empfindung von innen, in diesem

von aussen, diese haben innre und äußre Gegenstände, die wir aber nicht immer genau unterscheiden können. Unsre äußre Empfindungen sind nicht von einerley Art. Diejenige Art, die durch ein besonders Werkzeug in die Seele kommt, heisset äußrer Sinn; deren wir nicht mehr als 5 haben, die unsre Seele fast nie verwechselt.

Die äußre Empfindungen sind rein, wenn sie mehr nicht enthalten, als die Wirkung des groben Organs. Diese Beobachtung ist zwar nicht neu, aber höchstmerkwürdig zur Erklärung von tausend Dingen, wenigstens zur Vermeidung der Verwirrung in den Erklärungen.

Wir verlieren die Reinheit der Empfindung bald mit der Kindheit; ihre Wirkung auf die Seele kann auch nichts seyn, als Wahrnehmung, ohne Vergleichung, Schätzung o. d. gl. — Nun geht der Verf. die fünf Sinne durch, zeigt, wie jeder von dem andern verschieden sey, und worinn die Reinheit der durch einen jeden verursachten Empfindung besteht. Wir können ihm da nicht folgen, und bemerken also nur, daß er das Fühlen sonderlich dadurch von den übrigen Sinnen unterscheidet, daß mit demselben auch in seiner ganzen Reinheit, dennoch die Wahrnehmung der Existenz eines äußern 686
Gegenstandes verknüpft sey. Dieses ist der Grund aller unsrer Erkenntniß von Wirklichkeit.

Außer den Empfindungen, die an gewisse Werkzeuge gebunden sind, giebt es noch andere, die dieses nicht sind. Diese nennt der Verf. äußre Gefühle; dahin rechnet er das Gefühl des Wohlseyns und nicht Wohlseyns; des Wehs und des Kützels, der Wärme und Kälte, Gewohnheit und Ungewohnheit, Wohlgeschmack und Übelgeschmack, Wohlgeruch und Übelgeruch; Ekel, Ermüdung und Erholung; Hunger und Durst; Wollust, Schrecken; sinnliche Triebe, die insbesondere zu Erhaltung des Entzwecks des Ganzen eingepflanzt worden sind; u. d. gl. Auch diese können in reine und vermischte eingetheilt werden.

In so fern wir nur reine äußre Empfindungen haben, in so fern machen alle auf einmal auf unsre Seele zufließende Empfindungen und Gefühle, so verschieden ihre Wege sind, nur eine Empfindung aus; die aber so modificirt wird, daß sie keiner der einzlen Empfindungen ähnlich ist. Z. B. die Empfindung des Gesichts, kann blos Bild darstellen, ohne Abstand; verbindet ihr damit die Empfindung des Fühlens, so entsteht gleich eine ganz andere Empfindung, als das Geschöpf haben würde, das nur sehen könnte. Nicht allein gleichzeitige Empfindungen und Gefühle haben diese Wirkung; sondern auch, wegen der innigsten Verbindung der feinen Organisation, auf einander folgende. Doch ists in diesem Fall nicht sowohl Empfindung, als Empfindungs-Idee; und hieraus entstehen wieder zwey Arten von Empfindungen: zusammengesetzte, bey gleichzeitigen, abgeleitete bey auf einander folgenden. Diese Beobachtung ist reich-

haltig, nicht allein in der Erziehung, wie der Verf. bemerkt, sondern in der ganzen Geschichte menschlicher Handlungen, Vorurtheile und Meinungen; sie ist der Schlüssel zu unzählichen Geheimnissen!

In Ansehung der äußern Empfindungen, ist die Seele blos Beobachterinn; hätte sie nur sie, so würden alle Menschen seyn, — was so viele Pedanten, so viel an ihnen ist,
687 seyn wollen, unthätige langweilige Speculirer, Puppen. Die äußere Gefühle machen, daß die Seele Theil nimmt. Diese werden von der Seele nicht blos wahrgenommen, sondern sie wird durch sie gerührt; und diese Rührungen sind es, welche die Thätigkeit der Seele erwecken, und entweder auch zugleich auf gewisse bestimmte Handlungen richten, oder blos aufmerksam machen.

Wenn man auf den Gang dieses Philosophen aufmerksam gewesen ist, so wird man auch noch das bald einsehen, was er von der Erkänntniß eines Geschöpfs, das blos äußre Empfindung hätte, im letzten Abschnitte anführt, nemlich, daß diese Erkänntniß, nie ohne vorhergegangene Empfindung da sey, und nur daure, so lang die Empfindung dauret. Es ist da kein Gedanken von Vergleichung, von abstrakten Zeichen u. d. gl. sondern Erkänntniß und Empfindung gehn immer zusammen.

Wir wissen nicht, ob der Verf. seine Untersuchungen auf den ganzen Menschen ausdehnen will, und wollen also bescheiden in unsern Forderungen seyn; aber zwey Dinge wünschten wir vorzüglich, die uns auch dann nöthig scheinen, wenn man den Menschen blos als äußrer Empfindungen fähig betrachtet. Einmal, daß die Hinderniße oder Beförderungen, welche dem Spiel der Nerven im Wege stehen, ein wenig mehr entwickelt, und auch gezeigt würde, wie durch sie, äussere Empfindungen bald so, bald anders der Seele vorkommen können; und dann vornemlich, daß die Lehre von den Gefühlen und Rührungen, überhaupt von der Thätigkeit besser bearbeitet werde.

Uns dünkt immer, der Unterschied, den der Verf. zwischen Gefühl und äußrer Empfindung macht, liegt mehr in einer Modification des Dings das fühlt, als in der Verschiedenheit der Werkzeuge. Seine Lehre hebt seinen Einwurf von Ähnlichkeit dieser Gefühle, und des Fühlens auch nicht auf; und wenn man ein wenig nachdenkt, so wird man finden, daß die meisten Gefühle, die der Verf. auch anführt, blos Zusätze von Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zu andern Empfindungen zu seyn scheinen; die Fortsetzung dieser macht
688 Genuß und Leiden, und in diesem beruht der Mittelpunkt des Lebens.

Der Verf. befürchtet üble Folgen für sein Buch, aus dem Verfolgungsgeist dieser Zeiten. Wir können ihm dafür nicht bürgen, ob es gleich sehr unrecht wäre, eine Untersuchung, die den Menschen nur auf einer Seite betrachtet,

zu verdammen, die Betrachtung der andern Seite kann alles wieder gut machen. Doch wenn man verdammen will; wer denkt daran! Wir für unsre Person empfehlen dieses Buch unsern Lesern sehr: Befürchten sie Gefahr, so müssen sie denken, daß der Weg des Denkens immer schlüpfrig, der Weg des Nachbeters aber, der in seinem Cabinet so ruhig wandelt, noch weit schlüpfriger ist, so bald er hinaus geht in eine Welt, die nach einem andern System, als dem System seines Lehrers herum gedreht wird.

Leipzig.

Kritische Abhandlung über die Fehler der Mahler wider die geistliche Geschichte und das Kostum. Aus dem Französischen, 1772. 8. 440 S.

Zum wahren Nutzen des Künstlers wird dieses Buch wenig beytragen. Was brauchbar drinne ist, liesse sich auf ein paar Bogen reduciren, und auch das brauchte nicht erst aus dem Französischen übersetzt zu werden. Der ungenannte Verfasser ist ein ganz trockner Mensch, der am Kleidchen der Kunst Genüge hat, und mit einer wunderlichen Kritik den Mahler schikanirt; so handelt er die Gemählde ab, zu denen die zwölf ersten Lebensjahre Jesu Gelegenheit gegeben. Er betrachtet den Mahler als Diener der Religion, und daher ist sein Hauptgrundsatz, von dem das andre alles ausgeht; er solle nichts vorstellen, was ihrer historischen und dogmatischen Wahrheit zuwider seyn könnte. Er nennt als Katolik, Religion mit Recht, was aus der Schrift bewiesen werden kann so wohl, als den Theil der Tradition und Lehrstreitigkeiten, die durch das Ansehn der Kirche als wahr bestimmt worden, und das Kostum sucht er mit vielem Fleiße zusammen. Was Dichtkunst und Mahlerey der Religion schaden und nutzen können, mögen wir nicht untersuchen, auch hier 689
nicht wiederhohlen, was wir am anderen Ort vom Kostume gesagt haben. Leute, die den Künstler als Bildgensverfertiger zur Chronik ansehen, werden immer eine große Menge seyn; denn es ist immer das leichteste zu sagen: hier ist gegen die Historie verstoßen, eben so, als weislich zu bemerken, dieser Arm ist zu lang, dieser Fus zu kurz. Wir empfehlen allen diesen Liebhabern des Wahrhaftigen, dieses Buch, sie werden ihre Kennerschaft unglaublich erweitern.

Bey eben diesen Verlegern der gelehrten Anzeigen wird ausgegeben: Kritiken über die Michaelische Bibelübersetzung und die exegetischen Grundsätze, welche er darinn befolgt hat. 8. 144 S.

Einer neuen Bibelübersetzung, und von Herrn Michaelis, konnte es an Widerspruch nicht fehlen. In der That rechnen wir ihn zu den günstigen Schicksalen des Werks. Da Herr Michaelis Luthers Weisheit nicht folgen will, oder kann, und den Rath kritischer empfindsamer Freunde nutzen — im Materiellen könnten wir es gehn lassen, aber im Formellen würde es seinem Werk unendlich zu statten kommen — so

muß er sich, zum Besten des Publikums, guten Rath aufdringen lassen, wenn er anders eben so biegsam gegen ihn seyn kann, als es Luther von dieser Seite war, oder vielmehr, als er es als Selbstreformator seiner Meinungen gegen sich ist. Freylich hat er alsdann gegen so lästige Freunde schon mehr zu befolgen, als man ihm mit Ehren zumuthen kann. Eine sonst rühmlich bekannte Monatsschrift thut den Ausspruch, daß z. B. seine Übers. der Psalmen halb hebräisch seye, und, was noch mehr ist heftet ihn an einen allgemeinen Grundsatz: eine Übersetzung muß sich als Original lesen lassen! Wohl! aber ein orientalisches Original als ein deutsches? Original für den allein, der sich in die Sitten und Denkungsart des fremden Volks versetzen, und seine Vorstellungen nach des Schriftstellers seinen modificiren kann. Constructionen, Ausdrücke, die aus den Mängeln oder dem Reichthum der Originalsprache rühren, grammatikalische Idiotismen, bloße Phraseologie, soll der Uebersetzer, so viel möglich, der Natur seiner Sprache anpassen: aber Idiotismen der Gedanken, Nationalbilder, Redarten, die von der besondern Vorstellungs- und Empfindart eines Volks, oder einzelnen Schriftstellers, von der Sinnlichkeit und Kindheit seiner Sprache, oder Localumständen, abhängen, soll der Uebersetzer deswegen nicht in seine Muttersprache übercommentiren, weil ihm das Bild nicht einheimisch, wenigstens bey der ihm bekannten Autorwelt, vielleicht nur einem und dem andern wässerichten Prosaisten, dessen Sprachgerüste aus lauter Deutlichkeit und allgemeinen Begriffen gebaut ist, nicht hergebracht ist; es müste denn dieses Bild durch den häufigen Gebrauch selbst in der Originalsprache so gemein und prosaisch geworden seyn, daß es seinen Eindruck auf die Einbildungskraft verlohren. Zu der letztern Classe rechnen wir, wann der Hebräer alle Wirkungen der äussern und innern Kräfte des Menschen unter dem Bild eines Wegs mahlt, sowol in Prosa als Poesie. Der Uebersetzer sage immer lieber Absicht, Anschlag, Verhalten. Aber damit ist jener Journalist nicht zufrieden. Wenn der Hebräer den Blitz das Feuer Gottes, die Engel Gottes Söhne, das Grab, oder den Zustand der Todten, das stille Land nennt, so soll das alles nicht im Text der Uebersetzung stehn; es ist Hebräisch. Mag es doch! aber auch der Autor ist ein Hebräer, und der Uebers. soll uns sagen, wie er als ein Hebräer in seiner sinnlichen poetischen Sprache gedacht, nicht, wie er seine Bilder umgeschaffen. Er hat alles gethan, wenn er sie, den Schwachen zu Dienst, in einer Note erklärt. — Also sollte Herr Mich. wohl niemals jene Regeln überschreiten? niemals zur Unzeit hebraisiren, und Herz und Ohren seiner Leser wehe thun? Wer Augen hat, zu sehen, der sehe! Wir müssen noch überall, besonders in den Psalmen, über uns ziemlich fremden Liederstoff orientalisch hinstolpern, und auch da, wo die Uebers. sonst ihren Gang so gut genug geht, zu oft den seligen Gedanken vergessen, daß wir Original

lesen, zu oft Etymologischen Kram, und Schultensische Emphasisseuche, unter Aesthetischer Maske, im finstern schleichen sehen. Ueberhaupt mag es eine Frage an die künftige Kritik seyn, die einen größern Theil des Werks übersieht, ob Hr. Mich. zu einer Arbeit von der Art deutsche Sprachkunde genug gehabt, ob er, wann er auch einzelne Stellen mit Geschmack übersetzt, einen Geistesblick über das Ganze gehabt, ob seine poetische Empfindung nicht meistens nur erschütterte Einbildungskraft gewesen, nicht das feinere Gefühl, das auch in den kleinsten Wendungen Schönheit ahndet, und Leben über die geringsten Theile ausbreitet, und ob ein Mann, der seine besten Jahre über einen Dichter durchcommentirt, Radices vor ihn aufgespäht, und Lesarten erklügelt, oder gekippt — ob so ein Mann nun auch dazu gemacht sey, dem großen Dichter nachzufühlen? Wir kennen unter allen den großen Dollmetschern der griechischen und lateinischen Dichter keinen einzigen, dem wir eine leidliche Uebersetzung eines solchen Dichters in seine Muttersprache zutrauten, oder zugetraut hätten, und Hr. Mich. hat vielleicht hierinn mehr gethan, als keiner seiner Brüder vor ihm erwarten lies. Noch mehr aber würde ein wahrer poetischer Kopf thun, der die von einem Michaelis, und seines Gleichen, zusammengetragene Materialien nur benutzte. — Aber, warum jene Fragen nur an die künftige Kritik? Unser Kritikus, den wir zu lang vergessen, nimmt die Beantwortung schon jetzo willfährig über sich, und an Freymüthigkeit, gewiß auch an Talenten, fehlt es ihm nicht, um eine Stelle in dem Rath der Amphictyonen mit zu verdienen.

Der erste Theil seiner Schrift betrift die schädliche Grundsätze, die Herr Michaelis in seiner Bibelübersetzung befolgt. Dahin rechnet er vor allen das unsinnige Ding von einer Regel: a propria verborum significatione non est recedendum, nisi summa urgeat necessitas. So wie die Regel gewöhnlich verstanden wird, und auch von Herrn Mich. verstanden und angewandt wird, da sie auf Etymologische Deuterey hinaus läuft, ist sie gewiß falsch, und schadet seiner Uebersetzung sichtbarlich, was er auch mit seinem wunderlichen Begriff von Umschreibung zur Vertheidigung vorbringen will. Wir verstehen unter eigentlicher Bedeutung — immer ein unbequemer Ausdruck — diejenige, die das Wort im gemeinen Leben, und solchen Schriften — wo möglich, gleichzeitigen — hat, worinn die Sprache des gemeinen Lebens geredet wird, und in so fern ist der Grundsatz richtig: aber freylich wird er, wie der ganze Hermeneutische Kram, einem Ausleger in der Anwendung auf einzelne Stellen weiter nichts sagen, als was ihm Sprachkunde, Vernunft und feines Gefühl ohnehin lehren. Der Verf. trägt darauf eine eigne Theorie vor, wie man die eigenthümliche Redarten der Schrift übersetzen soll, ohne seine eigne Ideen hinein zu bringen. Wir können uns, aus Mangel des Raums, in keine Beurtheilung einlassen: Aber sonderbar

sind uns immer die Bemühungen einiger unsrer Modegelehrten, die ein Buch, wie die heilige Schrift, das nun einmal für ein Orientalisches Publikum geschrieben ist, mit Gewalt nationalisiren wollen. Eine Regel können wir nicht übergehen, wonach sich der Uebersetzer im Verhältniß gegen den Originalton seines Schriftstellers bilden soll. Man höre, und urtheile! Ich glaube, sagt er, man muß das Originelle seines Schriftstellers da beybehalten, wo es zu den Schönheiten der Sprache gehört. So ist vieles Orientalismus, aber es ist deswegen nicht alles Schönheit, was Orientalismus ist. Z. B. daß der Morgenländer alles bis zum Ekel dialogirt, ist keine Schönheit. Es gehört vielmehr zu den Gebrechen, zu dem Mangel der Politur seiner Sprache. Es gehört also auch nicht in die Uebersetzung. Also ist es dem Verf. bey einer deutschen Uebersetzung um die Schönheit der Orientalischen Sprache zu thun? Uns liegt nun daran wenig, aber soviel mehr an Orientalischem Genius, und wann dieser unter der Hülle der Sprache verborgen liegt, so lasse man uns immer die Orientalische Sprache, wie sie ist, mit allen ihren Unvollkommenheiten. Was der Verf. in der Note sagt, daß doch gleichwohl eine deutsche Bibelübersetzung nur für den Ungelehrten bestimmt sey, thut nichts zur Sache; auch diese schwachen Brüder mögen sich, wie wir, den Orientalischen Dialog, und alle Mängel des Orientalismus genügen lassen, und nichts bessers verlangen, als das Original ist. Der zweyte und beste Theil dieser Schrift enthält Kritiken über einige Psalmen der Michaelischen Uebersetzung — freylich den übelgerathensten unter den bisherigen Versuchen des Herrn Michaelis, so wohl in Ansehung der Uebersetzung, als der Erklärungen. — Kenner werden hier sehr viel treffende Bemerkungen, oft feines Gefühl der Nebenideen der Hebr. Wörter, und überall mehr Uebersetzersünden des Hrn. Michaelis finden, als der strengste Partheygänger wird verdauen können. Wer wird nicht lachen, wenn David den Jehova sein Bergschloß nennt? oder zu Gott sagt: Du wirst meine Feinde zur Schulter machen, statt, sie in die Flucht schlagen? oder seinen Wiedersachern zuruft: wie sagt ihr dann zu meinem Leben: Vöglein, fliehe auf die Berge. Statt: warum sagt ihr zu mir: fliehe, wie ein Vogel, auf die Berge? oder von Gott rühmt: Das Licht deines Angesichts ist mein Feldzeichen: durch den Mund der Kinder und Säuglinge gründest du eine Vestung. Der Recens. hat ehmals selbst, auch aus der Uebers. der Mosaischen Bücher, einen ziemlichen Küchenzettel solcher unverdaulichen Speisen, die deutsche Magen verderben, zusammengetragen. Andere Anmerkungen betreffen Nachläßigkeiten oder Unrichtigkeiten in der Uebersetzung, wozu der Verf. insgemein die Pfeile aus den alten Versionen nimmt, drunterhin lauft dann freylich, nach kritischem Handwerksbrauch und Recht,

auch etwas Kleinmeisterey unter. Beispiele seyen Ps. II. 6. (2te Anm.) 10. (2te Anm.) III. 2. 4. VII. 13. 15. XII. 6. (2te Anm.) Gegen andre wird sich Hr. Mich. leicht retten können, als Ps. I. 3. III. 6. IV. 3. oder sie sind nur Verschiedenheit der Erklärung.

Der Verf. verspricht eine Fortsetzung, wenn seine Arbeit Beyfall erhält. Wir von unsrer Seite wünschen sie, so wohl um des Hrn. Mich. selbst willen, der, wenn er die Stimme des Publikums immer mehr in einem Punkt vereinigt sieht, sie vielleicht respektabel genug findet, ihr in seinem Privatgeschmack ein kleines Opfer zu machen; als noch mehr des beliebten imitatorum servum pecus wegen, die nun, wie wir voraus zu sehen glauben, nachdem einmal das Zeichen zum Aufbruch gegeben worden, mit Heuschreckengeschwirre in Bibelübersetzungen, wenigstens einzelner Bücher, wie in kritische oder literarische Bibliotheken, ausbrechen werden; daß also nöthig seyn möchte, bey Zeiten eine Vögelschau auszuhängen. So ein Windstos, wie der gegenwärtige, reinigt oft die Luft schneller, als Jahrelang säuselnde Lüfte. Nur wünschten wir bey dem jetzigen Fall in der Fortsetzung weniger auffallenden Ton. Wenn ein Kritikus von Einsicht von einem Manne, der in seinem Studium, wenigstens in seinem Vaterland, Epoche zu machen gewust, wie von einem Schulknaben redet, und über einzelne ausgehobene Stellen — eine Arbeit, die doch wohl auch bey der besten möglichen Übersetzung noch statt finden würde — die übrige gute Seiten dieses für das Publikum gewiß interessanten Werks ganz verkennt, und den vielen oft vortrefflichen Erläuterungen den Zugang zu verdientem Lobe verkleistert; so schadet er seinem eignen Eindruck. Aber wir Deutschen, so gern wir auf den Thron erheben, so leicht erinnern wir uns, wann nun einer die obern Stufen besteigen will, daß wir in dem Lande kleiner Fürsten wohnen.

Noch eine Anmerkung erlaube man uns bey dieser Gelegenheit, an die unsre Orientalische Kritiker bisher vielleicht zu wenig gedacht: Sie betrift die poetischen Theile des alten Testaments, als Werke des Geschmacks betrachtet. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob die Bestimmung und der Endzweck der heil. Schrift diese Rücksicht in einer Uebers. unerheblicher mache: aber wenn je der Originalton der großen Dichter des alten Testaments, der so deutlich die Farbe des Genies trägt, in einer modernen Uebersetzung erreicht werden kann, oder soll, so zweifeln wir, ob dieses auch dem besten Uebersetzer möglich seyn wird, so lange seine Arbeit eine Bibelübersetzung seyn soll. Wie soll er bey dem Gedanken von Inspiration — absit calumnia — und aller der Aengstlichkeit, die ihm dieser große Gedanke auflegen muß, bey dem Geiste der Deutung, mit dem er an den Propheten kommt, voll der Schwierigkeiten aus den Citaten des N. T., noch voller der Furcht vor seinem unabsehbaren Publikum, vor dessen Lob ihm banger seyn wird, als seinem Tadel, wie soll er den

Dichter nicht vergeſſen? Wie ſoll er den Gedankenſchweren Enthuſiasmus eines Hiobs, die feyerliche Größe des Jeſaias, die Fülle des Herzens, aus der ein David ſprach, aus einer Sprache, die ſo einfach in ihren Conſtruktionen, ſo glücklicharm an Hülfswörtern, und leeren Tönen, ſo vielbedeutend in ihren wenigen Flexionen, mit einem Wort, aus einer blos poetiſchen Sprache, die nur ungeſchickte Proſa hat, in eine Nordiſche, gerade das Widerſpiel, mit gleicher Würkung übertragen? Er würde ſich mehr eignen Flug der Einbildungskraft, mehr Sprachſchöpfung erlauben müſſen, als man ihm bey einer Bibelüberſetzung, ohne Aergerniß der Chriſtenheit, erlauben könnte. Am wenigſten würde das die Arbeit Eines Mannes ſeyn. Wer ſoll, wer darf es wagen, ſich unter alle die großen Geiſter einer nach ihrer Sprache und Denkart abgeſtorbenen Nation zu ſtellen, und einem fremden Publikum zuzurufen: So ſpricht der Herr, in Ueberſetzer Mund, durch Hiob, David, Jeſaias, u. ſ. w.?

Goethe oder Herder

Frankfurt am Mayn.

Belisar, ein Schauspiel in ungebundener Rede und fünf Aufzügen. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Andräischen Schriften, 1772. 8. 6½ Bog.

Es sind wohl unter den Marmontelischen Erzählungen 154
einige, die sich mit Glück für das Theater bearbeiten lassen;
ob aber Belisair mit darunter ist, davon hat uns wenig- 20
stens gegenwärtiges Stück nicht sehr überzeugen können. Es
ist vollkommen, wie Leßing sagt, im Canzleystile der Co-
mödie abgefaßt. Allein ein heroisches Stück, worin weder
Liebe, noch interessante Situationen sind, und wo eine prahle-
rische stoische Tugend die ganze Verwickelung macht, ein solches 25
Stück kann das Herz nicht sehr in Bewegung setzen. Der
unveränderliche Eifer des Belisairs für einen Kayser, der
einem die Augen aussticht, wenn man ihm lange genug ge-
dient hat, ist vielleicht dasjenige, was die Franzosen für dieses
Sujet einnimmt. 30

Preßburg, Frankfurt und Leipzig.

Müller J. H. F. Genaue Nachrichten von beyden K. K. Schaubühnen in Wien, mit Kupfern 8. 112 S.

Herr Müller erzählt uns hunderterley Dinge vom 218
Wiener Theater, um die wir uns gar nichts bekümmern.
Warlich! Deutschland ist wenig daran gelegen, wann diese 35
oder jene Actrice in diesem oder jenem Stück einschlafen ge-
macht hat; und wie der Einsager, der Comödienschornstein- 219
feger, der Parthienschreiber, Schreiner, Zettelträger, Thorsteher
und Kutscher heisen. Es ist uns freylich lieb, daß man in
Wien endlich das Extemporisiren und den Hanswurst verbannt
hat; aber die Wiener Schaubühne blos deßwegen zu einer 5
Nationalschaubühne zu machen; das ist der ganzen Nation
beleidigend. Wenn nicht die Akteurs und Aktricen in einer
eigenen Schule angewiesen werden, die Natur und den Homer,
den Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terenz und
Schakespear zu studieren; wenn ihre Seelen nicht durch eine 10
eigene Erziehungsart zu großen Empfindungen gebildet werden,
die sie in ihrem ganzen Leben ausdrucken müssen; wenn unter
ihnen keine Originalgenies aufwachsen; wenn diese Genies
nicht mit etwas anders, als mit Geld, belohnt werden; wenn
Dichter und Schauspieler nicht eine feine Sprache lernen; 15
wenn sie nicht Zutritt an den Höfen oder vielmehr in die
wahrhaftig große Welt erhalten; wenn ihre Zuhörer selbst

nicht mit fühlbaren ſtarken Seelen zu ihnen kommen; wenn nicht wahre Vaterlandsliebe, wahre Tugend, wahre Großmuth, wahre Liebe, wahres Gefühl des Guten, des Schönen, des Großen den Dichter zu ſchreiben, den Schauſpieler zu reden, den Zuſchauer zu hören, begeiſtert, ſo iſt alle Bemühung, der Bühne eine eigenthümliche Größe und ihren wahren Werth zu geben, ganz vergeblich. So wie itzo die Sachen ſtehen, kommen uns die großen Theatergebäude und Anſtalten nicht anders vor, als wie das rothe Kiſſen mit goldenen Spitzen, und der himmelblaue Baldachin des wohlthätigen Froſches und der weißen Katze! — — und trotz allen den ſchönen Dingen, die Herr Müller uns erzählt, ſelbſt die Büſten der Akteur und Aktricen nicht ausgenommen, die er hat ſtechen laſſen, müſſen wir ihn im Namen der Nation bitten, der Wiener Schauſpielergeſellſchaft vor der Hand den großen Titel einer Nationalgeſellſchaft nicht zu ertheilen, ſondern erſt zu warten, bis wir eine Nation ſind, bis Wien der Repräſentant derſelben iſt, und bis die dortige Truppe den Charakter derſelben angenommen hat.

Frankfurt am Mayn.

Joachimi Hoppii Commentatio succincta ad Institutiones justinianeas. Recensuit, notas adjecit et cum introductione in lectionem Institutionum indiceque locupletissimo denuo edidit — — Walchius etc. sumptibus F. Varrentrapp 1772. 4to. Vol. I. et II. 7 Alphab. und 1 Bogen, koſtet beym Verleger 5 fl. 30 kr.

293 Hopp, der Sachwalter, und Walch, der Antiquarius! Eine ſo groteſke Gruppe konnte niemand zu ſehen wünſchen, als Ludewig; und, Dank ſey es ſeinem Wunſch! dieſe Commentatio ſuccincta iſt nun um ein ganzes Alphabet fetter geworden, und den ehrlichen Sachwalter- und Notarius-Seelen, die das Recht ſtudiren wollen, ohne gerade gelehrt zu werden, ganz aus der Hand gewachſen. — — Es iſt ein Unglück für eine Wiſſenſchaft, wenn Theorie und Praxis ſo verſchiedene Wege wandeln, daß ſie ſich an keinem Ende mehr berühren. Der römiſchen Rechtsgelehrſamkeit iſt es ſo ergangen; und wie konnte es anders, da die Urheber derſelben andere Gegenden, andere Menſchen, andere Denkungsart, alles anders hatten, als wir; die wir weit klüger römiſche Mützen, Schue und Mäntel, als römiſche Geſetze hätten borgen ſollen! Doch es iſt einmal ſo und wird auch ſo bleiben, ſo lange die Krippen dieſes Augiiſchen Stalles ſo viele ehrliche Leute mäſten, und wohl mäſten. Wir werden es auch nicht ändern; aber, daß man uns römiſche Theorie, und platte, gutherzige, deutſche Praxis auf einer Schüſſel vorſtellt, das kommt uns wenigſtens wunderlich vor. Hopp, den Herr Walch als ſeinen gelehrten patrem adoptivum mit kindlicher Pflicht virum summum nennt, hatte durch ſeinen Commentar ein ſehr gutes Werk geſtiftet, da er den Sinn ſeines Geſetzbuchs deutlich und ſo darſtellte, daß jeder Sachwalter, wann ihm ein Geſetz (oder §. nennt

es, wie ihr wollt) aufstieß, sich Raths erholen, den zum Grund gelegten Fall auffinden, und die Anwendung ohne große Mühe machen konnte. Das ist der Geist, in dem er schriebe; und wenn man nicht von eben dem Geist getrieben wird, so läßt man Hopp an seiner Stelle. Nun kommt 294
aber Herr Prof. Walch dazu, und will nicht leiden, daß ein Quartant in der Welt seyn soll, der blos nutzt, ohne Gelehrsamkeit auszuduften; und in diesem gelehrten Eifer, den einige Nebenumstände von Verlegeraufträgen noch mehr belebten, setzt er sich hin, und stopft sein Buch mit so vielen Antiquitäten, Kritik, Geschichte der Gesetze, Citationen aus Livius, Gellius, Dio Cassius, Dionysius Hal. Cujacius, Fabrotus, van Leuven, Brisonius u. d. gl. die sich wohl nie in Gesellschaft des guten Hopps zu finden hofften, so reichlich aus, daß es nun dem Sachwalter in allen Ecken zu groß ist, dem Theoristen aber noch immer in allen Ecken zu klein bleibt. Wir gestehen gern, daß hier und da einige Anmerkungen vorkommen, die dem Hoppischen Commentar angemessen, und nicht ohne Nutzen sind, aber den meisten, jam non erat hic locus. Wir rechnen zu diesen selbst die Walchische Introd. ad lect. Just. wo uns, über die Verfasser und Quellen der Inst. über ihre Lesart, Handschriften, Erklärung, Ausleger u. d. gl. eine Menge bekannter Sachen, die Hopp freylich wohl nie gewußt haben mag, gewiß nie lehren wollte, ohne alles Genie gesagt werden. Wir wollen nur von dem ersten Kapitel einen Auszug geben. Es wird daselbst erstens untersucht, ob Tribonianus sich mit o oder u geschrieben habe? dann lernen wir in Folle, daß er ein gelehrter Mann war; daß man aber nicht mit Gewißheit sagen könnte, ob er Advocat gewesen sey, oder nicht, so viel aber wäre gewiß, daß er nachher die größten Ehrenstellen bekleidet habe; ein guter Christ wäre er wohl nicht gewesen, und man sage auch, er habe sein Jus zu gut verstanden, um nicht geitzig zu seyn; aber Procopius, aus dem alles dieses geflossen, habe eine allzu böse Zunge gehabt, als daß man ihm glauben könne. Wer des Theophilus Herr Vater gewesen, und wann er seine Wallfahrt auf dieser mühseligen Welt betreten? weiß Herr Walch so wenig — — als wir uns darum bekümmern. Was Dorotheus für Ämter gehabt hat, und wo, und wann er gestorben ist? das ist sehr streitig; desto gewisser ist aber, daß Tribonian, oder Tribunian, den Vorsitz in diesem 295
Triumvirat gehabt hat; Im folgenden Abschnitt spricht Herr Walch vom Caius, in quo, sagt er, duo potissimum consideranda sunt; nomen atque aetas. — — Nun, das ist doch gerade das geringste! Wir erstaunen, in allen diesen gelehrten Erörterungen nicht eine Spur zu finden, daß Herr Walch sich jemals hat einfallen lassen, über den Geist dieser Compilatoren, und ihrer Zeiten zu denken; und doch dünkt uns, ist in der ganzen Geschichte

der Menschheit, keine Epoche, die merkwürdiger wäre, als diese. Nicht wegen des Ursprungs des römischen Gesetzbuchs; sondern, weil man nirgend so deutlich siehet, wie viele krumme Wege der menschliche Geist gehet, ehe er seine anererbte sinnliche Begriffe bis auf einen gewissen Grad verfeinert; und wie schwer es ihm ist, den rechten Grad der Verfeinerung zu treffen, wenn er einmal im Gang ist, zu rafiniren. Was der rohe und starke alte Römer zu einer Zeit, da jeder Zweck seiner Handlung sinnlich war, erfand und festsetzte; wie haben das nachher die Prudentes, die Prätoren, und Redner durch Fictionen und Erklärungen ausspinnen müssen, bis ein solches Gewebe zu stand kam, wie das Römische Gesetzbuch ist? Und was für eine Mikrologische Seele muß der Herr der halben Welt und seine Räthe gehabt haben; als sie sich zum Webstuhl setzten, und aus solchen Fäden ein Band verfertigen wollten, das so viele Nationen zusammen halten sollte? — — Verdiente dieser in die Augen fallender Gedanke keine Rücksicht? und wäre es nicht besser gewesen, ihm nachzuhängen, als über den ehrlichen Hopp eine römische Olopoterie ex pipere, ligustico, mentha arida, nucleis pineis, vua passa, cariota (quae capiti nocet) caseo dulci, und dergleichen, zu machen?

Gießen.

Carl und Leonore, oder die mißlungene Hülfe, ein Trauerspiel von Benignus Pfeufer, 1772. 8. 62 S.

325 Herr Benignus Pfeufer mag sonst ein braver Mann seyn; aber seinen Namen hat er durch dieses leidige Spiel ein vor allemal prostituirt.

Hamburg.

Die Schule der Liebhaber, ein Lustspiel in fünf Handlungen, aus dem Englischen von Whithead 1771.

378 Aus einem kindischen Stolz Eroberungen zu machen, treibt ein junger Mann eine langweilige Intrigue mit zwo Mädchen, die er am Ende beyde verliert. Eine fade alte Dame soll mit ihrem Gemisch von Französisch und Deutsch, ihrer Eitelkeit und ihren abgeschmackten Eigenschaften lachen machen; aber wir trotzen der reizbarsten Lunge, ob so ausgeschliffene Caricaturen Wirkung thun können? Wilhelminens und Albertinens Charakter waren erträglich angelegt; aber currente rota, wurde jene eine Puppe und diese gar nichts. In der Schule der Liebhaber sollte man doch wenigstens ächte Liebe sehen! — — Das Stück war wohl des Übersetzens nicht werth; doch kann es uns über die vielen elenden Schauspiele trösten, die auf unserm Boden wachsen.

Cölln.

Blauer Dunst in Gedichten. 1772. 8. 260 S.

390 Der Witz dieser Dinger besteht darinn, daß sie auf blau Papier gedruckt sind, und da das Papier auch ziemlich sanft

ist, so würde selbst Gargantua, der competenteste Richter in diesen Fällen, gestehen müssen, daß sie sehr brauchbar sind,

Purgatus bilem verni sub temporis hora.

Leipzig.

Briefwechsel der Fr. v. Y. und der Baronesse v. Z. 8. 1772. 70 S.

Ein sehr wohlthätiges Romänchen, zum Besten der Armen 423
geschrieben, zum Besten der Armen gedruckt. Die Absicht ist löblich, in die Zimmer der, von der Menschheit abgesonderten Vornehmen, ein Bild des Elends einzuschieben. Welchen Nutzen 20
hätte der Verfasser stiften können, wenn seine Schilderungen nach der Natur entworfen, mit Wahrheit ausgezeichnet wären. Er scheint den Mangel dieser Zeiten nur obenhin zu kennen. Es ist alles theils unbestimmt, theils übertrieben, das am wenigsten in einem Schriftchen taugt, wo man reellen Ein- 25
fluß aufs menschliche Herz haben will. Wir möchten hier nicht weitläufig seyn; aber wie leicht hätte der Verfasser das wahrste und interessanteste Gemälde liefern können. Wie zuerst der Zufluß ausbleibt, wie sich der Landmann mit dem Vorrath behelfen muß, wie er die Zahl der mit- 30
genießenden Geschöpfe verringern muß, wie dadurch der Cirkulation immer mehr Leben entzogen wird, bis er verzweiflend zuletzt dem gegenwärtigen Augenblick, die Aussaat der Zukunft aufopfert, und darbt, und Gradweis bis zum schrecklichen Hungertodt hinunter darbt, und zuletzt, wenn Lebens- 35
kraft und Muth aufs engste zusammengedrängt sind, in gewaltsame, entsetzliche Entschliessungen ausreißt. — — Wie 424
ist das hier alles so anders. Gleich anfangs verhungern die Leute zu Dutzenden; ein Knabe brät seinen verschmachtenden Eltern den gestohlenen Schooshund der gnädigen Frau, und ein altes Weib jammert und dogmatisirt drüber. Übrigens 5
wünschen wir dem Büchlein viel Abgang, das möchte wohl der einzige Nutzen seyn, den die Armen davon zu hoffen haben.

Leipzig und Zwickau.

Der Selbstmord. Eine Erzählung (in Versen.) 6 tehalb Bogen.

Der Caffee soll Plutos Reich vermehren. Das ist der 480
Gedanke dieser elenden Fratz. Wir haben lange nichts so er- 5
bärmliches gesehen. Schade um die Kupferstiche und den schönen Druck.

Ohne Anzeige des Orts.

Das Lob der Mode, eine Rede gehalten und gedruckt nach der Mode. 1772. 4 tehalb Bogen.

— Und auch geschrieben nach der Mode; das ist herz- 512
lich schlecht!

Frankfurt und Leipzig.

Über die Mode und deren Folgen. 1771. $2\frac{1}{2}$ Bogen.

Der Verf. sollte sein Talent, Küchenzettel zu verfertigen, 524
das ihm S. 22. in seiner Ehe gute Dienste leistet, zu seiner einzigen Beschäftigung machen.

Leipzig.

J. C. Lavater von der Physiognomik, zweytes Stück, welches einen in allen Absichten sehr unvollkommnen Entwurf zu einem Werke dieser Art enthält. 1772.

670 Der alte Pater Kircher klagt in einem Briefe: Quanta malorum Ilias ex inconsiderata scriptione resultet, ego jam XL. annorum spacio quo in hoc omnium gentium et nationum theatro, meam ut ut possum personam ago, frequenti experientia comperi. Wir wünschen, Herr Lavater möge früher und mit wenigern Kosten diese Reflektion machen.

Göttingen.

Musen Almanach 1773. in 12. bey Dietrich. Ohne das Register, die in Musik gesetzte Lieder, und Kupfer, 234. S.

603 [Herr Boie hat uns mit seinem Musenalmanach aufs künftige Jahr ein sehr angenehmes und frühes Geschenke gemacht. Der Sammler hat sich nun einmal, durch seine gewissenhafte Wahl, das Zutrauen der besten Köpfe Deutschlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten sich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruff unter unschicklicher Gesellschaft bekannt zu werden, so wird es Herrn Boie niemals an treflichen Beyträgen fehlen. Es erscheinen dieses Jahr einige Namen von Dichtern, die nächstens allgemeiner bekannt zu werden verdienen, dahin gehören Herr (Klamer Eberhard, Karl,) Schmid zu Halberstadt, dessen petrarchische Versuche unsre Leser schon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neuern Klopstockischen Nachahmern vielleicht am meisten Sprache und Rhythmus in seiner Gewalt hat. Das Gedicht auf Selmars Tod, in dieser Sammlung
604 von Herrn Schmid ist ein Meisterstück in Tonfall, Sprache, Harmonie, und wahrer Empfindung.] Das Minnelied von Herrn Bürger ist besserer Zeiten werth, und wenn er mehr solche glückliche Stunden hat, sich dahin zurückzuzaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsre empfindsame Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen.

Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Dekoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge, und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, — und wann er die Gesänge Kayser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meissen nachempfunden hat, so bilde er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Juliet u. s. w. bey Shakespearn. Das andre Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Spache zu bebrämen. [Von Herrn Claudius

finden sich wieder einige ganz vortrefliche Stücke. Von Herrn Gottern ist eine Epistel an Madam Henseln eingerückt, die Stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligten Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthafte moralische Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen Q. und Y. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47. der schönste Gürtel, und die allerliebste Idylle S. 33. Aus den N. Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannte Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm aufrichtig Dank sagen. Die Winke, die der Dichter hier unserm lieben deutschen Vater- und Dichterlande in der wahren Innschriftsprache giebt, sind so wichtig, daß sie als Mottos vor künftige Dunciaden und kritische Wälder gesetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat diese Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eignen Laune über alle Systeme lacht, doch aber das seinige oder Aristippische von 605
neuem als etwas empfiehlet, das nicht ganz und gar Endymions Traum sey.] Wir dächten, weils einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt, und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi seyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist, und also die Taille gewaltig versteckt. Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons, er steht nämlich mit der Goldfichel unter dem heiligen Eichenstamm, und initiirt als ein alter Barde, den Ankömmling Telynhard. Er giebt ihm in der 4ten Strophe S. 44. förmlich seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweyht hat, damit mans ihm ein kleinwenig von Klopfstocks und Gerstenbergs wegen verweisen könnte. Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß.

Die Arbeit des Herrn Unzers ist eingelegte Arbeit, mit ihrem Chinesischen Schnickschnack auf Theebreten und Toiletkästgen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkeuchen möchte, die Klopfstocks Glorie saumt. [Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freyh. v. N. sind schöne Stücke da.] Die übrigen Herrn sammt und sonders figuriren als Figuranten wie sichs gebührt. [Hinten sind einige Lieder, worunter Klopstocks Wir und Sie, in Musik gesetzt, das auch von neuem hier abgedruckt ist. Die Materie zu den Kupfern ist aus dem Agathon genommen, allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, da sie Meilen zum Verfasser haben, sehr schlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allzeit ungemein

für seine Bemühungen um die Deutsche Anthologie verbunden.]

Kupferstiche

Les offres reciproques, dediées à S. A. Mgr. Adam, Prince Czartoryski, gravées d' après le tableau original de Dietricy, Peintre de la Cour Electorale de Saxe, par I. C. Wille, Graveur du Roi, de L. M. I. et R. et de Sa Majesté le Roi de Danemarck.

Es ist dieses Werk als ein Pendant zu den Musiciens ambulans unsers berühmten Landsmanns. Man sieht eine Frau dem Volke Kuchen austheilen, das ihr Geld anbietet. Eine andre Frau hält ein Glas, und ein Kind, das ein Stück Kuchen ißt, steht hinter der Verkäuferin. Man findet hier alle Verdienste vereinigt, die man bey dem Verf. zu bewundern gewohnt ist — — Köpfe und Hände bis auf das höchste Licht ausgearbeitet, treffliches Helldunkel, und Mannigfaltigkeit und Wahrheit in den Stoffen.

Ficquet hat vor wenigen Monaten das Bildniß von J. J. Rousseau zu der Gallerie der übrigen Philosophen hinzugethan.

Es ist eben auch in 8. wie die vorhergehenden und ein Meisterstück in der Miniatur des Grabstichels. Die Beywerke sind im vollkommensten Geschmack. Allein ob es das Verdienst der Gleichheit hat, und ob der Mangel desselben dem Künstler, oder den Gränzen der Kunst zuzuschreiben sey, das ist eine andre Frage. Nach dem König von Preussen verliehrt wohl das Bild des Genies unter der Hand des Künstlers nirgends so viel, als bey dem Kopf unsers Philosophen. Und da, wo in dem Cirkel der Freunde die ganze Seele sichtbar wird, hat ihn der Künstler nie fassen können. Indessen ist dieses Bildniß ungleich wahrer, als die Mannheimer Medaille, wo er Prinz Koulikan ist, und wo man das Feuer seiner Augen durch Convulsivisch hervorgetriebne Muskeln hat ausdrücken wollen.

J. Massard hat neulich in Paris die Portraits des Comte de Provence und seiner Gemahlin, des Dauphins und der Dauphine, von der Größe eines Petschaftes, in Profil herausgegeben. Er hat sie sowohl gezeichnet als gestochen, und sich angelegen seyn lassen, das Punktirte der Miniaturmahlerey auszudrücken.

Ficquet hat die Suite berühmter Männer durch den tragischen Dichter, Crebillon vermehrt. Das Gemälde, nach dem er gearbeitet hat, ist von Aved, und eben dasselbe, nach dem schon Balechou gearbeitet hat. Die ganze Sammlung besteht nun aus Voltaire, la Fontaine, Corneille, J. B. Rousseau, Moliere, Descartes, J. J. Rousseau und Crebillon. Alles, was wir zu Ehren der Talente des Hrn. Ficquet bey J. J. Rousseau erinnert haben, gilt auch hier.

Le Vieillard à la Toque, portrait gravé d'aprés Rembrant et la Chute du Jour petit païsage gravé au bas du Portrait, par mr. de Marcenay.

Man kann von dieſer meiſterhaften Überſetzung ſagen, daß der Geiſt Rembrants in den mancherley Tinten und ihren zauberiſchen Übergängen, und in dem edlen Charakter des Kopfes unter der Hand des Herrn Marcenay nichts verlohren hat. Die Figur hat ein Ordensband um, und eine Art von Mütze auf dem Kopfe. Man kann ſie als den Pendant der Dame à la Perle oder der Dame à la Plume anſehen.

Von Demarteau ſind uns nach Röthelart folgende ſchöne Blätter zu Geſicht gekommen.

Nro. 263. La France temoigne son Affection à la ville de Liege. in 4. Dieſes Blatt zeigt alles, was Herr Demarteau feines in der Röthelart liefern kann. Frankreich iſt in Frauengeſtalt mit den gewöhnlichen Emblemen auf einer Wolke, und nimmt die Stadt Lüttich auf, die vor ihr niederkniet. Dieſes Stück ward bey der Gelegenheit verfertigt, da Frankreich gegen Lüttich das Droit d'aubaine aufhob.

Nro. 265. Nach Bouchardon. Ein großer niederſehender Satyrenkopf mit großem Haupthaar, und einem in Bildhauermanier bearbeiteten Bart in groſſen ſich windenden Maſſen.

Nro. 274. Nach Domenichino. Ein lieblicher Frauenkopf, den man vom Rücken ſieht; das Geſicht im Profil in die Höhe gewendet. Das Geſicht iſt ganz im Schatten, und die Haare ſind mit einer Binde umwunden. Ein ſchöner Jungenkopf en Face liegt ihr über den Schultern, und drückt ſich auf ſie an.

Nro. 275. Ein nach Guido gezeichneter großer Kopf, der den größten Charakter enthält; er iſt beynahe ganz im Profil.

Nro. 279. Nach Barbus und Nro. 283. Nach Carl Vanloo. Zwey der treflichſten Frauenköpfe. Der erſtere iſt ein mit Sehnſucht und Liebe in die Höhe ſehendes Geſicht im Profil.

Nro. 284. Nach Bonnet ein Frauenkopf, der Ernſt und Würde verräth, in die Höhe ſieht, und das Haupthaar fliegend hat.

Nro. 286. Nach einem Basrelief von Bouchardon ein ſchlafender Schnitterknabe mit einer Sichel in der Hand.

Les douceurs de l'Eté von Moitte nach Boucher in einem ovalklein Folio. Die ſchönſte Boucherſche Figur, die nackend da ſitzt wie ſie aus dem Bade kommt, und ſich von der Aufwärterinn abtrocknen läßt. Auf einem Piedeſtall ſieht man zween Jungen, die mit einem Ziegenbock ſpielen. Die Ausſicht iſt ganz mit Geſträuch geſchloſſen.

Le Fanal exhaussé. Eins der treflichsten Blätter Vernets von Willem Byrne gestochen. Sechs der schönsten Vernetschen Figuren ziehen eine Schaluppe mit allen Kräften ans Land. Das Meer ist in voller Bewegung, und man sieht aus der Angst der am Ufer stehenden Personen, und einem Schiffe, das in Gefahr ist, wie nothwendig die Errichtung des Leuchtthurms war, von dem das Blatt den Namen führt. Das linke Ufer, wo er auf einer Anhöhe steht, ist mit den schönsten Ruinen bedeckt.

207 Recréation de la Table von Jordans, und von Moitte gestochen. Ein Alter singt mit der Brille, ein junger Kerl spielt auf dem Dudelsack, verschiedene Kinder auf Pfeiffen, eine Frau singt nach Noten. Das Trinkgeschirr auf der Tafel ist sehr gut gearbeitet, und überhaupt alles weit angenehmer und liebreicher behandelt, als in dem Roi de la feve. 6. Livres.

213 L'insomnie amoureuse in der Manier des rothen Crayons nach La Grenee von Bonnet gestochen. Eine reitzende nackende Figur sieht man von Rücken mit dem einen Knie auf dem Bette; mit dem Kopfe dreht sie sich nach dem Amor, der unter dem Bette hervorguckt. Sie lächelt sanft auf ihn herab; der ganze Körper scheint von Wollust geschwellt.

220 La Sentinelle en defaut, et l'Epouse indiscrete. Dieses sind zwey in dem Geschmack des Boccacio, von Baudouin gemahlte, und von Launay gestochene Blätter. Wir wünschten für die Sitten, daß dergleichen schlüpfrige Sujets nicht mit so vieler Kunst behandelt würden. In dem ersten ist eine alte Frau, die ein junges Mädchen bewacht, die eben ihren Liebhaber empfängt, eingeschlafen; und in dem zweyten sieht hinter auf einem Stuhl gelegten Matratzen eine Frau ihrem Manne zu, wie er sich beym Bettmachen mit ihrem Kammermädchen rauft.

240 Von Schenan gemahlt und von Halbou gestochen zeigen wir die Intrigues amoureuses an. Hier steht ein junger Mensch in dem galantesten Morgenhabit, der aber eine lange Art von Regenmantel mit einer Kalesche übergezogen hatte, um unter Frauengestalt eingelassen zu werden; er reicht einer reichgekleideten Dame zwey Täubchen dar, die auf einem Sprengel sitzen, und einen Brief umhängen haben. Die Dame hält mit der einen Hand dem Schooshund, der bellen will, das Maul zu, und scheint mit Gefälligkeit zuzuhören. Die Confidente ist nicht vergessen.

Angelique et Medor, von Blunchard gemahlt, und von Voiés dem ältern gestochen. Die beyden Liebhaber des Rolando furioso sind in der Stellung, wie sie ihre Namen in die Bäume schneiden. Sie sieht man von hinten, ihn von der Seite. Die Stellung von beyden hat viel Grazie; nur der Rücken des Mädchens oben ist zu breit gehalten, und die von der Seite gesehene Brust ein wenig Ammenmäsig.

Ein Blatt, die drey Apostel unterschrieben, nach Mich. Angelo von Caravaggio, von Oesern gezeichnet, von Bausen radirt. Ein Blatt, das weder Künstler noch Liebhaber entbehren kann. Das Beysammenseyn in einem Geist, dreyer, durch brüderlichste Mannigfaltigkeit karakterisirter, menschenfreundlichedler alter Köpfe; solch eine Seelenruhe durch eine dämmernde Haltung drüber gehaucht. Es ist das empfundenste Kunstwerk, das uns seit langer Zeit vor die Augen gekommen. Auch lallen wir nur eine Anzeige, um jeden wahren Liebhaber einzuladen, mit uns die Freuden der Empfindung und Erkänntniß zu geniessen, die eine anhaltende Betrachtung solch eines Werks, einer fühlenden Seele reichlich gewährt. 253

Sieben Lebensscenen des heil. Gregorius nach Vanloo von verschiednen Meistern gestochen. 259

1. St. Gregoire distribue son bien aux pauvres. Die Frau die ein Stück Geld von ihm empfängt, ein Kind mit ausgereckten flehenden Armen, und ein kleineres zwischen ihren Knien, das sich ein Stück Brod schmecken läßt, machen eine gefällige Gruppe.

2. St. Gregoire retiré dans une Caverne. Er wendet sich von dem Boten, der ihm die Nachricht der Erhebung zur päbstlichen Würde bringt, mit Ängstlichkeit, fast möchten wir sagen, Abscheu. Das Ganze wäre auch sinnlicher geworden, wenn der Künstler die Schlüssel Petri, als die natürlichste Allegorie, hätte bey dieser Gelegenheit brauchen wollen.

3. St. Gregoire fait des prières publiques. Sollte in der Ordnung das zweyte seyn, und ist dem Werth nach das erste. Eine Procession um Abwendung der Pest, der trockenste Gegenstand. Und hier findt der Genius einen Standort, hascht einen Augenblick, ruft einen Lichtstrahl herein, fesselt uns mit poetischer Magie. Ein Sterbender liegt einem Weibe mit dem Kopf auf dem Schooß, das Hochwürdige, der Zug ist vorbey in eine absteigende Ferne hingewallt; der Jüngling im geistlichen Feyerkleid eine Kerze in der Hand, tritt in seiner Ordnung, mit der edelsten Einfalt heran. Ein warmer Blick wendet sich vom Sterbenden gen Himmel, und seine Gestalt und Empfindung wird durch einen unbedeutenden Processionsgesellen, ohne Contrast auf das würksamste erhoben.

4. St. Gregoire élu Pape, reçoit l'adoration des Cardinaux. Wohl gezeichnete Figuren, wohl gekleidet und geordnet. Mehr aufmerksame Ergebenheit hätten wir den hintern Personen gewünscht. 260

5. St. Gregoire dicte ses Homelies. Wohl beleuchtet!

6. St. Gregoire obtient un miracle à la Messe. Mehr der Gegenstand als die Ausführung macht das Blatt wichtig.

7. St. Gregoire dans la gloire. Ist platfond; die Figuren sind wohl verkürzt, und die Gruppe hebt sich leicht.

299 **Caspar Richters Portrait nach Graf von Bausen.** Hell und vornehm gemahlt, und unbedeutend wie tausend Portraits in den Putzzimmern der Reichen aufgehängt. Wir erkennen es mehr für ein Gelegenheits- als Kunstwerk, und da wir nicht wissen, wies verlangt, wies bezahlt worden ist, worinn freylich dem Künstler viel Entschuldigung liegt, wollen wir ihn nicht tadlen. Nur fallen uns bey der Gelegenheit so viele empfundne Portraits ein, alter und neuer Zeit; wir trauen Herr Bausen so viel zu, daß es uns leid that, wie unsre Erwartungen im Aufrollen vernichtet wurden.

351 Confiance d'Alexandre en son Medicin Philippe, von Restont gemahlt, und von Joh. Carl le
352 Vasseur gestochen. Sie hat eben die Verdienste des Stücks, das man unter dem Namen le Medicin Erasistrate kennt, und kann als der Pendant davon angesehen werden. Der Arzt ist zwar nach dem Ausdruck des Künstlers hier die Hauptperson; allein, vielleicht muste Alexander unbedeutend werden, weil es nicht sowohl über die Gränzen der Talente des Herrn Restont, sondern vielleicht der Kunst selbst ist, diesen Glauben an Tugend sichtbar zu machen.

Englische schwarze Kunst.

524 **Charlotte, Königinn von Grosbritannien,** von Zoffany gemahlt, von **Hourden** gearbeitet. Der schöne Gedanke, die Königinn an einem offnen Fenster vor einem Blumenstock mit gefaltenen Händen sitzend, unerschüttert von dem Feuerwetter, das ihr zur Seite von dem Wald herabströmt, ist höchstübel ausgeführt. Die zerstreuten Lichter auf dem Kleide, dem Tische, dem Blumentopf, ziehen das Auge herum, daß der Hauptgedanke auch einem Aufmerksamen entwischen könnte.

Georg, König von Grosbritannien, von eben demselben. Ihro Majestät sitzen in kavalierer Selbstgenügsamkeit, die Hände auf die Schenkel gestützt, so da, als wollten sie zur Jagd reiten, oder kämen von der Jagd. Hut und Degen liegen auf dem Tische darneben.

Ihro Königl. Hoheiten **Georg Prinz von Wallis und Friedrich, Bischoff von Osnabrück.** Gezeichnet und gearbeitet von **Lovery.** Zwey allerliebste Knaben, brüderliche
525 Gestalten, stehn in jugendlicher Einfalt, ruhigem Gefühl ihrer Würde neben einander, als zeigten sie sich vom Balkon dem Volke.

Die Königliche Familie, nach Zoffany, von **Earlom** gearbeitet. Eine sehr unbedeutende Composition. Der König steht im Gallakleide und theatralischer Stellung an einen Säulenfus gelehnt, die Königinn hält ein Kleines,

ein andres Princeßgen lehnt ſich an ihren Schooß; der Prinz von Wallis und der Biſchoff von Osnabrück ſtehen gegen über, (eben die Figuren des vorhergehenden Blatts ſcheinen daher genommen) und die übrigen ſitzen wo ſie können.

The miser and his mistress. nach Holbein von Dawe. Ein dickes wollüſtiges Weib arbeitet mit hämiſcher Freude einem Kerl, der ſchreyend die Zähne fürchterlich bläckt, einen Geldbeutel wegzureiſſen, den er mit beyden Armen feſt hält. Holbeins trockne und abgeſchnittne Manier iſt nicht für ſchwarze Kunſt, deren Verdienſt im weichen Verſchmelzen liegt. Daher iſt dieſes Stück hart.

Il penseroso, eine hohe Ruhe auf einem edlen weiblichen Geſichte, die Geſtalt anſehnlich, und das ganze wohl zum Zwecke gehalten.

L'Allegro, eine tanzende freundliche Figur in allem weit unter dem vorhergehenden. Beyde nach Romney von Dunkarton.

The parting of Hector and Andromache, nach Angelika Kaufmann von Watſon. Eine kalte ſteife Theatergruppe, unbedeutende Geſtalten aneinander geſtellt, ohne Geiſt und Leben.

Henry Fox Esquire etc. nach Ramſay von Ardel. Ein ſtattlicher Mann in den Jahren der Geſchäfte und Ehrenſtellen. Was von den meiſten engliſchen Portraits gilt, müſſen wir auch hier ſagen. Ihre Würde leuchtet aus ihrer Geſtalt, nicht wie bürgerliche Edelleute mit Treſſen beſetzt, mit Franzen behangen, mit Orden ausgezeichnet. Und ihr tiefes Gefühl, das wir ſombre nennen, gießt die Haltung drüber. Auch hat uns oft der Anblick des Portraits einer engliſchen Dame zu Lieb und Achtung gefeſſelt, die in einfachem Kleid ſich auf den Geiſt ihres Blicks verläßt; nicht den Mahler zwingt, mit Schneider und Putzmacherinn zu wetteifern.

The Infant Jesus, nach Domenichino von Earlom. Ein nackendes Kind auf Windlen hingeſtreckt, das ſich ſeiner Glieder freut, und beſſeren Fortkommens in der Welt halben, Jeſus getauft worden iſt.

Engliſche Kupferſtiche.

Von der Boydelliſchen Sammlung iſt der zweyte Theil geendigt.

56 und 57. nach Hogarth. Das erſte, den Teich von Bethesda vorſtellend. Der Engel iſt eben von der Berührung aufgeflogen, ein Muſelmann iſt ſehr beſchäftigt, ein Mädchen in den Teich tragen zu laſſen, die, wie man aus den Flecken ihrer nackten Geſtalt errathen kann, mit einem neumodiſchen Übel behaftet iſt. Einer ſeiner Knechte ſtößt eine arme Frau zurück, die ein krüppelicht Kind an das

532 Wasser trägt, umher stehn gräßliche Gestalten, und Christus unterredet sich vorn mit dem Gichtbrüchigen. Von Ravenet gestochen.

Das andre, gestochen von Picod, ist der barmherzige Samariter. Die Hauptfiguren sind gleichfalls unbedeutend, dafür ist der Priester desto lächerlicher, der auf einen benachbarten Hügel angelangt, einen Menschen zu seinen Füßen ausgestreckt liegen hat; mit aufgeworfner Nase, in die Ermel gesteckten Händen steht er in dummer Behaglichkeit da, fühlt sich groß gegen den im Staub, und wird seines Pfads auch vor dem vorbeywandlen.

59. 60. Zwey Landschaften nach Claude Lorrain. Kinder des wärmsten poetischen Gefühls, reich an Gedanken, Ahndungen und paradiesischen Blicken. Das erste, gestochen von Mason, ein Morgen. Hier landet eine Flotte, von der Morgensonne, die überm Horizont noch im Nebel dämmert, angeblickt, an den Küsten des glücklichsten Welttheils; hier hauchen Felsen und Büsche in jugendlicher Schönheit, ihren Morgenathem um einen Tempel edelster Baukunst, ein Zeichen edelster Bewohner. Wer bist du? der landet? an den Küsten, die von Göttern geliebt und geschützt, in untadelicher Natur aufblühen, kommst du mit deinen Heeren, Feind oder Gast des edlen Volks? Es ist Aeneas, freundliche Winde von den Göttern führen dich in den Busen Italiens. Heil dir, Held! werde die Ahndung wahr! der heilige Morgen verkündet einen Tag der Klarheit, der hohen Sonne, sey er dir Vorbote der Herrlichkeit deines Reichs, und seiner taggleich aufsteigenden Größe.

Das zweyte! herabgestiegen ist die Sonne, vollendet ihr Taglauf, sinkt in Nebel, und dämmert über Ruinen in weiter Gegend. Nacht wird zur Seite hier der Felsenwald, die Schafe stehn und schauen nach dem Heimweg, und mühsam zwingen diese Mädchen die Ziege zum Bade im Teich. Zusammengestürzt bist du Reich, zertrümmert deine Triumphbogen, zerfallen deine Paläste, mit Sträuchen verwachsen und düster, und über deiner öden Grabstätte dämmert Nebel im sinkenden Sonnenglanz.

Englische schwarze Kunst.

537 Ryland hat angefangen, eine Sammlung herauszugeben, die an die sechzig Stück nach den besten Meistern gearbeitet, enthalten soll. Uns sind das erste und dritte zu Gesichte gekommen, beyde mit großer Delikatesse und Verstand ausgeführt.

Das erste. Die Königinn Charlotte tritt, einen Lorbeerkranz in der herabhängenden Hand, zu dem schlafenden Genius der schönen Künste, und rührt dessen Arm an. Eine Harpfe und andres Beywesen bezeichnen ihn. Die Kopfstellung der Königinn ist etwas indifferent, zwar Por-

traitgemäs, ſieht ſie halbprofil den Zuſchauer an. Die Compoſition iſt ungemein ſimpel, anſtändig, ſo gar groß, und macht Angelika Kaufmann Ehre, nach der es von Th. Burk gearbeitet iſt.

Das dritte. Nach Vandyk von eben dem Burk. 538
Das Knäblein Jeſus empfängt mit viel Wärme das Kindlein Johannes an ſeinen Buſen. Das Gemälde iſt ſchon aus Kupfern und Copien bekannt. Hier erſcheint es abermal zu ſeinem Vortheil, ohne daß der finſtre Grund mit dem hohen Lichte des Fleiſches vielleicht zu ſehr kontraſtirt.

Boydell verlegt: A Philosopher Shewing an experiment on the air pump. Nach Wright von Green.

Das arme Täubgen in der Luftpumpe iſt auf dem Punkte zu erſticken, einige von der Geſellſchaft ſehn aufmerkſam, andre bewegt, und ein junges Mädchen, die ein Mann deutend auf die Merkwürdigkeit aufmerkſam machen will, wendet ihr Geſicht thränend weg, und verbirgts in die Hände, ihre jüngre Schweſter drängt ſich beängſtet an ſie.

A Philosopher Giving a lecture on the Orrery, nach Wright von Pether. Compagnon zum vorigen, und, wies zu gehn pflegt, erzwungen, und ohne Intereſſe. Groß und klein ſtehen um ein Syſtema des Planetenlaufs, und gaffen drein. Vielleicht ſoll nach des Künſtlers Willen in der ernſten Miene der Zuſchauer zu leſen ſeyn: Wie groß iſt Gott! Wir habens nicht drinnen gefunden. Auch die Creyſe, die über die Maſchine gehn, machen zu viele ſchmale Lichter, und den erſten Anblick unangenehm.

A Blacksmith Shop, nach Wright von Earlom. Ein fürtrefliches Blatt. Drey Schmiede ſind mit einer eiſernen Stange beſchäftigt. Der eine, der ſie feſt, und ihre glühende Spitze, wodurch das Ganze erleuchtet wird, auf den Ambos hält, wird von hinten geſehen und beſchattet. Jenſeit des glühenden Eiſens ſteht ein junger Menſch, der, ich weiß nicht was, dazu beyträgt. Indeſſen der Meiſter mit verdrüßlich abgezehrtem Schmiedegeſicht die Mühſeligkeit vollkommen ausdrückt, mit der er den ſchweren Hammer aufs Eiſen ſchmettert. Die Funken ſprützen, und zwey Knaben, die zu nahe dabey ſtehen, halten die Arme vors Geſicht u. ſ. w. Nur müſſen wir bemerken, daß bey näherer Unterſuchung uns die Zuſammenſetzung hier und da willkührlich geſchienen hat. Die Figuren ſtehn nicht alle, weil ſie 539
da ſtehn muſten, ſondern, weil der Mahler eine Maſſe Licht und Schatten brauchte.

The Presentation in the Temple, von Earlom nach Rembrand. Auf Marien und dem Knäblein ruht das gepackte Licht. Die Lappen und Franzen, womit der Hoheprieſter behängt iſt, verzeiht man dieſem Künſtler gern.

Eliah raising the Widow's Son. Von eben denſelben Künſtlern. Ein liebes Knäblein todt auf einem Bette, dahinten ein ehrlicher bärtiger Alter, der betend gen Himmel ſchaut, und ein erbärmlich Geſicht macht.

Nach Penny von Pether. The Continence of Chev. Bayard. Der Ritter verweiſt mehr ängſtlich als ernſtlich, der vor ihm knienden alten Frau ihr Vergehen, das gerettete Mädchen ſteht weinend in der Ferne. Die Scene ein großes unmeublirtes Zimmer, hilft der Einbildungskraft in jene einfache Zeiten. Das Blatt thut eine gute Würkung, ſo wenig wir es auch für ein vorſtechendes Kunſtwerk preiſen können.

Alexander and Philipp his Physician, nach Weſt von Green. Eine meiſterhafte Compoſition, erhaben gedacht. Nur fürchten wir, der nachbildende Schwarzkünſtler, habe den Ausdruck der Geſichter nicht delikat wieder gegeben. Alexander, der den Becher ausgetrunken hat, ſieht mit einer Miene von Unbehaglichkeit Philippen an, der gleichfalls eine Grimaſſe von Erſtaunen und Verdruß zieht. Vielleicht iſts auch die Schuld des ſonſt großen Künſtlers. Nicht einem iſt alles gegeben!

Kupferſtiche.

546 Pylades and Orestes, nach Weſt von Baſine. In ihrer Größe zeigt ſich hier Veſts Compoſition. Mit geſenkten Köpfen ſtehn die beyden Freunde faſt nackt, gebunden vor dem Altar, Iphigenia hält mitleidsvoll ihr Aug auf dem einen, eine unbedeutende Figur drängt ſich gegen ſie, und ſcheint die Entdeckung zu machen. Männlich geſtochen.

564 Timon of Athens; nach Dance von John Hall. Die Scene Schäkespears, da Alcibiades mit den beyden Dirnen, zu dem Menſchenfeind kömmt. Gierich nach dem Golde, in allen Reitzen einer vollblühenden Jugend, eilt Phryne, ihr Schürzgen zum Empfang aufhaltend, auf Timon los, der
565 nackend mit einem Felle bedeckt eine Schauffel in den Händen, da ſitzt, das Geſicht voll Abſcheues wegwendet und ihr Gold zuwirft. Timons Kopf iſt treflich gearbeitet, nur dünkt uns für das Ganze zu fein und delikat. Auch iſt der Ausdruck zu ſcheußliche Verzerrung. Dagegen ſteht Alcibiades auf den Speer gelehnt, in erhabner Jünglingsgeſtalt da, und ſieht ernſt drein, wie tief der edle Timon geſunken iſt. Timandra ſteht zu ſehr zur Auffüllung des Platzes, zu ſehr als Vertraute da.

Rud. Aug. Schubart; nach Oeſern von Bauſe. Wir haben uns abermal gefreut, dieſe zween Künſtler in Geſellſchaft zu ſehen. Oeſers tiefe Empfindung, die im Portrait mehr den Charakter als den Menſchen bildet, hat auch hier den ehrwürdigen, lieben Alten, mit ſolchen Charakterzügen vor unſern Augen geſchaffen, daß die Unterſchrift

Carus omnibus nemini molestus, eine Tautologie mit dem Portrait macht. Und Bauſens delikater Stichel hat abermal bewährt, wie er dem empfindenden Künſtler nach empfinde. Nur müſſen wir ſagen, daß uns das Kind, ſo treflich es auch gearbeitet iſt, im Wege ſitzt. Im Kupfer iſts durchaus ſchwer, und in der Williſch-Bauſiſchen Manier vielleicht beſonders, den Kopf, den Zweck des Portraits, merkwürdig genug zu machen; und noch dazu die zerſtreuten Lichter auf dem Beywesen. Uns kommt jede Portraitverzierung vor, wie Moos und Wispeln, die dem Baume die Kraft ausſaugen.

Franzöſiſche Kupferſtiche.

Les Plaisirs de Satyres: Ein vortrefliches Blat 598
nach **Pölembourg von le Vaſſeur**. Hier iſt Clima, Wärme und wahres Coſtume des Landes. Die herrlichſten Ruinen dienen den Figuren zum Grund. Auf der einen Seite iſt eine Geſellſchaft Nymphen und Satyren, die Früchte genieſſen. Auf einer Anhöhe ein Kind, vollkommen wie auf einer antiken Gemme gezeichnet, dem eine Nymphe herunter hilft. Die Figuren ſind alle reizend. Auf der andern Seite des Vorgrunds liegen zwey Ziegen, und nagen an den hohen Kräutern. Nur der Satyr und die Nymphe in der Mitte tanzen nicht mit Grazie. Wir wollen aber hoffen, daß es der Kupferſtecher verzeichnet hat.

Wille iſt von ſeinem Sohn gezeichnet und von **Moreau** geſtochen worden. Das Stück iſt artig verziert, und gleicht vollkommen gut. Das Portrait von Mſr. **Gretry**, dem Compoſiteur der neueren kleinen Opern, iſt auch in eben der Größe heraus gekommen. Man ſieht, daß der König recht hatte, da er ihm vorgeführt wurde, und man eine Penſion für ihn verlangte: Oh qu'il est laid! ruften Se. Majeſtät. Vielleicht machte ihn die Penſion noch etwas häßlicher.

Nach **Locatelli** hat **Benazech** zwey Blätter heraus- 611
gegeben; das erſte **Campagne de Grece**, und das andre **Pyramide Egyptienne** betitelt. Jedermann kennt die Ruinenſtücke dieſes Meiſters, wie er ſie oft mit Figuren, die eines Salvator Rosa würdig ſind, hat zu ſtaffiren wiſſen. Auf dem erſten Blatt ſitzen im Vorgrund einige Figuren auf Ruinen, nur ſchade, daß alles ſo gearbeitet iſt, daß der Reuter im Basrelief ſo gut hervortritt, als die lebende Figuren. Dieſe ſind etwas unbedeutend, und man ſieht hier nicht das geringſte Intereſſe, beyſammen zu ſeyn. Der Vorgrund der **Pyramide Egyptienne** iſt etwas lebendiger, 35
mit Vieh und Hirten, die es tränken, angefüllt; nur ſieht 612
man an der Urne auf der einen, und an dem Bergſchloß neben der Pyramide, auf der andern Seite, das Bedürfniß gar zu deutlich, die Landſchaft zu ſperren. Clima, Jahrszeit und Luft ſucht der geneigte Leſer übrigens hier ver-

gebens, und es iſt nichts als Theaterdekoration ohne einen Strich im Geiſte der Antike, entweder des Egyptiſchen oder jedes andern Styls.

Jupiter et Europa, von **Bartolozzi** nach Guido Reni in rother Crayonmanier geſtochen. Das ganze Blatt iſt mit der Figur der Europa gefüllt, und man ſieht vom Meer beynahe nichts, vom Stier nur den Kopf und die Bruſt, um die ſich ihr Arm ſchlingt. Die Nymphe ſieht gen Himmel mit dem Blick einer Madonna von Guido. Übrigens vortreflich gearbeitet.

625 **Bonnet** hat in Röthelart nach Lagrenée herausgegeben **Mars et Venus**. Ein junger Menſch liegt im Bett neben einer jungen Perſon. Er nimmt den Vorhang weg, und betrachtet ſie, wie ſie ſchläft. Eine der Tauben trägt einen Riemen vom Wehrgehänge weg, das man mit den übrigen Attributen des Mars unterm Bette bemerkt. Übrigens iſt in beyden Figuren nichts Göttliches zu ahnden, und die Unterſchrift iſt ſehr nützlich.

Glaucias Roi d'Illyrie prend Pyrrhus sous sa Protection, nach Colin de Vermont, von **le Vasseur** geſtochen. Die Haltung dieſes Blatts iſt gut. Die Figuren, die um den König ſtehen, brav gezeichnet. Der Gedanke iſt poetiſch, daß der König auf ein Kind ſieht, das vor den Hülfbedürftigen vorzubitten ſcheint. Pyrrhus erſcheint in zukriechender Stellung, der Degen auf der rechten Seite iſt auch um eine halbe Elle zu lang gerathen.

Zweiter Teil: Beweisführung

Einleitung

Auf den langen Bändereihen der kritischen deutschen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts lagert der Bibliotheksstaub, den hier und da einmal ein fleißiger Forscher aufrührt, und die Hunderttausende von Rezensionen, die hier begraben sind, erwartet keine fröhliche Auferstehung. Nur einige berühmte Jahrgänge sind von diesem Schicksal ausgenommen: die Aufklärung hat im Dauerbestande unseres Schrifttums die „Briefe, die neuste Litteratur betreffend" hinterlassen, und der Sturm und Drang den Jahrgang 1772 der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", während die klassische Periode sich nicht in einer Zeitschrift, sondern in einem Kunstwerk, den „Xenien", kritisch entladen hat. Diese drei kritischen Dauerwerke unserer großen Epochen sind nun sämtlich anonyme Leistungen mehrerer, und es gilt also, den einzelnen Urhebern ihren Anteil zuzuweisen. Am einfachsten ist diese Aufgabe bei den Literaturbriefen: hier haben die Mitarbeiter ihre Chiffre, die sich leicht auflösen läßt. Schwieriger sind Goethes und Schillers Xenien zu scheiden, aber es liegt doch eine ansehnliche Zahl von Handschriften vor, so daß der Zweifel nur eine Minderzahl der Xenien betrifft. Dagegen ist der Anteil der einzelnen Mitarbeiter an den Rezensionen der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" bisher erst bei einer mäßigen Anzahl von ihnen durch Zeugnisse oder entscheidende Beobachtungen gesichert, und die Hauptarbeit bleibt noch zu leisten. Schon die Zeitgenossen hatten ein lebhaftes Interesse an dieser Ermittlung, wie eine Menge von Briefstellen zeigt, die gewiß nur einen ganz kleinen Teil dessen vorstellt, was in jener literarisch so überaus interessierten Zeit darüber vermutet wurde. Freunde und Feinde empfanden sogleich, daß dieser Jahrgang durch Gedanken und Sprache aus dem Rahmen der damals landläufigen gelehrten Kritik herausfiel und daß hier eine Gruppe junger Leute bewußt auf neuen Wegen zu neuen Zielen vordrang. Noch größer ist dieses Bedürfnis für uns, denn es handelt sich hier um eine empfindliche Lücke unserer Erkenntnis. Nicht nur unser literarischer Ordnungssinn fordert, daß die Verfasser der einzelnen Rezensionen ermittelt werden, sondern das

ist auch im Interesse der deutschen Geistesgeschichte nötig. Es erscheinen hier teilweise ganz neue Formen und Gedanken, und wir müssen diese Leistungen an ihre Urheber knüpfen, damit die Abhängigkeit der geistigen Gesamtströmung, die wir Sturm und Drang nennen, von den einzelnen schöpferischen Persönlichkeiten deutlicher werde.

Zur Feststellung der Verfasser haben wir verschiedene Hilfsmittel, die nebeneinander zu verwenden sind: 1. Die Selbstzeugnisse des Autors in Briefen oder überlieferten Gesprächen. 2. Die Zeugnisse anderer. Hier ist immer zu fragen, woher der Gewährsmann seine Kunde hat, ob vom Autor oder von einem Mittelmann, oder ob er gar nur seine Vermutung ausspricht. 3. In den Rezensionen finden sich eine Anzahl bewußter und unbewußter Hinweise der Verfasser auf ihre Person, die bei weitem noch nicht vollständig ausgebeutet sind. 4. Eine Reihe anderer Indizien. So dient z. B. bei den juristischen Rezensionen die darin ausgesprochene Meinung über den Wert des römischen Rechts für die Deutschen zur Bestimmung des Verfassers, denn Goethe und Schlosser hielten die Einführung dieses Rechts in Deutschland für ein Unheil, während der dritte juristische Rezensent, Höpfner, der entgegengesetzten Meinung war. Eine Reihe von Rezensionen Höpfners läßt sich mit Sicherheit herausfinden durch Vergleich mit den Anzeigen, die er gleichzeitig von denselben Büchern für Nicolais „Allgemeine Deutsche Bibliothek" geschrieben hat. 5. Die Stilkritik. Sie ist kein so hoffnungsloses Verfahren, wie einige Voruntersucher meinen, es lassen sich ihr vielmehr, wie ich zu zeigen hoffe, Ergebnisse abgewinnen, die häufig an Sicherheit dem Werte zuverlässiger Zeugnisse gleichkommen. Sie wird hier nicht ausschließlich, aber doch überwiegend auf kennzeichnende Wendungen, Gedanken und Assoziationen gegründet, wie das auch von der Hellen bei der Ermittlung von Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten getan hat. Auf die Wiederholung einiger eigenartiger Wendungen in verschiedenen Rezensionen des Jahrgangs 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen haben schon Scherer und Witkowski hingewiesen, und Steig hat dann für die fünfzehn Rezensionen, die er für Herder in Anspruch nimmt, vollkommen überzeugende Parallelen aus Herders Werken beigebracht. Den von diesen Vorgängern gewiesenen Weg habe ich weiter verfolgt — nicht bis ans Ende, denn er hat kein Ende. Alle Betätigungen geprägter Form, die lebend sich entwickelt: persönlicher Stimmklang, Mienenspiel, Körpergebärde, Handschrift, Führung des Pinsels, Meißels, Violinbogens, die persönliche Eigenart in Politik, Strategie, Schachspiel, wissenschaftlicher Untersuchung, Systembau und

Dichtung sind individuell bezeichnet und bezeichnend, und ihre Erforschung läßt sich unbegrenzt vertiefen und verfeinern. Das Maß des möglichen persönlichen Stils ist von der Stärke des Individuums und zugleich von der Variationsbreite der Betätigung abhängig — bei der Lösung eines einfachen Rechenexempels läßt sich nicht viel Stil entfalten. Danach sind wir bei dem Unternehmen, die Rezensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen ihren Verfassern zuzuweisen, sehr günstig gestellt, denn es handelt sich um reiche, starke Individuen, die ihre Eigenart an der Sprache betätigen, einem Instrument, das für alle nicht ganz einfachen Aufgaben unbegrenzt mannigfaltige Lösungen gestattet. Die kritische Wiedergabe fremder Geistesleistungen ist nun gewiß keine einfache Aufgabe, und sie bietet der Entfaltung von individuellem Stil das freieste Feld. Die kennzeichnenden Lieblingswendungen stellen nur einen kleinen Ausschnitt aus dem möglichen Untersuchungsgebiete vor; es ließe sich auch die Anlage und Gliederung der Rezensionen, Eingänge und Schlüsse, Periodenbau, Satzmelodie, Partikelwahl und vieles andere untersuchen. Aber es schien mir geraten, mich einstweilen auf solche Merkmale zu beschränken, die sich leicht mitteilen und erörtern lassen. Das trifft für eigenartige Wendungen und für die besonders bei Herder zu beobachtenden Eigenheiten der Interpunktion zu, während z. B. die Satzmelodie, auf die Sievers so eindringlich hingewiesen hat, sich bis jetzt im Drucke noch nicht klar darstellen läßt. Die Aufgabe war ja auch nicht, eine vollständige Beschreibung des Stils der vier Hauptverfasser — Herder, Goethe, Schlosser, Merck — zu liefern, sondern geeignete Merkmale zu überzeugender Zuweisung zu gewinnen, und da war es wohl erlaubt, die bequemsten Indizien herauszugreifen. Ich würde es mit Freude begrüßen, wenn andere die Arbeit weiterführten und solche Stileigenheiten der Rezensenten untersuchten, die ich beiseite gelassen oder nur gelegentlich berührt habe. Die Aufgabe eignet sich sehr zur Verteilung unter eine größere Anzahl von Arbeitskräften und wäre also vorteilhaft in Seminarübungen durchzuführen. Auch das Gebiet der Lieblingswendungen ist mit den hier gebotenen Nachweisen keineswegs erschöpft, und ich habe bewußt manches liegen lassen, was wohl weitere Verfolgung verdient hätte. Bei der Mehrzahl der hier vorgenommenen Zuweisungen habe ich aber das Vertrauen, daß auch ein reicheres Material sie lediglich bestätigen wird.

Der Nachweis solcher greifbaren Merkmale entzieht das Urteil über die Autorschaft dem unsicheren allgemeinen Stilempfinden und ermöglicht eine wissenschaftliche Erörterung. Wieviel Wert dann im einzelnen Falle auf die beobachteten Eigenheiten zu legen ist, das bestimmt sich freilich wieder durch Stilgefühl und

Wahrscheinlichkeitsabschätzung, aber hier läßt sich doch eher eine Einigung erzielen und Überzeugung bewirken. Finden sich in einer Rezension eine größere Zahl von kräftigen sprachlichen Merkmalen, die alle für denselben Verfasser sprechen, so erreicht das Urteil aus dem Stil häufig einen Grad von Wahrscheinlichkeit, der sich praktisch von Gewißheit nicht unterscheidet. Handelt es sich aber nur um vereinzelte Übereinstimmungen, so ist Vorsicht geboten, selbst wenn sie sehr schlagend sind. Es ist in solchem Falle immer auch zu erwägen, ob die Wendung nicht vielleicht übernommen ist, wie das ja in einem solchen Kreise leicht vorkommt. So hat z. B. Merck aus Herders „Fragmenten" das Bild vom Pfeil und Bogen des Starken übernommen (vgl. dieses Stichwort unten S. 369 im Merck- und S. 418 im Herder-Glossar).

Solche kennzeichnenden Stilgebärden scheinen mir für unseren Zweck brauchbarer als die von Ritter in seiner mühsamen Arbeit „Anwendung der Sprachstatistik auf die Rezensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen" versuchte Ausbeutung des Vorkommens oder Fehlens von Wörtern wie „beinahe, blos, da doch, dermalen, durchaus, genugsam, jedoch, meistens, ja sogar", die beim jungen Goethe selten sind. Zunächst ist Ritters Verfahren in der Ausführung mit solchen Fehlern behaftet, daß seine statistischen Zahlen eigentlich nicht verwendet werden dürfen. Statt die Texte im „Jungen Goethe" zu Grunde zu legen, hat er Partien einer Cotta-Ausgabe ausgezählt und so statt des ursprünglichen den 1786 überarbeiteten „Werther" und andere später überarbeitete Jugendwerke zur Feststellung des Partikelgebrauchs in Goethes Jugendstil benutzt. Dann aber sind gerade die genannten Wörter übel gewählt, denn es sind Partikeln der argumentierenden Beweisführung, deren Seltenheit in poetischen Werken sehr begreiflich ist, die sich aber gerade in Rezensionen häufiger finden können. Der Schluß, auf dem Ritter seine Resultate aufbaut, ist also unzulässig. Und wenn er dann weiter die von Herder und Merck befolgte Rechtschreibung nach den drei Bänden der Merck-Briefe bestimmt, so verschwendet er seinen Fleiß, denn diese im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts gedruckten Briefsammlungen können nicht als philologisch genaue Drucke gelten. Ein Vergleich der darin wiedergegebenen Briefe von Merck an Nicolai mit den auf der Königlichen Bibliothek in Berlin bewahrten Originalen hat mir eine Menge von größeren und kleineren Abweichungen ergeben. —

Ehe wir nun zu Goethes und Herders Anteil gelangen, gilt es, die Beiträge der übrigen Mitarbeiter so weit als möglich festzustellen und so das Gebiet der Auswahl einzuengen.

Der weitere Mitarbeiterkreis

Die Hauptquelle für unsere Kenntnis des Mitarbeiterkreises ist ein Brief von Johann Konrad Deinet, dem Verleger der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, an den sogleich näher zu bezeichnenden Professor Raspe vom 8. Februar 1772 (Weimarisches Jahrbuch VI 88): „Herr M[erck] ist sehr vergnügt über die acquisition von Ew. Wohlgeb. Er führet das Directorium so, daß nichts ohne sein Vorwissen eingerückt wird. Er hat einen geschickten Mitarbeiter an seiner Seite, den Hrn. Rektor Wenck. Herr prof. Waldin in Marb. wird hinfüro ordentl. mitarbeiten. Deßgleichen Hr. D. Bahrdt in Gießen, jeder in seinem Gefach. Hr. Lebret in der Historie — gewiß kein Ihnen unbekannter Name, aber auch der einzige in Schwaben. Hr. Leichsenring, Leibmedicus der Frau Herzogin von 2 brücken recensirte noch vor kurzem Gaubii adversaria. Hier ist noch ein Mann im Gefach der botanic Hr. Behrends. Herr Hofrath Schlosser ein Rechtsgelehrter und im Gefach der schönen Wissenschaften ein Freund des Herrn Merks ist sehr fleißig. Hr. v. Olenschlager ist Patient — läßt uns aber hoffen. Herr Iselin in Basel will alle dortige Producte, nehmlich überhaupt schweizerische durchsehen. Die Gesellschaften werden Ihnen hoffentlich nicht mißfallen. Ich rede mit Ihnen im engsten Vertrauen. Schmidt hat sich empfohlen — aber punctum bey allen Anekdotensammlern!"

Wir gehen nun diese Liste der Mitarbeiter durch und beginnen mit dem Adressaten von Deinets Brief, Rudolf Erich Raspe (1737—94), Professor am Carolinum in Kassel und Inspektor der Landgräflichen Kunst- und Münzsammlungen. Er hat diese ihm anvertrauten Sammlungen später bestohlen und mußte schimpflich nach England flüchten. Damals war er aber noch ein angesehener Mann, der mit Lessing, Herder, Boie, Gleim, Ebert in Briefwechsel stand und sich durch seine poetische, historische, antiquarische und naturwissenschaftliche Schriftstellerei eine gewisse Geltung erworben hatte. Er wurde zur Mitarbeit aufgefordert, und auf seine nicht überlieferte vorläufige Zusage erwidert Deinet am 6. Januar 1772: „Gewiß! eine sehr schmeichelhafte Nachricht für mich! daß der

Herr Rath Raspe nicht abgeneigt ist, an den Ffurter Gelehrten Anzeigen mit Antheil zu nehmen, und eine gute Vorbedeutung! daß das Probestück demselben nicht mißfallen hat." Raspe reichte darauf seine Vorschläge ein, und Deinet antwortet ihm am 8. Februar: „Ich habe indessen das Verzeichniß von Büchern, das mir Ew. Wohlgeb. zugeschickt haben, dem Hrn. KriegsZahlmeister Merk in Darmstadt zugeschickt. Die schönen Geister, dachte ich, begegnen und kennen sich überall. Herr M. ist sehr vergnügt über die acquisition von Ew. Wohlgeb." Im nächsten Briefe vom 15. Februar empfiehlt er ihm dann zur Rezension: Le Bret, Geschichte der Deutschen, Heilbronn 1771; Haas, Anmerkungen über die Hessische Geschichte, Frankfurt a. M. 1771, und Fuchs, Alte Geschichte von Maynz, Mainz 1772. Die beiden letzten Werke hat Raspe, der sich eben damals im Auftrage seines Landgrafen mit Forschungen zur hessischen Geschichte beschäftigte, in der Tat angezeigt (Neudruck S. 291 und 380). Die beiden Rezensionen stimmen in ihrem phrasenhaften Ton und den Schlußbemerkungen über die „Schreibart" vollkommen überein. Er hat dann weiter die Kölnische Urkundensammlung (Neudruck S. 411) rezensiert, vgl. z. B. 380_{33} mit 411_{37}, ferner 382_{12} mit 411_{31}. Der Schluß dieser Anzeige nimmt auf das Werk von Fuchs Bezug, und der Anfang der Fuchs-Anzeige bedauert das Fehlen eines ausreichenden Werks über die Geschichte von Köln. Endlich gehört Raspe noch die auf die Fuchs-Anzeige unmittelbar folgende Kritik von vier lateinischen Schriften (Joanni Thaddaei u. s. w., Neudruck S. 384). Das ergibt sich aus einem bisher ungedruckten Briefe von Deinet an Raspe, der zusammen mit den fünf im Weimarischen Jahrbuch veröffentlichten sich in der Landesbibliothek in Kassel befindet*): „Gott segne Sie, vortrefflicher Mann, mit Weib und Kind. Die latein. Exercitia sind genossen, wie bekannt. Der Ton ist vortrefflich. Die Fuchßische Maynz. Geschichte ist nun auch lat. unter der Presse. Hätten Ew. Wohlgeb. Lust, diese weitlauffig herum zu holen, so schick ich sie Ihnen successive so wie sie die Presse verläßt. Der Pater ist mein Freund, und der liebenswürdigste Mann im Umgang, dabey ein großer Alterthumskenner. Ffurt 25 Jul. Deinet."

Die Bezeichnung der vier Schriften als „lateinische Exercitia" spielt auf die Wendung 385_{23} f. in Raspes Rezension an. — Mit weiteren versprochenen Sendungen blieb er dann im Rückstand, wie Deinets Brief an ihn vom 8. September zeigt: „Ich habe laut Ihrem letzten Schreiben von Posttag zu Posttag ge-

*) Außer diesen sechs Briefen besitzt die Bibliothek nur noch ein Billet Deinets an Raspe vom 26. Oktober 1772, worin er „einen würdigen Musensohn Herrn Schenck" empfiehlt.

hofft. Warum doch vergeblich?" Der Grund lag wohl in Raspes sehr mäßigem Zutrauen zu der Richtung der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Er schreibt am 9. April 1772 an Nicolai (Handschrift auf der Königlichen Bibliothek in Berlin): „Die Frankf. Gelehrten Anzeigen machen hier viel Aufsehens, zum Teil aber auch nur durch ihren kühnen und seichten Ton." Mit dem Redakteur Merck stand Raspe während des Jahres 1772 nicht in unmittelbarer Verbindung, wie ein Brief zeigt, den Merck am 2. Januar 1773 an ihn richtete (Weimar. Jahrb. II 466): „Schon zu Anfang des vorigen Jahrs, als ich durch Hr. Deinet erfuhr, daß Ew. Wohlgebohren an der Frf. Gelehrten-Zeitung Antheil zu nehmen geneigt wären, hatte ich an dieselben geschrieben, um Ihnen meine wahre Hochachtung und Dankbarkeit deswegen zu bezeigen. Hr. HfR. Deinet schickte mir aber den Brief zurück, mit der Bitte, ohne sein Vorwissen nicht an Ew. Wohlgebohren insbesondre zu schreiben, weil er leicht dadurch (nach seinem eignen Ausdruck) zum Lügner werden könnte. In wie fern er es durch mich geworden wäre, will ich nun nicht untersuchen, allein das thut mir leyd, dass mich der Verdruß über ihn, gehindert, das zu thun, was mir mein Herz längst vor dem unseeligen Frf. Institut, eingegeben hatte. Es ist nun Gottlob alles glücklich mit diesem Jahre zu Ende, und weder Herder, noch ich, oder meine andern Freunde die unbekannt seyn wollen, werden den geringsten Antheil mehr an dieser Rauferey haben ...

Ich erinnere mich, daß Ew. Wohlgebohren an den Hf.R. Deinet im vorigen Jahre erwähnten, daß Sie unter andern mit dem Critical Review versehen wären ..."

Raspe gab übrigens im selben Jahre 1772 eine kurzlebige Zeitschrift, „Der Casselsche Zuschauer", heraus, die er großenteils allein geschrieben hat. Sie bietet für unseren Zweck keine Aufschlüsse, denn Raspe hat darin weder seinen eigenen Anteil noch den übrigen Inhalt des Jahrgangs irgendwie verwertet, und ein scherzhafter Hinweis auf die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, der sich einmal darin findet, ist ohne Bedeutung.

Wenn Deinet den trefflichen Schulmann und Historiker Helferich Bernhard Wenck in Darmstadt (1739—1803) gleich hinter dem Redakteur Merck aufführt, so hat ihn wohl nur die örtliche Nachbarschaft der beiden veranlaßt, ihre Namen nebeneinander zu setzen, und wir dürfen daraus nicht auf eine besonders starke Beteiligung Wencks schließen. Aber auch Goethe nennt ihn in „Dichtung und Wahrheit" neben Merck, Schlosser und Höpfner. Es ist bei seiner Stellung zu dem Merckschen Kreise ohne weiteres anzunehmen, daß er dem Unternehmen freundlich und förderlich gegenüberstand, und er mag Merck bei der Redaktion unterstützt haben, aber be-

stimmte Spuren seiner Mitarbeit habe ich auch durch Heranziehung seiner kleinen Schriften und Programme aus den Siebzigerjahren nicht feststellen können. Meine anfängliche Vermutung, daß er die Anzeigen aus dem Gebiete der klassischen Philologie lieferte, hat sich jedenfalls nicht bestätigt, denn diese stammen fast sämtlich von Herder, wie sich weiterhin zeigen wird. Eine Ausnahme machen nur einige wenige, ganz fachmännisch gehaltene Anzeigen: S. 131 Bibliotheca, S. 145 Hippocratis opera, S. 432 Thesaurus. Der Rezensent gibt 132_{37} eine Andeutung seines Wohnorts: er spricht von der seltenen Ausgabe der Summa theologiae des Erzbischofs Anthoninus, Nürnberg 1477—79, „die sich der Rezensent in einer benachbarten Universitätsbibliothek gesehen zu haben erinnert". Wenn wir hier Herder vor uns hätten — was nach dem Inhalt der Rezension unwahrscheinlich ist — so wäre mit der benachbarten Universität das eine Meile von Bückeburg entfernte Rinteln gemeint. Aber die Bestände der 1809 aufgehobenen Universitätsbibliothek in Rinteln sind in die Bibliothek von Marburg gelangt, und dort ist die Ausgabe nicht vorhanden. Zur Not könnte Herder auch Göttingen als eine benachbarte Universität bezeichnet haben, aber die Göttinger Universitätsbibliothek hat das Buch erst 1773 erworben. Auch Wenck in Darmstadt ist nicht der Rezensent, denn die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt die Ausgabe nicht. Der Rezensent zeigt sich 133_{14} mit den Beständen der Universitätsbibliothek in Gießen sehr vertraut, aber wenn ein Gießener Philologe, der etwa durch seinen Kollegen Höpfner zur Mitarbeit gewonnen war, die Rezension geschrieben hätte, so müßte Marburg die benachbarte Universität sein, und dort ist die seltene Ausgabe der Summa theologiae eben nicht vorhanden.

Von dem Marburger Professor der Mathematik Johann Gottlieb Waldin (1728—95) sagt Deinet, er werde „hinfüro ordentl. mitarbeiten". Wir dürfen also wohl die mathematischen Anzeigen des Jahrgangs, die sämtlich in dem gleichen trocken berichtenden Tone gehalten sind, Waldin zuweisen. Es sind das S. 251, 261, 278 Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß, erstes, zweites, drittes Stück, S. 311 De methodis, S. 349 Genaue Berechnung, S. 410 Algebre in Tabellen.

„Deßgleichen Herr D. Bahrdt in Gießen, jeder in seinem Gefach" — schreibt Deinet. Wir besitzen den Brief, worin Merck am 18. Januar 1772 den Professor der Theologie Karl Friedrich Bahrdt (1741—92) zur Mitarbeit einladet (Briefe an Bahrdt I 168): „Eine Gesellschaft Freunde nimmt sich die Freyheit, E. H. einzuladen, ob es Ihnen nicht gefällig seyn möchte, an den Recensionen der neuen Frankfurter gelehrten Zeitung Antheil zu nehmen. Dieselben würden mit niemand

als mir deswegen zu thun haben, und über das Honorarium würden wir, sobald E. H. sich wegen der Forderung erklärten, bald einig seyn. Dieselben werden in der Folge sehen, daß man blos aus Liebe zur Wahrheit und nicht als Partheygänger spricht, und daß man dem wahren Verdienst sowohl als der Maske desselben Gerechtigkeit widerfahren läßt. Jetzt sind alle Artikel noch ein wenig leicht und husarenmäßig, weil das Institut präcipitirt wurde, und der ganze Gedanke der Ausführung und die Zusammenbringung der Gesellschaft erst ein Werk von wenig Wochen ist. Nächstens aber wird das Gericht schwerer ausfallen. Ihren Vorschlägen ist bereits mit der verdienten Achtung begegnet worden.

E. H. wissen selbst, wie nothwendig bey dergleichen Unternehmungen die Verborgenheit ist. Ich habe also nicht nöthig, Dieselben um Verschweigung meines Namens zu bitten. Ich erwarte nächstens von Denenselben eine beliebige Erklärung, und bin mit der aufrichtigsten Verehrung wahrer Verdienste Ew. Hochw. ergebenster Diener J. H. Merck."

Diese Einladung hat Bahrdt angenommen, denn Deinet führt ihn am 8. Februar unter den Mitarbeitern auf, aber schon am 15. Februar schreibt er an Raspe: „Den Hrn. Doct. Bahrdt werden wir ausstreichen. Man siehet es seinen Aufsätzen zu sehr an, daß er Feinde hat." Danach wären also Rezensionen Bahrdts nur in den Nummern vom Ende Januar und Anfang Februar zu suchen, aber ich habe solche überhaupt nicht finden können. Bahrdts Vater schreibt ihm freilich am 16. März 1773 (Briefe an Bahrdt II 308): „Da ich noch immer in den Frankf. Zeitungen deine anzügliche, beißende und spöttische Schreibart gewahr werde, besonders in dem Schreiben an den Verleger derselben, das in den sogenannten Akten, den S. Götze betreffend zu finden ist . . . so wundere ich mich gar nicht, daß die Akten in Frankfurt confiscirt sind, sondern fürchte immer, daß du durch diese Schreibart dich endlich noch unglücklich machen wirst." Nun hat Bahrdt allerdings den Jahrgang 1773 redigiert und großenteils geschrieben, aber der Brief von Goezes Rezensent an den Verleger stammt nicht von ihm, denn diese Rezension in Nr. 58 vom 21. Juli 1772 hat Herder verfaßt, und auch der Brief des Rezensenten an den Verleger zeigt die deutlichen Merkmale von Herders Stil. Ein Vergleich der theologischen Rezensionen des Jahrgangs mit einer 1772 erschienenen Sammlung von Bahrdts Predigten ergab keinerlei Übereinstimmung, und auch die Briefe, die ihm Deinet im Laufe dieses Jahres schrieb (Briefe an Bahrdt II 133 ff.), zeigen, daß er an dem Jahrgang nicht mitgearbeitet hat, denn von Rezensionen Bahrdts ist darin nicht die Rede.

Über den Historiker und Gymnasialprofessor Friedrich Le Bret in Stuttgart (1732—1807) schreibt Deinet: „Her Le Bret in der Historie — gewiß kein Ihnen unbekannter Name, aber auch der einzige in Schwaben." An ihn*) ist offenbar ein Brief Mercks gerichtet, von dem Alexander Meyer Cohn in seinem „Katalog einer Autographen-Sammlung", Berlin 1886, S. 32 einen Auszug mitgeteilt hat und der sich jetzt im Frankfurter Goethe-Museum befindet. Er lautet vollständig:

„Darmstadt d. 30ten Jan. 1772

Wohlgebohrner, Insonders hochzuehrender Herr Professor,

Ich danke Ihnen ergebenst vor die mir gütigst überschriebene Erklärung wegen Dero geneigten Beytrags zur Frfurter gelehrten Zeitung. Haben Sie die Gütigkeit, und Sehen Sie diese Ihnen Beantworteten Bedingungs Artikel, als einen vollkomenen Contrakt von meiner Seite an. 1.) Bleibt Ew. Wohlgebohren das ganze Feld der Staaten Geschichte durch alle Sprachen offen, und seyen Sie darin selbst der Dirigend, so daß Sie mir von jetzo an ohnbeschwerl. auf ein jedes Viertel-Jahr zum voraus ein Verzeichnis der Bücher übersenden, die Sie zu recensiren gedenken. Findet sich unter dieser Auswahl irgend ein Stük das Einer von unsern andern Mitarbeitern schon zu bearbeiten gedenkt, so bemerke ich es, und überschreibe es Ew. Wohlgebohren sogleich.

2.) wünsche ich mit Ihnen daß nie der Scharfsinn des Kopfs u. der Reichthum der Kenntnisse auf Kosten der Redlichkeit des Hertzens scheine, u. die bißher gedruckte Blätter, wenn Sie Ihnen anders zu Gesichte gekommen sind, werden zeugen, daß nichts als Wahrheits-Liebe den Tadel diktirt. Allein auch die Panegyristen Posaune wollen wir gleichmäßig schweigen lassen, und wenn auch die Freundschaft den lieblichsten Text dazu gesetzt hätte.

3.) Ich rechne wie billig mit Ihnen auch die Erdbeschreibung, Diplomatik, Numismatik als Hülfswissenschaften zu Ihrem Fache, nur wünschte ich überhaupt daß man bey allen Artikeln nur auf das gemeinnützige u. wichtige sich ausbreitet, — das der Wissenschaft mit Wahrheit fortschreiten hilft.

4.) nehme ich das von Denselben bestimmte Honorarium à 3 Rthlr. für den gedruckten Bogen mit aller Hochachtung vor Dero Verdienste an, und haben Sich Ew. Wohlgeboren an niemand, in diesem Betracht, so wie über-

*) Neben Le Bret käme nur noch Raspe in Betracht, der ebenfalls Rezensent für Geschichte war und auf den die Anrede als Professor ebenfalls paßt, aber mit diesem hat Merck nicht unmittelbar korrespondiert, vgl. oben S. 351.

haupt, an allem was Dieselben zu desideriren finden, als an mich zu halten.

Darf ich bitten, daß Dieselben die Gütigkeit haben möchten, mir aufs baldigste eine wichtige, u. vor die Aufnahme unsrer Blätter vortheilhafte Recension zu übersenden, mit der Nota von dem, was Dieselben künftig zu übernehmen gedächten? wir haben verschiedne Mitarbeiter in Jure publico, wovon der eine einer der größten StaatsMänner ist*) die gratis einsenden, und die ich nicht gerne vor den Kopf stoßen möchte. Unglücklicherweise möchte sich unter den Bemühungen dieser Männer irgend ein Artikel finden, den Ew. Wohlgeboren selbst auszuarbeiten gedächten; es wäre mir also sehr angenehm, wenn ich jenen das Verzeichnis von dem vorlegen könnte, was schon bezeichnet ist.

Ich habe überhaupt die Direction der gantzen Zeitung, und darf kein Buchstaben eingerückt werden, der nicht durch meine Hand gegangen ist. Alles Gute und Böse dürfen also Dieselben kühnlich auf meine Rechnung schreiben. Druckfehler hat es bißher noch schrecklich viele gegeben, weil der Corrector ein Halbgelehrter ist, und das was er nicht dechiffriren konnte, geändert hat. Indessen, wenn die Manuscripte nur künftig leserlicher eingeschickt werden, so wird sich diesem HausCreuz auch abhelffen lassen. Zur Probe des Drucks u. der Schreibart lege ich das letzte Stük bey.

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit Ew. Wohlgebohren ergebenstgehorsamster Diener J. H. Merck.

P. S. Schlözers Nordische Geschichte ist recensirt. Wenn es Ihnen gefällig ist, so fallen künftig alle Deutsche Curialien auf beyden Theilen weg."

Le Brets Mitarbeiterschaft, von der Merck hier so viel erwartet, blieb indessen bescheiden. Der durch Merck gut informierte Professor Petersen in Darmstadt berichtet am 6. November 1772 (Neudruck S. XXXV): „Le Bret hat einen geringen Anteil an diesen Frankf. Anz. gehabt; ist aber, wie man mir versichert hat, abgetreten". Le Bret war ein besonders guter Kenner der italienischen historischen Literatur, und so schreibt ihm Scherer gewiß mit Recht die Anzeige S. 257 Storia della guerra presente zu.

*) Der Minister Friedrich Karl v. Moser, an den man hier zunächst denkt, ist wohl nicht gemeint, denn er siedelte erst im April 1772 von Wien nach Darmstadt über. Von seiner Begegnung mit Merck im Sommer 1772 erzählt Karoline Flachsland an Herder: „Merck schätzt den Präsidenten sehr hoch und er hat mir erzählt, daß sie einander auf der Promenade begegnet, und Moser hätte ihm sehr viel Lob, wunderbares Lob, ohne daß er ihn persönlich oder anders als den Director der Frankfurter Zeitung kannte, gesagt." (Aus Herders Nachlaß III, 313.) — Vielleicht versteht Merck hier unter einem Staatsmann einen Kameralisten, und dann meint er wohl den Schöffen v. Olenschlager, vgl. unten S. 356.

Die umfangreiche und öde Rezension von Gaubius (S. 56) hat nach Deinet der Leibmedicus Leuchsenring in Zweibrücken, ein Bruder von Goethes „Pater Brey", geliefert. Auch die übrigen medizinischen und naturwissenschaftlichen Anzeigen weisen zum größeren Teil denselben Stil auf. Ob Leuchsenring sie sämtlich geschrieben hat, verlohnt kaum zu untersuchen. Wir führen im folgenden diese Masse ohne nähere Sichtung auf: S. 55 l'anatomie du corps humain, S. 88 Meckel, S. 167 Erste Gründe, S. 338 Neue Bemerkungen, S. 359 Meckel, S. 385 Henkel, S. 503 Strack, S. 534 Richter, S. 547 Cope, S. 578 Baldinger, S. 595 Wahre Beschreibung, S. 608 Descriptio, S. 625 Richter, S. 675 Stein. In der Medizin haben die Frankfurter Gelehrten Anzeigen keinen neuen Ton angeschlagen — es sind durchweg geistlose Referate. Eine sicherlich nicht von Leuchsenring herrührende physikalische Rezension ist S. 324 Kurze Anzeige von dem Nutzen der Stralableiter. Sie weist den echten Genieton auf (324_{36}, $325_{9\ 19}$) und rührt trotz des unliterarischen Stoffes vielleicht von Herder her, denn dieser greift, wie sich weiterhin zeigen wird, auf die verschiedensten Gebiete hinüber.

Als Rezensenten für Botanik nennt Deinet den Arzt Dr. Johann Adolf Behrends in Frankfurt (geb. 1740). Ihm gehört also S. 228 Schreber. Vielleicht hat er auch einen Anteil an den oben summarisch aufgezählten medizinischen Anzeigen, denn Deinet bezeichnet ihn für den Jahrgang 1773 als Mitarbeiter „im mediciniſchen Fache" (Briefe an Bahrdt II 138).

Der Schöffe Johann Daniel v. Olenschlager in Frankfurt (1711—78) stand dem Unternehmen freundlich gegenüber und hatte seine Mitwirkung von seinem Gesundheitszustand abhängig gemacht. Beiträge von ihm sind nicht nachweisbar, seine Beziehungen zu dem Kreise verraten sich aber in einer Rezension, die Herder zur Aufklärung einer persönlichen Angelegenheit Olenschlagers offenbar auf dessen Wunsch verfaßt hat (S. 299 Von der Kirchenvereinigung). Olenschlager spricht dann in Nr. 48 (S. 319) dem „edelmüthigen Herrn Verfasser" seinen Dank aus.

Auch den Kulturhistoriker Isaak Iselin (1728—82) führt Deinet unter den zukünftigen Mitarbeitern auf: „Herr Iselin in Basel will alle dortigen Produkte, nehmlich überhaupt schweizerische durchsehen." Dazu ist es aber nicht gekommen, denn die Anzeigen von Schweizer Büchern gehören anderen Rezensenten: Herder (S. 86, 174, 213, 297, 299, 324 [?], 329, 350, 364, 366, 375, 449, 471, 483, 484, 505), Goethe (S. 446, 579), Schlosser (S. 339, 404, 465, 676, 681), Merck (S. 181), Leuchsenring (? S. 145). Iselin hat also an dem Jahrgang nicht mitgearbeitet, und er

betrachtete auch das Unternehmen mit geteilten Empfindungen, denn er schreibt am 27. März 1772 an Lavater (Zürcher Taschenbuch Bd. 16, S. 38): „Finden die Frankfurtischen Anzeigen bey Ihnen Abgang? Bey uns ist er nicht sehr stark. Doch verdienen sie solchen." 10. August: „Ich kenne eigentlich keine wirklichen Verfasser der Frankf. Anzeigen. Doch habe ich in einigen Urtheilen Herrn Leuchsenring zu erkennen geglaubt. Ich hoffe, diese Männer werden Nutzen schaffen — obwohl ihr Muthwille, ihr kostbarer Thon, ihre entscheidende Dreistigkeit machen, daß sie nicht immer Beyfall verdienen. Bisweilen scheinen sie mir sehr ungerecht, z. B. in ihren Urtheilen über die Franzosen und besonders über die Jahreszeiten des Marquis von St. Lambert — Auch von dem Elementarwerke urtheilen sie gar zu cavalierisch."

Aus Goethes Brief an Kestner vom Weihnachtsmorgen 1772 wissen wir, daß die Anzeige S. 643 Von deutscher Baukunst dem Massenrezensenten poetischer Produkte und Herausgeber des Leipziger Musenalmanachs Professor Christian Heinrich Schmid in Gießen (1746—1800) gehört: „Der Kerl ärgert sich dass wir nicht nach ihm sehn, und sucht uns zu necken dass wir sehn gedencken. Er hat um meine Baukunst geschrieben und gefragt so hastig dass man ihm ansah das ist gefunden Fressen für seinen Zahn, hat auch flugs in die Frfurter Zeitung eine Rezension gesudelt von der man mir erzält hat." Schmid hatte sich gleich zu Anfang des Jahres angeboten, war aber abgewiesen worden. Daß er nun hier am Ende des Jahrgangs plötzlich auftaucht, hängt mit der Auflösung des alten Mitarbeiterkreises zusammen. Deinet schreibt am 28. November 1772 an Bahrdt: „Welche Männer in Gießen würden für Geld und gute Worte gute und gewisse Recensionen für 1773 machen und einsenden wollen?" (Briefe an Bahrdt II 137). Von dem Abgange der bisherigen Mitarbeiter hatte Schmid also schon vor dieser Anfrage Deinets Kenntnis erhalten und sich beeilt, seine Dienste von neuem anzubieten.

Wir haben nun den Anteil eines Mitarbeiters zu untersuchen, den Deinet in seiner Liste nicht aufführt. Es ist der Jurist Friedrich Höpfner (1743—97), seit 1771 Professor in seiner Vaterstadt Gießen, den Goethe in „Dichtung und Wahrheit" unter den Verfassern des Jahrgangs nennt. Daß Deinet in seinem Brief an Raspe vom 8. Februar ihn übergeht, hat seinen guten Grund: Höpfner lehnte es anfänglich ab, sich an dem Unternehmen zu beteiligen. Merck

schreibt ihm zu Anfang 1772: „Sie haben nicht nöthig sich zu entschuldigen, daß Sie an unserer Zeitung kein Mitarbeiter seyn wollen. Ich weiß durch Müllern, daß es Ihnen Ihre Facultätsarbeiten verbieten, wenn Sie auch etwas für Ihren Freund thun wollten, der hoffentlich das Gold des Verlegers Nicolai aufwiegt" (Merck-Briefe III 54). Danach hätte also Höpfner keinen Anteil an dem Jahrgang. Nun schreibt er aber selbst am 18. Februar 1773 an Nicolai, der ihn in der Anzeige von Becker (Neudruck S. 496) hatte erkennen wollen: „Es freut mich, daß Sie mich in den Frankfurter Zeitungen erkannt haben. Freilich habe ich fast alle juristische Recensionen darin gemacht" (Goethe-Jahrbuch VIII 125). Ganz zutreffend ist diese Angabe Höpfners übrigens nicht. Der Jahrgang enthält dreißig juristische Rezensionen, und von diesen kann man ihm fünf ohne weiteres absprechen. In vier Anzeigen (S. 263, 293, 498, 521) wird die Einführung des römischen Rechts in Deutschland ungünstig beurteilt. Das entspricht der Anschauung Goethes und Schlossers, war aber gar nicht Höpfners Meinung, der vielmehr einen rechten Latinojuristen vorstellt — ein großer Teil seiner Werke sind Kommentare zu den Institutionen und Pandekten, und er sagt einmal ausdrücklich: „[Der Verfasser] glaubt, daß diesen Mängeln durch gänzliche Verbannung der fremden Rechte und durch Einführung eines kurzen simplen Gesetzbuches am besten abgeholfen werden könne. Weder zu dem einen noch zu dem andern würden wir stimmen, wenn wir in dieser Sache eine Stimme zu geben hätten. Mit dem römischen Recht würden so viel vortreffliche Systeme, Commentarien und Observationen verachtet und vergessen werden, so viele Werke des Genies zu Grunde gehen, die vielleicht ein künftiges Jahrtausend nicht wieder ersetzen würde, Dii talem avertite pestem! ... Die Grundlage würde doch das römische Recht ausmachen.

Dann was nun auch die Leute sagen
Die diesem Recht nicht günstig sind

so ist und bleibt es ratio scripta, aller seiner Fehler ungeachtet das beste Gesetzbuch, wie diese Welt mit ihren vielen Unvollkommenheiten die beste ist." Das steht in einer Rezension, die er 1772 für Nicolais Allgem. Deutsche Bibl. (Bd. 17, S. 523) lieferte, und es scheint fast, daß der Seitenblick auf die Leute, die dem römischen Recht nicht günstig sind, seinen Kollegen in den F. G. A. gilt. Jedenfalls können ihm also die vier bezeichneten Rezensionen nicht gehören, und er ist auch bei zwei Rezensionen (S. 263, schon oben angeführt, und S. 533) auszuschließen, weil sie von einem Frankfurter verfaßt sind.

Nachdem so der mögliche Anteil Höpfners eingeengt ist, können wir zur positiven Beweisführung übergehen. „Das Gold

des Verlegers Nicolai" hoffte Merck mit seiner Freundschaft aufzuwiegen. Höpfner war in seinem Fache ein Hauptrezensent für Nicolais A. D. B., und er schreibt selbst einmal (an Raspe, 30. November 1771, Weimar. Jahrb. III 61): „Der gute Nicolai schickt mir Geld über Geld, Lobsprüche über Lobsprüche, Bücher über Bücher, und fleht um Recensionen, aber die Actenarbeit nimmt mir alle meine Zeit." Um nun sowohl Nicolai als Merck zu befriedigen, hat er in einer Anzahl von Fällen Doppelrezensionen geliefert und dasselbe Buch in der A. D. B. ausführlich, in den F. G. A. dagegen knapper besprochen. Auf den ersten Blick ist das bei fünf Rezensionen deutlich. Schotts Enzyklopädie (Neudruck S. 635) zeigt Höpfner A. D. B. 20, 176 so an: „Es hat einen unläugbaren Nutzen, dem Lehrling der Rechtsgelehrsamkeit ... einen juristischen Globus vorzulegen, worauf er den ganzen Umfang der Welt, die er kennen lernen soll, die Lage und den Zusammenhang ihrer Theile übersehen kann ... Cautelen, die ... zu beobachten sind ... Zu diesem Endzweck ist die gegenwärtige Schrift entworfen ... In dem ersten Haupttheile ist die Encyclopädie, in dem zweyten, die Methodologie vorgetragen. Die Encyklopädie ..." [folgt fast wörtlich Neudruck 636_{3-19} und dann die Einzeleinwürfe, die Höpfner in den F. G. A. unterdrückt, wie er dort am Schlusse selbst erklärt]. Ferner rührt von ihm die Anzeige von Bergers Oeconomia juris (Neudruck S. 192) her, denn der Passus 192_{16} ff. stimmt vollkommen überein mit seinem Urteil A. D. B. 17, 513: „... in dem Buche selbst aber manche nützliche Anmerkungen eingewebt hat. Schade daß sie größtentheils nur aus Sächsischen Verordnungen und Leipziger Facultätsurtheilen gezogen sind. Berger hätte ausserdem an vielen Orten Berichtigung, Erläuterung und Vermehrung verdient." Auch das Buch von Kopp über die Verfassung der Hessischen Gerichte hat Höpfner zugleich für die F. G. A. (Neudruck S. 320) und die A. D. B. (19, 404) angezeigt. Zu 203_{35} ff. vgl. A. D. B. 19, 405: „Hier ist keine compilatorische, ausgekramte ... Erudition; hier ist ein Mann, der". Zu 204_{29} f. vgl. A. D. B. 19, 407: „Das vierte Stük beschäftiget sich mit dem Processe in den alten Heßischen Gerichten. Den Beschluß dieses Bandes macht eine ansehnliche Sammlung von Urkunden ... Der zweyte Band beschreibt den itzt üblichen Proceß bey den Hessen-Casselischen Gerichten ... Man denke nicht, daß der V. aus den Schriften über den gemeinen Proceß compiliret habe. Nein, er giebt eine Beschreibung des eigentlich Heßischen Processes, das heißt, er bringt die Heßische Landesordnungen, Rescripte, Decrete und gemeine Beschreibungen in ein System." Ferner hat Höpfner Heumanns rechtlichen Katechismus außer in den F. G. A. (Neudruck S. 623) auch noch

A. D. B. 21, 501 besprochen, wie die folgenden Proben aus der letzteren Rezension zeigen: „Es ist kaum zu begreifen, daß ein so inconsequentes und weniger als mittelmäßiges Buch zum drittenmal aufgelegt werden konnte. Ohne Zweifel hat es dies der Reputation des nunmehr verstorbenen Verfassers zu danken ... Der ganze Einfall, den gemeinen Mann zum Rechtsgelehrten machen zu wollen ... Es enthält hundert Dinge, die für den Unstudirten schlechterdings Allotrien sind und was ihm allenfalls nützlich wäre, ist so wenig faßlich und populär gesagt ... Unsern Augen traueten wir kaum, als wir S. 143 lasen, aus der Pfandschaft (jure pignoris) entstehe actio pignoratitia und hypothecaria." Auch die Anzeige „Sicherer Testamentmacher" (Neudruck S. 617) stammt von Höpfner, wie seine Rezension in der A. D. B. 18, 185 verrät: „Die elendeste Compilation ... aus Stryks Cautelen ... und einigen andern praktischen Büchern ... zusammengeschrieben." Zur Schlußpointe vgl. aus einer anderen Rezension Höpfners (A. D. B. 20, 501): „Tractent fabrilia fabri, Juristen können und sollen sie nicht werden."

Etwas lockerer, aber immer noch genügend beweiskräftig sind die Entsprechungen bei fünf weiteren Rezensionen. Über das „Kritische Wörterbuch" (Neudruck S. 232) sagt Höpfner A. D. B. 19, 232: „Der Inhalt besteht, wie in den vorigen Theilen, aus kleinen Abhandlungen, Nachrichten von alten Büchern, Recensionen neuer juristischen Schriften, und litterarischbiographischen Neuigkeiten ... Sie enthält viel wahres und gutes, obgleich keine sehr unerkannte Wahrheiten." — Die Neudruck S. 252 vernichtend rezensierten „Gedanken über die Verfassung eines allgemeinen Gesetzbuchs" zeigt Höpfner A. D. B. 17, 521 so an: „... Weil unser Autor, wie es scheint gar zu gern ein solches Gesetzbuch schreiben möchte [vgl. 253_1] ... Ein kläglicheres Gewäsche hat man noch niemals gelesen ... Aber auch von den allgemeinen Rechtsgrundsätzen, wovon er in 26 Betrachtungen plaudert, hat er keine andere als höchst verworrene und jämmerliche Begriffe" [vgl. 253_6 ff.]. — Und Höpfners Anzeige von Frickes „Grundsätzen des Rechts der Handwerker", A. D. B. 17, 148, stimmt mit der Anzeige desselben Buchs in den F. G. A., Neudruck S. 348, im Gesamturteil („Ein nützliches und lobenswertes Werkchen" — dasselbe Wort auch Neudruck 348_{17}) — und in der Bemängelung überein: „Manches hat der V. für allgemein ausgegeben, das an vielen Orten Abfall leidet", vgl. 348_{21} ff. Dem Anfang 348_{12} ff. entspricht in der Rezension der A. D. B.: „Zum Schlusse ist ein Programm des V. angehängt, von der Nothwendigkeit einzelne Theile des deutschen Privatrechtes besonders in Schriften abzuhandeln und auf Akademien zu lehren. Die Vorrede giebt Hofnung, daß der V.

das erstere leisten werde. Wir bitten um die Erfüllung dieser Hofnung"*). — Eine weitere Doppelrezension hat Höpfner von einem Buche G. v. Kanngießers geliefert: Neudruck S. 487 und A. D. B. Anhang zu Band 13—24, S. 356. Die Anzeige der A. D. B. ist mit Höpfners Chiffre Vg. unterzeichnet und lautet: „Was wir von dem Werth dieses Werks bey Gelegenheit, als wir den ersten Band anzeigten, rühmliches sagten, wiederholen wir bey diesem zweyten ... [Die Rezension hebt dann ebenfalls den Neudruck 487_{21} bezeichneten Fall tadelnd hervor: „Die angeführten Gründe überzeugen uns nicht".] ... Die Vorrede des nunmehr verstorbenen würdigen Ministers von C.**) handelt von der Frage ob die privilegia de non adpellando auch die an den Reichsgerichten anzubringende Nullitätsklage ausschliessen? Wie man nicht anders erwarten konnte, bejahet er sie, und beweißt seine Meinung so gut, als sich bey einer so disputablen Sache thun läßt. — Die ... Register hat Hr. Prof. Höpfner, der jetzt in Giesen lehrt, gemacht." Höpfner hat also in den beiden Ausfertigungen dieser Doppelrezension auf seinen Anteil an dem Buche in dritter Person hingewiesen. — Höpfners Rezension von Kreittmayrs Grundriß der Gemein und Bayrischen Privatrechtsgelehrsamkeit in der A. D. B., Anhang zu Band 13—24, S. 349 ist ebenso angelegt wie die in den F. G. A. (Neudruck S. 318) — sie bietet Proben ungereimter Behauptungen Kreittmayrs, und zwar nur zwei, von denen die eine auch in den F. G. A. (Neudruck 318_{26}) angeführt wird. In der A. D. B. lautet der Passus: „S. 6. Die Ehe ... wird in Matrimonium ratum et Consummatum getheilet." Auch die beiden lateinischen Zitate in der Rezension der F. G. A. weisen auf Höpfner — er liebt solche überaus, vgl. z. B. A. D. B. 17, 522; 17, 523; 20, 501; Anhang S. 327 und S. 596; Weimarisches Jahrb. III 64. Zu „Man höre!" (Neudruck 318_{12}) vgl. A. D. B., Anhang S. 336: „Nun höre man", und zu: „Genug mit diesen Proben!" (318_{35}) vgl. A. D. B., Anhang S. 330: „Bey diesen Beyspielen und Proben mags sein Bewenden haben."

Bei diesen zehn Doppelrezensionen sind die Übereinstimmungen unmittelbar beweisend. Auch die Anzeige von Mauleons Rechtshändeln Neudruck S. 606 stimmt in der Anlage und in einer Anzahl von Wendungen mit Höpfners Rezension derselben Schrift A. D. B. 21, 511 überein, aber da es sich um einfache

*) In seinem Briefwechsel mit Nicolai (Hss. auf der Kgl. Bibl. in Berlin) empfiehlt Höpfner am 14. März 1774 den Verfasser als Rezensenten für die A. D. B. („Ich kenne ihn persönlich von Göttingen her") und wiederholt seine Empfehlung am 22. April.

**) Vgl. auch Höpfner an Raspe, 13. Juni 1772: „Das Absterben des verehrungswürdigen Canngießers ... Einen Minister von einer so seltnen ... Rechtschaffenheit" (Weim. Jahrb. III 64). Ebenda S. 65: Der Tod des seel. Canngießers", vgl. Neudruck 487_{35}.

Nacherzählungen handelt, so ist hier erst zu untersuchen, ob diese Übereinstimmungen nicht etwa bloß aus der gemeinsamen Vorlage stammen. Das ist aber nicht der Fall, wie die folgenden Vergleiche zeigen:

F. G. A. 606_{23}: „Der Herzog von Biron interessirt sich für ihn und wirkt einen Gnadenbrief aus." A. D. B. 21, 511: „Indessen wirkt der Herzog von Biron einen Gnadenbrief für die 3 Soldaten aus." Mauleon S. 18: „Der Herr Marschall Herzog von Biron ... fand es seiner nicht unwürdig, sich alles seines Ansehens zu bedienen, um von dem besten Monarchen Gnadenbriefe für seine Soldaten zu erhalten." — F. G. A. 607_1: „Von Valdahon und die Tochter des Präsidenten verlieben sich." A. D. B. 21, 512: „Valdahon hatte sich in die Tochter des Präsidenten verliebt." Mauleon S. 83: „Das Fräulein von Monnier hegte gegen mich eben so zärtliche Empfindungen, als sie mir eingeflößt hatte." — F. G. A. 607_8: „... die bedeutendsten Kleidungsstücke zurücklässt." A. D. B. 21, 512: „ließ einige Kleidungsstücke zurück." Mauleon S. 121: „Ich kann nicht einmal alle meine Kleider zusammenraffen." — F. G. A. 607_{35}: „... der parirt." A. D. B. 21, 513: „Der Schüler parirte aus." Mauleon S. 325: „Pilleron hebt die Arme in die Höhe, dem Streich, der ihm drohet, zu begegnen ... streckt Pilleron seine Arme aus, und stemmt sich entgegen." — F. G. A. 608_8: „Die schröckliche Geschichte der Calas." A. D. B. 21, 513: „Die schreckliche Geschichte des ... Calas." Mauleon S. 343: „Bey der Erzählung dieser ungläublichen Begebenheit."

Es war nötig, diese kleinen unwillkürlichen Selbstwiederholungen herauszusuchen, denn Höpfner hat seine beiden Nacherzählungen bewußt etwas gegeneinander variiert.

Von Höpfner stammt ferner die Anzeige der Otia in otio, Neudruck S. 258. Denn wenn auch erhebliche wörtliche Übereinstimmungen mit seiner ebenfalls geringschätzigen Beurteilung A. D. B. 17, 149 fehlen, so ergibt doch die folgende Erwägung, daß er die Otia auch in den F. G. A. rezensiert hat: Goethe kommt nach dem sachlichen, indifferenten Ton der Rezension als Verfasser nicht in Betracht, sondern nur Höpfner und Schlosser. Nun steht das darin 258_{30} enthaltene Urteil über „Eisenhards Rechtshändel" in Widerspruch mit der rühmenden Anzeige dieses Buches (Neudruck S. 592), worin die „Rechtshändel" gelobt werden als „ein Muster, wie gründliche Wissenschaften in anständiger gesellschaftlicher Form getrieben werden können". Das letztere ist nun aber Höpfners Ansicht nicht, dessen Anzeige der Otia in der A. D. B. (17, 149) vielmehr den „Mangel an Auswahl und die Weitschweifigkeit in der Erzählung der Eisenhardischen Rechtshändel" tadelt. Die rühmende Anzeige der „Rechtshändel" gehört also Schlosser, und die der Otia, worin die „Rechtshändel" ungünstig beurteilt werden, rührt von Höpfner her.

Mit dem bequemen Kriterium der Doppelrezension können

wir also Höpfner zwölf Anzeigen der F. G. A. zuweisen. Ein wertvolles Hilfsmittel zur weiteren Ausscheidung seines Anteils haben wir an seinen schriftstellerischen Gewohnheiten, besonders an seiner Neigung, den einzelnen Aufstellungen und Ansichten des rezensierten Autors seine eigenen Einwürfe in Klammern beizufügen. Wer die Rezensionen A. D. B. 17, 150; 17, 521; 20, 554; 23, 485; 23, 489; Anhang zu Band 13—24, S. 260, 336, 341, 352, 363 nebeneinanderhält und darin diese Gewohnheit Höpfners beobachtet, wird ihn sogleich als den Verfasser der Anzeigen S. 194 Westphal und S. 469 Moser erkennen. Die Westphal-Anzeige bietet noch ein anderes stilistisches Merkmal. Sie schließt: „Und lucidus ordo? Nun, man lese das Buch und fühle sich an die Stirne!" Vgl. dazu eine Anzeige Höpfners A. D. B. 17, 520: „Das schätzbare darinnen ist dieses: der lucidus ordo, der dem V. eigen ist." Ebenso A. D. B., Anhang S. 324: „seinen Ideen mehr Licht, Zusammenhang und Ordnung zu geben"; Anhang S. 323: „keine bessere Ordnung ... die Ordnung ... ist gar nicht scientifisch"; Anhang S. 351: „Die Ordnung und Einrichtung ist völlig so wie bey Lünig"; Anhang S. 354: „Von der Vollständigkeit ... Ordnung, Richtigkeit ... mögen wir gar nicht reden."

Ebenso wie die Westphal-Anzeige stammt auch die von Walchs introductio (S. 211) von Höpfner. Das ergibt sich aus der folgenden Stelle seines bisher ungedruckten Briefs an Nicolai vom 6. Mai 1772 (Nicolais Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek in Berlin): „Haben Sie schon etwas von der gelehrten Zeitung gesehen, die in unsrer Nachbarschaft geschrieben wird. Ich lege Ihnen einige Stücke bey. Mehr als ein Kenner hat mir gesagt, daß sie die beste sey die jemals in Teutschland geschrieben worden ist. Wenn Ihr Recensent W e s t p h a l s Pfandrecht und W a l c h s controversias mehr lobt, als sie in der Frankfurter Zeitung gelobt worden sind: so lassen Sie die Recensionen, um der Ehre der A. B. willen nicht drucken. Das eine ist ein mittelmässiges und das andere ist ein elendes Buch."

Kennzeichnend für Höpfner ist ferner sein eifriges Eintreten für seinen Kollegen, den Vizekanzler Koch in Gießen. Er ergreift A. D. B. 16, 235 und 18, 186 eifrig die Gelegenheit, Kochs Schriften eindringlich zu rühmen, und ersucht Nicolai, Kochs Porträt einem Bande der A. D. B. beizugeben: „Er verdients, und mir geschieht noch dazu damit ein großer Gefallen" (Brief vom 24. September 1775, Nicolais Nachlaß auf der Kgl. Bibl. in Berlin). Einmal wendet er sich sogar (A. D. B. 19, 547) heftig gegen einen anderen Rezensenten in der A. D. B., der ein Buch Kochs als unbedeutend behandelt hatte: „Es ist Pflicht

gegen das Publikum, den Werth dieſes vortrefflichen Buches richtiger anzuzeigen." Höpfner iſt alſo offenbar der Rezenſent, der in den F. G. A. (Neudruck S. 310) drei Programme Kochs über Pergamenthandſchriften der Gießener Univerſitätsbibliothek ſo gefliſſentlich lobend anzeigt. Seinen Stil und Ton glaube ich endlich auch in der Anzeige von Bülows Programm (S. 397) zu erkennen. Die artikelloſe Formel „Herr Verfaſſer" (397_{19}) findet ſich auch in ſeiner Moſer-Anzeige ($470_{16\ 37}$), während Schloſſer, der allein hier noch in Betracht käme, ſtets „der Herr Verfaſſer" ſagt. Auf einen im Fache heimiſchen Gelehrten deutet auch die Wendung: „Wir hoffen, Herr von Bülow iſt wirklich Autor dieſer Bogen, denn von Herrn D. Frick hätten wir etwas beſſers erwartet" (397_2). Vgl. dazu die Anmerkung oben S. 361.

Höpfner hat demnach die folgenden 17 Rezenſionen geliefert: S. 192 Berger, S. 194 Weſtphal, S. 203 Kopp, S. 211 Walch, S. 232 Kritiſches Wörterbuch, S. 252 Gedanken, S. 258 Otia, S. 310 Koch, S. 318 Kreittmayr, S. 348 Fricke, S. 397 Bülow, S. 469 Moſer, S. 487 Kanngießer, S. 606 L'Oiſeau, S. 617 Sicherer Teſtamentmacher, S. 623 Heumann, S. 635 Schott. Sein erſter Beitrag findet ſich in der Nummer 30 vom 14. April. Er iſt alſo nicht erſt durch den Beſuch, den Goethe und Merck ihm im Auguſt abſtatteten, beſtimmt worden, ſeine anfängliche Abſage zurückzunehmen.

Merck

Damit ist der weitere Kreis der wirklichen und angeblichen Mitarbeiter erledigt, und wir wenden uns jetzt zu den eigentlichen Verfassern des Jahrgangs, denen er sein Gepräge verdankt.

„Die Frkf. Zeit. hat ein gewißer Merk, obbenannter Göthe, und Schlosser geschrieben ... Ich nur wenig dazu geliefert" — schreibt Herder im September 1773 an Hamann. Wie es sich mit dem angeblich geringen Anteil Herders verhält, wird sich weiterhin zeigen, im übrigen haben wir in diesen vier Namen in der Tat den engeren Kreis der Hauptverfasser, und wir betrachten nun ihren Anteil im einzelnen.

„Merck ist vom neuen Jahr an der Directeur über die Franckfurter gelehrte Zeitung," meldet Caroline Flachsland an Herder am 18. Dezember 1771. Über die Vorbereitung des Unternehmens schreibt Merck an Bahrdt am 18. Januar 1772: „Jetzt sind alle Artikel noch ein wenig leicht und husarenmäßig, weil das Institut präcipitirt wurde, und der ganze Gedanke der Ausführung und Zusammenbringung der Gesellschaft erst ein Werk von wenigen Wochen ist" (Briefe an Bahrdt I 168). Daß die Leitung in Mercks Händen lag, bestätigt auch Deinet (an Raspe, 18. Januar 1772): „Ein geistvoller Mann in Darmstadt führt das Direktorium", und Merck selbst (an Raspe, 30. Januar 1772): „Ich habe überhaupt die Direktion der gantzen Zeitung, und darf kein Buchstaben eingerückt werden, der nicht durch meine Hand gegangen ist." Dagegen schreibt er am 25. Dezember 1772 an Fritz Jacobi: „Seit dem Monate Julius bekomme ich schon kein Manuscript mehr zu sehen, u. Hr. Schlosser in Frfurt siehet sie vor mich durch. Weil ich auch seit meiner Coblenzer Reise fast nichts geliefert habe, so bin ich mit dem Verleger gespannt, und er macht, was er will" (Neudruck S. XXXIII). Da es ihm aber hier darum zu tun ist, seine Unschuld an Goethes Angriff auf Georg Jacobi (S. 670) darzulegen, so betont er vielleicht seinen Rücktritt von der Direktion stärker, als es dem Sachverhalte entsprach.

Von Merck rührt also zunächst der größte Teil der redaktionellen Notizen her. Daß er sich auch als Rezensent beteiligt hat, ergibt sich schon aus dem oben angeführten Briefe Herders an

Hamann, und eine nähere Charakteristik des Rezensenten Merck gibt Herder in seinem Briefe an Merck selbst vom Herbst 1772: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich denn einmal komme, so ists der irländische Dechant mit der Peitsche." Die Namen Sokrates und Addison waren in Herders Vorstellung dauernd assoziiert: „und Addison insonderheit der Sokrates seines Volkes" (Werke VIII 421). Er bezeichnet also hier Mercks Rezensionen als verständig lehrhaft im Sinne von Addisons Spectator und drückt mit höflicher Umschreibung ihren Unterschied von Goethes genialen und seinen eigenen scharf treffenden und züchtigenden Beiträgen aus.

Durch gleichzeitige Zeugnisse sind für Merck vier Rezensionen gesichert. Er selbst schreibt an Höpfner im Januar oder Anfang Februar 1772: „bey Gellerts Werth und Sulzers Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M." (Merck-Briefe III 54). Dazu Höpfner an Nicolai, 18. Februar 1773: „Von Merck ist z. E. Sulzers Wörterbuch" (Goethe-Jahrbuch VIII 125), und Deinet an Raspe, 8. Februar 1772: „Das nächste 12. Stück enthält die Beurtheilung von Sulzers Theorie. Sie werden den Maler an den feinen Zügen erkennen. Das Stück ist einzig" (Weimar. Jahrb. VI 82). Ferner Merck an Fritz Jacobi, 7. Februar 1773: „Er [Leuchsenring] hatte mein ehemaliges Mscr. der Klopst. Beurth. in der Frf. Zeitung gesehen". (Neudruck S. XLIV). Endlich schreibt Herder an Merck (Merck-Briefe I 42): „Recensieren sie doch den Musenalmanach bald. Es sind doch allerliebste Stücke darin. Von Bürger ... und der Engel Schmidt bei Gleim." Es ist also der Almanach auf 1773 gemeint, und Caroline Flachsland meldet denn auch am 3. November 1772 an Herder: „Für den Musenalmanach meine beste Umarmung Lieber ... Merck recensirt ihn" (Aus Herders Nachlaß III, 369).

Danach gehören Merck die Rezensionen: Klopstocks Oden (S. 49), Sulzers Theorie (S. 75), Über den Werth einiger deutschen Dichter (S. 98) und — mit nachher zu begründenden Einschränkungen — Musen-Almanach (S. 603). Bei der Feststellung seines weiteren Anteils verwerten wir zunächst Mercks Personalien. Daß die Anzeige von Ramlers lyrischen Gedichten (S. 575) von ihm stammt, war schon nach einer feinen Beobachtung von Chuquet (Revue critique Bd. 16, S. 234) sehr wahrscheinlich. In einem Briefgedicht an Herder (Merck-Briefe II 14) klagt Merck über die Vorliebe der deutschen Fürsten für die französische Poesie und Sprache:

Und von der Schmink der fremden Magd verdrungen
Des Hauses Frau, die deutsche Muse trau'rt!

Dieses Bild kehrt in genauer Übereinstimmung von Wort und Gedanke in unserer Rezension wieder (577_{16}): „Der Charakter der französischen Sprache, aus dem Munde der deutschen Muse mit dem Unwillen der Frau des Hauses, die sich durch die Magd verdrängt sieht." Durch eine weitere Ermittelung läßt sich nun Mercks Autorschaft völlig sicherstellen. In der Anzeige (576_{31}) werden Verse Ramlers zitiert, die geringschätzig einen Schwärmer für die holländische Malerei vorführen:

Wenn der allwissende Jüngling, gereist in geflügelter Eile
Durch sieben theure Bildersäle, Lehren giebt;
Todes Gemäuer vorzieht und grasende Rinder, und Körbe
Voll Trauben, und die ganze lange Bettlerzunft.

Dazu sagt der Rezensent: „In diesem letzten Stücke müssen wir bekennen, daß wir sehr oft vom Geschmack des allwissenden Jünglings sind, und weit mehr wahre Schöpferkraft in einem de Heem oder Berghem wahrnehmen, als in mancher der heroischsten Zusammensetzungen unsrer neuern Landsleute, aus griechischer oder römischer Geschichte. Der Recens. erinnert sich würklich eines Krebses von de Heem, in dem er mehr Poesie fand, als in einer Kleopatra von Tischbein." Diese beiden Bilder hängen — und hingen schon damals — in der Kasseler Gemäldegalerie. Es ist ein Stilleben von Jan Davidsz de Heem: Hummer mit Früchten (Katalog Nr. 439), und Tischbeins Antonius und Kleopatra (Katalog Nr. 689). Tischbeins Bild trägt keine Jahreszahl, aber eine im Besitze des Freiherrn von Waitzon-Eschen befindliche Wiederholung zeigt die Jahreszahl 1767. Merck kannte die Galerie — er hat sich 1767 mehrere Monate in Kassel aufgehalten — und er ist also der Verfasser der Rezension.

Eine andere biographische Notiz zeigt uns Merck als den Verfasser einiger Auszüge aus Reisebeschreibungen, die nach ihrem trocken sachlichen Ton sonst keine Handhabe für die Stilkritik bieten: S. 198 Voiage, S. 326 Nachricht, S. 628 Literarische Reise. Merck hat sein Interesse für Reisebeschreibungen lange Jahre hindurch literarisch betätigt. Er hat Bearbeitungen und Auszüge herausgegeben aus den Reisen von Shaw (Leipzig 1764), Hawkesworth (Frankfurt 1775), Pallas (Frankfurt 1776 bis 78), und ganz ähnliche Auszüge, wie sie sich in den F. G. A. finden, hat er später für Wielands Merkur geliefert, so z. B. aus den Reisen von Pallas (Merkur 1778, I 249) und Le Gentil (Merkur 1781, II 203). Wieland schreibt ihm am 20. April 1778: „Besonders liebt man Eure Auszüge und Reisebeschreibungen" (Merck-Briefe I 24). Nun sagt der Exzerpent in den F. G. A. 199_{37}: „Der Recensent erinnert sich in Faucigny auf den sogenannten Montagnes maudites eben auch Schnee von verschiedenen

Farben gesehen zu haben." Schon Scherer hat darauf hingewiesen, daß Merck die Gegend des Genfersees gut kannte. Er hat dort längere Zeit gelebt und seine Frau in Morges am Genfersee kennen gelernt.

Diesen unmittelbar aus Reisewerken gewonnenen Exzerpten schließen sich einige weitere Anzeigen von Reisebeschreibungen an, die aber aus Referaten in englischen Zeitschriften übersetzt sind: S. 39 The present State, S. 69 Jonian Antiquities, S. 286 A general history, S. 397 Wynnes general history. Die Mehrzahl der übrigen Auszüge aus den für die F. G. A. benützten englischen Zeitschriften hat Herder besorgt, wie weiterhin gezeigt wird. Ob Merck oder Herder das Exzerpt S. 632 A dissertation on Oriental Gardening verfaßt hat, läßt sich nicht sicher entscheiden. Es steht nach seinem Stoffe Mercks Auszügen aus Reisebeschreibungen nahe, und er hat später sein Interesse für dieses Gebiet in einer „Beschreibung der vorzüglichsten Gärten um Darmstadt" gezeigt, die er 1780 für „Hirschfelds neue Theorie der Gartenkunst" lieferte, aber die größere Knappheit und die Wendung 632_{26} könnten für Herder sprechen. Der Jahrgang bringt auch einige naturwissenschaftlich-medizinische Exzerpte aus englischen Zeitschriften: S. 22 An Essay, S. 135 An Enquiry, S. 246 Flora, S. 279 A Synopsis, S. 399 Gill. Herder kommt für diese Auszüge kaum in Betracht — nur bei der Anzeige An Essay läßt der dreifache Gedankenstrich 25_{21} an ihn denken, vgl. unten S. 398 — sie rühren wohl eher von Merck her, auf den die Übereinstimmung der einleitenden Phrase 399_{1} mit dem Beginn von Mercks Auszug 286_{23} hinweist. Es ist übrigens ziemlich gleichgültig, wer diese handwerksmäßigen Exzerpte angefertigt hat.

Eine sich deutlich abhebende Gruppe von Anzeigen sind die Nacherzählungen von deutschen Dramen, S. 139 Die Waysen, S. 165 Julie, S. 186 Die Apotheke. Daß diese öden, für Herder und Goethe ganz unmöglichen Inhaltsangaben von Merck herrühren, verrät sich durch seine Lieblingswendung „der Plan ist folgender", die sich in zwei von diesen drei Inhaltsangaben findet. Der Anzeige S. 186 Die Apotheke hat Herder einen Anhang gegeben, der sich durch Gedanken und Gesinnung von dem Voranstehenden deutlich abhebt und ein kleines Stilmerkmal des Herderischen Ursprungs zeigt. Auch die Inhaltsangabe von Sargines S. 550 wird durch Mercks Lieblingsformel eröffnet, aber hier rührt nicht nur die zweite Hälfte der Anzeige von Herder her, sondern auch die Nacherzählung selbst ist viel lebendiger als die geistlosen Referate Mercks. Es handelt sich also hier wohl nur um einen redaktionellen Eingriff in die Eingangswendung, wozu Merck ja Herders ausdrückliche Erlaubnis besaß.

Zur Ermittelung von Mercks weiterem Anteil sind wir auf einige sprachliche Beobachtungen angewiesen, wie sie im folgenden zusammengestellt sind. Die Zitate aus den F. G. A. tragen Seitenziffern mit angehängten kleinen Zeilenziffern, die sich auf Scherer-Seufferts Neudruck beziehen. Einige Parallelen aus Mercks Rezensionen im Teutschen Merkur und in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek sind mit den Abkürzungen T. M. und A. D. B. zitiert.

ein angenehmes Geschenk: „Der Musenalmanach des Herrn Boie ist dieses Jahr das angenehmste Portefeuille für den wahren Kenner der deutschen Dichtkunst" (125_{10}). — „Eins der angenehmsten Geschenke der Jacobischen Muse" (282_{16}). — „Herr Boie hat uns mit seinem Musenalmanach ... ein sehr angenehmes ... Geschenke gemacht" (603_{21}). Drei einander entsprechende Rezensionseingänge.

Enkratiten: „Die Herren Enkratiten, die alles nach einem edlen Ideal von moralischer Schöne wollen zugeschnitten haben" (562_{35}). — „Die Enkratiten sahen ihn [Wieland] als einen abgefallenen Engel an" (566_{18}).

erlauben: „Nur noch einige historische Anzeigen erlaube man uns" (52_3). — „Dagegen wird es uns erlaubt seyn" (79_{15}). — „Unsre Leser werden uns erlauben" (88_1). — Merck hat die Wendung mit Herder gemein, vgl. dasselbe Stichwort unten Seite 406 im Herder-Glossar.

Manuskripte von Gedichten: „Die Kunst Tialfs finden wir gegen ein Manuscript, das wir vor uns haben, ... verändert" (51_{25}. Vgl. dazu „Herders Lebensbild", III, 1, S. 365 f.). — „Unter den Oden [Ramlers] finden sich folgende Stücke, die der Recens. zwar seit einiger Zeit schon im Manuscript gesehen" (575_{32}).

Pfeile in der Hand des Starken: „Welche Pfeile in der Hand des Starken sind hier nicht die Bilder der Nordischen Götterlehre" (51_{10}). — „wie leicht der Sieg dem Arm des Starken werde" (417_{33}). — „es ist der Bogen Leßings, sehr fein geschnitzt, nur daß er nicht bricht" (577_9). — „Wer also Lust hat zu sehen, was das Schwerd des ersten [des ehrlichen Mannes] in der Hand des Starken [Lessings] vermag, der komme und schaue" (T. M. 1778, 2, 167). Merck hat übrigens das Bild aus Herders „Fragmenten" übernommen, vgl. dasselbe Stichwort im Herder-Glossar. Ebendort fand er auf der folgenden Seite die Wendung: „sie schnitzelten am Bogen, bis er brach", und in den „Kritischen Wäldern" (III 116) das Bild vom Bogen Lessings.

der Plan ist folgender: „Der Plan ist folgender" (282_{32}). — „Der Plan dieser Geschichte ist folgender" (550_{21}). — „Der Plan ist ohngefähr folgender" (566_{35}). — „Der Plan ist folgender" (A. D. B. Bd. 19, S. 559). — Vgl. auch: „Dieses war der Plan" (76_{32}). „In Ansehung des Plans" (78_{32}). — „Der Plan ist gut angelegt" (140_{28}). — „Das Stück hat einen sehr simplen Plan" (166_9).

unsere Anzeige kommt zu spät: „unsre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu spät" (566_{31}). — „so würde unsere Anzeige ... viel zu spät kommen" (A. D. B. 28, 103). Vgl. auch: „Wir zeigen dieses Werk etwas spät an" (69_8).

unſern Leſern wird es nicht unangenehm ſein: „Unſern Leſern wird es nicht unangenehm ſeyn, wenn wir" (126_6). — „Wir denken, es werde unſern Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn wir" (286_{23}). — „Unſern Leſern wird es nicht unangenehm ſeyn, wenn wir" (399_1).

Vergleich mit antiken Perſönlichkeiten: „Wir wollen ihn [de la Harpe] ſelber hören, dieſen Xenophon, der das Leben Sokrates ſchreibt" (14_{34}). — „[Sulzer] iſt Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General" (76_8). — „Die Natur gab ihm [Wieland] nicht das tiefe Propheten-Gefühl eines Socrates, weil er vor Kaiſern, Prieſtern und Damen auftreten ſollte. Er ward beruffen, als Xenophon öffentlich ſich auszureden" (A. D. B. 19, 595). — „Man erſchrecke aber nicht zum Voraus über die Koſten, Gefahren, und Mühſeligkeiten, die dieſer neue Herodot oder Montesquieu ausgeſtanden. Die ganze Reiſe geſchah ſehr wohlfeil und bequeme im Auf- und Abgehn in dem Muſeo" (A. D. B. 19, 563). Ein Vergleich Klopſtocks mit Homer ſteckt auch in Mercks Rezenſion von Kramers Klopſtockbuch (T. M. 1778, I 71): „Die wahren Euſthatiſchen Erklärungen ſo mancher Klopſtockiſchen Oden." Das war dann wohl die Anregung zu Goethes ebenfalls auf Kramers Klopſtockbücher bezüglichem „O trefflicher Euſtazie" im „Neuſten von Plundersweilern".

wir wollen ihn ſelber hören: „Wir wollen ihn ſelber hören" (14_{34}). — „Wir wollen ihn ſelbſt hören" (76_{11}). Merck hat dieſe Wendung vielleicht aus Herders: „Wir wollen ihn hören" (10_9) aufgegriffen, vgl. dieſes Stichwort im Herder-Gloſſar.

Von Merck ſtammen demnach die folgenden Anzeigen:

S. 12: Über die Wahrheit. Die Rezenſion rührt von demſelben Verfaſſer her, der auch Jacobis „Schmetterling" angezeigt hat (S. 282), vgl. 12_{34} f. mit 282_{16} f. und 13_{10} mit 282_{17}. Die Schmetterling-Rezenſion enthält aber einige kennzeichnende Eigenheiten Mercks. Herder ſchreibt im Juli 1771 an Merck: „Jacobi ‚Über die Wahrheit' iſt, dünkt mich, das Männlichſte, was je dieſes Männchen geſchrieben" (Merck-Briefe I 29), vgl. dazu 13_{13}.

S. 14: Eloge. Vgl. die Stichworte: wir wollen ihn ſelber hören — Vergleich mit antiken Perſönlichkeiten. Herder ſchreibt neun Monate ſpäter an Merck: „Wenn Sie Harpe's Eloge auf Fenelon mir zuwenden wollen, ſo ſollen Sie viel Dank haben" (Merck-Briefe I 43).

S. 39: The present State. Nach Monthly Review, Januar 1771, S. 9, vgl. oben S. 368 und Trieloff S. 42. Vgl. das Stichwort: unſere Anzeige kommt zu ſpät.

S. 49: Oden. Von Merck als ſein Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 366. Vgl. die Stichworte: Pfeile in der Hand des Starken — Manuſkripte von Gedichten — erlauben.

S. 69: Jonian Antiquities. Nach Monthly Review, Mai 1770, vgl. oben S. 368 und Trieloff S. 51.

S. 75: Allgemeine Theorie. Von Merck als ſein

Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 366. Vgl. die Stichworte: Vergleich mit antiken Persönlichkeiten — wir wollen ihn selber hören — der Plan ist folgender — erlauben.

S. 88: (Anekdote). Redaktionsnotiz. Vgl. das Stichwort: erlauben.

S. 98: Über den Werth einiger deutscher Dichter. Von Merck als sein Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 366. Über Goethes Einschub vgl. unten S. 488.

S. 125: Musenalmanach. Vgl. die Stichworte: ein angenehmes Geschenk — unsern Lesern wird es nicht unangenehm sein. Über einen vermutlichen Einschub Herders vgl. unten S. 394.

S. 139: Die Waysen. Mercks Nacherzählungsstil, vgl. oben S. 368.

S. 165: Julie. Ein genaues Gegenstück zu der Anzeige: Die Waysen (S. 139): Anlage, Druckbild, Urteil über den Plan, Wortkritik am Schlusse. Vgl. das Stichwort: der Plan ist folgender.

S. 186: Die Apotheke. Gegenstück zu S. 139: Die Waysen, und S. 165: Julie. Über Herders Anteil an der Rezension vgl. unten S. 395.

S. 198: Voiage. Vgl. oben S. 367.

S. 282: Der Schmetterling. Vgl. die Stichworte: ein angenehmes Geschenk — der Plan ist folgender.

S. 286: A general history. Nach Monthly Review, November 1771, S. 386, vgl. oben S. 368 und Trieloff S. 99. Vgl. auch das Stichwort: unsern Lesern wird es nicht unangenehm sein.

S. 326: Nachricht. Vgl. oben S. 367.

S. 397: Wynne. Nach Monthly Review, Dezember 1771, S. 432, vgl. oben S. 368 und Trieloff S. 111.

S. 412: Herder, Ursprung der Sprache. Vgl. das Stichwort: Pfeile in der Hand des Starken. Herder schreibt im Oktober 1772 an Merck mit Bezug auf 413_1: „Nennen Sie mich nicht mehr in Ihren Zeitungen einen großen Kopf: in Jena hat ein Narr geglaubt, Ich habe mich selbst so genannt und über die Büttelidee mir anonym seine Zeitungs-Recension zugeschickt" (Merck-Briefe I 41).

S. 562: Die Dichter. Vgl. das Stichwort: Enkratiten. Zu 562_{30} vgl. 12_{35}. — Merck hat also durchweg Jacobis Dichtungen rezensiert (vgl. S. 12 und 282).

S. 565: Der goldne Spiegel. Vgl. die Stichworte: Enkratiten — unsre Anzeige kommt zu spät — der Plan ist folgender. Höpfner berichtet an Nicolai am 25. August 1772, daß Merck gern das Buch für die A. D. B. rezensieren würde, es aber „in der Frankfurter Zeitung, ohne Wielanden ent-

deckt zu werden, nicht thun könne" (Goethe-Jahrbuch VIII 125). Dieses Bedenken hat Merck also überwunden. — Seuffert zeigt (Zeitschrift für Deutsches Altertum 26, 265), daß die Periodenabgrenzung und einige bezeichnende Wendungen dieser Rezension in Goethes Logenrede auf Wieland wiederkehren. „Zufällige können diese Übereinstimmungen in Wort und Sache nicht sein. Aber sie beweisen doch nicht, daß Goethe die Rezension verfaßt hat. Die Tages- und Jahreshefte notiren, daß er in Wielands Todesjahr die Frankf. g. Anz. auszog. So stand er unter dem frischen Eindruck jüngster Lectüre, als er die Rede zum Andenken des Todten verfaßte. So darf auch diese Recension nicht als vollgiltiges Zeugniß Goethes ausgenützt werden." Die Rezension zeigt 569_{11-18} die Spuren einer Revision durch Herder, vgl. im Herder-Glossar die Stichworte „wunderbares Zusammentreffen von hindernden Umständen bei der Prinzenerziehung" und „Dichter und Philosophen".

S. 575: Ramlers Gedichte. Vgl. oben S. 366 f., wo Merck als Autor erwiesen wird, und die Stichworte: Manuskripte von Gedichten — Pfeile in der Hand des Starken.

S. 603: Musen-Almanach. Für Merck bezeugt, vgl. oben S. 366. Über Einschübe Goethes vgl. unten S. 498.

S. 628: Literarische Reise. Vgl. oben S. 367.

S. 632: A Dissertation (?). Nach Monthly Review, August 1772, vgl. oben S. 367 und Trieloff S. 131.

Mercks Rezensionsgebiet umfaßt also besonders deutsche lyrische Sammlungen und Dramen, dazu Reisebeschreibungen.

Schlosser

Über Schlossers Anteil an dem Jahrgang haben wir zunächst einige allgemeine Angaben, wonach er einer der Hauptmitarbeiter war. Goethe spricht in seinem Brief an Salzmann vom 3. Februar 1772 von einem „Mitinteressenten", der sein besonderer Freund sei, wobei er offenbar Schlosser im Auge hat, und Herder schreibt im September 1773 an Hamann: „Die Frkf. Zeit. hat ein gewisser Merck, obbenannter Göthe, und Schloßer geschrieben (der den Katechismus fürs Landvolk edirt hat und sich deßen baß freuet)." Dieselben drei Namen nennt auch Höpfner in einem Briefe an Nicolai (Goethe-Jahrbuch 8, 125), und er hebt dabei Schlossers Anteil noch stärker hervor: „Die andern Recensenten [außer Höpfner und Herder] waren Merck, Goethe, Schlosser. Der letzte hat das meiste geschrieben." Einige genauere Angaben macht Schlosser selbst in seinen Briefen an Lavater (Zürcher Taschenbuch, Bd. 16, 1893, S. 1 ff.). Die wesentlichen Stellen sind die folgenden:

Schlosser an Lavater, 22. August 1772: „Ich danke Ihnen, Verehrtester Herr und Freund, für die Bücher die Hr. Deinet von Ihnen mir zugestellt hat. Die Fragen zur Erziehung [Fragen an Kinder. Zürich 1772] haben meinen Beyfall gar nicht. Die Anwendung ist zu schwer, und jeder Geist will auf seine eigene Art entwikelt werden, so wie jedes Herz auf seine geführt werden will. Meine Gedanken von der Physiognomik werden Sie im 66. Blatt der hiesigen Zeitung finden. — Ihr Urtheil von dieser Zeitung macht dem Verfasser derselben Ehre; es ist aber auch nicht zu leugnen, daß der Tadel über die Flüchtigkeit einiger Recens. gegründet ist. Die Hauptabsicht dieses Blattes ist wenigstens so viel ich Antheil daran habe, nicht so wohl Bücher Kenntniß mitzutheilen, sondern Gesichtspunkt zu zeigen, in welchem die Wissenschaften gesehen werden sollen. Daher komts daß man offt blos mit dem Autor blos über seinen Gegenstand räsonirt, und seinen Gang nicht verfolgt; und dieses und die sorglose Freymüthigkeit und Ehrlichkeit womit die V. zu werk gehen, giebt ihnen einen Ton der Neuheit, der freylich seyt den Litteratur Briefen nicht viel gehört worden ist; und den die Klozische Schule in ihren Zänkereyen und schlechten Absichten verliehren muste."

Lavater erwidert (ohne Datum): „Hätte ich Ihren Brief heute nicht erhalten, so hätt' ich vielleicht an Herrn Deinet ein Urtheil über die Recension der Fragen an Kinder hingeschrieben, daß wir einander

in die Haare gekommen wären. — Wirklich ist mir Ihr Urtheil in dem Briefe und das in den Anzeigen schlechterdings unerklärlich ... Ich bin freymüthig. Seien Sie es auch. Zuletzt sag ich noch, daß ich keinen Theil an den Fragen habe ... Der Recensent der Semlerschen Paraphrase des Evangeliums Johannis sollte in den Anzeigen seine Paraphrase davon herausgeistet. Semmler ich gestehe es, ist mit aller seiner Erlichkeits Parade mein Mann nicht. Er hat den Fehler aller mir bekannten Toleranz Prediger von Voltäre an bis auf die Verfaßer der Anzeigen, daß er intolerant gegen schwache und orthodoxen ist. Warum affectiren gelehrte, die Profession von Menschlichkeit machen, kränkenden Witz in ihren Beurtheilungen? Ist das nicht Intoleranz in einem andern Kleide — Lachen und seufzen — Was wollen Sie lieber? O mein Freund, nicht in einer hypochondrischen Stunde — bey dem ruhigsten und heitersten Gemüthe sage ich es: Allenthalben vermiß ich Menschlichkeit, Brüderlichkeit, selbst bey denen, die laute und leise Prediger der Toleranz sind. Unter tausend Recensionen, wo ist Eine im Styl eines Bruders gegen Brüder! So hoch ich Sie bitten kann, bitt ich Sie, dieß zu erwägen! ... Die Aussichten sind nun wirklich fertig. Sie sollen solche recensiren. Ich weiß, Sie sind unpartheysch und strenge — und fürchten sich nicht, mich zubeleidigen."

Darauf antwortet Schlosser am 13. September: „Hätten Sie, mein Verehrtester Freund, Ihre Gedanken über die Recens. von den Kinderfragen nur immer an Deineten geschrieben, wie Sie dachten ... Ich nehme indessen noch kein Wort von dieser Recens. zurück ... Ich habe keins von den übrigen Erziehungs-Büchern, ausgen. die Lat. Übers. des Based., in den hiesigen Anzeigen recensirt, und bin vielleicht auch nicht immer in den Grundsätzen, die die verschiedenen Recensenten angenommen haben, einig ... Ich gebe Ihnen gerne zu daß der Ton der hiesigen Zeitungen überspant werden kan. Aber ich weiß nicht wie man eine Recens. unmenschlich und unbrüderlich nennen kan. Das Autorwesen ist so etwas flaches, daß ein Streich darauf, nie eindringen sollte. Die Überschwemmung von elenden Schmierereyen worin wir bald ersaufen müßen, haben wir blos dem übertriebenen Respect zu danken, den wir für Autoren als Autoren haben. Jeder glaubt er sey ein Geschöpf höherer Art wenn er ein Buch geschrieben hat, und kan man den Menschen diesen Wahn benehmen, so werden hunderte aus ihrer Studirstube herausgehen, um anstatt dummes Zeug in die Welt zu schreiben, ihre Weiber und Kinder glücklich zu machen, ihren Freunden und dem Staat zu dienen und in Wahrheit als Mensch zu leben suchen. Brüderliche Ermahnungen, zureden u. dgl. hat diese Wirkung gewis nicht; aber ein lebhaffter Spott, der nicht den Mann, sondern den Autor trifft, und endlich diese Wasserblase von Autor Ruhm ihrer bunten Farben beraubt; das kan ungleich mehr wirken. Die Operation ist bitter; aber ihre Wirkung wird vortrefflich seyn, und Tausend dumme Werke zurück halten, die ohne dies vielleicht schon unter der Presse lägen, und Religion, Wissenschafft, und Gang der Menschheit noch mehr verwirren ... Doch auch das leugne ich nicht, daß starkes und lebhafftes Gefühl, und freyer Geist, offt auch weiter führt als die guten Entzweke erfordern; Ich selbst bin vielleicht manchesmahl in diesen Fehler gefallen; aber, das bin ich gewis daß

nie privat Verbündniße mir einen Gedanken, ein Wort eingeflößt haben! Mit allem dem wollte ich daß meine Freunde mich bey diesem Blatt nicht mehr brauchten. Ich schreibe warrl. nur daran um ihnen einen Dienst zu thun, aber der Zeit Verlust und der Ekel bey Lesung schlechter Bücher macht mir den Dienst ein wenig theuer. Komts denn noch dazu daß man falsch verstanden und aus Dummheit oder Bosheit gar verhetzet wird, so möchte ein Mensch wie ich, der ich so ungern im Taumel und noch ungerner im Streit lebe, gern alles wegwerfen; denn die Menschen bleiben doch GipsGesichter, man mag machen was man will, und immer wird nur eine kleine Zahl wahrer Menschen übrig bleiben, die eine eigene Seele haben ... Ich wünsche Ihnen Glük zu dem Beschluß der Aussichten, aber ich zittere vor dem Auftrag der Recension! Unparteyisch, strenge, ohne Furcht Sie, der Sie in Ihrem Herz ein wahrer M a n n sind, zu beleidigen, das bin ich; aber einsichtig genug — ich werde einen Versuch machen, und finde ich nichts kluges zu sagen, so schweige ich lieber."

Lavater verteidigt am 14./15. Oktober sein Urteil: „... und noch eine Anmerkung, die ich allen und jeden Theilhabern an den Frankfurter Anzeigen auf ihr Pult schreiben mögte. Wenn sie schlechte Autoren mit Nutzen züchtigen wollen, so müßen sie gegen gute äußerst billig seyn? — Sind Sie das nicht, so wird jeder schlechte Autor sich damit trösten, daß es dem guten nicht beßer gegangen als ihm — Er wird sagen: ‚was soll mir das Urtheil von Männern, die der Ehrwürdigsten Namen nicht schonen; die besten Bücher verlachen; und von den guten und mittelmäßigen kein Wort sagen' — Dieß ist, mein Freund, wirklich der Fall der Anzeigen. Dieß ließe sich mit frappanten Beyspielen zeigen. Hasencamps Predigten z. E. sind meines Erachtens sehr ungerecht recensirt [Nr. 76: Herder]. So viel originalles, wichtiges, herzliches ist darinn: So Manches Vorurtheil kurz neu und treffend wiederlegt — von dem allem kein Wort in der Recension. Ein Ideal von Predigten — Ein einseitiges Ideal hingeworfen — und abgesprochen — diese Predigten haben nichts davon."

Schlosser erwidert am 30. Oktober: „Ich will die hiesige Zeitung gar nicht vertheidigen. Ich finde viele meiner eigenen Aufsätze darinn zu hart; nicht in Ansehung der Kritik so wohl, als in der Art des Vortrags, und ich gestehe gern, daß ich mich offt von einem launischen Einfall habe zu weit führen lassen. Noch mehr, ich erkenne daß ich diese Klippe wohl nie vermeiden werde, und habe deßwegen schon vor mehr als 6 Monaten den Entschluß gefaßt, wenn dieses Jahr vorüber ist, weder in diese noch in sonst eine gel. Zeitung oder Journal zu arbeiten ... Ich sage dies nicht zu meiner Verantwortung, denn ich erinnere mich nicht, daß ich in einem Fall [mir] diese Art der Intoleranz zu Schulden hätten kommen lassen, als da, wo handgreifliche Dumheit, oder niederträchtige Bosheit, um gewinnsüchtiger Absichten willen, Schaden drohte ... Ich meine hier den G ö z in Hamburg, den ich, ohne die geringste Veranlassung die mich persönlich betrifft, mit Fleis aus seinem Hinterhalt der Heucheley zu reisen gesucht habe, weil er einer der gefährlichsten Männer wäre, wenn er nicht durch das unaufhörige Geißlen und Peitschen den Einfluß auf das Publikum verlöre, den er sich zu machen sucht. Ich glaube daß gegen solche Leute ein auch harter Eyfer erlaubt ist, und daß man sich, sie auf alle

Arten ohne Falschheit zu demüthigen um so eher erlauben könte; da wohl kein verdammlicher Geschöpf auf Erden seyn könte, als ein Christ, wie Götz ihn bilden will; und da schon viele protestantische Obrigkeiten, durch ihn verführt, wieder vollkommen zu catholicisiren oder besser zu Neroisiren, und Diocletianisiren anfangen. — In unserm nächsten Blatt wird eine Recension von Ihren Ansichten erscheinen, aber nicht von mir. Ein Freund ist mir zuvorgekommen, und seine Recension ist so gut gesagt, enthält soviel Wahrheit, daß ich sie nie ersetzt haben würde. Sie ist nicht zu Ihrem Vortheil, das sage ich Ihnen ungeheuchelt, weil Sie ein Mann sind und kein Autor. Sie haben würklich den Gedanken daß das künftige Leben Fortsetzung des itzigen ist, nicht in seinem rechten Gesichtspunkt genommen, und das was wahres Leben ist, verkant. Wenn Sie die Recension werden gelesen haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist mehr von der Sache reden. Legen Sie indessen vor der Zeit keine Hand ans Gedicht biß wir über die Recension conferirt haben ... Den R[ecensenten] des H. Hasenkamps kenne ich so wenig als die Predigten; es wäre mir indessen Lieb wenn Sie noch einige Bücher auszeichneten, denen unrecht widerfahren wäre. Ich halte die Unparteylichkeit für einen Haupt Vorzug dieses Blattes und würde mich schämen eine Zeile hinein geschrieben zu haben, wenn ich auch hier mich betrogen hätte. Für mich stehe ich!"

Auf Lavaters Versicherung vom 7. November: „Die Recension der Aussichten erwarte ich mit dem aufrichtigen Vorsatz, mich belehren zu lassen, wenn mir auch gleich Unrecht geschehen sollte", erwidert dann Schlosser am 27. Dezember: „Die Recension von den Aussichten werden Sie nun haben. Schreiben Sie mir aufrichtig darüber, ich bin ganz unpartheyisch. Ich wollte Sie hätten mir den zweyten Theil Ihrer Physiog. auch geschickt. Ich hätte sie in einem andern, und ich glaube dem Gesichts Punkt angesehen worinn Sies wollen. Der Recensent von diesem Entwurf sagt einen locus communis, der eigentl. nichts sagt. Aber Gottlob daß nun mein Recensenten Leben ein Ende hat! Von mir kommt nach dem ersten Jenner kein Buchstaben mehr in die Zeitung."

Schlosser hat demnach die folgenden Rezensionen als sein Eigentum anerkannt: Fragen an Kinder (S. 404), Lavater von der Physiognomik (S. 434), Libri Elementaris Pars I (S. 457). Weitere Bücher über das Erziehungswesen hat er nach seiner Angabe nicht angezeigt, und wir haben also für die Schriften von Basedow (S. 62, 160), Chalotais (S. 187), Kleine Beschäftigungen (S. 351), Brechter (S. 364, 366) andere Rezensenten zu suchen. Das eigentliche Interessengebiet Schlossers ist die Nationalökonomie. Aus diesem Fach enthält der Jahrgang die folgenden Anzeigen: S. 60 Les moiens, S. 141 Théorie, S. 266 Die wichtigste Angelegenheit, S. 331 Basedow, S. 345 Fischer, S. 371 Springer, S. 377 Schlettwein, S. 465 Versuch, S. 563 Die Kunst, S. 651 Briefe. Diese Gruppe wird durch eine Anzahl von Hinweisen und Verbindungsfäden zusammengehalten. Zunächst durch die Wendung 651_{25}: „Wir haben uns schon etlichemal

in dieſen Blättern, für Freunde der neuen franzöſiſchen Staats-Wirthſchaftslehre erklärt." Das bezieht ſich auf 60_{12}, 267_{4}, 371_{11}, 377_{9}. Ferner durch 267_{17}: „in ſeinem franzöſiſchen Aufſatz, den wir neulich ankündigten", womit die Rezenſion S. 60 Les moiens gemeint iſt, und endlich durch den Hinweis 653_{33}: „In der Hauptſache aber bleiben wir noch immer mit ihm der Meinung, daß einem kranken, oder unter Kranken liegenden Staate, die Operation der neuen Ökonomie, ſonderlich die uneingeſchränkte Ausfuhr der nöthigſten Lebensmittel, wie wir bey einer andern Gelegenheit ſchon geäuſſert haben, tödtlich ſeyn würde". Das zielt auf 345_{31}: „daß das natürliche Syſtem der Staatswirthſchaft, das dem geſunden Körper Feſtigkeit und Fett giebt, nie eingeführt werden kann, ſo lange die Körper krank, die alten Wunden noch nicht geheilt ſind ... Wer uns hier eine bequeme Operation lehrte ..." Zu dieſen ausdrücklichen Hinweiſen kommt noch die Parallele von 60_{24}: „aus der ſubtilen Metaphyſik der Franzoſen" zu 564_{24}: „Der Verfaſſer verklagt ſich auf allen Seiten über ſeine metaphyſiſche Subtilitäten", womit beidemal die gleiche Art von theoretiſchen nationalökonomiſchen Erwägungen gemeint iſt.

Daß nun Schloſſer dieſe Gruppe von Anzeigen verfaßt hat, wäre ſchon nach dem Stoffe ſehr wahrſcheinlich, da er der einzige für Nationalökonomie intereſſierte Mitarbeiter war, und eine Anzahl ſtiliſtiſcher Eigenheiten erweiſt dieſe Vermutung als richtig.

Zu Schloſſers Rezenſionsgebiet gehört ferner die Jurisprudenz, und zwar kommt er zuſammen mit Goethe für die dreizehn nicht von Höpfner herrührenden juriſtiſchen Anzeigen des Jahrgangs in Betracht. Bei der Scheidung von Goethes und Schloſſers Anteil ſind wir auf die ſprachlichen und allgemeinen geiſtigen Merkmale angewieſen, da ſie beide in Frankfurt lebten und beide die gleiche Meinung über die Einführung des römiſchen Rechts in Deutſchland hegten. Goethe nimmt in der „Geſchichte Gottfriedens von Berlichingen" die Gelegenheit wahr, ſich darüber auszuſprechen. Doktor Olearius rühmt den Segen dieſer Übertragung, aber Goethes entgegengeſetzte Meinung verrät ſich in der für Olearius viel zu beredten und einleuchtenden Schilderung des alten Zuſtandes, zu der nun der Schluß, daß dieſer Zuſtand geändert werden mußte, gar nicht mehr ſtimmt. Und Schloſſer ſagt in ſeinem „Schreiben an Iſelin", Kleine Schriften I 9: „Nun haben wir denn das Corpus Juris; das Geſetzbuch der Römer, und ſind Deutſche. Euer Emil ſieht die Thorheit; ihr habt ihm klare Begriffe von Recht und Unrecht beygebracht; was hilfts ihm im Gerichtsſtuhl? Er muß zwiſchen Hans und Caſper ſprechen, wie Ulpian

zwischen Titius und Sempronius; muß sich ein Argument von einem römischen Schuh auf einem deutschen Fuß gefallen lassen, muß seine gerade Vernunft wegsubtilisieren lassen ... In dem Schall unverständlicher Gesetze, weis er nicht mehr was Recht und Unrecht ist."

Für Schlosser haben wir schon die Anzeige von Eisenhards „Rechtshändeln" S. 592 in Anspruch genommen, weil die kraftlose Nacherzählung mit ihren unbedeutenden Einleitungs- und Schlußwendungen für Goethe unmöglich ist, während Höpfner im Gegensatz zu der vorliegenden Rezension über die „Rechtshändel" ungünstig urteilt. Auch die pedantische Polemik gegen die Pedanterie in Deutschland ist für Schlosser bezeichnend, vgl. seinen Aufsatz „Über Pedanterie und Pedanten", Kl. Schr. V 247. Den Typus der ängstlichen Nacherzählung von unbedeutenden Rechtsfällen haben wir ferner in den Anzeigen: S. 263 Sammlung *) — der Rezensent ist ein Frankfurter (263_{33}) und Gegner des römischen Rechts (265_{5}) — und S. 674 Pütter. Derselbe geistlose Referierstil zeigt sich in den beiden Anzeigen S. 9 Loix und S. 19 Abhandlung, beide aus dem Januar, als Höpfner seine Mitwirkung noch ablehnte. In der zweiten dieser Rezensionen verrät sich Schlosser auch durch seine für ihn kennzeichnende Wiederholung von „der Verfasser" in ungeschickt kurzem Abstand ($21_{3\,5}$; vgl. unten S. 380). Diese selbe Eigenheit haben wir nun auch in den Anzeigen S. 92 Systema ($93_{1\,7\,12}$) und S. 115 Kramer ($116_{5\ 22\ 37}$, $117_{10\ 14\ 26}$, 118_{10}). In seiner Rezension S. 263 Sammlung nennt er den Autor mit der ihm eigenen Höflichkeit den „gelehrten Herrn Sammler", und diese Formel vom „Herrn Sammler" findet sich auch (533_{35}) in der von einem Frankfurter herrührenden (534_{15}) Anzeige von Walchs Beiträgen S. 533, die auch im übrigen Schlossers Referierton aufweist. Endlich gehört ihm noch S. 521 Cramer, weil die unbedeutende Anzeige von einem Gegner des römischen Rechts verfaßt ist und am Ende das für Schlossers Rezensionsschlüsse kennzeichnende Pathos der Aufklärungsmoral erklingt. Von Höpfner kann die freundlich gehaltene Anzeige schon deswegen nicht herrühren, weil dieser denselben Tom. VI, P. I in der A. D. B. 24, 607 sehr unwirsch abfertigt und über das ganze Werk A. D. B. 24, 363 urteilt: „Zu wünschen ist, daß ein

*) Die in den F. G. A. sehr freundlich besprochene „Sammlung" ist A. D. B. Bd. 24, Anhang S. 259 vernichtend rezensiert, und zwar von dem Advokaten Fresenius in Friedberg (Chiffre: Dk.), bei dessen Namen Parthey aus Nicolais Papieren den Zusatz macht: „Juristisches p. Höpfner". Fresenius war ein von Höpfner für Nicolai beschäftigter Unterrezensent, und die Anzeige ist durch Höpfners Vermittlung an Nicolai gelangt. Das ist eine negative Unterstützung des oben geführten Beweises von Schlossers Autorschaft. Auch über das 534_{19} von Schlosser verspottete Register urteilt Fresenius, A. D. B. Bd. 24, S. 602, entgegengesetzt: „[es] giebt dem Werke einen doppelten Werth."

anderer geſchickter Mann ein ähnliches [Werk], aber mit mehr Geſchmack und beſſerer Wahl anfangen möge."

Danach gehören alſo Schloſſer die neun folgenden juriſtiſchen Rezenſionen: S. 9 Loix, S. 19 Abhandlung, S. 92 Systema, S. 115 Kramer, S. 263 Sammlung, S. 521 Cramer, S. 533 Walch, S. 592 Eiſenhard, S. 674 Pütter.

Bei der Ermittlung von Schloſſers juriſtiſchen Rezenſionen hatten wir ſchon einige ſeiner ſtiliſtiſchen Eigenheiten heranzuziehen. Auf ſolche ſind wir nun gänzlich angewieſen, wenn wir auch noch ſeine nicht unmittelbar bezeugten allgemein literariſchen Rezenſionen herausfinden wollen. In dem folgenden kleinen Stilgloſſar bedeutet: Kl. Schr. = Schloſſers Kleine Schriften, Bd. 1—6, Baſel 1779—1793; Z. Th. = den im „Zürcher Taſchenbuch auf das Jahr 1893" enthaltenen Briefwechſel Schloſſers mit Lavater aus den Jahren 1771 und 1772; D. M. = Boies Deutſches Muſeum.

Beifall geben: „Seiner Widerlegung geben wir Beyfall" (207_{22}). — „Wir geben ihm vollkommen Beyfall" (316_{1}). — „In dem übrigen geben wir dem Herrn Verf. gerne Beyfall" (436_{4}). Vgl. aber 562_{16}: Herder!

dünckt uns als Einſchalteſatz — von Schloſſer im Übermaß verwendet, z. B. Kl. Schr. I 176; III 4 77 79 89 100 111; IV 94 103 111 126 133 180 210 211 212 218 230 282 284; V 262; VI 107 160 227; Z. Th. S. 30 45. — „Der Begriff des Schönen ... liegt, dünkt uns, überhaupt darinn" (317_{1}). — „Der Grund ... liegt, dünkt uns, darinn" (317_{11}. Vgl. zu dieſen zwei Stellen auch Kl. Schr. IV 243: „Mich dünkt aber, es liegt die Urſache ... eben darinn"). — „iſt es, dünkt uns, gar nicht am Platz" (458_{10}). — „Es iſt aber, dünkt uns, blos Mißverſtand" (652_{15}). — „Nun aber verliert er, dünkt uns, den Faden" (652_{26}). — „Es laufen hier, dünkt uns, einige Sophiſtereyen mit unter" (652_{33}). — „Der Sinn der Ökonomiſten iſt, dünkt uns, eigentlich der" (653_{12}). — Freilich iſt dieſe Wendung auch bei Herder häufig, vgl. z. B. 44_{22} 46_{15} 235_{5} 514_{6} 679_{33} 680_{2}; Werke VII 279; IX 124 125 177; XV 41 47 51 58 130 131 183 486 u. ſ. w.

ehrlicher Mann und Heuchler: „wenn er nicht iſt, was ein ehrlicher Mann nie ſeyn wird, ein vollkommener Heuchler" (315_{4}). — „Da Heuchler und redlicher Mann dieſen Nahmen ... gleich fertig auf der Zunge haben können" (Z. Th. S. 21).

der Herr Verfaſſer — eine von Schloſſer gewohnheitsmäßig verwendete Formel, die natürlich gelegentlich auch bei anderen Rezenſenten vorkommt (Herder: 300_{14} 379_{17} 380_{5} 460_{10} 461_{29} $513_{20\ 26\ 30}$ $514_{1\ 33}$; Goethe: 498_{2}), aber bei keinem in ſolchem Übermaß: $61_{15\ 16}$ $62_{15\ 16}$ $207_{16\ 29}$ $208_{12\ 15\ 21}$ 267_{33} $268_{7\ 22}$ 269_{6} 371_{7} $406_{14\ 21}$ $407_{6\ 32}$ 435_{26} 436_{4} 465_{28} 466_{15} 651_{31} 652_{37} $653_{27\ 31}$. Das alles in der mäßigen Zahl ſeiner Rezenſionen. Ebenſo Z. Th. S. 33. Daneben auch: „der Verfaſſer": 268_{31} 313_{25} 314_{32} $316_{9\ 25}$ 377_{19} 408_{17} 409_{36} $435_{10\ 15\ 32}$ 558_{29} 652_{25} 653_{9}. Die durchgängige Anwendung der Formel „der Verfaſſer" in der Rezenſion S. 654 Raiſonnement ($654_{10\ 17\ 22\ 32}$ $655_{2\ 31}$

$656_{1\,3\,19\,31}$) erklärt sich daraus, daß der Verfasser kurz vor dem Erscheinen des Buchs verstorben war. Besonders kenntlich ist Schlosser an der ungeschickten Wiederholung der Formel in zu kurzem Abstand: „ist unstreitig nach des Hrn. Verfassers Grundsätzen zu beurtheilen — — der Herr Verf. giebt darauf" (61_{14} — gleich darnach folgt zweimal: des Herrn Marggrafen zu Baden H. D.). — „wie der Herr Verf. zu seyn scheint! Der Herr Verf. verspricht" (62_{15}). — „so würde vielleicht zu des Herrn Verf. Ehre auch der unglückliche Zusatz weg geblieben seyn, den er ihr anhängt, und welcher auf eine solche Art eingeleitet wird, daß selbst alle Gönner und Freunde des Herrn Verfassers" (208_{12}). Vgl. auch $406_{14\,21}$. Mit derselben ungraziösen Höflichkeit wiederholt Schlosser $236_{10\,15}$ in einem Abstand von fünf Zeilen: „der Herr Übersetzer". Ebenso in der kleinen Anzeige S. 351 dreimal „der Herr Rektor", S. 377 f. viermal „Herr Schlettwein".

der Markgraf von Baden. Schlossers Interesse ist schon 1772 auf die nationalökonomischen Zustände in Baden gerichtet, um deren Entwicklung er sich später verdient gemacht hat, und er erwähnt hier seinen späteren Landesherrn wiederholt mit ehrfurchtsvollem Lobe: $61_{19\,23\,31}$ 268_{35}.

mit Schellen behängen: „und sollten sie auch mit den Schellen der Dichtkunst, wie Pope sagt, behängt werden" (339_{35}). — „Wenn die Dummheit die nackende Weisheit mit ihren Schellen behängt" (434_{21}).

Der Raum erlaubt uns nicht: „Der Raum erlaubt uns nicht, mehr anzumerken" (458_{18}). — „Der Raum gestattet uns nicht, unsre Gedanken mehr zu entwickeln" (653_{26}). Vgl. aber 305_{29}: Herder!

subtile Metaphysik der Nationalökonomen: „Die Eintheilung der Menschen in drey Classen ... ist aus der subtilen Metaphysik der Franzosen herausgehoben" (60_{21}). — „Der Verf. verklagt sich auf allen Seiten über seine metaphysischen Subtilitäten" (564_{24}). — „Bey der Entwickelung des französischen Systems hätten wir lieber das Innere desselben herausheben, als die blendenden aber oft falschen Apophthegmen analysiren gesehen, in welchen die Franzosen so große Meister sind" (371_{15}).

unsere Gränzen: „Unsere Gränzen erlauben uns nicht einen ausführlichen Auszug aus diesem Werk zu machen. Nie sind uns diese Gränzen beschwerlicher gewesen" (313_{16}). — „welches wir aber der uns gesetzten Gränzen halber übergehen müssen" (410_{6}). — „Wir übergehen wegen der uns gesetzten Gränzen" (656_{30}). — Vgl. aber 197_{14}: Herder!

Vokabular der Aufklärungsmoral. Der Leser von Schlossers „Katechismus der Sittenlehre" und seiner „Kleinen Schriften" wird sein Lieblingsvokabular leicht an Stellen wie 266_{34} 267_{12} 269_{7} 339_{31} 372_{1} 377_{37} 459_{3} 466_{16} $590_{12\,17}$ wiedererkennen.

Von Schlosser stammen demnach die folgenden Rezensionen:

S. 9: Loix. Vgl. oben S. 378.

S. 19: Abhandlung. Vgl. oben S. 378 und das Stichwort: der Herr Verfasser. Das Imperfektum „thate" (21_{21}) entspricht Schlossers Sprachgebrauch, vgl. seinen „Katechismus

der Sittenlehre", Frankfurt 1771, S. 27: „dann thate ich insgeheim alles".

S. 60: Les Moiens. Vgl. oben S. 376 und die Stichworte: ſubtile Metaphyſik der Nationalökonomen — der Herr Verfaſſer — der Markgraf von Baden.

S. 92: Systema. Vgl. oben S. 378.

S. 115: Kramer. Vgl. oben S. 378.

S. 141: Théorie. Vgl. oben S. 376.

S. 207: Kleiner Verſuch. Der Verfaſſer iſt ein Frankfurter, der Kölbele perſönlich kennt (208_{23}), alſo: Goethe oder Schloſſer. Gegen Lavaters Annahme, daß die Rezenſion von Goethe ſtammt, (vgl. unten S. 485) ſpricht: 1. Die Abweſenheit von Goethiſchen Stileigenheiten, die bei einer Rezenſion von dieſem Umfange und dieſer Lebhaftigkeit des Tons gewiß nicht fehlen würden. 2. Die Übereinſtimmung der Anſicht des Rezenſenten über die Möglichkeit der Wunder mit der von Schloſſer, Kl. Schr. III 77 vorgetragenen Meinung. 3. Die freilich nicht ſehr beweiskräftigen unter den Stichworten: „der Herr Verfaſſer — Beifall geben" verzeichneten Eigenheiten Schloſſers. 4. Die wörtlichen Übereinſtimmungen der Rezenſion mit Schloſſers Brief an Lavater vom 14. April 1772 (alſo ſechs Tage vor dem Erſcheinen der Rezenſion), Z. Tb. S. 35: „Kölbele hat ſich wieder aufs neue proſtituirt. Vermuthlich hat er Ihnen ſeinen Traktat über die Wunder und ſeinen Zuſatz zu den abgeſchmackten Ketzereyen womit er den rechtſchaffenen Mendelſon verfolgt zugeſchikt. In jenem ſagt er manche gute Wahrheit die auch Wirkung thun würde, wenn er nicht einen ſo vielwiſſenden wunderbahr-affectirten Vortrag hätte; in dieſem aber greift er den rechtſchaffenen Berliner Philoſophen mit einer ſo unanſtändigen Grobheit und mit ſolchen hämiſchen Unwahrheiten an, daß man nur ein halbehrlicher Mann zu ſeyn braucht um ſich zu ärgern und ihn zu verabſcheuen. Wie kan ſich doch der Mann wundern, daß er von den Journaliſten ſo erbärmlich mißhandelt wird! Ich beklagte ihn wirklich von Herzen, ſo lang nur Miſanthropie oder vielmehr Hypochondrie und dummer Religions-Eyfer ſeine Feder führte, aber nun iſt er mir ganz verekelt."

Hat aber vielleicht auch Herder einen Anteil an dieſer Rezenſion, ſo daß ſie in Frankfurt nur überarbeitet und durch den Hinweis auf Kölbeles Körperzuſtand erweitert worden wäre? Auf dieſe Vermutung führt die ſehr eigenartige Wendung vom „brauſendſten Religionshaß" (208_{37}), die ſich auch in Herders offenem Brief an Deinet (vgl. unten S. 480) findet. Zu den „algebraiſchen Blühmchen" (208_{18}) vgl. das Stichwort Algebraiſt im Herder-Gloſſar.

S. 263: Sammlung. Vgl. oben S. 378.

S. 266: Die wichtigste Angelegenheit. Vgl. oben S. 376 und die Stichworte: Vokabular der Aufklärungsmoral — der Herr Verfasser — der Markgraf von Baden. — Den Ausruf O (269_6) verwendet Schlosser öfter: Kl. Schr. IV 131 171 258; V 224; Z. Tb. 47. — Zu 266_{33} ff. vgl. 331_{16} und Kl. Schr. I 185: „Vielleicht lernt hier und da ein Regent die Mäßigung nicht mehr zu nehmen was man hat, sondern was man geben kann."

S. 313: Revision der Philosophie. Herder an Heyne, Sommer 1772: „Über das Posaunen der Frankfurter von Schlözer habe mich nicht minder geärgert; dieser und viele ähnliche Gassentrompeter z. E. Revision der Philosophie u. s. w. müssen von Schlosser, dem Verfasser des Katechismus fürs Landvolk, herrühren, oder ich weiß nicht. In allen ist der platteste Kopf von außen und der leerste von innen; Ignoranz des Zustandes der Sache und Mangel des Gefühls, was sein soll." Mit der zweiten Vermutung hat Herder das Richtige getroffen, vgl. die Stichworte: unsere Gränzen — ehrlicher Mann und Heuchler — Beifall geben — dünkt uns — Vokabular der Aufklärungsmoral. Zu 315_{20}: „Wir freuen uns, einen Weisen zu finden, der Locken kennt und anpreist. Locke hat in unserer Seele wirklich Epoche gemacht," vgl. Kl. Schr. IV 131, wo Schlosser ebenso den Verfasser der „Revision der Philosophie", Christoph Meiners (1747—1810), mit Locke preisend zusammenstellt: „Sextus Empiricus, Locke, und der Verfasser der Revision der Philosophie waren auf einem herrlichen Weg zur Reinigung der Philosophie." Einen „neuen Baco" (318_{11}) prophezeit Schlosser auch Kl. Schr. V 246: „Wenn einmal eine Zeit kommt, wo ... ein neuer Baco, ein neuer Sokrates, ein neuer Homer, ein neuer Leibnitz, ein neuer Montesquieu, ein neuer Newton aufsteht." Auch Kl. Schr. V 381 rühmt er Baco, und der Schlußpointe unserer Rezension entspricht ferner die Schlußwendung seines „Schreibens über die katholische und protestantische Geistlichkeit", Kl. Schr. V 224: „O für einen politischen Luther bey Ihnen und uns!"

S. 331: Basedow. Vgl. oben S. 376. Zu 331_{16} vgl. 266_{33} ff. und die dazu zitierte Stelle Kl. Schr. I 185.

S. 339: Biblische Erzählungen. Vgl. die Stichworte: Vokabular der Aufklärungsmoral — mit Schellen behängen. — Schlosser denkt 340_3 an seinen „Landkatechismus". Die Rezension ist unzweifelhaft sein Eigentum, denn Herder, der einzige weitere pädagogische Referent des Jahrgangs, schreibt im Oktober 1772 an Merck: „Ich lese meistens theologica, unter denen Lavaters bibl. Erzählungen mir weit mehr Lob zu verdienen scheinen, als ihnen Ihre Zeitung (nam tibi allinitur faex

ista) gegeben" (Merck-Briefe I 43). Schloſſer rechnet alſo die „Bibliſchen Erzählungen" anſcheinend nicht zu den Erziehungsbüchern, vgl. oben S. 374.

S. 345: Fiſcher. Vgl. oben S. 376. — Das Wort „Operation" (346_5) verwendet Schloſſer in derſelben Weiſe Kl. Schr. IV 124; VI 127 128.

S. 371: Springer. Vgl. oben S. 376 und die Stichworte: Vokabular der Aufklärungsmoral — der Herr Verfaſſer — ſubtile Metaphyſik der Nationalökonomen.

S. 377: Schlettwein. Vgl. oben S. 376 und die Stichworte: der Herr Verfaſſer — Vokabular der Aufklärungsmoral. Das engliſche Zitat ſtammt aus Butlers Hudibras, part. II, canto 2, zu Anfang.

S. 404: Fragen an Kinder: Von Schloſſer als ſein Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 374. — Der Satz 404_{25} ff. hat ſein Ebenbild Kl. Schr. I 46: „Wenn der aufſteht, und Stillſchweigen gebietet, und die Hände emporhebt, und ein laues Gebet herſagt; ſo iſt zehen gegen eines zu wetten, der Junge antwortet ihm ..." Scherer, der dieſe Parallele beibringt, hatte von dieſer Rezenſion den Eindruck, daß „der Stil ein wenig über das hinaus zu gehen ſchiene, was man von Schloſſer im allgemeinen erwarten kann". Vielleicht hat Goethe die Rezenſion etwas überarbeitet.

S. 406: Sprenger. Vgl. das Stichwort: der Herr Verfaſſer. Von ſämtlichen Mitarbeitern war nur Schloſſer für dieſes Gebiet intereſſiert.

S. 434: Lavater. Von Schloſſer als ſein Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 373. Vgl. die Stichworte: mit Schellen behängen — der Herr Verfaſſer — Beifall geben.

S. 457: Libri Elementaris Pars I. Von Schloſſer als ſein Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 374. Vgl. die Stichworte: dünkt uns — der Raum erlaubt uns nicht — Vokabular der Aufklärungsmoral.

S. 465: Verſuch. Vgl. oben S. 376 und die Stichworte: der Herr Verfaſſer — Vokabular der Aufklärungsmoral.

S. 521: Cramer. Vgl. oben S. 378.

S. 533: Walch. Vgl. oben S. 378.

S. 558: Nachricht. Vgl. Schloſſer an Lavater, 7. März 1772 (Z. Tb. S. 32), mit dem gleichen Hinblick von der Kupferbibel auf Hübner: „Ihre Kupferbibel kan viel gutes ſtifften, wenn ſie von guten Händen gebraucht wird; und es iſt einmal Zeit daß wir für die Kinder eine beſſere Sammlung bibliſcher Geſchichten erhalten als die Hübneriſche. Ich weis nicht was der Mann mit ſeiner ekelhaften Erzälung, ſeinen erbärmlichen Verſen und ſeinen abentheuerlichen Fragen haben will?" — Schloſſers Er-

klärung über seine pädagogischen Rezensionen (vgl. oben S. 374) steht in einem Briefe vom 13. September und kommt also für die vorliegende am 20. Oktober erschienene Anzeige nicht in Betracht.

S. 563: Die Kunst. Vgl. oben S. 376. Die vortreffliche Anzeige überragt durch die Frische des Tons Schlossers sonstige Leistungen, so daß Scherer trotz des fremden Stoffes hier an Goethe gedacht hat, der auch wirklich einige Federzüge an die Rezension des Freundes gewendet haben kann. Vgl. das Stichwort: subtile Metaphysik der Nationalökonomen. — Zu den lebhaften Fragen der Rezension vgl. Kl. Schr. I 148. — Die Wendung 564_8 ist bei Herder sehr beliebt (vgl. das Stichwort „sagt der Verfasser" im Herder-Glossar), kommt aber auch bei Schlosser vor, vgl. Kl. Schr. III 106: „Ja, sagt der Verfasser ... Aber, sagt der Verfasser".

S. 589: Springer. Vgl. die Stichworte: der Herr Verfasser — Vokabular der Aufklärungsmoral.

S. 592: Eisenhards Rechtshändel. Vgl. oben S. 362.

S. 618: Jakobi. Schlossers Ton und Fach. Vgl. die Bemerkung zu S. 558: Nachricht.

S. 651: Briefe eines Deutschen. Vgl. oben S. 376 f. und die Stichworte: der Herr Verfasser (fünfmal!) — dünkt uns (viermal!) — Beifall geben — der Raum erlaubt uns nicht.

S. 654: Raisonnement. Vgl. die Stichworte: der Herr Verfasser — unsere Gränzen.

S. 674: Pütter. Vgl. oben S. 378.

Herder

„An dieſen Frankf. gel. Anz. arbeitet Herder; das iſt zuverläßig, ganz zuverläßig" — ſo meldet der trefflich unterrichtete Prinzen-Informator Peterſen in Darmſtadt an Nicolai. Aber gerade dieſen von Peterſen an erſter Stelle genannten Mitarbeiter, der in der Tat der bedeutendſte war und allein ſo viel beigetragen hat wie alle anderen zuſammen, übergeht Deinet in ſeiner Aufzählung (vgl. oben S. 349). Das iſt gewiß kein Verſehen — Herder hatte offenbar ſtrenges Verſchweigen ſeines Namens verlangt, und das war in ſeiner Stellung ſehr begreiflich. Es wurde damals durchweg anonym rezenſiert, und in den Briefwechſeln der Zeit wird immer aufs neue die Beſorgnis vor dem Erkanntwerden laut. Nicolai wechſelte in ſeiner A. D. B. von Zeit zu Zeit ſogar die Chiffren der Mitarbeiter, um ihre Ermittlung zu erſchweren. Man glaubte eben ein freies Urteil nur dadurch ſichern zu können, daß der Kritiker nicht mit ſeinem Namen und ſeiner Perſon dafür einzuſtehen hätte. Als die Frankfurter Behörde den Namen des Mitarbeiters der F. G. A. wiſſen wollte, über deſſen Rezenſionen die Geiſtlichkeit ſich beſchwerte, lehnte Schloſſer als Anwalt des Verlegers Deinet das ab, „da überall die Schriftſteller die Freyheit haben, verborgen zu bleiben, und da dieße Vorſicht zumahl bey gelehrten Zeitungen, wo man ſo viele bittere Wahrheiten ſagen muß, unumgänglich nötig iſt" (Goethe-Jahrbuch X 176). Nun gar auf theologiſchem Gebiet ſich über Perſonen und Gegenſtände frei auszuſprechen, war für einen Prediger und Konſiſtorialrat in Bückeburg ganz unmöglich. Herder mußte gewärtigen, einen Lärm aller Andersdenkenden und aller einflußreichen gekränkten Autoren zu entfeſſeln, dem er nach ſeiner ſozialen Stellung nicht gewachſen war. Er ſpricht denn auch ſelbſt öfter die Befürchtung aus, in ſeinen anonymen Rezenſionen leicht erkannt zu werden, „weil ſich die Urin- und Dreckſeher des Styles ja ſo trefflich auf mich verſtehen" (Von und an Herder II 165). So geſchah es nun in der Tat mit ſeinem Anteil an den F. G. A., den er ſorgſam geheim zu halten bemüht war. „Daß Herder die Hand auch mit im Spiele gehabt hat, war wohl ſehr ſichtbar," ſchreibt Höpfner am 25. Auguſt 1772 an Nicolai (Goethe-Jahrbuch

VIII 125). Ebenso Weiße an Uz, 13. Oktober 1772: „Wir hier [in Leipzig] halten alle für einen der Hauptverfasser Herdern, denn seine Sprache verräth ihn" (Morgenblatt 1840, S. 1170). Heyne erkannte ihn sogleich in verschiedenen Rezensionen und schrieb ihm am 2. Juni 1772 (Von und an Herder II 135): „Über die Frankfurter Zeitung ärgerte ich mich am meisten, worin der Recensent [von Schlözers Geschichte des Nordens] den Geist der Compilation in einen Schöpfergeist verwandelt hatte. Wäre doch die Recension von dem Verfasser gewesen, der das Mosaische Recht und den Batteux recensirt hat." Ebenso zwei Monate danach mit Anspielung auf eine Stelle in Herders Semler-Rezension (403$_3$): „Denken Sie denn, daß ich gar keine Wißbegierde habe? oder ganz Apathie bin? Dieses denken Sie vermuthlich von unserm Erzengel mit dem farbichten Kleide und Marktgolde nicht. Mein Gott, was für ein schreckliches Gericht hat die Frankfurter Zeitung über den Mann ein paarmal ergehen lassen — und über unsern Schlözer! Eine so wohlthätige Recension, als eine ist; denn hier [in Göttingen] konnte es doch niemand sagen, und doch stimmt alles, was ich kenne, dem gesunden Urtheile bei. Aber hoffen Sie nicht lange unentdeckt zu bleiben; die Ihnen eigene Farbe des Ausdrucks und der Imagination verräth Sie zu sehr" (Von und an Herder II 141). Und Nicolai schreibt am 12. November 1772 (Herders Briefwechsel mit Nicolai S. 86): „Mein Concipient, auf der umstehenden Seite nennt Sie Hochwürdig; wer weiß ob es wahr ist! Denn seitdem sich hier das Gerücht verbreitet, daß verschiedene sehr weltliche theologische Artikel in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, von Ihnen sind, so wird Sie die Hochwürdige Zunft nicht mehr unter sich leiden wollen, sondern Sie unter die Layen verstoßen, die von jeher auf ihre eigne Art, und nicht so wie es die eben herrschende Hierarchie vorschrieb, haben selig werden wollen. Woher man weiß oder vermuthet oder vorgibt, daß verschiedene Aufsätze in der Frankfurtischen Zeitung von Ihnen sind? Ich weiß nicht. — [Nicolai erzählt dann, wie es Rembrandt nichts geholfen habe, daß er seinen Namen von der Platte wegbrach] ... Desto schlimmer für euch Originalköpfe, daß ihr alles auf eure eigne Weise schreibt und nichts schreiben könnt, ohne erkannt zu werden. Ich habe Leßingen oft gesagt, daß sein Styl so etwas merkliches hätte, daß ich ihn erkennen wollte, so sehr er sich auch verstekte. Ich habe auch Wort gehalten. Sogar wenn er (als er noch in Berlin war) wie gewöhnlich Mitwochs und Sonnabends zu mir kam, sagte ich ihm, ich könte schon wißen, daß es Leßing war, wenn er nur an die äußere Thüre klopfte. Er wolte nicht Wort haben, daß sogar

sein Anklopfen so original wäre, und meinte in Klopfen, bald Moses, bald seinen Bruder, bald einen andern nachzuahmen, aber sobald er sich hören ließ, rief jedermann der im Zimmer war: Da kommt Leßing! So geht's, wenn man alles auf eine eigne Weise machen will. Wir andern unoriginale Schriftsteller, schleichen unter der Menge weg, und haben nicht den Nachtheil, daß wir erkannt werden, wenn wir unerkannt bleiben wollen ... Doch genug hiervon. — Wenn die Nachricht, daß man von Ihnen soviel in der Frankfurtischen Zeitung lieset wahr ist, so ist sehr leicht zu erklären, warum man die sub A verzeichnete Recensionen noch nicht in der allgemeinen deutschen Bibliothek lieset, und vermuthlich die sub B verzeichneten noch lange nicht lesen wird." Herder erwidert am 15. Januar 1773 abschwächend und ausweichend: „Es ist daher auch zuverläßig eine überladne Nachricht, daß ich auch nur merkwürdigen Antheil an den Frankf. Zeitungen nehme oder genommen hätte. Der Rec. sind so wenige von mir, daß sie sich vielleicht im ganzen Jahrgange mit 7. aufzählen laßen, u. ich habe vielfach schon gelacht und gebrummt, was man für Zeug auf meine Rechnung setzt ... Überdem, glaub ich, werden sich jetzt genante Zeit. so sehr ändern, daß mich wahrscheinlich keiner mehr im Verdacht haben wird." Ebenso an Lavater, Januar 1774 (Aus Herders Nachlaß II 81): „Die paar Recensionen, die ich in die ‚Frankfurter' warf (es sind ihrer vielleicht nicht 10) waren geworfen und haben mich genug gereuet. Ich hatte überhaupt zu dem Amte keinen Ruf: von der Recension gegen Schlözer zog mich mehr als einmal was zurück — ich bedaure, ich — schweige!" Auch den vertrautesten Freunden gegenüber sucht er seinen Anteil nach Möglichkeit zu verkleinern. An Hartknoch, Januar 1773: „An den Frankfurter Zeitungen habe ich weniger Theil, als man mir Schuld gibt." Ebenso an Hamann, 2. Januar 1773: „Zur Frkft. Zeit. hab ich äußerst wenig beigetragen, ob man mich gleich überall her, für den Cantor oder Küster hält, dem die andern nachsingen sollen: da sind aber 2 Menschen, aus denen in gewißem Betracht mehr werden kann, als aus mir." Noch im September wiederholt er seine Versicherung: „Ich nur wenig dazu geliefert." Selbst in einem Briefe an seine Braut vom Dezember 1772 (Erinnerungen I 232) verwischt er den Sachverhalt: „In Deutschland fürchte ich mich nur wieder vor elendem Streit und Fehde. — Ich habe, um nicht immer die Briefe an Sie für Merck so leer hinzuschicken, an den Frankfurter gelehrten Zeitungen einigen Antheil genommen, aber ohne Zweck und fast ohne Willen. Und da hat, glaub' ich, Schlosser, der sich als Hauptverfasser umherträgt, geschwatzt — kurz man schreibt mir davon

aus allen Gegenden und nennt mich und weiß von mir, und das ärgert mich. Ich will für alle Kritik und Tummelei in dieser Welt begraben seyn und lieber in eignen guten Werken leben, als im Urtheil über andere."

Solche Ableugnungen waren damals ganz üblich, denn die Unsicherheit des Selbstgefühls und der Mangel an Mannesmut im Bürgertum zeigte sich bei den Literaten besonders in der Scheu, sich zu Rezensionen zu bekennen. Herder hat ja in einer öffentlichen Erklärung sogar seine Autorschaft an den Kritischen Wäldern geleugnet! Bei der Untersuchung seines Anteils haben wir also diese Versicherungen ganz beiseite zu lassen, in denen er, wie Scherer sagt, am liebsten alles ableugnen möchte.

Den Anteil Herders festzustellen, hat sich zuerst seine Witwe bemüht (vgl. Neudruck S. LVIII ff.). Auf Grund ihrer Aufzeichnungen sind in Band 20 der Werke zur Literatur und Kunst (1830, S. 413 ff.) neun Rezensionen aufgenommen worden, und sie schreibt ihm vermutungsweise noch drei weitere zu, von denen ihm zwei in der Tat gehören. Danach ruhte die Frage bis zum Neudruck (1883), in dessen Einleitung Scherer einige zutreffende Vermutungen aussprach. Endlich hat Steig in Suphans Herder-Ausgabe 14 Rezensionen aufgenommen und sein Verfahren durch den Hinweis auf Stilparallelen und auf Anspielungen in Herders gleichzeitigen Briefen überzeugend begründet (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte V 223 ff.), wobei er nachträglich noch eine weitere Anzeige für Herder in Anspruch nimmt. Diese 15 Rezensionen sind in der Tat Herders gesichertes Eigentum. Die vorliegende Untersuchung ergibt nun aber, daß sein Anteil noch sehr viel größer war: er hat nicht weniger als zwei und ein halbes Hundert Rezensionen geliefert! Zu dieser Feststellung stehen uns verschiedene Hilfsmittel zu Gebote. Zunächst Herders unmittelbare Selbstzeugnisse. Er schreibt im August 1773 an Lavater (Beilage Nr. 265 zur Allgemeinen Zeitung vom 12. November 1891): „Der Rec. Michaelis und Semlers im vorigen Jahr Frankf. Zeitungen, mit dessen Ton Sie unzufrieden sind, ist — kein andrer als, ich." Im Gespräch mit Böttiger hat er eine Rezension von Michaelis (S. 220 oder 419) und eine von Schlözer (S. 342) als sein Eigentum anerkannt (Literarische Zustände und Zeitgenossen I 124). Die zweite der beiden Michaelis-Rezensionen ist schon dadurch für ihn gesichert, daß sich ein Entwurf dazu in seinem Nachlaß vorgefunden hat (Suphan Bd. V S. XXVI). Zu der Schlözer-Rezension bekennt sich Herder auch in seinem Brief an Hamann vom September 1773: „Ich nur wenig dazu geliefert, worüber ich jetzt noch mit Schlözer nach Jahr und Tag Verdruß bekommen, daß ich fast alle Kritik ver-

wünſche." Ebenſo an Hartknoch, November 1773 (Von und an Herder II 49): „Ich bekomme jetzt einen neuen Feind an Schlötzer über eine vor Jahr und Tag geſchriebene Recenſion" und an Lavater, Januar 1774 (Aus Herders Nachlaß II 81): „von der Recenſion gegen Schlözer zog mich mehr als einmal was zurück — ich bedaure, ich — ſchweige!"

Herders Briefe enthalten außer dieſen ſicheren Zeugniſſen noch einige weitere halb ausgeſprochene Hinweiſe. So ſchreibt er im Herbſt 1772 an Merck (Merck-Briefe I 42): „Warum ich nichts mit Lemgo und Meier'ſcher Buchhandlung zu thun haben will, iſt, weil ich das wenige, was ich noch leſe, aus dieſer Handlung bekomme, und ſie's mir ſo hoch (auf eine unverſchämte Weiſe in allem Betracht!) anrechnet, daß, da man Benzler, Dodd und die Deviſen Recenſion auf meine Rechnung geſchrieben, der Vorſteher des Buchladens, ein altus homo! et ut sibi videtur, amicissimus mihi, dies für den ärgſten Freundſchaftsbruch aufgenommen ꝛc. Ich will mich alſo der Schwachen bequemen und höchſtens loben." Die Art, wie Herder hier die drei ihm zugeſchriebenen Rezenſionen ohne Widerſpruch aufführt, macht es ſchon recht wahrſcheinlich, daß ſie ihm wirklich gehören, und bei einer näheren Prüfung ihrer ſtiliſtiſchen Eigenheiten erweiſen ſie ſich denn auch als ſein ſicheres Eigentum. Einen anderen mehr verſteckten Hinweis hat Steig aus einem Briefe an Hamann vom 1. Auguſt 1772 herausgehoben: „Beattie iſt ohnſtreitig der gröſte unter ihnen dreien [B., Ferguſon und Millar], aber der gute Mann hat in einem ganzen Buch weniger geſagt, als Sie auf der Einen Seite von Sokrates Glauben und Nichtwiſſen." Eben dieſe Seite aus Hamanns Sokratiſchen Denkwürdigkeiten druckt nun aber der Rezenſent von Beatties „Verſuch über die Natur ... der Wahrheit" ab, weil ſie „mit ein paar feinen Zügen vielleicht mehr als das ganze Buch ſaget".

Dann die gleichzeitigen Zeugniſſe Anderer. Daß Merck ſchon im Dezember 1771 mit Herder in eifriger Korreſpondenz über die F. G. A. ſtand, ergibt ſich ziemlich ſicher aus Karolines Briefäußerung an Herder: „Madame Merk, meine Schweſter und ich ſprachen neulich Abend in einem vertraulichen Eckchen unſrer Stube viel viel von Ihnen. erſtere bat mich, Ihnen recht viel ſchönes von ihr zu ſagen, ſie könnte es ihrem Mann nicht auftragen, weil er immer von andern Sachen zu ſchreiben hatte, denn Ihr Herren Gelehrte vergeſſet mit Euern Köpfen Weiber und Kinder und Häuſſer und Güter und alles was auf Erden iſt" (Vierteljahrsſchr. f. Litteraturgeſch. V 226). Über Herders Manuſkriptſendungen an Merck liegt nur eine vereinzelte Nachricht vor in einem Briefe von Caroline Flachsland an Herder vom Anfang April: „[Merck] hat ſich recht ſehr, ſehr über die

Recensionen, die Sie ihm geschickt, gefreut. Goethe hat sie auch gelesen" (Aus Herders Nachlaß III 229). Genaueres hören wir in Petersens schon oben S. 355 zitiertem Brief an Nicolai vom 6. November 1772: „An diesen Frankf. gel. Anz. arbeitet Herder; das ist zuverläßig, ganz zuverläßig. Von seiner Feder sind z. B. Denina, Millar, Beattie u. a. m. recensirt; darauf können Sie zählen." Ein halb ausgesprochenes Zeugnis Goethes haben wir in seiner Nachschrift zu einem Briefe an Herder: „Eben krieg ich Nr. 54 Frankfurter Zeitung", denn diese Nummer enthält nur zwei Anzeigen, die beide von Herder herrühren, wie die stilistische Prüfung ergibt.

Wertvoll sind für unsere Untersuchung auch die Hindeutungen des Rezensenten auf seine Personalien. Zum Erweis von Herders Autorschaft sind vier Stellen heranzuziehen. „Der Recensent, der auch Jahre mit dergleichen Ideen [über die Kindererziehung] umgegangen" (188_7). Das widerspricht zum mindesten nicht dem anderweitig zu führenden Beweise, daß Herder der Autor ist, denn schon die Rede, die er bei seiner feierlichen Einführung in die Rigaer Domschule am 27. Juni 1765 hielt, handelt davon, „wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse", und das Tagebuch seiner Seereise entwickelt auf mehreren Bogen sein Ideal einer Schule. Eine andere Stelle (364_{26}) erlaubt uns unmittelbar, eine Rezension Herder zuzuweisen: „Der Recens. hat schon lange den Text des Elementarbuchs bey Seite gelegt, nur die Kupfertafeln als den einzig brauchbaren Text zur Unterredung mit seinen Kindern beybehalten." Der einzige praktische Pädagoge unter den Mitarbeitern war Herder, der die Aufsicht über das Bückeburger Schulwesen auszuüben hatte. Er schreibt im August 1771 an Merck, daß er den Jacobischen Katechismus abgeschafft habe, und am 30. Oktober 1772 an Lavater, daß er dessen „Biblische Erzählungen für die Jugend" in die Bückeburger Schulen einführen wolle. — Drittens: Der Rezensent von Goezes „Erbaulichen Betrachtungen" (S. 379) sagt in einem offenen Brief an den Verleger Deinet (A. D. B. 19, 330): „Weil ichs keinem Religions-Kämpfer zu danken habe, daß ich in meiner gegenwärtigen Station, als Lehrer der Lutherischen Kirche, mein Brod essen kann." Das trifft von allen uns bekannten Mitarbeitern nur für Herder zu. Eine vierte Stelle (530_8) hat weniger unmittelbare Beweiskraft: „Und da uns nachgeschriebene Hefte [akademischer Vorlesungen von Heyne] auch zu Gesichte kommen sind, haben sie uns die vortheilhafteste Idee von der Ausführung im Vortrage gegeben." Hier läßt sich nur sagen, daß von allen Mitarbeitern noch am ehesten Herder durch seine Freundschaft mit Heyne und Kästner Gelegenheit hatte, Göttinger Kollegshefte einzusehen.

In einigen Fällen läßt sich der gedruckte Auktionskatalog von Herders Bibliothek (Bibliotheca Herderiana, Vimariae, 1804) für unseren Zweck verwerten. Daß Herder die wichtigen Werke von Michaelis, Semler, Denina besaß, will nichts besagen, aber bei einigen unbedeutenden Büchern wird der anderweitig gewonnene Schluß, daß Herder der Rezensent ist, allerdings durch die Tatsache verstärkt, daß sie sich in seiner Bibliothek vorfinden. Das ist z. B. der Fall bei: Ein andrer mit kleinen Akademien sympathisirender Raisonneur (Neudruck S. 9), Die Wolken, übersetzt von J. J. Herwich (Neudruck S. 196), Horazens Epistel an die Pisonen, von Hurd und Eschenburg (Neudruck S. 585) und noch einigen anderen Büchern.

Ein weiteres, gerade bei Herders Anteil öfter anzuwendendes Verfahren ist die Beachtung der Hinweise, durch die zwei Rezensionen miteinander verkettet sind, so daß es genügt, für eine von ihnen den Verfasser festzustellen. S. 375_{14} bekennt sich der Verfasser der Onyramynt-Anzeige als Autor der Rezension S. 16 L'an deux mille, S. 468_{9} weist der Rezensent des Magazins der deutschen Kritik auf die Anzeige der Empfindsamen Reise S. 118 als von ihm herrührend hin, und S. 650_{35} heißt es mit Bezug auf eine S. 262 angezeigte Schrift „Memoires": „Das ist die Übersetzung eines Werks, dessen wir schon im Original gedacht haben." Endlich erklärt der Rezensent von Goezes „Erbaulichen Betrachtungen" (S. 379) in jenem offenen Briefe, worin er sich als lutherischen Geistlichen bekennt, daß er auch die Anzeige der „Betrachtungen über die Werke Gottes" (S. 184) verfaßt habe. Das ist eine willkommene Bestätigung für den bei diesen beiden Rezensionen einzeln zu führenden Nachweis von Herders Autorschaft. Halb unwillkürliche Blicke Herders von einer Rezension zur anderen haben wir 100_{28}, wo er als Rezensent einer Horazübersetzung auf eine andere anspielt, die er kurz vorher (S. 95) behandelt hat, ferner 338_{1}, wo er eine S. 210 von ihm angezeigte Schrift als ein bekanntermaßen elendes Produkt erwähnt, und endlich 429_{10}, wo er verächtlich auf eine Lobrede auf v. Creuz anspielt, die er S. 331 vernichtend kritisiert hat. Auch die Erwähnung des „letztern" Briefs sur les désirs in der Anzeige von Hemsterhuis' Lettre sur l'homme (599_{7}) enthält einen solchen Hinblick auf die vorangegangene Rezension S. 247.

In zwei Fällen ist der aus einer anderen Rezension zitierte Gedanke innerhalb des Jahrgangs nicht nachzuweisen. S. 365_{15} sagt der Verfasser der Brechter-Rezension mit Hinweis auf die Rezension S. 187: „nur sind wir noch immer der Meinung des Vorredners bey Chalotais: daß die Zeichen der Dinge auf die Einbildungskraft der Kinder, mehr durch Unähnlichkeit als

Ähnlichkeit, Eindruck machen." Hier haben wir Identität der Verfasser, gerade deshalb, weil der aus der Chalotais-Rezension zitierte Gedanke sich gar nicht darin findet. Es ist ein Einwand, den Herder innerlich dem Buche Chalotais' gemacht, aber in der Rezension niederzulegen vergessen hat. Ein anderer als der Verfasser der Rezension kann dagegen einen solchen Einwand nicht irrtümlich hineinlesen. Noch eigenartiger ist der andere Fall. In seiner großen Sulzer-Rezension sagt Herder 665_{17}: „Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit seyn mögte, haben wir schon ehmals unsre Meinung gesagt." Das hat er allerdings getan, aber nicht in den F. G. A., sondern in seiner zu Anfang 1772 in Nicolais A. D. B. erschienenen Rezension von Batteux, Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz (Suphan V 281): „Batteux Buch ist in Deutschland ein sehr verderbliches Buch gewesen. In Frankreich, wo man sich um das, was bloße Spekulation und Metaphysik ist, weniger bekümmert ... da konnte dies Buch also, wenn es nicht half, auch wenigstens nicht schaden. Aber in Deutschland, welch andrer Zustand und andre Folge" u. s. w. Herder vergißt also, daß die Rezension, auf die er sich bezieht, in einer anderen Zeitschrift steht, und wir gewinnen durch seinen Hinweis zwar keine zweite Rezension, wohl aber eine Verstärkung des anderweitig zu führenden Beweises, daß er die Sulzer-Rezension S. 664 ff. verfaßt hat.

Eine in sich zusammengehörige Gruppe von Anzeigen läßt sich durch Kombination zweier stilistischer Beobachtungen als Herders Eigentum erweisen. Es sind die Voltaire-Anzeigen S. (27), 192, 299, 442, 449, 471, 478, 483, 484. Die darin mit einigen Varianten immer wiederkehrende Umschreibungsformel für den Namen Voltaire zeigt, daß wir hier einen und denselben Rezensenten vor uns haben: 27_{35} der alte Dichter von Ferney, 192_{29} der Greis von Ferney, 299_{4} der Alte, 442_{30} der alte Dichter zu Ferney, 471_{24} der alte Dichter, 478_{35} der alte Dichter zu Ferney, 484_{16} der lebhafte Alte. Nur in den Anzeigen S. 449 und S. 484 fehlt diese Formel. Die letztere gehört aber offenbar zu der unmittelbar voranstehenden, in der sich die Formel findet, und ist mit ihr zusammen eingeliefert worden. Und die Anzeige S. 449 ist in Ton, Anlage, Druckbild genau analog der in der vorangehenden Nummer S. 442 gedruckten Rezension. Auch durch die Parallele von 451_{21} zu 485_{1} wird diese Anzeige an die ganze Gruppe der Voltaire-Anzeigen angeschlossen. Es genügt also, für *eine* Rezension aus dieser Gruppe den Verfasser zu ermitteln, und hierzu verhilft uns die darin vorkommende Schlußpointe 299_{12}: „Die deutsche Übersetzung ist — — eine Übersetzung." Diese Pointe gefiel dem Verfasser, und nach

Schriftstellerart hat er sie noch ein zweites Mal verwendet, und zwar in der Rezension von Deninas „Staatsveränderungen von Italien" (356_{27}): „aber der Übersetzer — — ist ein Übersetzer." Die Denina-Rezension ist nun aber für Herder bezeugt, und er hat also auch die Gruppe der Voltaire-Anzeigen geliefert. Diese Ermittelung bestätigt sich dann noch durch einige über die Gruppe verstreute Eigenheiten seines Stils, die unten bei den einzelnen Rezensionen verzeichnet werden.

Herders Rezensionen erregen sonst durch ihre rücksichtslose Selbständigkeit in Gedanken und Sprache unsere — vielleicht mit etwas Unbehagen gemischte — Bewunderung. Nun haben wir aber noch eine Gruppe seiner Anzeigen zu betrachten, in denen er als unselbständiger Exzerpent erscheint. Die den Jahrgang eröffnende „Nachricht an das Publikum" verheißt: „Besonders wird man für den Liebhaber der englischen Litteratur dahin sorgen, daß ihm kein einziger Artikel, der seiner Aufmerksamkeit würdig ist, entgehe." In der Tat finden sich über den ganzen Jahrgang zerstreut eine Anzahl von kürzeren und längeren Anzeigen aus der englischen Tagesliteratur, die zunächst den Eindruck machen könnten, als habe man in Frankfurt ganze Ballen englischer Bücher bezogen. Aber eine dieser Anzeigen (Neudruck S. 446) gibt sich offen als einen Auszug aus Monthly Review, und an einer anderen Stelle (28_{23}) nimmt der Rezensent auf Gentleman's Magazine Bezug. Dazu kommt eine Mitteilung von Deinet an Raspe, 15. Februar 1772 (Weimar. Jahrb. VI 82): „Bey meinem vielen Geplauder hab ich unlängst vergessen zu melden, daß die Monthly Review, London Magazin, und Gentleman Magazin hier in der Nähe sind und benutzt werden. Doch dieses werden Ihnen schon unsre Anzeigen oft genug entdeckt haben." Darauf hin hat schon Scherer (Neudruck S. LVII) gefragt: „Sind übrigens ... alle Rezensionen englischer Bücher Originalrezensionen? Sind sie nicht zum Teil aus englischen Zeitschriften, wie Monthly Review, London Magazine, Gentleman's Magazine geschöpft?" Diese Frage hat nun eine Dissertation von O. P. Trieloff (Die Entstehung der Rezensionen in den F. G. A. vom Jahre 1772. Münster i. W. 1908) beantwortet. Es zeigte sich, daß nicht weniger als 46 Anzeigen wörtliche Übersetzungen, zusammendrängende Auszüge oder freiere Bearbeitungen von Rezensionen in den genannten Zeitschriften sind. Trieloff hält Merck für den Exzerpenten — es ist aber vielmehr in der Mehrzahl der Fälle Herder, der sich bei den selbständigen Zusätzen an einer Anzahl von Stileigenheiten verrät, die weiterhin bei den einzelnen Rezensionen verzeichnet werden. Nur einige Anzeigen von Reisebeschreibungen hat wohl Merck ausgezogen, denn das war sein Rezensionsgebiet,

und die wenigen Zusätze in dieser Gruppe weisen nicht auf Herder, sondern sind von inferiorer Art, vgl. z. B. 40_{30} 397_{25}, und zeigen in einigen Fällen die Stileigenheiten Mercks, vgl. besonders 68_8 286_{23}.

Ein Analogon zu diesen Exzerpten aus englischen Zeitschriften ist die Anzeige S. 365 Phédon, die sich auf eine Rezension in der Mainummer des Mercure de France gründet. Derselben Nummer entnahm Herder auch den Stoff zu der „Anekdote" S. 332.

Eine vereinzelte Rezension Herders findet sich auch noch im Jahrgang 1773. Es ist die Anzeige der „Kritiken über die Michaelische Bibelübersetzung", die den Jahrgang eröffnet. Sie stammt nach sicheren sprachlichen Merkmalen von Herder und ist offenbar ein Manuskriptrest aus dem Jahrgang 1772. Es trifft also nicht völlig zu, wenn Scherer (Neudruck S. LXXV) meint: „Nicht eine Zeile aus dem Mitarbeiterkreise von 1772 ist dem Verleger geblieben."

Anders verhält es sich dagegen mit der Anzeige von Schummel, Lustspiele ohne Heuraten, in der Nummer vom 15. Januar 1773. Der Rezensent gibt sich ausdrücklich als identisch mit dem, der im Jahrgang 1772 Schummels „Empfindsame Reisen" angezeigt hat, d. h. mit Herder: „Der gute Herr Präzeptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als empfindsame Reisen zu schreiben, hat wirklich sein Thema geändert." Aber Herder, der 1773 nichts mehr geliefert hat, kann die Wendung „im abgewichenen Jahr" nicht geschrieben haben, und das Bestreben, durch Anknüpfung an den Jahrgang 1772 die Spuren des eingetretenen Rezensentenwechsels zu verwischen, ist in dem Jahrgang 1773 vielfach erkennbar. Die Rezension enthält denn auch nichts für Herder entschieden Kennzeichnendes, und ist nur eine leidlich gelungene Imitation seines Stils. Zu der zitierten Eingangspointe hat sich der neue Rezensent aus Herders Wendung 468_9 inspiriert.

In einigen Fällen hat Herder auch Rezensionen Mercks durchgesehen und ihnen sein Gepräge aufgedrückt. Die Anzeige S. 14 Éloge scheint nach 14_{34} f. von Merck herzurühren, s. das Stichwort „Vergleich mit antiken Persönlichkeiten" im Merck-Glossar. Aber der Eingang entspricht Herders Rezensionseröffnung 86_{30}, und auch im Ton und Vokabular weist der Passus 14_{17-30} auf Herder, der seine Wertschätzung von de la Harpe auch 18_{26} und 27_{21} ausspricht. Es ist schwer zu sagen, ob wir hier eine von Herder überarbeitete Rezension Mercks vor uns haben, oder ob Merck die Spuren seiner Redaktion in einer Rezension Herders hinterlassen hat, wozu ihn dieser — freilich erst später (vgl. Merck-Briefe I 37) — ausdrücklich ermächtigt. In Mercks Anzeige Musen-Almanach S. 125 scheint 125_{25}—126_5 im Urteil und Ton heterogen, und zu 126_2 vgl. das

Stichwort „wann werden doch“. Auch die Anzeige S. 186 Die Apotheke stellt den Typus von Mercks Nacherzählungen dar, aber an das öde Referat ist ein ganz unvermittelt einsetzender Anhang gefügt, den ein Anderer, ein Größerer geschrieben hat, und der weit über Mercks bescheidene Kraft hinausreicht. Bei seinem nahen persönlichen Verkehr mit Goethe würde man an diesen denken, wenn der Anhang nicht ein Kennzeichen von Herders Stil aufwiese, wie unten S. 439 gezeigt wird. Auch Mercks Rezension von Wielands Goldenem Spiegel hat Herder durchgesehen, denn der Passus 569_{11} ff. enthält zwei sehr bestimmte Eigenheiten seiner Schreibweise, vgl. oben S. 372. Die äußere Gelegenheit, seine Rezensionen dem Urteil Herders zu unterbreiten, bot sich Merck ja bequem dar, da er doch wohl fortdauernd Bücherpackete mit Recensendis nach Bückeburg zu senden hatte. Auch die englischen Zeitschriften, die nach Deinets Angabe zunächst „hier in der Nähe“, d. h. bei Merck in Darmstadt vorhanden waren, sind offenbar nach Bückeburg gewandert, sobald Merck seine Exzerpte daraus hergestellt hatte.

Mit der Unterscheidung dieser Einschübe sind wir schon in die Stiluntersuchung eingetreten, die unser wichtigstes Hilfsmittel ausmacht, denn es ist schließlich nur eine bescheidene Zahl von Rezensionen, bei denen Zeugnisse oder Herders Personalien oder der Zusammenhang einer Rezension mit einer anderen die Autorschaft Herders erweisen. Im übrigen sind wir durchweg auf „die Urin- und Dreckseherei des Styles“ angewiesen, und sie läßt sich gerade bei Herder mit großer Sicherheit ausüben. Wenn es damals den Zeitgenossen möglich war, in einer Anzahl von Rezensionen Herder zu erkennen, so sind wir in der Lage, diese Operation auf Grund eines viel umfangreicheren Vergleichsmaterials mit noch größerem Erfolge vorzunehmen, zumal da wir uns nicht mit dem allgemeinen Eindruck begnügen, sondern genaue Untersuchungen anstellen, die sich bis auf die Minutien der Rechtschreibung und Interpunktion erstrecken.

Wir stehen hier vor der Aufgabe, Herder und Goethe zu unterscheiden, denn die Gesamtgruppe Herder-Goethe hebt sich durch den Genieſtil deutlich von Merck, Schlosser und den anderen Mitarbeitern ab, die im Aufklärungsstil wurzeln. Der Gedankengehalt der Rezensionen ist zur Scheidung von Goethes und Herders Anteil nicht zu verwenden, weil auch die Anschauungen der beiden vielfach sehr ähnliche sind. Über die französische Literatur, über die unfruchtbare Pedanterie des deutschen Universitätstreibens und der zünftigen Gelehrsamkeit, über die Wertlosigkeit philosophischer und ästhetischer Systeme, über Homer, Ossian, Klopstock äußern sich Goethe und Herder sehr übereinstimmend, und ein ernstlicher Gegensatz in irgend einer wichtigen Frage

läßt sich durchaus nicht feststellen. Eher kann man die Tonart der beiden auseinanderhalten: Herders bittere Grundstimmung, seine reizbare, unwirsche Art hebt sich deutlich ab von Goethes Frohnatur, die selbst in die Gebärde der Verachtung heiteren Übermut zu legen weiß und die bei allem, was schön und recht ist, in Andacht und Liebe erglüht. Aber im einzelnen Falle läßt sich auf solchen Unterschied der Grundstimmung doch keine sichere Entscheidung gründen, und auch Scherer schließt seine meisterhafte Darstellung des Stilunterschiedes zwischen Goethe und Herder (Neudruck S. LXXXV) mit den Worten: „das uns übrigens im einzelnen Falle oft alles nichts hilft."

Was wir brauchen, sind sichere, greifbare Merkmale, und da solche in den großen Linien der Gedanken nicht zu finden sind, so haben wir sie in den individuellen Sprachgebärden bis hinab zu den Minutien der Interpunktion zu suchen. Ja gerade die winzigsten Äußerlichkeiten sind für unseren Zweck am brauchbarsten, sofern sie sich nur als wirklich kennzeichnend für einen der beiden und ihm ausschließlich eigen erweisen. Solche Kennzeichen haben sich denn auch in genügender Menge finden lassen.

Schon durch das Druckbild heben sich Herders Rezensionen in vielen Fällen von denen Goethes ab. Seine wühlende Unruhe, seine Neigung zu starken Trümpfen und Accenten treibt ihn zu ganz maßlosem Unterstreichen, und so geben die vielen gesperrten Wörter seinen Rezensionen ein eigentümlich gefleckes Ansehen. Weder Goethe noch die anderen Mitarbeiter des Jahrgangs — etwa Merck ausgenommen — verwenden den Sperrdruck in solchem Umfange wie Herder — nur Goethes Anzeige von Lavaters Aussichten in die Ewigkeit zeigt ebenfalls viele gesperrte Wörter. Das ist übrigens nur ein untergeordnetes Hilfsmittel bei der vorläufigen Sichtung, denn Herder schreibt zuweilen auch ruhige Rezensionen, in denen er nicht viel unterstreicht, und wir müssen Kennzeichen suchen, die wenige oder keine Ausnahmen erleiden. Ein solches gewinnen wir wenigstens in gewissen Fällen aus Herders Vorliebe für Abkürzungen. Goethe ist mit solchen sehr sparsam, Herder dagegen schwelgt in Abkürzungen. Ich verzeichne aus den Rezensionen in der A. D. B. (Werke, Bd. 5): V. = Verfasser (S. 278 289 309 413), z. E. (291 293 317 384), Gespr. (309), Übers. (310), allgem. (311), seel. (320), Ex. (396), sch. K. (282), K. u. W. (279 280 321 374 413), H. = Heilige (279), Pr. Soc. der Wiß. (407), und so noch häufig. Diese Schreibgewohnheit zeigt sich nun auch in seinen Beiträgen zu den F. G. A. Ohne irgendwie Vollständigkeit zu erstreben, verzeichne ich: Anleit. (211_{10}), A. T. (Altes Testament: 281_2 441_5); Aut. (621_{30}); B. (Buch: 159_{17}); B. (Band: $424_{17\ 31\ 35}$); Bibl. (394_9); Braunschw.

(615_{34}); Christl. (372_{30}); D. (Doctor: 138_{26} $139_{2\,12}$); Freyh. (Freyherr: $511_{23\,34}$); ges. (gesellschaftlich: 337_{34}); H. (Heiliger: 281_5 374_5 440_4 454_{31}); H. (Herr: 270_{27} 457_5); Histor. (648_6); H. St. oder Hauptst. (270_{34} 307_{20} $308_{11\,25}$ 309_{15} 310_3; J. C. (Jesus Christus: 333_{15}); L. (Luther: 403_{24}); Lat. Üb. (123_{29}); M. (Magister: 573_{34} 574_{29}); Mſr. ($281_{7\,8}$); P. (Professor: 392_{20}); Pr. (Predigt: 34_{19}); Prof. (122_{21} 481_{29} $482_{7\,10\,16}$ 483_6); Program. (Programme: 513_4); Rec. (Recensent: $402_{15\,23}$ 403_{32} 428_{35}); Rec. oder Recenſ. (Recenſion: $358_{21\,37}$ 672_{30}); Recenſ. (Recenſent: 6_{35} 8_{36} 221_{16} $354_{12\,23}$ $355_{11\,35}$ 358_{11} 364_{26} 395_{36} 421_{16} 422_{18} 427_{17} 429_{23} 430_{25} 507_{16} 509_{34} 526_{22} 527_1 528_{30} 615_{28} $648_{17\,20}$ $658_{20\,21}$ $659_{1\,8}$ $660_{12\,19}$ $672_{5\,36}$ 673_8 674_1; XCVII Zeile 18); R. (Russisch: 418_{16}); Röm. (336_{20}); s. g. (641_{30}); Th. (Theil: 427_{33} 428_{14}); Verf. (häufig).

Ein weiteres Kennzeichen von Herders Rezensionen sind die überaus zahlreichen Klammern. Herder verwendet sie vielfach auch da, wo sie nach unserem Empfinden gar nicht nötig wären, so daß man viele Einklammerungen eben an ihrer Überflüssigkeit als Herderisch erkennt. Ich verzichte darauf, die Tausende von Klammern in Herders Jugendwerken statistisch zu erfassen — sie fallen beim Durchblättern der betreffenden Bände von Suphans Ausgabe ohne weiteres ins Auge. Goethes Rezensionen zeigen überhaupt keine Klammern, welche Textworte umschließen, denn die einzige darin vorkommende Klammer S. 462_{33} enthält nur zitierte Seitenziffern. Herder dagegen liebt es außerordentlich, Zwischenbemerkungen in Klammern einzuschließen, und wer die folgenden Zitate, die nur eine kleine Auswahl vorstellen, nachschlägt, wird leicht die Familienähnlichkeit dieser beiseite gesprochenen Wendungen wahrnehmen: 142_{24} 188_{37} 217_{15} $222_{4\,14}$ 281_{24} 296_{17} 324_6 335_{25} 358_{23} 359_4 393_{27} 394_{21} $396_{27\,28}$ 402_{15} 427_{22} 454_{10} 456_{31} 461_{24} $509_{12\,16}$ 510_3 543_7 553_{18} 554_{37} 560_{19} $561_{2\,13\,18}$ 574_{33} 575_{17} 586_{25} 588_{18} $622_{27\,36}$ 623_3 647_{30}.

Herders Interpunktion zeigt noch weitere sehr kennzeichnende Eigentümlichkeiten als Ausdruck seines rednerischen, stoßweise auf den Leser eindringenden Stils. Fragen und Ausrufe folgen sich kettenweise zusammenhängend als elliptische Sätze, deren jeder aus dem vorangehenden zu ergänzen ist. Typisch ist dafür und zugleich für seine Klammern und Sperrungen der Passus 396_{22}: „Und denn, ist selbst bey dieser Tabelle alles bewiesen? nichts zu gewagt? nichts des lieben Einfalls wegen da? Die Umschaffung der Erde! die Obelisken und Pyramidenperiode in Egypten! Hebräer nebst den Gauren das Einzige Volk, dessen Gesetzgebung und Sitten seinen Staat überlebt (und keine Bramanen? keine Schamanen?) die Jonier so gewiß von Javan? (und viel andre Ableitungen mehr)."

Ein recht brauchbares Merkmal haben wir ferner an dem dreifachen Gedankenstrich, für den Herder eine besondere Vorliebe hat, während er in Goethes vorweimarischen Werken überhaupt nicht vorkommt. Die Rezensionen Herders in der A. D. B. zeigen den dreifachen Gedankenstrich elfmal: Werke V 275 276 (zweimal) 278 314 326 329 334 361 372 377), und auch in seinen übrigen Jugendwerken erscheint er sehr häufig, z. B. I 71 121 364; II 115 205 206 227 246 247 248 300 343; IV 181 (zweimal) 186 286 353 370 433; V 9 31 69 86 94 147 253; VI 46 133 135 136; VII 235 (zweimal) 251 275 295 304 310 316 323 470; VIII 100; IX 533; XXX 396; XXXI 175 238; Briefe an Hamann vom 1. August 1772 und 2. Januar 1773 (zweimal), Lebensbild III 1 363 u. s. w. In den F. G. A. von 1772 finden wir den dreifachen Gedankenstrich in 4 von den 14 bisher schon für Herder gesicherten Rezensionen, und zwar erscheint er dort im ganzen sechsmal (355_{26} $356_{4\ 8}$ 369_{24} 395_{12} 401_{1}). Hier dient er also höchstens zur Bestätigung des schon anderweitig Ermittelten. Dann aber finden sich acht Fälle (53_{11} 362_{23} $363_{27\ 31}$ 364_{9} $365_{4\ 8\ 11}$) in drei weiteren Rezensionen, die sich denn auch bei näherer Prüfung durch eine Anzahl von Merkmalen als Herders Eigentum erweisen.

Der dreifache Gedankenstrich ist also ein fast sicheres Kennzeichen für Herder. Aber auch den einfachen und doppelten Gedankenstrich verwendet er häufig in einer ihm eigentümlichen Art: er hebt damit einzelne Wörter zu stärkerer Wirkung heraus; ein Stilmittel, das Goethe nicht anwendet; z. B.: „da es doch nur — Stimme ist (V 150). — „endlich doch nichts als — Beiwörter abhandle" (V 332). Ebenso V 41; VI 54 55 224 256 433; VII 224 230; XXXII 183 und sonst noch sehr häufig. Diese Eigenheit finden wir nun auch in den F. G. A.: „größer und göttlicher seyn kann, als tausend Declamationen — — Worte" (401_{30}). — „Daher sprach er — — leider nur Worte!" (423_{13}). Ebenso 337_{15} $420_{16\ 35}$ 422_{19} 457_{8} 545_{32} 574_{12} u. s. w.

In diesen halb unbewußten Schreibgewohnheiten Herders tritt uns das Bild seiner verlorenen Handschriften für die F. G. A. vor Augen. Noch mehr geschieht das bei einer von Steig gemachten Beobachtung. In der Rezension „De Vitis Philologorum" wird 572_{26} und 573_{14} ein Johann Philipp Castel genannt, der aber vielmehr Cassel oder in Herders Schreibweise Caßel heißt. Nun sind aber ß und ſt in Herders Handschrift schwer zu unterscheiden, so daß seine Setzer sogar Ulyſtes und Odyſtee gelesen und gedruckt haben. Die treffende Beobachtung Steigs gesellt sich also zu den mancherlei anderen Gründen, aus denen diese Rezension Herder zuzuweisen ist.

Auch Herders Lautbildung zeigt Eigenheiten, die zur Unter-

ſcheidung von Goethe ohne weiteres brauchbar ſind. Da iſt z. B., wie ſchon Ritter bemerkt hat, die Form dörfen, die Herder neben dürfen ſehr häufig verwendet, und die bei Goethe überhaupt nicht vorkommt. Kein ſo ſcharfes, aber doch auch ein brauchbares Kriterium ſind die vollen Formen kennet, fühlet u. ſ. w., die Herder liebt — vgl. die näheren Nachweiſe bei Längin, die Sprache des jungen Herder S. 24 — während ſie bei Goethe nur ausnahmsweiſe erſcheinen. Herder bildet ferner die Imperfekta: ſahe ($250_{18\ 24}$ $301_{,32}$ 302_{16} 389_{31}), fande (363_{8}), hieſe (583_{28}), verziehe (96_{12}), ſchriebe (613_{26}), lieſſe (250_{14}), rufte (329_{34} 551_{32}). Belege zu dieſen Formen aus Herders übrigen Werken finden ſich bei Längin S. 66. Freilich kommen dieſe Imperfekta ebenſo wie die oben bezeichneten unkontrahirten Verbalformen auch bei Schloſſer häufig vor (vgl. Ritter, Goethe-Jahrbuch XXIV 195), aber zur Unterſcheidung Herders von Goethe ſind dieſe beiden Eigenheiten wohl brauchbar. Das Adjektiv „fremd“ erſcheint bei Herder faſt durchweg in der Form „fremde“, vgl. die Belege im Stilgloſſar.

Endlich Herders Stil! Wir müſſen hier alles beiſeite laſſen, was dem Genieſtil dieſer Jahre angehört, der Herder und Goethe gemein iſt, aber auf dieſer gemeinſamen Grundlage hat jeder von beiden ſeine beſonderen Gewohnheiten und Lieblingswendungen, die er mit dem anderen nicht teilt, und zwar iſt Herder an ſolchen kennzeichnenden Stilgebärden weit reicher als Goethe. Haym ſagt von ſeinem Stil: „Wie die Gedanken endlich, ſtrömen ihm die Worte, die Wendungen, die Ausdrucksweiſen zu — allein der Eifer, ſich mitzutheilen, iſt ſo groß, der Umſatz ſo bedeutend, daß er, mit und ohne es zu wiſſen, von ſich ſelbſt borgt und eine Anzahl von Redegewohnheiten annimmt, die ihn, auch wo er anonym ſchreibt, faſt unfehlbar verraten.“ Aus dieſer Fülle von Herders Eigenheiten führt das folgende Stilgloſſar nur ſolche auf, die zur Ermittlung ſeines Anteils an den F. G. A. brauchbar ſind. Die durchweg zutreffenden Beobachtungen, mit denen Steig ſeine Zuweiſung von 15 Rezenſionen an Herder begründet, werden hier mitverwertet; da bei einer Vergleichung mit Steigs Aufſatz ohne weiteres vor Augen liegt, was wir ihm verdanken, braucht es hier im einzelnen nicht bezeichnet zu werden. Die Beweiskraft der im folgenden zuſammengetragenen Merkmale iſt ſehr verſchieden. Neben vielen durchaus kennzeichnenden Eigenheiten, von denen eine einzige genügt, die Herkunft einer Rezenſion von Herder zu erweiſen, finden ſich auch manche, denen nur eine beſcheidene unterſtützende Beweiskraft zukommt. Bei der alphabetiſchen Ordnung der Stichworte iſt der Artikel nicht berückſichtigt worden. Die Belegſtellen aus Suphans Ausgabe von Herders Werken ſind mit

römischen Band- und arabischen Seitenziffern verzeichnet, während die Stellen aus den F. G. A. arabische Seitenziffern mit angehängten kleinen Zeilenziffern tragen, die sich auf Scherer-Seufferts Neudruck beziehen und in unserem „Ersten Teil" am Rande angegeben sind.

Stilglossar zu Herders Beiträgen

aber nun in elliptischen Sätzen: „Nun aber gar von innen? (VII 234). — „Aber ein Weiser über die Poesie nach Baumgarten" (XXXII 186). — „Aber nun Schlözer zu Chalotais?" (188_{33}). — „Aber nun, die Sache blos dabey anfangen?" (189_{14}). — „Nun aber gedruckt!" (292_{8}). — „Aber nun diesen Maler . . . zu verstehen? zu erklären?" (400_{8}). — „Aber nun, welche Auslegung wir geben?" (422_{29}).

Abgründe der Philosophie: „in den tiefsten Abgründen der Philosophie" (V 280). — „wagten sich gerade in den Abgrund, aus dem das Denken als Wolke nur aufsteigt" (VIII 304). — „den Abgründen der Weltweisheit mit Ehrfurcht und Schüchternheit nahen" (236_{33}). — „Wer wagt sich in diese Tiefe, wennt er sie kennt" [auf die Lehre von der Willensfreiheit bezüglich] (679_{31}).

Acerra — von Herder gern im verächtlichen Sinne gebraucht. „Einem jeden moralischen Geleyer sind hinten sogenannte Anekdoten oder Beyspiele aus einer Acerra angehängt" (434_{7}). — „Das ganze Büchelchen besteht aus abgebrochenen Geschichten, die man in jeder Acerra und Florilegio findet" (437_{25}). — „Eine Art von Acerra Philol." (632_{13}).

Abkürzungen: vgl. oben S. 396 f.

achtzehntes Jahrhundert: „Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18. Jahrhunderts" (321_{6}). — „Dem Recens. dünkt der Byzantinische Hof das schönste Urbild der Politik und Hofmaschienerie unsres erleuchteten, verfeinerten, allklugen Jahrhunderts" (355_{35}). — „Vor dem Richterstuhl der Vernunft des hocherleuchteten 18. Jahrhunderts" (441_{10}). — „Daß wir alle jetzt an unsichtbarer Kette liegen, und daß uns gegenwärtig ein Ordensband, petit Collet, oder ein tolles Schwerdt an unsern Hüften, durch Vorurtheil, Luxus, politische Bestimmung und Verrechnung, und hundert gräßliche Krankheiten der Seele, mehr, zehnmal mehr fesselt, und geißelt, und auszehrt, als den Sklaven der leichte Klotz am Fuße beschweret" (509_{24}). — „Allein Msr. d'Arnaud ist zu sehr Parisien, und Zeitgenosse des philosophischen achtzehnten Jahrhunderts, als daß er seinen Gegenständen die ihnen eigne Würde hätte zu geben wissen" (552_{1}). — „der philosophische Geist, den die Voltaire, Hume, Helvetius, Baile und Consorten eingeführt haben, ist doch, trutz seiner hagern Gestalt, seiner wankenden Schritte und klappernder Zähne, das Modegespenst des Jahrhunderts, das nicht blos im Finstern daher schleicht, sondern selbst wie eine Pest am Mittage verderbet" (554_{4}). — „um überhaupt den Genius unsrer Zeit zu charakterisiren, der sehr groß und artig im Kleinen, wie vielleicht klein im Großen ist" (622_{32}). Vgl. dazu II 142 145; V 111; VI 253 343 369 436 437.

Algebraiſt: „wie ein Algebraiſt, wenn er auf den Flügeln ſeiner Ideen ſich ins Unendliche ſetzt, ganz Gedanke wird" (XXXII 7). — „alle leſende und redende Geſchöpfe, vom Zeitungspolitiker an, bis zum Algebraiſten" (206_{22}). Das ganze Verzeichnis der in dieſer Formel zuſammengefaßten leſenden und redenden Geſchöpfe bietet dann die folgende Stelle: „[Der Recenſent] iſt kein Hiſtoriker von Profeßion, kein Hiſtoriker par Gout, kein Algebraiſt, Metaphyſiker, Belletriſt, Hexenmeiſter, Leinweber etc. etc., ſondern blos ein freydenkender Waghals" (Der Wandsbecker Bothe, 31. Dezember 1773. Über Herders Autorſchaft an der Schlözer-Recenſion, der dieſe Stelle entnommen iſt, vgl. Morris, Euphorion, Bd. 16).

allgemeiner Geiſt: „die Geiſtesfülle, die wie der allgemeine Geiſt der Natur, das Ganze durchathmet" (341_{24}). — „den allgemeinen Geiſt, der die ganze Menſchheit zuſammen webt" (518_{8}). Vgl. V 497 („Allgemeingeiſt"); XI 125 („daß in jedem Perihelium ein allgemeiner Geiſt regierte"); VII 230 („den allgemeinen Geiſt ... aller Materie"); VIII 305 („Was Wahrheit iſt, hängt mit dem Senſorium der Schöpfung, dem groſſen Geiſte zuſammen, der ganz Wahrheit iſt").

Altvater Homer: I 126; II 168; Merck-Briefe I 44; F. G. A. 480_{23}. Vgl. auch 341_{8}.

Amphictyonen: „[Horaz] würde ſelbſt vor den Amphiktyonen, dem Gottſched weichen müſſen" (101_{28}). — „[Voltaire] hat aber ſchon lange im Rath der Amphictyonen Sitz und Stimme verlohren" (142_{1}). — „um eine Stelle in dem Rath der Amphictyonen mit zu verdienen" (Frkf. gel. Anz. 1773 S. 4).

am wenigſten gefallen: „Am wenigſten hat uns die Einleitung gefallen" (67_{30}). — „Aber eben dieſes gefiel uns am wenigſten" (301_{35}). — „Am ungefälligſten iſt der Autor, wo er" (356_{20}). — „Am wenigſten ſind wir mit ſeiner Abhandlung ... zufrieden (374_{9}). — „Der erſte Theil hat uns am wenigſten Genüge geleiſtet" (513_{19}). — „die ganze Geſchichte von Chriſto, die uns am allerwenigſten gefallen hat" (613_{37}). — Vgl. 68_{17} und das Stichwort: „hat uns gefallen".

-ängſtliche Überſetzung: „Pedantiſchängſtlicher kann man nicht ſchreiben" [le Monniers Terenzüberſetzung] (237_{8}). — „bey aller ... grammatikaliſch-ängſtlichen Richtigkeit" [Damms Homerüberſetzung] (341_{32}).

Anrede an den Autor: „Wie aber, mein Deutſcher Hr. Addiſon" (III 388). — „Schade lieber Künſtler" (VIII 83). — „Und die Mittel dazu Herr Hofmeiſter" (170_{14}). — „Zugeſtanden, mein Herr" (285_{28}).

apodiktiſches Eingangsurteil mit Ergänzung des Subjekts aus dem Titel: „Ein Galimathias in Briefen" (94_{11}). — „Schulübungen, und zwar von den elendeſten!" (126_{34}). — „Eine Schulchrie" (147_{21}). — „Gar eine rührendſeynſollende Operette!" (147_{34}). — „Dialogirte Vorſtellungen" (246_{21}). — „Eine langweilige Schulchrie" (490_{6}). — „Eine Art von Acerra Philol." (632_{13}).

apokopierte antike Namen: Sokrat (I 229). — Alcibiad (I 229; XXX 33). — Euripid (IV 430). — Demoſthen (IV 431; VII 220). — Apulej (III 316). — Neoptolem (III 14). — Ariſtophan (196_{25}; 197_{20} 198_{26}).

auf eine Logomachie hinauslaufen: „und lauft auf einer Logomachie hinaus" (46_{16}). — „ob ... dieser menschliche oder göttliche Ursprung am Ende nicht auf eine Logomachie hinaus lauffe" (441_{16}).

aufhebender Relativsatz: „Ein Unterschied, der keine Personen unterscheidet" (I 39). — „unsere besten Grammatiken und Prosodien, die keine deutschen Grammatiken und Prosodien sind" (II 11). — „Supplemente zu einer Theorie, die keine Theorie ist" (V 282). — „Witz, der meistens kein Witz ist" (V 321). — „Sylbenmaas des Skalden, der eigentlich kein Sylbenmaas hat" (V 328). — „haereditas regia tam imminuta, ut modo haereditas nulla" (V 707). — „Die Jüden, die nicht Jüden waren" (IX 13). — „Geschwätz an ein Volk, das kein Volk ist, über Materien, die keine Materien sind" (IX 325). — „Schrift, die keine Schrift mehr ist" (X 250). — „eine Charte, die keine Charte ist" (221_{20}). — „ein Original ja, was kein Original ist" (280_{21}). — „Es wäre eitel, viel Kritik auf eine Klaßification zu wenden; die eigentlich nie eine genaue Klaßifikation werden wird" (620_{16}).

aus dem Titel schließen: „Schon der Titel zeigt uns die Absicht dieser Wochenschrift" (I 94). — „Aus dem Titelblatt ... ist zu sehen, daß ..." (I 102). — „daß fast jeder schon am Titel gnug hat" (VI 204). — „Wer sieht nicht aus dem Titel, daß hier Wasser mit dem Sieb geschöpft wird" (141_{32}). — „Der Titel zeigt schon den Inhalt" (280_{37}). — „Wenn unsre Leser nicht schon aus dem Titel: sur les Moeurs et l'Esprit — — dans tous les siècles — — geschlossen haben, was es ist" (342_{35}). — „Was erwartet man nicht von dem langen Titel?" (489_{3}). — „Unsre Leser sehen schon aus dem Titel, daß dieses Werkchen unter die Pomaden, Schönheits Essenzen, Conservationswasser, u. dgl. die uns aus Frankreich kommen, zu stellen ist" (530_{32}). — „Man sieht dem Titel schon den Geist des Werks an" (677_{22}). — Auch Goethe beginnt die Rezension der Gedichte eines polnischen Juden mit Mutmaßungen aus dem Titel, aber er formuliert anders.

ausgehen und zurückkehren: „das lautre aufopfernde Wesen ... davon er ausging und darauf überall zurück kam" (VII 214). — „Sein Geist ist von der Dogmatik ausgegangen und kehrt zu ihr zurück" (67_{19}). — „von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß" (271_{29}). — „So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus, und kehren dahin zurück" (320_{19}). Vgl. aber 448_{9}: Goethe.

Bescheidenheit des Schriftstellers: „wir haben in diesen Briefen viele Bescheidenheit ... gefunden" (I 93). — „Es wird Herrn Masch mit viel Bescheidenheit gezeigt" (V 411). — „der fleißige, bescheidne gelehrte Bischof" (VI 432). — „Erlaubt mir also der bescheidne Verfaßer" (VII 260). — „Unserm bescheidenen Redner sagen wir" (XX 321). — „Die bescheidne Vorrede" (XX 362). — „Der Autor ist bescheiden" (142_{13}). — „sagt der bescheidene Hr. Verfasser" (149_{27}). — „sollte bey einem einzelnen Recensenten es wenigstens die Bescheidenheit erfordern" (369_{6}). — „Herrn Tissots Lehre wird kurz und faßlich [in einer Rezension der A. D. B.] vorgetragen, dagegen so gründlich als bescheidene Einwendungen gemacht" (427_{11}).

— „mit so bescheidenen Ausdrücken vorgetragen" (432_2). — „griff seinen ehmaligen Recens. . . . an, der sich bescheiden vertheidigt (526_{23}). — „auch der Vortrag und das Urtheil [in einer Rezension der A. D. B.] zeugen von einem einsichtsvollen und bescheidnen Gelehrten" (526_{31}). — „Die Anmerkungen, welche der Verf. [einer Rezension in der A. D. B.] über Hrn. Garves Anmerkungen macht, sind meistens gegründet, und mit vieler Bescheidenheit gesagt" (671_{26}). — „Diese Recension ist sehr bescheiden" (671_{34}).

bestimmtes Auditorium: „Aus der Vorrede sieht man einen Mann, der sein Auditorium kennt" (351_{15}). — „Es liegt großer Vortheil in dem Umstand, ein bestimmtes Auditorium zu haben, oder sich bestimmen zu können" (433_{21}). — „Wir kennen, aufrichtig zu reden, das Auditorium nicht, dem diese Schrift bestimmt ward" (440_{32}). „Weil sie ein bestimmtes Auditorium haben, so erhalten sie [Ortons Predigten für alte Leute] schon dadurch viele Vorzüge vor andern Produktionen ihrer Art" (459_{11}). — „alle die Kunstgriffe, die Yorik bey seinem vermuthlich mehr irrdisch gesinnten Auditorium anwenden muste" (460_{34}). — „Aber gleich so manchen Predigern und Predigtsammlern denken die meisten aus jener Zunft an alles andre, nur nicht an das, woran sie zuerst, woran sie einzig denken sollten — an ihr Auditorium, — an ihre Leser" (499_{29}). — „bey seinen Vorträgen sorgfältig umhersehen, was man eigentlich für ein Auditorium habe . . . mit einem Wort, seine Vorträge nach dem Gesichtskreiß, dem Geschmack und den Umständen dieser seiner Zuhörer aufs genaueste berechnen" (500_6). — Derselbe Gedanke auch II 235 f. — Unter dem Eindruck dieser von Herder in den F. G. A. immer wieder vorgetragenen Mahnung schreibt dann auch Goethe in den „Zwo biblischen Fragen" (Weimar. Ausg. XXXVII 178_{27}): „gelehrte Prediger seien just nicht die besten, weil sie niemals fragen: was brauchen meine Zuhörer?"

Beweise in der Religion machen Zweifler: „Zudem wimmelt es von übel gewählten Beweisen aller Art, die zu weiter nichts taugen, als daß aus so unterrichteten Christen Zweifler . . . werden" (373_{11}). — „Das Jucken von der Raisonir- und Disputirsucht hat schon manchen ehrlichen Christen zum Zweifler gemacht" (642_{33}). Vgl. auch 217_1.

Bezifferte Argumente: Herder zählt in den Rezensionen der F. G. A. gern die Gedanken und Argumente des Autors beziffert auf, z. B. 214_{20} ff.: „Es sind nach dem Verf. drey Grundsätze, welche die Sitten der Menschen beherrschen und die bürgerliche Freyheit befestigen können: 1.) der Religion; 2.) der Ehre; 3.) des Gewissens . . . Allein es fehlte 1.) eine durch Staatsgesetze sichergestellte Auferziehung; 2.) kam dazu eine unbeschränkte Eroberungssucht; 3.) die Liebe zu Neuerungen . . . Die Kennzeichen der wahren Freyheit und Vaterlandsliebe setzt er darin: 1.) u. s. w. bis 6.) . . . Die Mittel gegen die Ausgelassenheit und Zweytracht im Staat giebt der Verf. im folgenden an: 1.) u. s. w. bis 6.)." Diese Eigenheit findet sich ferner $307_{26\ 34}$ 308_{26} 309_{26} 310_4 530_{19} 588_{14} 599_{26}. Ebenso IX 269 338 u. s. w.

Biegsamkeit: „durch die Biegsamkeit und den Fluß seiner Schreibart" (IV 336). — „Auch in diesen Gedichten ist die biegsamste Sprache" (V 333). — „unbiegsam der Kriecherei und Thorheit seiner Zeit"

(XV 37). — „Biegsamkeit im Äussern, und Stetigkeit im Inneren ... die Unbiegsamkeit seines eignen Charakters" ($5_{11\ 35}$). — „ein Mann, der bey seiner ausgebreiteten Literatur, Fleiß und Biegsamkeit genug besitzt" (529_{36}). — „ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte" (570_{28}).

Bildchen: „ein Bildchen Anakreons" (II 181). — „bei jedem Bildchen Homers, Pindars und Horaz'" (III 353). — „eine neue Figur hast du lieber Knabe, ein neues Bildchen" (VI 452). — Vgl. auch III 325 330 342 352 359. — „Leute, die den Künstler als Bildgensverfertiger zur Chronik ansehen" (689_3). Über das baltische s vgl. Gaebel S. 9, Haußmann S. 105.

blos ein Mittel zur Tugend: „Religion ist das beste, das edelste Hilfsmittel zur Tugend, aber noch nicht die Tugend selbst" (XXXI 370). — „Das Gebet ist blos ein Mittel der Tugend, und kein Ingredienz derselben" (337_{19}). — „denn sie [die Gesinnungen in Ansehung Gottes] sind blos Mittel der Tugend" (375_6).

brandmalen: „wie viel Menschliche Seelen mit Irrthümern ... gebrandmalt" (VI 50). — „um nur den Altonaer Philisophen als den Diogenes im Fasse zu brandmalen" (190_7). Vgl. XVIII 285. Das Wort kommt auch bei Lessing und Wieland vor, aber nicht bei Goethe.

brüderlich im Verhältnis von Autor und Leser: „O wenn doch Bossu aufstehen und den Verfasser brüderlich umarmen könnte!" (142_{24}). — „ein Schriftsteller, mit welchem wir uns recht brüderlich vertragen können" (682_{21}). —

Buchhändlergriff: „so wird es nothwendig, einen solchen Buchhändlergriff für das zu brandmarken, was er ist" (48_{14}). — „Ein Buchhändlergriff, der einträglich genug seyn mag" (469_{22}). Vgl. III 442.

buhlen (geistig): „ein stiller müßiger Zuschauer der Literatur, der mit keinem berühmten Journal buhlet" (II 206). — „wer aber mit der Geschichte nur buhlet" (222_{26}). — „mit Wahrheit und Religion nur zu buhlen" (403_{17}). — „so rathen wir wohlmeynend allen Buhlern der Philosophie" (554_{18}). Vgl. I 146; VIII 427.

das ist auch die Ursache. Herder gebraucht diese Wendung, um die Rezensionen zweier verwandter Werke so zu verbinden, daß der Text fortläuft und der zweite Titel nur durch den Fettdruck herausgehoben wird: „Dies ist z. E. auch die Ursache, warum wir von **Josephs des zweyten Reise zum Könige von Preußen. Ein Gedicht von Fidler. Wien 1771** nichts sagen" (V 337). — „Eben das urtheilen wir auch von der **Säule des Pflügers. Wien 1771. 8°.**" (V 334). — „Eben das ist Ursache, warum der Rec. von seiner **freyen Untersuchung des Kanons St. 2 (Halle 1772. Bey Hemmerde fast 2 Alphabete in 8.)** wenig sagen kann" (403_{32}). Vgl. auch 248_{13}; I 534; V 311 649; VIII 533; XXV 329; Aus Herders Nachlaß II 206.

das sind die Ingredienzen: „Fabeln, Historien, Briefe und moralische Maximen; das sind die Ingredienzen dieses Elexirs" (510_{33}). — „Elende Poesien ..., matte Erzählungen und platte Satyren, das sind die Ingredienzen dieser elenden Rhapsodie" (439_4).

daß doch: „Daß doch alle Mißionsgeschichten Satyren auf sich selbst seyn müssen!" (428_{12}). — „Daß doch die Leute gleich ein solches Lerm schlagen mögen, wenn man nicht denkt wie sie!" (485_4). — „Daß doch solche Leute reformiren wollen!" (490_{23}).

deutlich gebraucht Herder als Lobeswort (68_{35} 346_{25}; VII 200), aber auch im üblen Sinne zur Bezeichnung des platten Aufklärungstons: „im deutlichen, wässerigten und gereimten Style" (75_{10}). — „Virgil und Horaz werden in die schwerfälligste Prose zerstückt, und auf dem Sylbenmaaß von Ramler und Zachariä die deutlichsten Worte hergezählt" (126_{34}). — „Schade, daß das Buch so deutlich geschrieben ist, daß man nicht einmal verborgene Weißheit darinn vermuthen kann!" (263_{19}).

Dichter und Philosophen. Herder gebraucht diese Formel gern im üblen Sinne: „zugleich entstunde das Unding der honeten Companie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen" (231_{29}). — „Wann werden denn einmal unsre dichterische Philosophen den Menschen ansehen, wie er ist" (375_{25}). — „alle Deklamationen der Dichter und Philosophen" (569_{17} — ein Einschub Herders, vgl. oben S. 372). — „Wird denn das Dichter- und Philosophenvolk nie begreiffen" (585_{10}). Vgl.: „der Philosophische und Musenkram" (Briefe an Nicolai S. 90).

Dieses wird genug seyn: „Dieses wird genug seyn, um unsere Leser einigermaßen mit diesem Buche bekannt zu machen" (18_{30}). — „Dieses wird genug seyn zu beweisen, daß man auch in England schlecht übersetzt" (74_{29}). — „Dies mag genug seyn, um auf dieses allgemeinnützliche Buch unsre Leser zum Voraus aufmerksam zu machen" (239_{24}). — Vgl. auch 336_{22}. Die Wendung findet sich auch in der gedruckten Ankündigung des Jahrgangs (vgl. Weimarisches Jahrbuch VIII 79): „Dieses wird genug seyn, um dem Publikum eine Idee von den Obliegenheiten zu geben." Auch die Wendungen: „Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen — Übersetzerwuth" deuten auf einen Anteil Herders an dieser Ankündigung. Sie ist wohl in den Vorverhandlungen vom Dezember 1771 (vgl. oben S. 389) mit Merck vereinbart worden.

Doch was ...! „Doch was Splitter!" (Der Wandsbecker Bothe, 6. Oktober 1773, vgl. Morris, Herderiana im Wandsbecker Bothen, Euphorion Bd. 16). — „Doch was schaffen!" (350_{13}).

dörfen. Goethe gebraucht diese Form nie, dagegen findet sie sich neben „dürfen" häufig bei Herder: V 128 284 329 339 346 365 372 417; F. G. A. 322_{24} 356_{25} 404_{5} $422_{30\ 36}$ 555_{36} 573_{25}.

dreifacher Gedankenstrich: vgl. oben S. 398.

Druckbild: vgl. oben S. 396.

— Dunst! „— welch ein Dunst!" (III 427). — „hatte alles, was ächte, simple, ruhige, erbauliche, Philosophische Predigt haben muß und hatte — Dunst!" (VII 230). — „eine allgemeine Plauderey; zu unbestimmt, zu fliegend, oder zu kriechend — — ein Dunst" (323_{6}). Vgl. auch III 320; V 233; VI 82 367; VII 176 208 220 229 269.

e: über Herders Vorliebe für die Beibehaltung des e in der dritten Person des Präsens vgl. oben S. 399.

ein bewahr uns!: „daß wir bey Zeiten, mit einem andächtigen bewahr uns! auf den Heimweg bedacht gewesen" (624_{28}). — „hier ein Anathema, dort ein, Bewahr uns!" (Schreiben des Frankfurter Rezensenten von Goezens Betrachtungen, A. D. B. Bd. 19 S. 324).

einig = einzig: „der Einige fast, dem ich hiezu Biegsamkeit zu-

traue" (V 162). — „(Erneſti,) unſer Einige Melanchthon" (V 268). — „die aber ihrem Urheber und Zeitalter auch einig angemeſſen ſeyn konnte" (VII 345). — „das einige Werk, das er geſchrieben" (IX 511). — „mit einem einigen Blick das Ganze zu überſchauen" (242_{23}). — „Zanetti ... war der einige Gelehrte in Venedig, der ..." (242_{27}). — „daß er der einige Mann ſey, der ..." (302_{20}). — „ohne einen einigen allgemeinen Blick" (490_{26}). Vgl. auch II 62; V 268 622; VI 354 435; VII 278; XII 285; XIII 61 247 301 453; Merck-Briefe II 37.

ekelhaft. Herder wendet das Wort gern auf literariſche Erſcheinungen an: „mit den roheſten, ekelhafteſten Einwürfen" (V 31). — „mit der eckelhaften Menge Hülfswörter" (V 277). — „eine Theorie die als ſolche, an ſich ſo eckelhaft, unbeſtimmt iſt" (V 282 f.). — „ein ſüßlicher, zierlicher Pedant iſt der ärgſte, der eckelhafteſte von allen" (V 306). — „die eckelhafteſte Ausfaſerung der Ode" (V 308). — „was eckelhafter, als ſolche Empfindung, ſolche Kritik" (V 309). — „Wir haben immer mit Eckel geſehen" (43_{20}). — „nichts iſt eckelhafter, als Spott ohne Witz" (180_{12}). — „Betrachtungen über die eckelhaften drey Einheiten" (198_{15}). — „Es iſt ekelhaft anzuſehen, wenn uns ein ſolcher Scribent, wie dieſer, unterſcheiden will:" (321_{7}). — „Bey der callida junctura des Horaz wird eine ekelhafte Enumeration von aller Art der Wörterſchaffung gemacht" (587_{6}). Vgl. auch 266_{25} 439_{12} 543_{10}; I 168 489; II 42; III 470 XII 9 334.

Erkänntniß als Neutrum: 442_{6} 566_{5}; vgl. IV 23 25; VI 308; VII 3 7 66 84 88 255; VIII 199 235; XI 7 100 184; XIII 87; XV 319. Gelegentlich als Femininum: VII 310.

erlauben: „Nur einige Anmerkungen werden uns unſere Leſer erlauben" (36_{33}). — „Es wird uns erlaubt ſeyn, einige Anmerkungen zu machen" (122_{18}). — „Unſre Leſer werden uns erlauben, aus der Einleitung einige gemeinnützige Bemerkungen auszuziehen" (181_{36}). — „wirds dem Recenſ. auch erlaubt ſeyn, zu ſagen" (221_{16}). — „Unſre Leſer erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen her zu ſetzen" (321_{16}). — „Uns ſey es erlaubt" (341_{31}). — „Unſere Leſer erlauben uns noch einige eigene Bemerkungen" (368_{18}). — „Eine der ſchönſten harmoniſchen Stellen erlauben uns unſre Leſer, herzuſetzen" (558_{7}). — „Noch eine Stelle erlauben uns unſre Leſer herzuſetzen" (602_{37}). — „Noch eine Anmerkung erlaube man uns" (F. G. A. 1773 S. 12). Vgl. 88_{1}.

erleuchtetes Zeitalter: „zu unſern ſo erleuchteten Zeiten" (VII 182). — „Vor dem Richterſtuhl der Vernunft des hocherleuchteten 18. Jahrhunderts" (441_{10}). — „in unſerm erleuchteten Zeitalter" (477_{4}). — „Wer ſich noch unterfängt, unſre Zeiten für erleuchtet zu halten" (490_{33}: Rezenſion des Buchs „Die erleuchteten Zeiten". Daraus ſind dann wohl die ironiſchen Wendungen 441_{10} 477_{4} gefloſſen).

erliegende Säulen des Schickſals: „Zuerſt, was iſt ſchöner, als in einem verfallenden Staat das letzte Zwei ſolcher Zeugen! Pfeiler, die das zum Sturz krachende Gebäude noch ſtützen, noch tragen wollen ... die Pfeiler erliegen unter dem Schutt" (IX 165 f.). — „wehmüthige Augenweide, der Blick auf ſolche Erliegende, zerſchmetterte Säulen des Schickſals ... das Auge bleibt hangen auf dieſen Trageboten des Schickſals" (355_{21}).

der erſchreckende Leſer: „Nur erſchrecken unſre Leſer nicht zu geſchwinde“ (17_2). — „Unſre Leſer werden ebenſo erſchrecken wie wir“ (210_8). — „der geneigte Leſer erſchrecke nicht über die Worte“ (222_{14}).

ewigen (Verbum): XXVI 5; XXVIII 26; XXIX 593; F. G. A. 221_{14}.

Excrement (literariſch): „iſt aus dem Excrement nicht viel zu lernen“ VI 437. — „noch ſchlimmer, daß dergleichen Excremente 1771 dem Leſer vorgeſetzt werden“ (336_{25}).

fein. Der junge Herder gebraucht das Wort weit überwiegend zur tadelnden Kennzeichnung der Aufklärung des 18. Jahrhunderts und ihrer Geſinnung, z. B. I 104; II 145 147 149 154 161 223; III 286; V 110 166; VI 50 370 451; VIII 80 81 82 85 215 303 325 398 401 414 420 423 590. Ebenſo in den F. G. A.: „Unerträglich matt wird er, wenn er mit ſeinem ſo und das und die und deren die ... Sätze Theocrits an einander flicken und in eine feine Periode bringen will“ (54_6). — „feingeleckte Perioden“ (341_{28}). — „das ſchönſte Urbild der Politik und Hofmaſchienerie unſres erleuchteten verfeinerten, allklugen Jahrhunderts“ (355_{36}). — „verſchnitt das ... Genie zu einem feinen kalten Reiſenden“ [540_{12}. Vgl. hierzu: „iſt die Poeſie viel korrekter, moraliſcher, klaſſiſcher, feiner geworden; aber nicht zugleich auch viel unwürkſamer, unpoetiſcher, kälter?“ (VIII 420). Auch $54_{6\ 10}$ ſind die Begriffe „fein“ und „kalt“ verbunden]. — „Ihm war ganz Europa feines franzöſiſches Drama“ (571_{16}). In den ſpäteren Werken Herders verſchwindet dann der tadelnde Sinn des Wortes, vgl. z. B. X 305 306 311 371; XV 56, aber auch ſchon VII 76 gebraucht er es im guten Sinne, ebenſo wie einigemale in den F. G. A., z. B. 54_{29} 562_9.

fragen wie ein Thorſchreiber: „Das Lexikon fragt nämlich, wie die Schildwache am Thor: wie heißt der Herr? was bedient er? wo logirt er?“ (XV 14). — „daß der Leſer nicht fragen darf wie ein Thorſchreiber: wer iſt der Herr? Was hat der Herr für einen Charakter?“ (82_{19}).

fremde: „wird dieſer ganze Autor ... ſehr fremde vorkommen“ (I 77). — „alles, was er vorbringt iſt ihm ſo fremde“ (142_{21}). — „Maximen, ... die ... jenem Geſetzgeber wahrhaftig fremde waren“ (222_{32}). — Ebenſo: I 90 165 197 264 279 298 373 378 424 436 461 480 516; II 70 149 159 162 179 218 219 224 268 286 338; III 34 240 273 297 406 411 446; V 422; VIII 81 408; IX 426; XXXI 160 183 185 u. ſ. w.

Galimathias: 31_9 94_{11}; V 215. Goethe gebraucht das Wort einmal in einem Briefe (28. April 1766), aber nicht im Druck.

gedacht. Herder verwendet das Wort gern im guten Sinne: „daß in dieſer Schrift Gedachtes und Nützliches ſey“ (393_9). — „viel Schönes, Erleichterndes und Gedachtes“ (395_{29}). — „Von dem Gedachten ſeiner Theorie wollen wir eine Probe den Kennern vorlegen“ (520_{12}). Ebenſo Goethe 581_{17}, aber bei ihm ſchlägt der Sinn leicht ins Ungünſtige um: „wollen wir ſein Wohlgedachtes nicht abläugnen, doch quillt auch da nichts aus der Seele, es iſt alles ſo in die Seele hereingedacht“ (581_{26}). — „Es iſt alles nur gedacht ... Emilia Galotti iſt auch nur gedacht“ (Briefe II 19_{14}).

Gedankenſtrich: vgl. oben S. 398.

gelect: „eine fleißige Ausmahlung dieser und jener Gegenstände, die bis zum Gelecken (lectré) geht (man verzeihe den Mahlerischen Ausdruck, der hier weder schimpflich, noch ein bloßes Modewort seyn soll)“ (V 274). — „wo oft ein einziger Gedanke des Originals, der kurz hintokkirt war, in gelecker Manier ausgemahlt wird“ (177_{12}). — „feingelecte Perioden“ (341_{28}). Herder empfand also 1770 den Ausdruck noch als eine Neuerung und wendet ihn dann 1772 schon ohne weitere Umstände an.

gelehrte Kreuzzüge: „nach dem der Werth so mancher Journale und gelehrter Kreuzzüge zu berechnen wäre“ (87_{32}). — „interessanter ist als manches Detail unsrer gelehrten Kreuzzüge“ (344_{15}). Vgl. dazu: „Bald thut man Kreuzzüge nach dem güldnen Vlies der Toleranz, allgemeinen Religion und Menschenliebe“ (VIII 220).

Gemeinplätze von Buße: „Gemeinplätze von Buße, Glauben, Sünde, Verdammniß“ (346_{28}). — „dogmatische Satzung von allgemeinem Verderben, loci communes von Buße und Besserung“ (433_{32}).

Gemination: „Elender, elender Theorist!“ (IV 192). — „Über das Faktum wäre so Viel, so viel zu sagen!“ (V 82). — „aber dabei sehr kalt! kalt! kalt wurde“ (V 407). — „Er antwortet ja sonst auf so kleine kleine Dinge“ (V 413). — „Die Brücke ward freilich fein! fein“ (VI 451). — „das ist seine ewige, ewige Vorstellung“ (Brief vom 19. Juni 1773 an den Prinzen Peter von Oldenburg, Deutsche Revue 26, IV, S. 370). — „ein grosses, grosses Feld“ (507_{2}). — „er wird gewis, gewis mit Riesenschritten gehen“ (511_{14}). — „sondern vielmehr, vielmehr das Bild des Mannes selbst“ (574_{36}). Gelegentlich allerdings auch bei Goethe: „bat mein Herz so freundlich freundlich“ (an Auguste Stolberg, 16. September 1775).

Genealogie der Ideen: „neue Data zur Genealogie der Ideen an die Hand geben“ (251_{21}). — „so kann man sogar nach dem Verf. die Capricen des Wunderlichsten unter allen Sterblichen, in Claßen bringen und genealogisiren“ (263_{9}). — „Dies ist die Genealogie dieser Ideen“ (519_{35}). Vgl. auch: „Geschlechtsregister aller Tugenden und Laster“ (262_{18}). — „Der Dichtungen aber und unendlichen Genealogien der Begriffe entschlage dich: denn du weißt, daß sie nur Streitfragen gebähren, schreibt Paulus an seinen lieben Timotheus“ [VII 210. In der ersten Epistel an Timotheus 4 heißt es: „μηδὲ προσέχειν μύθοις καὶ γενεαλογίαις ἀπεράντοις, αἵ τινες ἐκζητήσεις παρέχουσιν.“ Luther: „Auch nicht Acht hätten auf die Fabeln und der Geschlechter Register.“ Die Formel: Genealogie der Begriffe (oder der Ideen) ist also für Herder kennzeichnend als seine ausdeutende Erweiterung des Textes].

der geneigte Leser — eine von Herder nicht verschmähte Wendung, vgl. III 324; VIII 411; F. G. A. 87_{10} 222_{14} 350_{18}.

geringschätziges Geltenlassen — eine beliebte Gebärde des Rezensenten Herder: „Man kann es wirklich keinem Menschen übel nehmen, wenn er in den Stunden, da er sonst nichts gethan hätte, Bücher schreibt; doch wenn er es nicht besser macht, als die Verf. dieses Magazins, so rathen wir ihnen immer, sich einen andern Zeitvertreib zu suchen“ (179_{6}). — „Da so viele Leute sollen und müssen amusirt werden, so geschieht es hier auf eine Art die nicht die unangenehmste

ist" (213_{13}). — „liceat perire poetis! und warum sollte Hr. B. auch nicht so viel Recht haben zu dichten und zu theoretisiren, als andre?" (232_{12}). — „Systeme dieser Art sind gut für junge oder müßige Leute. ... Indessen, weil doch alles gelehrt werden soll, verdient dieses Compendium vor andern den Vorzug" (527_{37}). — „Auch hier heißts: wenns nicht hilft, so schadets nicht" (530_{35}). — „Wenn wir uns nicht lange gewöhnt hätten, alle die Gaukeleyen, Windbeuteleyen und Schelmereyen, die in dem Reiche der Gelehrsamkeit seit einiger Zeit Mode werden, mit eben der Laune anzusehen, womit man, wenn man sonst nichts bessers zu thun weis, an dem Theater eines jeden Marktschreyers verweilt" (556_{28}). — „So laßts denn, daß zu jeder neuen Ausgabe, Freunde und Feinde, Professores und Recensenten ihre Beyträge und Tadel dazugiessen" (616_{10}). — „doch mögen die Dinger immer um den Marktpreis mitlaufen" (638_{25}). — „Doch On voit tant de gens grifoner aujourd'hui Qu'un de plus un de moins ne fait pas grand desordre" (651_{12}). — „Wir verzeihen dem Buchführer seine Gewinnsucht, den Dichtern ihre Incontinenz sonst gern" (677_{29}). — Ähnlich freilich auch Goethe: 496_8 689_{24}.

gesagt und nicht gesagt: „was dieser Engländer halb wahr und kalt gesagt, und nicht gesagt hat" (145_4). — „wie Prediger auch Landwirthschaft verstehen und nicht verstehen, Schriftsteller seyn, und auch nicht seyn ... könnten" (VII 234).

Geschmeiß (literarisch): „Das Übersetzergeschmeiß verlöhre sich" (296_{13}). — „Wir hassen von ganzem Herzen das litterarische Geschmeiße" (300_{36}). — „und was soll das Geschmeiß [der schlechten Schriftsteller] leben" (323_{24}). —

Glanz der buchhändlerischen Ausstattung: „ein vortreffliches Werk, an dessen äusserm Glanz auch der Verleger nichts gespart hat" (242_{31}). — „Auch mit Druck, Papier und Kupfer erscheint Herr Dorat in gewohntem Glanze" (524_9).

Gleim als Versifikateur. Versifikation und Versifikateur sind Lieblingsworte von Herder, vgl. z. B. 306_2 638_9; IV 322; V 274 329 431; VIII 223 406 422 u. s. w. Insbesondere ist aber die Gestalt Gleims für ihn mit diesem Begriff assoziiert: „eines angehenden Dichters, der ... eine reine Versifikation und Harmonie in seiner Gewalt hat. Es ist wahrscheinlich, daß er den Rath und die Critik des Herrn Canonikus Gleim genossen hat, der ein eben so strenger Richter als Meister des Wohlklangs ist" (8_{26}). — „Der Herr Student, der diese Mährlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber dem ohngeachtet keine Mährlein mehr versificiren ... das alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt seyn" (518_{36}). — „Er scheint besonders Versifikation ... Herrn Gleim abgeborgt zu haben, dessen Umgang, und freundschaftlicher Kritik sich Herr Schmidt zu erfreuen hat" (558_2). — „Es ist ungefähr so, wie Gleim, Jacobi, oder andere gute Versifikateurs" (611_{21}).

das große Sensorium: „das große Sensorium, auf das Yorik so viel baute" (518_{10}). — „das allgemeine Sensorium und Element der Religionsübung" (VII 216). Vgl. auch V 61.

das Großherrliche der Feudalzeit: „Da lag in diesen dem Scheine nach gewaltsamen Anstalten und Verbindungen oft ein Vestes, Bindendes, Edles und Großherrliches" (V 524). —

„was selbst der alte Feudalzustand bey aller Unordnung und Barbarey für Großherrliches, Kühnes und Kräfteerweckendes gehabt" (509_{19}).

hat nie geliebt: „Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor!" (119_{28}). — „Wenn der Verf. je geliebt hätte" (517_{32}). Vgl. auch: „der Philosoph, der gelebt und geliebt hat" (224_{22}).

hat uns gefallen — eine bei Herder sehr beliebte Urteilsformel, die Goethe nicht verwendet (vgl. auch das Stichwort: am wenigsten gefallen): „Einige Fabeln ... gefallen uns nicht" (8_4). — „Seine Nachricht ... hat uns nicht übel gefallen" (16_{33}). — „Eben so wenig gefällt uns" (34_{16}). — „hat uns nicht gefallen wollen" (37_{17}). — „Auch der Muth hat uns gefallen" (86_9). — „Vorzüglich hat uns S. 6 die Stelle gefallen" (139_1). — „was uns an dem Buche selbst gefällt und nicht gefällt ... wo es uns vorzüglich gefallen hat ... so wie uns ... ausnehmend gefallen hat" (150_5 ff.). — „haben uns vorzüglich gefallen" (239_{34}). — „Der Recensent gesteht, daß ihm dieses Werk vorzüglich gefallen habe" (246_{11}). — „Vorzüglich aber haben uns ... gefallen" (273_{27}). — „Dem Recens. hats ausnehmend gefallen" (354_{28}). — „Dagegen hat uns ... gefallen" (356_9). — „hat uns besonders gefallen" (600_{24}). — „haben uns recht wohl gefallen" (638_{11}). — „Am besten hat uns ... gefallen" (662_{24}). — „an welchem uns ... sehr wohl gefallen hat" (679_{22}).

hat unsern völligen Beifall: „Auch darinnen hat der Hr. D. unsern völligen Beyfall" (139_{11}). — „haben ... unsern völligen Beyfall" (150_{25}). — „hat unsern Beyfall" (374_{21}). — „erhalten den Beyfall des Recensenten und unsern" (659_{21}).

Herrn und Damen: „eine Reihe artiger, wohlgekleideter Herrn und Dames schöne Reden ... vortragen zu laßen! ... endlich das alles auch durch eine Anzahl wohlgeübter Herrn und Dames vorstellen laßen" (V 215). — „Oben spielt eine Parthie Herrn und Damen, und oft l'auteur durch sie; unten deßgleichen" (VIII 417). — „ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden" (492_{33}. — In diesen drei Stellen ist also die Formel mit dem Begriff des französischen oder französierenden Theaters assoziiert). — „conversirte mit schönen Herrn und Damen, und nahm sein Buch, und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer, als die schönen Herrn und Damen" (570_{35}).

Hier sind: „Hier ist eine Tabelle" (IV 399). — „Hier ist also Haupttabelle des Ganzen" (IV 400). — „Hier sind einige politische Seeträume" (IV 401). — „Hier ist eine Stelle Shaftesburi's" (V 284). — „Hier sind Proben" (V 405). — „Hier sind einige Proben" (XV 123). — „Hier sind Beyspiele!" (53_{30}). — „Hier ist der Inhalt der Stücke" (205_{15}). — „Hier ist der Inhalt der Abschnitte" (241_{14}). — „Hier ist der Inhalt der Stücke des ersten Theils" (347_{30}). — „Hier ist ein Muster dieser Übersetzung" (597_{17}).

hier und da wahres: „Einzelne Züge findet man, die hier und da wahr aufgegriffen ... sind" (81_{32}). — „Hier und da haben wir wahre Kenntniß des Menschen, wenigstens des Französischen Menschen gefunden" (213_{15}). — „daß ... einige richtige und gesunde Gedanken mit allzuvielen falschen, übertriebenen, vernunft- und schriftwidrigen abwechseln" (337_{29}). — „Unter einigen Wahrheiten stehn hier viele offenbar hämische, ungerechte Vorwürfe" (484_{29}). — „Hier

und da haben wir auch wahre Blicke gefunden" (517_{28}). — „Hier hofften wir etwas Gutes, da wir den Verf. im Anfang einige wahre Gedanken ... äußern sahen" (646_{12}). Vgl. IX 466: „hie und da würklich ein starkes Zeugniß der Wahrheit."

Himmel!: „Himmel! welch ein Lehrsaal" (V_{50}). — „Himmel! wie wird das Ganze ... geendet!" (V 221). — „Himmel! ist alle der Koth Schau zu führen" (V 372). — „Himmel! welche Ausschmückung" (VII 346). — „Himmel! würden Sie nur je Zeit haben" (Von und an Herder II 152). — „Himmel, welch fruchtbareres und wahreres Meer" (Aus Herders Nachlaß II 20). — „Himmel! sind da nicht andre?" (280_{26}). Vgl. auch I 33 442 520; II 55; III 244 468; V 75; VI 147 169 269 u. s. w.

Ignorante von Übersetzer: „Der Pöbel von Übersezzern" (I 141). — „der Klumpe von locus communis" (III 336). — „Der alte lahme Tröster von Entschuldigung" (III 349). — „Kram von Wortgeschwätz" (V 283). — „Brühe von Commentar" (V 421). — „ein Spinnengewebe von Charakter" (86_{21}). — „mit allem Zeuge von Übersetzung" (296_1). — „Ignorante von Übersetzer" (296_{32}).

Imperfektum: vgl. S. 399.

in Sonnenglanz tauchen: „Doch wer vermag in Sonnenglut zu tauchen den Lobgesang, der Farben noch erlag!" (XXIX 302). — „den muntern Jüngling mit Sonnenglanz umgeben, im Stral des Himmels, eintauchend seine Feder" ... „diesen Maler, der seinen Pinsel in Sonnenglanz tauchte" (399_{15} 400_8).

Ironisierung der herkömmlichen großen Bildungsreise: „man erkennt in dem Vorberichte einen Mann, der Reisebeschreibung durch Italien rektificirt hat" (542_{21}). — „Aber der Verf. reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande. Blickte in seinen Puffendorf, conversirte mit schönen Herrn und Damen, und nahm sein Buch, und schrieb" (570_{33}).

Kalender und Verwandtes (als verächtlicher Vergleich für literarische Produkte): „Kalenderspeculationen" (VI 183). — „Kalendermacher und Systemfädler" (VI 437). — „Spinnweben von Dogmatik und verjährten Kalendern" (Erinnerungen I 320). — „almanachsmäßig" (185_{32}). — „Briefstellermäßig" (266_1). — „publicirte eine Schrift dieser Art so leichtsinnig, als wenn es mehr nicht wäre als ein neuer Calender" (300_{31}).

der kalte Philosoph: „da steht nun der kalte Philosoph und frägt" (V 117). — „wie der müßige kalte Philosoph den Cirkel in der Hand auf der Landkarte abmißt" (V 129). — „kalte Philosophei des Jahrhunderts" (V 483). — „Allein etwa der kalte Philosoph, sein Zergliederungsmesser in der Hand" (VI 267). — „kalte Philosophei" (VII 260). — „unsre kalte philosophische Zeit" (IX 439). — „Damit Sie mich nicht für zu kalt, für zu Philosoph halten" (an Lavater, 30. Oktober 1772: Aus Herders Nachlaß II 14). — „und zeigt dem kalten Philosophen" (587_{11}).

Kameral- (in geringschätziger Anwendung): „Des Dichters Wälder sind licht, wie ein Forst unsrer Kameralzeiten" (172_{31}). — „macht er ..., nach einem Kameral-Anschlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe" (270_{15}).

Kanapee (literarisch, mit Anspielung auf Crebillons Roman „Le sofa"): „Es sind Kanapees drunter, die's mit dem schönsten Geist aufnähmen" (524_7). — „Das war wohl der Mühe werth, ein solches Canapee-Stück zu wiederlegen" (Schreiben des Frankfurter Rezensenten von Goezens Betrachtungen, A. D. B. Bd. 19 S. 325). — „die Crebillonschen unaufhörlich wiederholten Sophagemälde" (V 261). — „die keuschen Jüngerinnen der ... verdecktesten Sopharomanen" (VI 373). — Vgl. auch Herders Lebensbild III 1 371.

Klammern: vgl. oben S. 397.

knirschen und lachen: „und ihn darüber in der Ferne zu lachen macht, worüber er gegenwärtig knirschte" (298_{13}). — „Da knirscht mancher gute Leser im Stillen, oder lacht" (403_8).

Kommentarbrühe: „mit der abscheulichen schwarzen Brühe von Commentar da aufgetragen" (V 421). — „wird die ganze Bibel ... Deistische Wasserbrühe werden" (VI 256). — „die einfältige Weisheitsbrühe ... hineingegoßen" (VII 195; vgl. auch X 185). — „diese moralische zum Glück noch kurze Brühen" (433_{27}). — „warum die streitende Kommentarsuppe?" (455_{11}). — „und auch hier siehet man sogleich, mit Leßing zu reden, die stinkende Fettsuppe, mit der dieser Mann alles begoß" (573_{23}).

kommt um 30 volle Jahre zu spät: „so wie das Gedicht auf das Landleben ... auch würklich um 30 volle Jahre zu spät kommt" (37_{27}). — „die bey ihrem lächerlichen Citationswuste und alten Wörterkram leider um volle 20 Jahre zu spat kommt" (467_{12}).

kompilatorische Geschichtsschreibung: „Und wenn ein kritischer Kompilator eine sogenannte allgemeine Nordische Geschichte ..." (V 266). — „Und unsre andre Kompilationen von Welthistorie" (VI 179). — „eine Rollinsche Compilation" (343_1). Vgl. auch 225_{20} $226_{15\ 25}$.

Kram: „aller Kram der Wißenschaften" (XXX 45). — „Kram der 3 Einheiten" (226_{25}). — Wörterkram (467_{14} 587_{12}). — „Wörter- und Definitionskram" (234_{10}). — Ästhetikkram (468_{34}). — Trödelkram (356_2 482_{36}; V 370; VIII 36 74 364 482 634). Vgl. auch: Kram (V 490; VIII 631; IX 432; X 38). — „Bonmots- und Historienkram" (IV 328). — „Kram von Wortgeschwätz" (V 283). — Abstraktionskram (VII 255). — Buchstabenkram (V 638; XI 99). — Blätterkram (X 366). — Dichtungskram (VIII 374). — Schällenkram (V 139). — Flitterkram (V 374). — Schulkram (VI 310). — Symbolenkram (VI 345). — Teufelskram (VII 423). — Empfindungskram (VII 256). — Lesternkram (VIII 413). — Notenkram (VI 294). — Pfaffenkram (IX 477). — Regelnkram (V 227). — Zeitkram (VI 386). — Vernunftkram (VII 210). — Wiederholungskram (V 374). — Wortkram (V 281; VI 97; X 366). — Weisheitkram (VI 469). — Wortgekram (VIII 184). — Letternkram (VIII 374). —

kriechende Dedikation: „Der Verf. nennt sich unter einer kriechenden und für unsre Zeiten ganz unschicklichen Dedikation" (225_7). — „die Dedikationen an Warburton und Mason sind so wunderbar kriechend" (589_{25}). Vgl. auch 323_7 471_{25}.

kritischer Geiz: „Man verstrickte sich in gelehrten Geiz zu sammlen" (I 371). — „Von einem Übersetzer des Aristophans kann man nicht mit einem kritischen Geitz jede Sylbe seines Originals wieder-

fordern" (196_{25}). — „eine kleine Anmerkung über den kritischen Geitz zu machen, wodurch die meisten Herausgeber der Alten bewegt werden, ihre Schriftsteller mit Glossen und Gelehrsamkeit so zu überschwemmen" (544_{19}). Vgl. dazu: „kritische Kipper und Wipper" (I 352).

Küchen- (in verächtlicher Anwendung auf geistige Verhältnisse): „machen Romanzen, Oden, Heldengedichte, Kirchen- und Küchenlieder, wie sie niemand versteht" (IX 529). — „unsre Kathedral- und Küchenerziehungen" (188_{21}).

Kümmelschneiden: „ein Mückenseiger und Kümmelschneider" (XI 58). — „das Kümmelschneiden von Erläutern" (455_{3}).

lallen: Herder bezeichnet damit nicht den stammelnden Ausdruck heiliger Begeisterung (vgl. das Stichwort „lallen" im Goethe-Glossar), sondern gebraucht das Wort im ungünstigen Sinne: „süßlallende Originale" (IV 325). — „Viel lallender Schall und Verrath eigener Schwäche" (457_{6}).

leider auf unser Gewissen beteuern: „Leider! müßen wir hier auf unser Gewissen betheuern" (272_{2}). — „und hier müssen wir leyder auf unser Gewissen versichern" (357_{33}).

lese, wer da will! als Schlußtrumpf der Rezension: „Lese wer da will!" (372_{19}). — „der mag endlich freylich lesen, und thun, was er will!" (439_{31}). — „der gehe hin und lese, und lache, wenn er kann!" (479_{32}). Vgl. III 325: „bewundere, wer will."

licht als Tadelswort: „licht und flach" (V 533). — „Schöne Tiraden, lichte Stellen" (V 335). — „Das Maulwurfsauge dieses lichtesten Jahrhunderts" (V 478). — „Wer wird ein Strasburgisches Münster ... zerstören, um ein lichtes Opern- und Lusthaus an seine Stelle zu pflanzen?" (XI 69). — „Des Dichters Wälder sind licht" (172_{31}). — „jetzt ist alles ein lichtes Utopia" (223_{8}). — Dagegen gebraucht der junge Goethe „licht" im guten Sinne: Werke XXXVII 164_{1}. Ebenso Merck 569_{27}.

der liebe Autor: „die lieben Alten, z. E. Ovid, Tibull und Properz" (I 487). — „nach dem Fachregister des lieben Batteux" (III 342 f.). — „den lieben Du-Bos" (III 453). — „aber da, mein lieber Bücher- und Kitzelphilosoph" (VI 370). — „alles vom lieben Moses (VI 376). — „bey seinem Mitbruder, dem lieben Herrn Abbé Chappe de la Haute Roche" (28_{19}). — „und lieber Harmar, du brauchst nicht immer zu wissen" (454_{28}). — „uns scheint der liebe Herr Magister" (506_{8}).

die Liebe, diese sanfte Empfindung: „Die Liebe der Griechen, ihre sanften Empfindungen" (III 28). — „Die Menschenliebe, dieser sanfte und mit den seeligsten Empfindungen begleitete Trieb" (235_{14}). — „Und die Liebe; diese edle, sanfte, reine Empfindung" (266_{24}).

Lücken überstreichen: „eine Geschicklichkeit, Schwächen zu verbergen, leere Lücken zu überstreichen" (220_{23}). — „wenn die Lücken einmal überstrichen sind" (189_{31}). — „Der zweite Theil des Buchs ist also fast eine lautere Widerlegung des ersten, aber alles so schleichend, überstreichend" (an Heyne, Mai 1772; Von und an Herder II 132).

man siehet — eine bei Herder sehr beliebte Wendung, mit der er gern Absätze eröffnet. In der vollen Form kommt sie bei Goethe überhaupt nicht vor. Belegstellen z. B.: III 237; IV 335 373 (zweimal)

393 400; V 72 210 211 331 354 358 453 457 518; XX 293; F. G. A. $353_{11\ 18}$ 354_{19} 421_{2} 508_{1} 510_{27} 553_{32} 620_{23}. Außerdem „man sieht": IV 334; V 291 373; F. G. A. 67_{13} 304_{29} 354_{9}.

Maulwurfspolitik: „deren Unmöglichkeit die Maulwurfspolitik längst berechnet... hätte" (192_{2}). — „das Maulwurfsauge dieses lichtesten Jahrhunderts" (V 478). — „damit es recht wie ein Maulwurf philosophire... der Philosophische Maulwurf" (VII 187, vgl. VII 303). — „dummdreister Blindschleich- und Maulwurfgang auf und im Staube der Erde" (an Hamann, 27. März 1775). — „Maulwurfswerkmeisterey" (an Lavater, 30. Oktober 1772).

meinlieber Leser: „mein lieber lesender Freund" (III 321). — „nun danke, mein lieber Leser" (III 228). — „bist du, mein lieber Leser, so blöde gewesen" (V 223). — „mein Leser" (I 486; III 128 323 V 225; VIII 193). — „aber siehe, mein lieber Leser" (489_{16}). Vgl. auch III 324 459; VIII 411.

der Mensch keine Insel: „So wenig hat uns die Natur als Inseln, als abgesonderte, einzelne Steinfelsen geschaffen!" (V 148, vgl. V 5; IX 300). — „Der Mensch, ... wenn er moralisch gleichsam für sich allein, in einer Wüste, als einer [eine?] Insel auf der Welt lebt" (XXXI 186). — „daß sich der Mensch als eine Insel, ohne Gesellschaft, nur als ein verstümmeltes Wesen denken läßt" (600_{22}).

Menschengewächse: „Menschengewächse" (V 480). — „Menschen, die noch halb als Gewächse leben" (453_{25}). Vgl. auch: „Selbstgewächs der Menschennatur" (VII 30). — „Menschencedern" (VII 4).

Merkstäbe — ein für Herder durchaus kennzeichnendes Wort: „Herr Beaumelle hat folgende Artikel zu Merkstäben seiner Sammlung gesezt" (I 102). — „sich einige Merkstäbe der Erinnerung zu setzen" (V 14). — „die besten Merkstäbe unsrer Erinnerung" (XXXI, 393). — „Merkstäbe, die ein Geschichtschreiber der Religionen sich zeichnet" (XXXII 146). — „wann er einmal in die Liste der Chronologischen und Genealogischen Stifte und Merkstäbchen eingetragen ist" (83_{9}). Vgl. auch: I 369 529; ferner: „Gedächtnißstäbe" (VI 44 80). — „Stäbe der Erinnerung" (VI 65; VII 156; VIII 208).

Milch, nicht starke Speise (nach Hebr. 5, 12): „daß man harte Speisen nöthig hat, weil man nicht mehr von Milch guter Vorbilder... leben kann" (VI 328). — „man möchte den Kanzelton mehr zu der menschlichen Schwachheit herabstimmen, und uns mehr Milch als starke Speise geben, die wir nicht verdauen können" (461_{17}). — „an einem großen Trupp Schüler kanns ihm so nicht fehlen; denn er setzt Milch vor, und nicht starke Speise" (668_{7}).

mit = ebenfalls, auch: „das mit einer der ersten Charakterzüge des deutschen Genies ist" (4_{18}). — „Dort wird der Leser alle Augenblick mit auf die drey Zeichen... aufmerksam gemacht" (7_{32}). — „vom Einfluß desselben mit herrühren" (32_{23}). — „Über Eins hat sich... der Rec. mit sehr gefreuet" (402_{15}). — „Wir gehören mit unter diejenige" (513_{29}). — Ebenso: VII 177; VIII 361 363; X 381.

mit Dreustigkeit: „Mit dieser Dreustigkeit erklärt er" (321_{26}). — „mit einer Dreustigkeit... darzulegen" (441_{5}). Vgl. I 400 489 491; III 167 434; V 551.

mit Ehrfurcht nahen: „Mit Ehrfurcht nähern wir uns also

dem Ersten, grossen, Mystischen Heiligthume" (VI 304). „den Abgründen der Weltweisheit mit Ehrfurcht ... nahen" (236_{33}). — „Hätte der Verf. sich den Schriften Mosis ... mit Ehrfurcht zu nähern wissen" (320_{37}). — „derjenige, der hier mit Ehrfurcht diesen bessern Zeiten zu nahen gewust" (551_{36}).

mit gutem Gewissen in einen Spiegel schauen: „Wir wollen ... wünschen, daß alle diejenige ... mit gutem Gewissen in diese Spiegel schauen mögen" (376_{10}). — „Dem guten Mann wird ein Spiegel vorgehalten, in den ja kein Vorleser, er habe auch noch so ein gut Gewissen. .. mit hinein schaue" (616_{34}).

moralische Predigten: „vorausgesetzt, daß sie blos so gemeinnützige Landartikel und keine Moralische Predigten oder witzige Tändeleien enthielten" (V 346). — „Hr. Möser ... hat ... so viel Theil dran, daß Moralische Predigten, und witzige Langweiligkeiten fast gar nicht ... vorkommen" (V 347). — „Wir wollen damit sagen, daß wir moralische Predigten zu lesen wünschen" (228_{1}). — „Wir sind weit entfernt, daß wir die christliche Predigten von den sogenannten moralischen Predigten wollten verdrängen lassen" (461_{20}). Vgl. auch II 153 315.

moralischer Leiermann: „man ist endlich das Geleyer von der Tugend und Religion überdrüßig, wo der Leyermann mehr nicht sagt als: wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und Religion doch so schön! und was ist der für ein böser Mensch, der nicht laut schreyt, sie ist schön" (179_{24}). — „weil bey unsern Versuchen, moralischen Abhandlungen aller Art, und wie die Titel heissen mögen, gar selten wahrzunehmen ist, ob der Leyermann ein Gesicht, und was er für ein Gesicht haben mag" (512_{3}). — „Einem jeden moralischen Geleyer sind hinten sogenannte Anekdoten oder Beyspiele aus einer Acerra angehängt" (434_{7}). — „kindisches Geleyer [der schlechten Kirchenlieder]" (494_{5}). Vgl. dazu: „das schöne Geklingel Moralischer Sentenzen" (VIII 419) — „Wer hat schönere Moralen in Reimen geklingelt, als Pope" (VIII 420). Das Bild erscheint in den F. G. A. zuerst in Nr. 27 vom 3. April. Aber schon am 12. Februar 1772 schreibt Schlosser an Lavater: „Da Heuchler und redlicher Mann diesen Nahmen bey allen Gelegenheiten gleich fertig auf der Zunge haben können, so ist dadurch ein gewisser Laut, ein Geleyer in die Religions-Moral gekommen, welche alle Nerven der Lehre erschlaffen macht." Auch bei der Gestalt des Bänkelsängers im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern liegt das Bild vom moralischen Leiermann zu Grunde: „Ihr lieben Christen allgemein, Wenn wollt ihr euch verbessern? ... Das Laster weh dem Menschen thut; die Tugend ist das höchste Gut." Goethe könnte das Bild von Herder übernommen haben, aber auch Schlosser? Dann müßte ihm Herders Rezension schon sieben Wochen vor dem Abdruck vorgelegen haben. Es handelt sich wohl eher um ein dem Kreise geläufiges Bild. Immerhin ist es Herder, der in den F. G. A. das Bild vom moralischen Leiermann so nachdrücklich vorträgt, wie sich aus den übrigen bei den einzelnen Rezensionen angeführten Beobachtungen ergibt. Eine nähere Ausführung des in diesem Bilde zusammengefaßten Tadels bietet er VI 95. Vgl. auch I 486; II 94 172; III 349; VIII 419.

Morast (auf literarische Erscheinungen bezüglich): „Papier aus

Weſtphäliſchen Lumpen und Morraſtwaßer“ (V 264). — „Morraſt von Anmerkungen und Kosmopöien“ (VI 211). Vgl. auch III 301 321 458; V 283; VI 375 (dreimal) 405; VII 212 300. — „in das auch dieſer Überſetzer, als in einen Morraſt, hinein ſinket“ (233_{17}). — „Da die Philoſophen ... nicht ſelten auch in Pfützen und Morräſte führen“ (516_{7}).

nachgeſtellte Partikel ja: „nicht ja aber damit Einem Dinge Werth abſprechen“ (V 340 f.). — „Vor allen Dingen aber ja“ (VI 436 f.). — „ein Original ja, was kein Original iſt“ (280_{21}).

nationaliſiren (tranſitiv und intranſitiv): nationaliſiren (V 139; VI 365 f. 473 506; VII 219; IX 22; F. g. A. 188_{32}; F. g. A. 1773 S. 10). — orientaliſiren (VIII 649). — ägyptiſiren (VI 506). — chaldaiſiren (VII 340 391). — judaiſiren (X 197; F. g. A. 281_{21}). — hebraiſiren (F. g. A. 1773 S. 3). — aſiatiſiren (VII 340). — helleniſiren (XXXII 192). — germaniſiren (649_{36}). — romaniſiren (354_{5}). — franzöſiren (I 217; II 215 219 224; III 470; V 312; F. g. A. 352_{32}). — gräciſiren und franzöſiren (III 463). — der weder franciſiret noch angliſiret (XX 295).

die Natur hat zum Voraus Nein geſagt: „und Projekte macht, zu deren Ausführung die Natur ſchon zum Voraus Nein geſagt hat“ (368_{20}). — „Er muſte wiſſen, daß die Natur zu allen Syſtemen zum Voraus Nein geſagt ... hat“ (521_{21}).

Nebengeſchöpf: 18_{19} 81_{19} 330_{17} 413_{22} (Merck nach Herder V 5) 587_{19}. Vgl. dazu: V 5 148; VIII 163 200.

Neigung zu poetiſchem Schlußzitat. Herder ſchließt ſeine Rezenſionen gern mit einem poetiſchen Zitat, beſonders häufig mit einem fremdſprachigen. Goethe hat dieſe Gewohnheit nicht. Vgl. I 101 107 114; V 400; F. G. A. 55_{5} 101_{31} 206_{31} 419_{21} 491_{30} 531_{24} 651_{13} 677_{16}. Vgl. auch 147_{27} 217_{24}.

Nennung des Autors bei ſeinem bürgerlichen Titel (meiſt geringſchätzig): „Es hat der Herr Präſident von Haller“ (86_{35}). — „der Herr Profeſſor“ (122_{21} 125_{3}). — „der Herr Präceptor mit ſeinen Schülern ... Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor!“ ($119_{15\,26}$). — „Auch verwahrt ſich der Herr Präſident [v. Haller] ... Oft hat der Herr Präſident [v. Haller]“ (174_{26} 175_{20}). — „Der Abt hat“ (237_{5}). — „Der Herr Graf ſuchte in dieſen Briefen“ (230_{9}). — „Der Herr Doktor hat“ (476_{24}. Die drei letzten Wendungen ſind einander entſprechende Rezenſionsanfänge). — „Wir ſind mit dem Herrn Rektor ... einerley Meynung“ (351_{22}). — „Der Herr Profeſſor“ (481_{8} $482_{5\,16}$). — „Als Schulübung wäre es dem Herrn Magiſter im 14ten Jahr erlaubt geweſen ... Die erläuternde Noten wollte der Herr Magiſter ... Kurz, uns ſcheint der liebe Herr Magiſter“ ($505_{21\,29}$ 506_{8}). Vgl. I 108 123 125; X 309. Nicht geringſchätzig: 299_{33} 300_{12} $530_{7\,22}$.

Nerv: „nervichtere Sprache der Seele“ (V 333). — „welche die Nerven der Sprache ſchlaff machen“ (V 277). — „keine altdeutſche Sprache und Nerve des Geſangs“ (V 335). — „ein gewiſſer kalter nervenloſer Ton“ (Aus Herders Nachlaß II 11). — „Nur daß dieſes von Wort zu Wort überſetzt wäre, und Nerven hätte“ (54_{25}). — „Speculation löſet das eiſerne Band der Natur, Trieb und Nerve, in Zwirnsfäden“ (555_{2}). — „Und nun eben dieſem geſunden Sinne

an der Wahrheit, diesem simplen und starken Nerven und Triebe der Menschheit" (555_{14}). — „Schwäche gewisser Nerven der Menschheit" (560_3). —

nichtumsonstlesen: „Hier ist der Inhalt der Stücke; denn wir wollen sie nicht umsonst gelesen haben" (205_{15}). — „Herr Okel hat die neueren schönen Schriften nicht umsonst gelesen" (519_{28}). — Vgl. auch: „Er wählt also den Weg des Drucks, um nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben" (217_{33}).

ein Nichts: „so vieles prächtige Nichts" (II 201). — „ein vorläufiges Nichts" (III 302). — „mit französischem Nichts verbrämt" (IV 435). — „ein feierliches, vielleicht grauliches Nichts" (VI 306). — „ein geschaffenes Nichts" (VIII 83). — „ein unersehbares Nichts" (XXIV 336; vgl. auch V 366 533; XXXII 181). — „sein Leben das scheinbarste, verworfenste Nichts" (Brief vom 19. Juni 1773 an den Prinzen Peter von Oldenburg, Deutsche Revue, Bd. 26 IV, S. 370). — „ein schädlicheres Nichts ... ist nicht erfunden worden" (665_{26}). — Vgl. auch 422_{20}.

Nonsense: I 38 60 445 485; III 307 340 391; F. G. A. 32_4 206_{16} 467_{31} 495_{12}.

ob wir gleich — eine von Herder gern gebrauchte Wendung: 4_{23} 33_{14} 45_{12} 81_{28} 250_1 374_{25} 468_{32} 679_{28}. Vgl. auch 63_1 129_7 638_9 688_5; II 222 231.

der Ocean des Wissens: „ein Ocean von Betrachtungen" (I 294 zweimal). — „um aus dem Ocean von Erfindungen und Besonderheiten, der euch umfließt, zu trinken" (I 443). — „Der Mensch trat in die Welt hin; von welchem Ocean wurde er auf Einmal bestürmt! mit welcher Mühe lernte er unterscheiden" (V 62). — „den grossen Ocean von Wahrheiten und Irrthümern" (V 153). — „dieser Ocean zum Theil noch ganz ununtersuchter Gegenstände" (V 390). — „in diesem ganzen Ocean von Erklärungen" (VI 31). — „Dies, ein Meer Ideen ... welcher Ocean" (VIII 285). — „Das Meer der Theologie" (XI 83). — „Sie lernen ... eine Menge Verbalideen encyclopädisch oben wegschöpfen, und glauben, daß dieser Ocean nicht tiefer sey ..." (65_1). — „in dem Meer von Wissenschaften, in welchem wir herum geworfen werden" (583_3).

O ja, und als Satzanfang: „O ja, und eine, die dem ganzen Gemälde mehr Stärke gibt" (IV 288). — „O ja! und hüten sich" (541_{19}).

ohne Weltkenntniß: „uns scheint der liebe Herr Magister einer von den übelgeschaffnen Köpfen zu seyn, die nichts nöthig hatten als zu studieren, um ganz unnütze zu werden, die ohne Welt- und Menschenkenntniß sich in einer kleinen Compendiensphäre akademischer Weisheit herumdrehen" (506_8). — „das schaalste, was man in der Studierstube zubereiten kann, ohne irgend eine Nüance von Weltkenntniß" (521_9). — Vgl. 299_{33} 320_1 446_{18} 474_7.

Origines: „die Origines dieses Volks" (XII 32). — „Ich erröthe, lieber Heyne, allemal, wenn ich Ihnen ein Lob sagen soll: aber Ihre Arbeiten über diese dunkeln Originen ..." (Von und an Herder II 152). — „Cretenser, Carier, Pelasger, Thracer, und Tyrrhener nehmen [= empfangen] in den Originibus ihrer Geschichte viel Licht" (370_{19} — ebenfalls auf Heynes Arbeiten bezüglich). Vgl. auch II 246; III 464; IV 353; V 73; XII 51 und Briefe an Hamann S. 82.

pathetischer Wunsch im Konjunktiv: „Die Wahrheit erhalte uns nur einige Schriftsteller; oder lieber nur einige Weisen, für die, die leben können ohne Puppe!“ (479_{26}). — „Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredsamkeit, und das Genie aller seiner Autoren zusammen!“ (491_{17}). — „Der Himmel erwecke einen Mann, der unsre Kinder frühe leben, und denken und spat lesen lehre“ (511_{7}). — „Gott erhalt unsre Sinnen, und bewahr uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister!“ (669_{35}).

pensée: „bei Französischen Schriftstellern, die Essais oder Pensees schreiben“ (I 124; vgl. I 109). — „Mehr an eine Kette raffinirter Vorstellungen, leichter Abstraktionen, angenehmer pensées und Reflexionen gewöhnt“ (V 324). — „wer blos pensées sucht“ (V 362). — „pensées der Mark-Aurele und Voltairepiktete unsrer Zeit“ (VII 194; vgl. VII 240). — „was Pensée allenfalls seyn konnte, ist Vorlesung geworden“ (370_{1}). — „Und ob durch solche abgerißne pensées morales ... der Geist, der Geschmack und das Herz derselben wird gebildet werden, zweifeln wir auch“ (499_{9}).

Pfeile in der Hand des Starken: „und das alles in der rauhen Sprache, die wie Pfeil und Keule ist in der Hand des Starken“ (II 9). — „die Metaphern und allegorischen Bilder Youngs, die dicht hinter einander wie die Pfeile von dem Bogen des Starken fliegen“ (178_{26}). Vgl. dasselbe Stichwort im Merck-Glossar.

Pflicht, vor dem Buche zu warnen: „Übrigens halten wir es für unsere Pflicht ... vor diesem Buche zu warnen“ (439_{18}). — „nun aber ist es unsre Pflicht, das Publikum ein wenig vor diesen Marktschreyern zu warnen“ (645_{23}). — „nur warnen können und müssen wir unsre gute junge Freunde vor dergleichen Werken“ (665_{21}).

Pindar die höchsten Blüten brechend: „[Pindar,] der in seiner Sprache die höchste Blüthe erhabner Gedanken und Melodien brach“ (II 141). — „[Pindar,] der, nach seinem eignen Bilde, die höchste Blüthe jeder Poetischen Schönheit bricht“ (III 348). — „Sein erhabener Gang, wie er vom olympischen Ziele ausgeht, von dahin gehörigen Geschichten und vom Lobe seines Siegers die höchsten Blumen bricht“ (IX 543). — „[Pindar,] der immer dabey nur Blumen und die höchste Blüthen zu pflücken scheint“ (233_{15}. Die Stellen beruhen auf Ol. I 13—15).

Pindars Mythologie und Stadtgeschichten: „Pindar lebte in einem Zeitalter, da die Traditionen der Heroischen Mythologie, auf welchen meistens der heruntergeerbte Vorzug im Ursprunge der Städte, der Geschlechter, der Königreiche, die er sang, beruhete, schon halb in das Licht historischer Urkunden treten sollten: und da ihn also die Muse zum National- und Patronymischen Sänger Griechischer Geschlechter und Personen sandte, so hatte er auch den Rest solcher Heroischen Urkunden zu retten“ (III 446). — „Sein erhabener Gang, wie er vom olympischen Ziele ausgeht, von dahin gehörigen Geschichten ... denn sonst ... [wird] seine Mythologie verworrener Unsinn“ (IX 543). — „[Pindar,] diesen so mythologischen Dichter“ (XI 65). — „denn wer wird in dem Labyrinth von griechischer Mythologie und kleinen Stadtgeschichten die fortgehende Musick und den edlen Gang Pindars erhalten können“ (233_{12}). — „Wir be-

greifen nicht, wie man das: Pindarn uns confiſciren, nennen könne: wenn der Verf. ſagt: Die ewigen Anſpielungen auf Stadtgeſchichten, die wir nicht kennen ... müſſe uns Leſer des 18ten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt kalt laſſen" (469_3).

poetiſche Stoffe aus allen Winden zuſammenſtöbern: „ob wir gleich ſo viele dramatiſche Stücke haben, die aus allen Winden des griechiſchen, brittiſchen und franzöſiſchen Himmels zuſammengeſtöbert ſind" (4_{23}). — „Dieſer Mann griff ... in alle vier Winde, und hohlte ſich Epiſche Geſchöpfe, Handlung und Geſinnungen" (419_{12}).

polirte Nation: „wenn die Sitten und Herzen aller ſogenannten gebildeten Völker allmälig abgegriffene Münzen werden" (VIII 414). — „ſo beklagen wir dieſe Nation, die ehe ſie noch ganz polirt iſt, ſchon ſo abgeſchliffen ſein muß, wie die Guinee des guten Yoriks" (246_{32}). — „Charakter polirter Nationen! werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wiſſen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht. So bald eine Nation polirt iſt, ſo bald hat ſie conventionelle Wege zu denken, zu handlen, zu empfinden; ſo bald hört ſie auf Charakter zu haben" (569_{36}. Immer die Vorſtellung von der polirten Nation mit dem Münzbilde aſſociiert).

Poſaunen: „Über das Poſaunen der Frankfurter von Schlözer habe mich nicht minder geärgert" (an Heyne, Juni 1772; Von und an Herder II 138). — „Poſaunen ſeines Ruhms" (VII 310). — „Der Plan dieſer Schrift war groß, ... und der Ton Poſaunenſchall" (357_5). Vgl. III 452 453; X 383.

quoad formalia: „Es iſt die jämmerlichſte Nachahmung des Telemachs, quoad formalia" (350_{13}). — „quoad formam verſteht ſich" (540_{13}).

Rad der Welt: „Das Rad, in dem ſich ſeit drei Jahrhunderten die Welt bewegt, iſt unendlich" (V 534). — „Welten, Völker und Zeiten, wann ... riß ihr Rad ſich feurigen Schwungs in den wüſten Äther?" (VI 120). — „Aufs Rad der Zeiten geflochten, rollen wir unaufhörlich weiter" (XV 49). — „auf den Waßerrade der Welt" (Briefe an Hamann S. 70). — „dieſes große Rad zu hemmen, welches die Menſchheit herumdreht, und von jeher herumgedreht hat" (639_{17}). — In der Form „das Rad der Dinge" iſt das Bild freilich dem ganzen Kreiſe geläufig. Goethe: „Unſer Kattun (ſintemal auch der ins große Rad der Dinge gehört)" (Briefe II 31_6). — Merck: „das Rad der Dinge" (52_{30}). — Wenck: „das Rad der Dinge" (Bemerkungen aus der Schul-Verfaſſung der Engländer, Programm, Darmſtadt 1772, S. 3).

Rat für Verleger: „Wir hätten lieber gewünſcht, daß er uns einen guten Dante oder Petrarca oder einen Zappi oder einen Boccagio wohlfeil hätte abdrucken laſſen" (131_{11}). — „Unſere Überſetzer ... würden zuweilen beſſer thun, wenn ſie uns Auszüge davon [Schriften wie die beſprochene engliſche Sammlung] lieferten" (153_{17}). — „könnten nicht lieber deutſche Verleger dafür ſorgen, daß die wenigen guten, vortrefflichen Stücke fremder Nationen ... in Deutſchland nachgedruckt würden" (296_7). — „Wenn doch einmal unſre Überſetzungsfabriken fortgehen ſollen, ſo wollen wir unſern Herrn Buchhändlern, ſtatt franzöſiſcher komiſcher Opern, und lauer weinerlicher

Dramen ein Stück der Geschichte des gegenwärtigen Kriegs, aus England für die 3 Schilling zu verschreiben bitten" (343_{37}).

Rhapsodie als Bezeichnung moderner Bücher: II 205 206; F. G. A. 48_8 141_{27} 439_8. Vgl. auch: „Beilage [Von deutscher Art und Kunst] ist eine Rhapsodie" (an Raspe, 21. Mai. 1774; Weim. Jahrb. III 50).

Romanzenton: „Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern ... oft der wahre Romanzenton zu hohlen" (518_{27}). — „empfehlen wir unsern Dichtern, die sich an den Romanzenton wagen wollen" (552_{18}). Vgl. II 310; VI 173; X 322.

sagt der Verfasser als Einschaltesatz: „Tausende, sagt der Verfasser" (XX 293). — „Zwo Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verfasser ... Diese sagt der Verfasser" ($151_{12\ 20}$). — „Das ganze Land, sagt der Verfasser, theilte sich" (162_{14}). — „so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede" (174_{24}; vgl. 174_{29} 175_{29}). — „Meine Leser, sagt der Verfasser" (306_{30}). — „Ich weiß sagt der Verfasser" (501_{11}). — „Nein, sagt der Verfasser (501_{26}). — „Ist dieses Selbstgefühl angenehm, sagt der Verfasser" (516_{27}). — „Italienisch sollen wir daraus lernen, sagt der Herausgeber" (130_{31}). — „Wir besitzen, sagt der Recensent" (429_{30}). Vgl. auch 175_6 363_{21} 540_{31}.

Samenkorn: „Samenkörner des Merkwürdigen" (489_{21}). — „ein Saamenkorn, Hoffnung dem Jünglinge, der sich des Hrn. Prof. Unterricht naht" (530_6). Herder verwendet das Bild überaus häufig, vgl. z. B. I 227 30; II 106 („Saamenkörner aller Wissenschaften"); III 424 457; V 146 („Samen von Känntnissen"); VI 320 442 („Samenkorn des Göttlichen"); VII 193 198 242 264 381; VIII 185 207 211 304; IX 443 527 530; XXXII 425; Aus Herders Nachlaß II 252 u. s. w.

satirische Inhaltsangabe in kindlich-naivem Ton: „man ist endlich das Geleyer von der Tugend und Religion überdrüßig, wo der Leyermann mehr nicht sagt, als: wie schön ist die Tugend! wie schön ist die Religion! und wie ist die Tugend und Religion doch so schön! und was ist der für ein böser Mensch, der nicht laut schreyt: sie ist schön" (179_{24}). — „Die Kraft der Wirkung, und die Kraft der Trägheit sind die zwo Wurzlen, woraus alles so schön folgt. Die denkende Seele sitzt in der Mitte, und sie müßte sehr dumm denken, wenn sie nicht Vergnügen suchen und Schmerz vermeiden wollte" (262_{19}). — „Er weiß genau, daß der Mensch aus zween Theilen besteht; daß die Seele nicht der Leib sey ... Im zweyten Buch sagt er, es gieng in der Welt so wunderlich zu; daß nothwendig noch eine seyn müste, wo es besser geht" (522_{25}). — „Und da heists immer: ich sahe einen, der machte es so und so arg, da bekam ich einen Abscheu davor, und ihr werdet auch einen Abscheu davor bekommen" (531_2).

Säulengänge eines Buchs: „ists nicht, als ob man aus einem ... Gothischen Gewölbe in einen freien Griechischen Tempel käme, und da in einer Melodie, als in einem schönen regelmäßigen Säulengange wandelte?" (V 360). — „Wenn Winkelmanns Geschichte der Kunst kein ander Verdienst hätte, so wäre es das, daß man in ihr, wie in einem Griechischen Tempel zwischen Säulen und schöngeordneten Aussichten über Zeiten und Völker wandelt" (XI 58). — „Sein Buch hätte ein prächtiger Vorhof ... werden können" (II 90). — „Uns muß es genügen, sie durch den dunkeln Vorhof und die wunder-

baren Säulengänge dieses Tempels begleitet zu haben" (602_{31}). Vgl.: [„Die Klagen über den Koth in Paris] sind uns, gegen die mit Patriotismus und Erhabenheit der Seele gesagten Stellen ... wie die Avenuen einer Hauptstadt, wo man unter Ruinen und dunklen Gewölben eines Gothischen Thors zur Aussicht der herrlichsten Paläste geleitet wird" (16_{27}). Vgl. auch II 124.

Scapin sein: „da man glaubt, wer auf dem Theater Scapin ist, sey Scapin im ganzen Leben" (147_{10}). — „Aber erst muß man aufhören, selbst Scapin zu seyn, ehe man über den Arlequin spotten darf" (585_{20}).

der scharfsinnigste Geist: „Absicht des Verfassers, Plan, Skeletirung u. dgl. darzulegen, — wo der scharfsinnigste Geist die Hand auf den Mund legen muß" (441_{8}). — „worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsichtigste Geist nichts zu lallen vermag" (321_{28}). — „[Geheimnisse,] an welche nur der tiefsühlendste Geist mit Ahndungen zu reichen vermag" (271_{7}). Vgl. auch 273_{22}.

Schattenvolk: „Schattenmenschen ohne Beständheit und Charakter" (V 249). — „an einem philosophischen Schatten- und Plaudervolke" (VIII 410). — „das würdige Schattenvolk" (625_{10}). Vgl. VIII 407. Etwas anders Goethe 448_{21}.

Schaum, Schaumblase, Luftblase: „welche Luftblase von Schamhaftigkeit" (III 303). — „eine farbichte Luftblase" (III 378). — „Der ... Philosoph hat ... immer nur eine Luftblase blendend gemacht" (V 33). — „alles ist Phrase, Schaum und das erbärmlichste Schullob" (V 376). — „in Märchen und Schaum aufgelöst" (VI 471). — „Keine verschwemmte Schaumgeschichte" (VII 308). — „Daher gegriffen sind sie Schaumblasen" (VIII 26). — „oder er ist klassische Luftblase" (IX 529). — „Jetzt ists Schaum" (Aus Herders Nachlaß II 131). — „Wer da weiß, was es für eine Schaumblase sey, was man Maxime nennt" (354_{35}). — „Antitheſen suchen, und Schaumblasen sieden" (393_{13}). — „Sollte es nun nicht leicht seyn, die ganzen zwey ersten Kapitel durch jede schwimmende Luftblase aufzustechen" (394_{27}). — „und daß folglich die ersten Gründe, worinnen alle Künste zusammen treffen, für nichts als metaphysischen Schaum anzusehen sind" (468_{37}).

Scheinkoordination von Substantiven: „ein Wisch Citationen" (280_{30}). — „zwey Oktavseiten Nachricht" (359_{12}). — „aus diesen Kapiteln Deklamation" (393_{26}). Auch sachlich entsprechen diese drei verächtlich den Inhalt des rezensierten Buchs angebenden Bezeichnungen einander. Ebenso nennt Herder auch Schlözers Antikritik gegen seine Anzeige der „Universalgeschichte": „eine Schüssel Zänkerey" (vgl. Morris, Herderiana im Wandsbecker Bothen, Euphorion, Band 16).

der schlafende Leser: „etliche hochgewölbten Bäuche, die Reise- und Lebensbeschreibungen, Postillen und Wochenblätter durchträumen, um sich zum Schlummer zu bereiten" (I 81). — „Das Publikum schläft eine Viertheilstunde" (III 459). — „schlafender Jüngling, sind die Worte, die du da liesest und Litterarisch verstehen lernest, die lebenden Sachen, die du sehen solltest?" (IV 59). — „matte Augen im Lehnstuhl, die im halben Schlummer unterhalten, und in sanfter Lektüre sanft eingewiegt werden wollen" (V 324). — „Nach zehn

französischen Büchern ein deutsches zu durchlaufen, mit matter, verdauungsloser Seele es zu durchträumen, durchnaschen, durchjähnen" (VIII 429). — „Vermuthlich ist für den schnarchenden Mittelmann gesorgt, der sich ruhig von dem Ersten dem Besten amusiren läßt, und wenn es ihm zu arg wird, sich auf die andre Seite des Lehnstuhls kehrt, und sein Stückchen wegschläft" (82_{12}). — „die Classe der müßigen und gähnenden Leser" (390_{20}).

Schlaube (= Hülse) — ein Lieblingswort Herders, das bei anderen Schriftstellern der Zeit kaum vorkommt: V 209 210 483 490 558 565 574; VI 345 438; VII 224 351; XXIX 369; XXXI 245 246; F. G. A. 454_1 455_{27}.

der Schlüssel zur menschlichen Natur: „Das ist also nach ihm der Schlüssel zur menschlichen Natur" (516_{30}). — „Nun so seys denn dem Himmel und dem Verf. gedankt, daß wir endlich fanden, was wir so lange gesucht haben, den Schlüssel des menschlichen Herzens! Nun wünschten wir weiter nichts, als daß er oder ein andrer uns das Schlüsselloch und die Kunst, den Schlüssel herum zu drehen, zeigte; und daß endlich ein dritter noch eine Schloßdecke dazu verfertige, damit sich kein Staub, oder Rost, oder Spinnewebe in das Schlüsselloch stecke, und das Aufschließen hindere" (263_{11}). — Vgl. auch 85_{33} und: „Und hast du ... den Schlüßel zu seinem [Gottes] Verstande?" (VI 88). — „Nun sprachen wir von mancherlei Schlüßeln, die andre gegeben hätten und wie wenig sie schlößen" (VI 157). — „Schlüssel zum Ganzen" (VI 263). — „Schlüssel zu den heiligen Wissenschaften der Aegypter" (VI 325). — Vgl. auch VI 432.

einem Schmetterling nachlaufen: „den flüchtigen Schmetterling von Witz und Abstraktion haschen" (VIII 80). — „nach einem Schmetterling von Witz, von Bedeutung hascht" (VIII 84). — „Wer in den Alten nur Phrases fängt, hat nicht einmal Schmetterlinge gefangen, sondern nur ihre Farben" (IX 302). — „was thun die Leute ... anders, als daß sie einem blauen Schmetterling nachlaufen?" (179_{29}).

Schreibweise im Jahr 1771: „allein traurig war es vor uns, daß ein Schriftsteller im Jahr 1771 sich noch Leser vorstellen kann, die dergleichen schöne Reflexionen, wie folgende, nöthig haben sollen und mögen" (83_{37}). — „Sie ist sonst so geschrieben, wie man 1748 meistens geschrieben, und wie noch einige 1771 schreiben" (217_{17}). — „noch schlimmer, daß dergleichen Exkremente 1771 dem Leser vorgesetzt werden" (336_{25}). —

Schulchrie, Schulübung: „in süßem Unsinn unsrer Ästhetiken, und Zergliederung einer Sapphischen Herzensode, als einer Schulchrie" (II 141). — „So viele mißliche Jugend- und Schulübungen" (II 334). — „ich muß also die Schulchrie zergliedern" (III 301). — edle Briefe, Chrien, Perioden, Reden und Turbatverse ..., die bei aller Ordnung noch Turbatverse, bei allen Materialien Schulchrien ... bleiben" (IV 390). — „ewige Schulchrien" (V 215). — „was würde Ossian ... zu dieser Poetischen Schulchrie sagen?" (V 332). — „Schulübungen im Staube unsrer Lehrkerker" (V 111). — „Dichtkunst als Kunst, als Schulübung" (VIII 385). — „Schulübungen" (IX 433 480). — „Schulübungen" (126_{34}). — „Eine Schulchrie" (147_{21}). — „Eine langweilige Schulchrie" (490_6). Drei einander ent-

ſprechende apodiktiſche Eingangsurteile. Ferner: „daß dies eine neue ganz weltberühmte Schulchrie iſt, die zu andern Schulchrien geſtellt zu werden verdient" (343_{6}). — „Als Schulübung wäre es dem Herrn Magiſter im 14ten Jahre erlaubt geweſen" (505_{21}). — „Bey einem ſittſamern Tittel würden wir das armſelige Gewäſch dieſer Aufſätze, wie ſo viele andere philoſophiſche Chrien, ſeinem Schickſal überlaſſen haben" (645_{21}). —

ſeinſollend: „Lavaters ſeyn ſollender Freund" (IX 436). — „ihr ſeynſollendes Urtheil" (XXXI 424). — „eine rührendſeynſollende Operette" (147_{34}). — „von aller ſeyn ſollenden Beredſamkeit" (346_{24}).

Selbſtgenuß als Lebenszweck: „und Gefühl eigener Vollkommenheit iſt, wie wir glauben, nicht letzter Zweck. Genuß, dieſes unerklärbare Herumdrehen, Schweben, Aufgelöſtliegen in einer Empfindung, das iſt, wie wir glauben, der Zweck, oder vielmehr der Endpunkt alles deſſen, was in dem Menſchen iſt" (517_{14}). — „Die Heldinnen beyder Anekdoten ſind vortrefliche Geſchöpfe; beyde karakteriſirt eine ernſte Stille, die aus dem Mangel des wahren Genuſſes ihrer Menſchheit entſpringt" (330_{14}). — „Ein thätiges Weſen iſt alsdann weder frey noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf ſeinen eigenen Selbſtgenuß hinaus laufen ... Auf der andern Seite aber iſt jeder durch die ihm weſentliche Beſtimmung nach ſeinem eigenen Selbſtgenuß zu wirken, immer in ſo fern Herr ſeines Schickſals" (680_{30}). — „die Fortſetzung dieſer [Empfindungen] macht Genuß und Leiden, und in dieſem beruht der Mittelpunct des Lebens" (687_{37}).

ſich hinſetzen zu empfinden: „Yorick empfand, und dieſer ſetzt ſich hin zu empfinden" (119_{19}). — „alles, was man erwartet, wenn Herr Götz ſich hinſetzt, und ſagt: ich will betrachten" (379_{29}).

ſich reiben: „Goethe ... iſt weidlich voll von ihm [Nicolai] und wird ihn, glaub' ich, nächſtens reiben" (Herder an Hamann S. 105). — „daß Deutſchland ſich nur bisweilen an der kleinen Nation der Schweizer reibe" (74_{13}). — „Aber warum reiben ſich denn eben die Herren, da jeder ſeinen Weg gehen könnte" (190_{19}).

ſich ſelbſt elliptiſch zur Sache rufen: „zurück zu unſern Prolegomenen" (III 66). — „Zurück auf unſre Bahn" (V 15). — „Alſo zu dieſer Theorie ſelbſt" (V 340). — „Doch nun weiter" (V 344). — „Zum Liefländiſchen Blatte zurück" (V 347). — „Zu unſerm Verfaſſer!" (7_{12}). — „Und nun zum Buche" (280_{37}).

ſiehe: „ſiehe, ſo iſt da" (V 227). — „ſiehe da kommt" (V 311) u. ſ. w., z. B. II 64; III 255 465; V 143 326 371; VII 10 11 27 42 48 49 63 65 76. — „aber ſiehe" (489_{16}).

ſimpel — ein von Herder überaus häufig gebrauchtes Lobeswort. Ich notiere nur aus Bd. VII 200—400: S. 200 206 (zweimal) 230 243 255 270 284 294 323 327 341 346 347 359 399. Aus F. G. A.: 53_{27} 155_{22}.

ſimpel, edel und rein: „auf die reineſte, ſimpelſte, edelſte Weiſe verkündigt" (XXI 255). — „Wir haben auch zum Theil einen ſimpeln, edeln und reinen Ausdruck mit Vergnügen bemerkt" (30_{2}). — „daß der Vortrag ... ſimpel, reine und edel ſey" (337_{33}). — „daß der Vortrag nicht die ... erforderliche Simplicität und Reinigkeit be-

sitzt" (373_{17}). — „Mit dieser Formel nah verwandt sind auch die Wendungen: „auf einen so faßlichen, ungekünstelten und dabey edeln Ton gestimmt ... in einem einfachen, deutlichen und gleichwohl nicht platten und unedeln Ton abgefaßt" ($346_{19\ 25}$). — „Ein edler und reiner Ausdruck; Ordnung und Deutlichkeit des Vortrags" (150_{7}). — „hat nicht den geringsten Begriff von edlem Ausdruck ... Reinlichkeit der Sprache" (101_{1}). — „Fehler gegen die Simplicität und Deutlichkeit" (30_{12}). — „Der Verfasser schreibt übrigens gut, rein und deutlich" (68_{34}). — „Das Buch an sich ist simpel, schön und wahrhaftig lesens- und anwendenswerth" (188_{6}). — „simpel, zart und wunderbar" (V 477). — „die ... edelste Simplicität" (VIII 103). — „das edle, simple Stückchen" (V 175).

sinesische Kaminpuppe: „die Sinesischen Kaminpuppen des neuesten Geschmacks" (V 260 f.). — „der jüngere Crebillon mit seinem unerschöpfbaren Märchenwitze brachte aus seinen artigen Gesellschaften eine Sinesische Kaminpuppe hervor" (V 642). — „einfältige Sinesische Kaminpuppen" (402_{7}).

den Sinn wegspülende Paraphrase: „in jeder Sinnwegspülenden Paraphrase" (VII 327). — „Was liegt in ihr für Stärke und Einfalt! die all' unsre Paraphrasten noch nicht wegspülen können" (VII 354). — „ob die Paraphrase nicht den Sinn des begeisterten Johannes oft fast ganz wegspüle" (401_{6}). — „und überhaupt der Geist der Schriftsteller nicht in homiletischer Paraphrase ... weggespült seyn" (441_{1}). Vgl. auch: „in dem Spülwasser schöner Umschreibungen" (III 461).

so in Kettenfolge: „Ist denn das letzte Buch so theuer, so rar, so selten?" (Briefe an Hamann S. 54). — „so springend, so verwickelt, so sonderbar" (V 138). — „Hr. S. als Wiederleger nicht immer so ausgerüstet, so kurz, so bündig, so scharf auffassend" (V 283). — „so dunkel, so kurz, so untergeordnet" (V 307). — „so unregelmäßig! so kurz! so wilde!" (V 325). — „so anschaulich, so deutlich, so National, und so einschmeichelnd" (VI 79). — „Warum sind alle seine Betrachtungen so einförmig, so kalt, so unbestimmt?" (185_{6}). — „daß die wenigen guten, vortrefflichen Stücke fremder Nationen, die so selten, so langsam, in so hohem Preise, mit so vieler Unbequemlichkeit zu uns kommen, ... nachgedruckt würden — — das wäre so schön, so verdienstlich; und wie uns dünkt, so thunlich!" (296_{8}). — „Warum sind die Gedichte der alten Skalden ... so stark, so feurig, so groß?" (305_{15}).

so hin: „Sie redet ... nicht so allgemein hin" (V 276). — „die inkonsequente, unpolitische Art, ... mit der Her Hommel über die, dem menschlichen Geschlecht so wichtigen Punkte, so hindenkt, hinschreibt" (427_{21}). — „Er spricht so schön querfeld ein, als ob er gerade mit niemand rede" (433_{26}). — „in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darinn verborgen liegen, meditiren, sondern blos so hin zeugen" (490_{21}). — „wir lassen das gerne so hingehn" (517_{6}).

so schön (ironisch): „wo ihm denn Warburton ... so schön vorgesammlet" (VI 284). — „Hat Moses denn ... immer so schön geweissaget" (223_{16}). — „denn hier hatte Meinhard schön vorempfunden" (226_{20}). — „Die Kraft der Wirkung, und die Kraft der Trägheit sind

die zwo Wurzlen, woraus alles so schön folgt" (262_{19}). — „Er spricht so schön queerfeld ein" (433_{26}).

so singt — so dichtet: „So dichtet Milton" (III 236). — „So Milton, so Young, so oft die Dichter der Offenbarung!" (III 241). — „So dichtet mein Homer" (III 21). — „So dichtet Homer" (III 288). — „So sang Horaz" (III 362). — „So sang Homer" (VIII 376). — „So singt Homer, Theokrit, Anakreon und die Besten — so singt Klopstock meist" (514_{17}). — Vgl. auch: „So wohl klingend dichtet er" (97_{22}).

Student. Herder liebt es, unreife Autoren als Studenten zu bezeichnen: „Einem elenden, aber leider! lustigen Studenten ists eingefallen" (I 92). — „Eine Gesellschaft von (vermuthlich) Studenten, wirft hier die Mücken, die sie in ihren Nebenstunden mit Pfeilen erschossen haben, aus dem Fenster ins Publicum" (179_3). — „Hier spricht ein Leipziger Student unter der Maske einer alten Frau, vollkommen wie eine alte Frau, mit der Erfahrung eines Studenten" (224_{16}). — Drei einander entsprechende Rezensionseröffnungen, und auch die folgende Wendung eröffnet die eigentliche Rezension (nach der durch einen Gedankenstrich abgegrenzten Vorbemerkung): „Der Herr Student, der diese Mährlein versificirt hat" (518_{36}). Vgl. auch: „Ein Schüler war er, ders schrieb, deren es zwar von allen Altern giebt" (350_7).

Studierstube: „Die Bemerkungen sind nicht auf der Studierstube ... entsprungen" (3_{25}). — „ist das schaalste, was man in der Studierstube zubereiten kann, ohne irgend eine Nüance von Weltkenntniß" (521_8). — „Kein Philosoph, der von der Welt mehr kennt, als die vier Wände seiner Studierstube" (639_{14}). — „er muß ein gutgesinnter Mann seyn, der nichts von den Welthändeln ausser seiner Stube erfährt" (648_4). — „Der Weg des Nachbeters aber, der in seinem Cabinet so ruhig wandelt" (688_{11}).

süß: ein Lieblingswort Herders, das er ironisch und im Ernst auf literarische Personen und Gegenstände anwendet, z. B. I 104 118; II 61 138 141 142 145 173 248 343; III 35 55 234 354 358 449 452 461 466 471 476 u. s. w. In den F. G. A. ironisch: 372_{34} 394_{15}; nicht ironisch: 53_{26} 379_{35} 551_{24}.

System: „Vor nichts aber graut mir mehr als vor dem Erbfehler der Deutschen, Systeme zu zimmern" (an Scheffner, 31. Oktober 1767, Herders Lebensbild I 2 287). — „der Pöbel von ... Systemschreibern" (I 141). — „oder wäre er auch nur ein in die trübe Canäle der Systeme abgeleiteter Satz" (320_{31}). — „Erst sein zehndes System kann man zur Noth drucken lassen, die neun ersten sind meist nicht viel werth" (516_{23}). — „Allein, man muß nicht durch das System, und hätte mans auch selbst gemacht, sondern mit blosen, leiblichen Augen in den Menschen sehn ... aber das meiste ist Systemateley" ($517_{9\ 29}$). — „Er muste wissen, daß die Natur zu allen Systemen zum Voraus nein gesagt ... hat" (521_{21}). — „Systeme dieser Art sind gut für junge oder müßige Leute, die gern wissen möchten, was andre thun" (527_{37}). — „die Menschen handeln nach etwas Anderm als kahlen und kalten Systemen" (560_{23}). — „Nachdem wir, in der Philosophie über den Menschen, mit allem Systematisiren auf ewig gebrochen haben" (682_{19}). — „eine Welt, die nach einem andern System, als dem System seines Lehrers herum gedreht wird" (688_{14}).

Tabellen-Skelet: „tote Gerippe von Auszügen" (I 249). — „Baumgartens Methode ist der natürlichste Weg ... Wahrheiten ... zur Tabelle zusammen zu fügen ... [Baumgarten], der ... dies Skelet mit Fleisch und Adern zu bekleiden wüßte" (II 102). — „nach Texten und Skeletten von abgetheilten Lehren" (II 235). — „er ziehet ein verstümmeltes Skelet von Geschichte aus einer ... Quelle heraus" (III 455). — „Ich gebe nur Gerippe, Register" (VI 154). — „kein Gerippe einer gründlichen Disposition" (XXXII 5). — „[Diese Tabelle] ist das Skelet eines Buchs, das" (211_9). — „Regierungsformen nach wohl skeletirter Tabellarischer Terminologie" (271_{21}). — „Absicht des Verfassers, Plan, Skeletirung" (441_8). — „Die Beschreibungen sind ... das kältste Skelet von Ovids Gestalten" (543_{20}). Vgl. auch I 245 437; II 255 259.

Textur: „dergleichen Aufgewinde aus einer andern fremden Textur" (393_7). — „Sie sehen ... überall die Fäden der Wahrheit, durch die sonderbare Textur ihrer Religion durchziehen" (442_1).

Übersetzer. Herder wird nicht müde, seinem Ingrimm über die fabrikmäßigen deutschen Übersetzungen Luft zu machen: „der Pöbel von Übersezzern" (I 141). — „Ich kann mir keinen Übersetzer vorstellen, der unsrer Litteratur schädlicher werden muß, als auf diesem Wege. Schade für uns, daß uns die Heilmanns entrißen werden, und die Grillo's schreiben" (II 143). — „wie unser Trupp von Übersetzern zu schwatzen gewohnt ist" (V 276). — „Dieses wird genug seyn zu beweisen, daß man auch in England schlecht übersetzt" (74_{29}). — „Doch ein Übersetzer glaubt sich zu erniedrigen, wenn er keine Anmerkungen macht. Unsere Deutschen machens auch nicht besser" (75_1). — „Haben denn unsre junge Versmacher sonst auf der Welt nichts zu thun, als den Horaz zu übersetzen? Wenn man glaubt man hätte eine elende Übersetzung aus der Hand gelegt, so kommt die andere" (100_{28}). — „Unsre Übersetzer, die so gerne jeden Roman übersetzt liefern, ehe er beynahe sein Tageleben in London verlebt hat" (153_{17}). — „Was doch die deutschen Verleger mit allem Zeuge von Übersetzung wollen! ... Aber welcher solcher Miethübersetzer kennt ein Buch?" (296_1 297_5. Vgl. dazu: „vom Buchhändler gemiethet", VIII 429). — „unser deutsches Übersetzerheer" (341_6). — „Wenn doch einmal unsre Übersetzungsfabriken fortgehen sollen" (343_{37}). — „Pope ist schon oft erbärmlich mißhandelt worden. Herr Harder wird auch um dieser Übersetzung willen an jenem Tag auf dem Parnaß eine große Verantwortung gegen den seligen Dichter auf sich haben!" (597_{14}). — „Es ist uns schon lang ein unerklärbares Phänomen gewesen, wie Leute, die so ganz ohne Geschmack die Alten lesen, sich einfallen lassen können, Übersetzungen davon zu machen!" (637_9). — Seinen Anzeigen schlechter englischer Romane stellt Herder die Warnungstafel voran: „Gegen die Übersetzer" (35_{17}). — Vgl. auch 53_{29} 98_{15} 128_{26} 177_8 232_{35} 237_6, und das folgende Stichwort.

die Übersetzung ist eine Übersetzung: „Die deutsche Übersetzung ist — — eine Übersetzung" (299_{12}). — „aber der Übersetzer — — ist ein Übersetzer" (356_{27}).

ungemein deutsche Art: Titel: „Von deutscher Art und Kunst". — „Es ist ungemein viel Deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin" (Aus Herders Nachlaß III 302). — „auch gewiß ungemein deutsche Art seyn können" (233_{24}).

ungenialiſch: „Es iſt ſchon ein ganz ungenialiſches Unternehmen" (492_{36}). — „Warrlich, ein überflüßiger Beweis; und dazu ſo ganz ungenialiſch geführt" (645_{28}). — „bey ungenialiſchen gezwungnen Nachahmern" (666_{3}).

ungeſchmückte, gemeinfaßliche und liebreiche Predigten: „allen exegetiſchen Flitterſtaat, alle Kunſtſprache, allen oratoriſchen Prunk etc. aus den Predigten hinauswerfen und blos ... allgemein faßliche ... Gedanken in einem ſolchen ungekünſtelten, einnehmenden und liebreichen Ton vorbringen" (22_{2}). — „ungeſchmückte, gemeinfaßliche und liebreiche Weiſe [der guten Predigten]" (347_{7}).

unſer Verfaſſer: I 94; XXXII 153; F. g. A. 7_{12} $11_{15\ 23}$ 82_{33} 254_{11} 256_{17} 344_{14} 553_{16}. Vgl. auch: unſer Raiſonneur: 12_{8}; unſer Überſetzer: $54_{1\ 10}$ 96_{13}; unſer Philoſoph: (517_{27}).

unſre junge: „unſre junge Genies" (II 215). — „von Gottſched an bis zu unſern jungen Gottſchedchens" (II 347). — „unſre junge Versmacher" (100_{28}). — „unſre junge Dichter" (187_{10}). — „unſre gute junge Freunde" (665_{21}). — Vgl.: „unſre arbeitſame Litteratoren" (123_{16}). — „unſre dichteriſche Philoſophen" (375_{25}). — Vgl. auch 480_{13}.

unter dem Original: „und er fällt noch ... unter ſein Original" (75_{10}). — „ſie blieb aber noch ... unter ihrem Original" (80_{31}). — „aber weit unter ſeinem Original bleibt" (266_{9}).

unter der Kritik: I 93; III 259 325 440; V 175; F. g. A. 35_{28} 119_{9} 179_{19} 637_{14}.

Verächtliche Angabe der Bogenzahl: „Dieſes Etwas von 3½ Bogen" (I 91). — „Eine Schulchrie, die ohngeachtet ſie nur drey und einen halben Bogen beträgt, doch zum Durchleſen viel zu lang iſt" (147_{21}). — „Wer ſich noch unterfängt, unſre Zeiten für erleuchtet zu halten; der ſoll zur Strafe dieſe 12 Bogen leſen" (490_{33}). — „Ohne die andern Buchſtaben wiſſen zu wollen, glauben wir gern, daß dieſe Geſellſchaft viel Gutes ſtiftet, aber dieſe 2 Bogen wird ſie doch nicht mit in Rechnung bringen?" (519_{20}). — „Und was hat denn der Mann mit dem Buch gewollt? Zwey und einen halben Bogen drucken laſſen! Wir ſehen ſonſt keine vernünftige Urſache." (522_{21}). — „Dahin rathen wir dem Verleger, dieſe 17 Bogen je eher je lieber zu ſpediren!" (638_{29}).

Verächtliche Wiederholung des Titels mit Ausrufzeichen: 269_{30} 297_{35} 529_{20} 645_{15}.

Verächtliches Suchen nach der paſſenden Bezeichnung: „Dieſe Sammlung enthält fünf Drame, oder Schauſpiele, oder Luſtſpiele, oder Trauerſpiele — — die Verf. wiſſen ſo wenig als wir, was ſie daraus machen ſollen" (205_{9}). — „Nun traveſtirten ſie alſo — nicht traveſtirten! dann bleibt wenigſtens Geſtalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da läßt ſich wenigſtens aus dem Gegenſatz ahnden — alſo denn? — welches Wort druckt die Armuth hier, gegen Schäkespears Reichthum aus!" (492_{21}). — „Dieſes — Werk können wir's nicht nennen — dieſe Copie iſt aus einer franzöſiſchen Sammlung" (557_{21}). Das Stocken beim Suchen nach dem paſſenden Wort deutet Herder in dieſer Stilgebärde immer durch Gedankenſtriche an.

verbitten: „und für das Publikum die Fortsetzung dieser Übersetzung inständig verbitten" (98_{17}). — „Doch wollten wir dabey die deutschen Noten, die er dem Terenz beygefügt hat, verbitten" (131_{17}). — „aber wir möchten uns doch wohl alle Betrachtungen über die edelhaften drey Einheiten verbitten" (198_{14}). — „Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten" (232_{10}). Vgl. I 90; VII 236; X 129.

verflößen: „Wo Verflössung? Übergang?" (V 206). — „sanft verflößte Züge" (V 322). — „die Töne simpler in einander zu verflössen" (V 359). — „sanft in einander verflößte Züge" (V 416). — „und sie gleichsam sanft in jene zu verflößen" (510_{20}).

verkleistern: „[Mußte der Mann] Quartanten und Folianten hinab verkleistert ... werden?" (VI 437). — „halberstädtische Liebesbriefchen ... die, man verkleistre sie, wie man wolle, doch nur immer die Herzen der Weiblein haschen sollen" (an Merck, September 1771, Merck-Briefe II 34). — „wie sie die Wissenschaft, als ein scheinbares Ganze, überkleistern" (189_{31}). — „der in der Vorrede von ihm selbst verkleisterte Plan" (358_{8}). — „Wenn ein Kritikus ... den vielen oft vortrefflichen Erläuterungen den Zugang zu verdientem Lobe verkleistert" (F. G. A. 1773, S. 12). —

vorempfinden: „nach- und vorempfinden" (VIII 225). — „daß er es in seinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat" (85_{37}). — „denn hier hatte Meinhard schön vorempfunden!" (226_{20}, vgl.: „wo ihm denn Warburton ... so schön vorgesammlet!" VI 284).

wann werden doch: „Wann werden wir doch einmal viele solcher Predigten bekommen, als gegenwärtige! — — Wann wird man doch einmal allen Dogmatisch scholastischen Wust ... aus den Predigten hinauswerfen!" (21_{35}). — „Wenn werden doch alle unsre Sittenlehrer und Prediger einmal die Moral einstimmig aus dem Himmel herab auf die Erde unter die Menschen führen!" (35_{5}). — „Wann werden doch einmal unsre fromme Männer mut Geist und Stärke fromm zu seyn lernen! Wann werden sie begreifen lernen, daß ..." (185_{36}). — „Wenn wird der Philosoph, der gelebt und geliebt hat, Ehegatte und Vater ist, sich ermuntern lassen, für unsre Töchter, Gattinn und Mütter zu schreiben" (224_{22}). — „Wenn werden doch die Menschen die Rathschlüsse des Unendlichen nicht mehr nach den Eingebungen ihrer kleinen thörichten und stolzen Leidenschaften modeln" (336_{2}). — „Wenn werden denn einmal unsre dichterische Philosophen den Menschen ansehen, wie er ist" (375_{25}). — „Wann werden doch die, welche für die Jugend sammeln, oder selbst schreiben, anfangen, ihre Produktionen sorgfältiger nach dem Fassungsvermögen, dem Geschmack und den Bedürfnissen derselben zu berechnen" (499_{25}). Vgl. dazu die Anaphora I 217.

Wasser mit dem Sieb schöpfen: „Wer sieht nicht aus dem Titel, daß hier Wasser mit dem Sieb geschöpft wird" (141_{32}). — „so ist und bleibt es Wasser mit dem Sieb geschöpft" (364_{34}). Vgl. Aus Herders Nachlaß III 340 342.

weglehren: „den gesunden Menschenverstand nicht so ganz weglehren, wegglossiren, und wegexegisiren" (613_{1}). — „den Sinn dieses Worts wegzuerklären, wegzuerläutern, wegzuphilosophiren" (VII 25).

Vgl. auch: wegerläutern (III 330 352). — wegkommentiren (III 330). — wegerklären (VIII 653).

wegraisonniren: „Auch dieser Traktat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegraisonniren" (320_9). — „wegraisonniren, was Gefühl geworden ist" (547_{12}). — „die, welche die Winde und die Berge an dem Gebäude der Welt wegraisonniren möchten (639_6). Das Wort kommt allerdings auch bei Mendelssohn und Goethe vor, vgl. Grimms Wörterbuch.

wegschwimmen über etwas (geistig): „Der Schwimmer schwimmt mit seinem Ideal über das Alles weg, aber der Täucher?" (395_{12}). — „man schwimmt über andere Dinge hin" (613_{19}). — „eben deßwegen aber auch nur hinüberschwimmet" (V 541).

wie anders und wie mit dem Komparativ: „wie weit vielfachere, reichere, stärkere Gedanken" (V 293). — „wie anders! wie vortreflich, wenn der Verf.... damit seine Schüler tränkte" (V 371). — „Wie vortreflicher und vielfach anders, wenn der Verf.... darauf zurück gekommen wäre: wie reicher an Materialien, anschaulicher, nutzbarer, sicherer, bildender!" (V 389). — „die meisten erst wie später!" (VII 181). — „so dann gewiß Alles wie Einförmiger, Schöner, Politischerwiesner und für den armen Prediger Trostreicher als jetzt" (VII 194). — „wie anständiger, sittlicher, schonender, Alles wie anders" (XXIV 371, vgl. auch IV 322; V 137 162 278 570 571; VI 99 113 133 172 218 302 331 337 477; VII 344; VIII 220; IX 508 530; XXI 255). — „wie anders, wenn aus diesen Kapiteln Declamation, Kapitel voll Fakta ... geworden wären — — wie anders! aber auch wie schwerer!" (393_{26}). — „Wie weit angenehmer und nützlicher, wenn das ... Urtheil ... bestätigt wäre" (478_{15}).

wir glauben mit ihm: 4_{33} (6_{35}) 18_{27} 234_7 (236_1) 273_8 367_{16} 425_{27}.

wir haben nichts dagegen: „wir haben nichts dagegen einzuwenden" (12_{15}). — „Dagegen haben wir nichts" (185_3). — „so haben wir nichts dawider" (502_{14}). — „Wir hätten nicht so viel wider die Energie der Partikeln" (658_{31}). — Vgl. aber auch 253_5: Höpfner!

wir unterschreiben — eine bei Herder beliebte Wendung, die Goethe nicht gebraucht: „im ganzen kann ein Deutscher ... sie alle unterschreiben" (4_4). — „Die Urtheile der Nachwelt unterschreiben wir" (17_{27}). — „Wir unterschreiben beynahe alle Vorschläge" (64_{16}). — „ob wir gleich nicht alles unterschreiben" (81_{28}). — „Urtheile, die wir nicht immer unterschreiben möchten" (124_{27}). — „Wir unterschreiben indessen beynahe alle Urtheile des Herrn F." (181_{31}). — „auch können wir nicht alle seine Meinungen unterschreiben" (241_4). — „Wir unterschreiben nicht alles in dieser sonderbaren Schrift" (251_{16}). — „ob wir gleich unmöglich alles ... unterschreiben können" (468_{32}). — „Nun endlich die über die alten eingestreuten Urtheile unterschreibe wer da kann!" (478_{19}). — „Was er von Shakespear sagt, unterschreiben wir" (589_2).

wir wollen — von Herder bei Angabe seiner Disposition oder zur Einleitung größerer Zitate viel gebraucht; im letzteren Falle sagt er gern: „wir wollen ... hersetzen": „Eine Stelle über Voltaire wollen wir unsern Lesern ausziehen" (27_{30}). — „Das Glaubensbekenntnis des Herrn v. Creuz wollen wir hierhersetzen ... Aus dem Wandsbecker

Boten wollen wir nur den schönen Einfall des Musentempels hierherſetzen" ($38_{2\ 30}$). — „Wir wollen nun unſern Leſern kürzlich ſagen, was uns an dem Buche ſelbſt gefällt" (150_5). — „Zur Probe der Galanterie surannée des Verf. wollen wir ein Stückchen ausſchreiben" (152_{18}). — „Wir wollen eine der ſchönſten Stellen ... hierher ſetzen" (171_{33}). — „Wir wollen die Colonne vom Beten nur hier einrücken" (210_{15}). — „Wir wollen ſeine Grundſätze in einem kurzen Auszug unſern Leſern bekannt machen" (214_5). — „Wir wollen uns deßwegen blos auf eine kurze Anzeige einſchränken" (216_{27}). — „Wir wollen einige Beyſpiele anführen" (237_9). — „Aus dem fünften Abſchnitt wollen wir doch die Hauptzüge des Gemähldes eines erbaulichen Redners, mit den eignen Worten des Herrn E. hierher ſetzen" (241_{24}). — „Wir wollen die in dieſem erſten Bande vorkommende Abhandlungen hieher ſetzen" (273_{28}). — „wir wollen ſie nach den Nationen ordnen, und das Merkwürdigſte anführen" (303_1). — „Eine Stelle S. 6. 7. wollen wir daraus hierher ſetzen" (333_{21}). — „Wir wollen ... ein Beyſpiel geben" (342_{20}). — „Wir wollen eine Stelle ausziehen" (344_{13}). — „wollen wir ... ein einziges Beyſpiel anführen" (358_{37}). — „Wir wollen dieſe Charakter herſetzen" (376_{10}). — „Wir wollen unſern Leſern nur kurze Anzeigen der in dieſem Fache vorkommenden Artikel liefern" (424_{12}). — „Wir wollen bey dem wichtigſten Theile des Buchs anfangen... Wir wollen einige Abſchnitte zur Probe herſetzen" ($437_{18\ 30}$). — „Wir wollen die Abſicht und den Plan von dieſem Buche unſern Leſern ſelbſt vorlegen" (439_{36}). — „Wir wollen einen Auszug aus dem Buch vorlegen" ($682_{2\ 3}$). Vgl. I 105.

wir wollen ihn hören: XX 295; F. G. A. 10_9.

wir wundern uns — eine von Herder gern gebrauchte Wendung: 46_6 141_{26} 150_{30} 171_{16} 505_{11} 658_{36}; vgl. II 347. (Aber auch Merck: 77_{30}.)

Wiſch: „was ſoll das Wiſch aller Redekünſte und das noch ärgere Wiſch aller Redner" (V 371). — „das ganze Wiſch Auslegungen" (VI 185). — „ein Wiſch Citationen" (V 428; F. G. A. 280_{30}). — „ſtatt des elenden Wiſches, in Deutſchland, nachgedruckt würden" 296_{11}). — Vgl. auch VIII 411.

wolkig: „da doch von jedem Blatt, auch aus dem wolkigſten Theil ſeiner Noten noch immer der gute Kopf zu ſehen iſt" (V 321). — „das düſtre wolkichte, wäßrichte Gehirn der ſogenannten Philoſophen" (553_{14}).

Wortflechtung: „in Conſtruktionen verflochten" (I 312). — „πολυπλοκια der Worte" (I 317). — „Wortflechtung" (233_{23}).

wunderbares Zuſammentreffen von hindernden Umſtänden bei der Prinzenerziehung (eine von Herder bei ſeiner Tätigkeit als Erzieher des Prinzen Peter gemachte Beobachtung): „Es ſey dieſes Buch [Baſedows Agathokrator oder von der Erziehung künftiger Regenten] ein Wink ... ſich mit dem beſten Herzen nicht ſo leicht an ein Geſchäfte zu wagen, wo oft eine wunderbare Verwicklung der Umſtände die wohlthätigſten Abſichten unnütze macht" (64_6). — „Allein wir glauben, es war möglich den Zuſammenſtoß ſo vieler wunderbaren Dinge darzulegen, die an allen Höfen die wahre Bildung eines jungen Herrn erſchweren" (170_{26}). — „wenn der Dichter einige von den Umſtänden hätte angeben wollen, die in

der Erziehung aller Großen zusammentreffen, die beynahe unvermeidlich sind" (569_{12}, vgl. oben S. 372).

Zauberei des Genies: „Die Zauberey des Genies" (143_{33}). — „durch den Zauberkunstgriff des Genies" (Von und an Herder I 333).

zu mit dem Infinitiv als elliptisch tadelnder Satz: $271_{3\,6\,9\,31}$ 541_{22}. Etwas anders: 400_9.

zusammenstoppeln: „und bei hundert Nachstoppelungen einer ungeheuren Zusammenstoppelung" (V 371). — „Schmierer und Zusammenstoppler" (V 420). — „Wohl, zusammen gescharrt, gestoppelt" (482_{18}). — „und die von so mancherley Köpfen gewählte und gestoppelte Bücher" (616_{13}).

zwischen Himmel und Erde schweben: „zwischen Abgrund und Himmel schwebend" (V 169). — „diesem Staubgeschöpfe, das nur zwischen Himmel und Erde schwebt" (VI 46). — „ein Schweben zwischen Himmel und Erde" (223_8).

Herders Beiträge

Mit Hilfe dieses stilistischen Materials sowie der oben S. 385 ff. erörterten, im folgenden erweiterten Zeugnisse und Nachrichten gewinnen wir für Herder die folgenden Rezensionen:

S. 3: Brittisches Museum. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Studierstube — wir unterschreiben — mit — ob wir gleich — wir glauben mit ihm — Biegsamkeit. — Auf 4_{27} spielt Herder 343_{14} an.

S. 6: Fabeln. Vgl. die Stichworte: wir glauben mit ihm — sich selbst zur Sache rufen — mit — hat uns gefallen. — Diese von Zachariä verfaßten Fabeln erwähnt Herder XVI 225: „Zachariä dichtete in seiner [Burkard Waldis'] Manier."

S. 8: Sinngedichte. Vgl. die Stichworte: Gleim als Versifikateur — hat uns gefallen — Abkürzungen. — Wie hier wird Gleim von Herder auch 37_9 272_{12} 558_2 611_{21} gelobt, entsprechend ihrem freundschaftlichen Verhältnis.

S. 9: Ein ... Raisonneur. Vgl. die Stichworte: wir wollen ihn hören — unser Verfasser — wir haben nichts dagegen. — Zu 10_9 vgl. 506_8. — „Anecdotensucht" (12_{16}) auch 170_{29}. — Das Eintreten für Abbts Andenken 12_{23}! — Das rezensierte Buch wird in der Bibliotheca Herderiana unter Nr. 4331 aufgeführt. Dort findet sich auch als Nr. 4329 das 10_1 erwähnte Buch (Frankfurt 1768) und als Nr. 4330 das 10_5 bezeichnete „Neue Raisonnement über protestantische Universitäten. Straßburg 1769." Zu 12_{16} vgl. Herder an Nicolai, Februar 1772: „Die beiden Pasquille über Abbts Briefe aus Rinteln ... sind abscheulich und niederträchtig."

S. 16: L'an deux mille. Vgl. die Stichworte: Säulengänge eines Buchs — hat uns gefallen — der erschreckende

Leſer — wir unterſchreiben — Nebengeſchöpf — wir glauben mit ihm — dieſes wird genug ſein. — Zu 17_{36} vgl. 335_2; V 290; XVIII 106.

S. 21: Von der Liebe gegen Gott. Vgl. die Stichworte: ſimpel — ungeſchmückte, gemeinfaßliche und liebreiche Predigten — wann werden doch. — Zu 21_{29}: „des zarten, menſchenholden, rechtſchaffnen Herzens" vgl. X 282: „ihre Menſchenholde tröſtende Würkung". — Die Scheltworte 22_1 ff. ſind echt Herderiſch. „Flitterſtaat" (22_2) auch III 311 und öfters.

S. 27: Des Talens. Vgl. oben S. 392 und die Stichworte: wir wollen — hat uns gefallen.

S. 28: Voyages. Nach Monthly Review, Februar 1771, (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 38). — Als Excerpent verrät ſich Herder durch die im Original nicht vorhandenen Wendungen vom lieben Herrn Abbé Chappe (vgl. das Stichwort: der liebe Autor) und „Mitbruder", vgl. VI 200; VII 223 273 274; VIII 430; IX 29 55.

S. 28: A Poetical Essay. Nach Monthly Review, März 1771, S. 261 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 39). — Das Urteil hat Herder ein bißchen aufs Geratewohl hinzugefügt, denn ſeine Vorlage ſagt nur: „and so expressed in general as not to do any discredit to the Author."

S. 29: Heilige Reden. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Klammern — ob wir gleich — ſimpel, edel und rein — Galimathias — Nonſenſe — Frageſätze in Kettenfolge — mit — Abkürzungen (33_{29} 34_{19}) — hat uns gefallen — wann werden doch.

S. 35: The village oppressed. Nach Monthly Review, März 1771, S. 261 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 40). — Den Eingangs- und den Schlußſatz hat Herder hinzugefügt, die Vorlage ſagt nur: „This is a feeble and unpoetical complaint of the imaginary miseries of a village oppressed." — Vgl. das Stichwort: Überſetzer.

S. 35: The brother. Nach Monthly Review, März 1771, S. 262, und Gentlemans Magazine (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 40). — Der Scherz iſt Herders Zuſatz. Vgl. das Stichwort: unter der Kritik.

S. 35: Belle Grove. Nach Monthly Review, März 1771, S. 262 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 41).

S. 35: The Nun. Nach Monthly Review, März 1771, S. 262 und Gentlemans Magazine 1771, S. 229 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 41).

S. 36: Poetical Essays. Nach Monthly Review, März 1771 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 42).

S. 36: Almanach. Vgl. die Stichworte: wir wollen —

erlauben — hat uns gefallen — kommt um 30 volle Jahre zu spät. — Zu 37_9 vgl. 272_{12} 273_{10}, wo von demselben Vorfall in denselben Ausdrücken die Rede ist.

S. 40: Transactions. Nach Gentlemans Magazine 1771, S. 416 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 47).

S. 41: Lelandi Collectanea. Nach Monthly Review, Januar 1771, S. 13 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 49).

S. 42: The false Step. Nach Monthly Review, Januar 1771, S. 91 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 50).

S. 42: A short Grammar. Nach Monthly Review, Februar 1771, S. 169 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 50).

S. 42: The Contrast. Nach Monthly Review, Februar 1771, S. 173 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 50). — „Verwandtin" (42_{19}) auch 154_{10}.

S. 42: de Marée. Vgl. die Stichworte: Druckbild — ob wir gleich — Abkürzungen — ekelhaft — bezifferte Argumente — Imperfektum — wir wundern uns — auf eine Logomachie hinauslaufen. — Zu 43_{21} vgl. 176_{26}. — Der Wechsel von „wir" zu „ich" ($44_{1\ 14\ 23}$) findet sich bei Herder auch $523_{16\ 18}$ $650_{18\ 28}$. — Der Schluß entspricht 211_{20}.

S. 48: Klopstock. Vgl. die Stichworte: Pflicht, vor dem Buche zu warnen — Rhapsodie — Buchhändlergriff.

S. 53: Theokrit. Vgl. die Stichworte: Druckbild — dreifacher Gedankenstrich — simpel — hier sind — fein — Fragesätze in Kettenfolge — Nerv — unser Verfasser — Neigung zu poetischen Schlußzitaten.

S. 62: Agathokrator. Vgl. die Stichworte: ob wir gleich — wunderbares Zusammentreffen von hindernden Umständen bei der Prinzenerziehung — wir unterschreiben — der Ocean des Wissens — e. — Zu „Educationshandel von Realien" (64_{34}) vgl. „Actienhandel in Worten" (I 385, Herders Umformung einer Stelle in den Litteratur-Briefen). — Gegen die Begründung von religiösen Lehren auf intellektuelle Beweise (65_{25}) erklärt sich Herder auch 217_1 373_{11} 642_{24}, und der Gedanke, daß die Laster der menschlich-kausalen Betrachtung nicht entzogen werden dürfen (65_{34}), kehrt bei ihm 175_{34} und 347_2 wieder. — Bei dem Gedanken 64_4 ff. hat Herder den geringen Erfolg seiner Tätigkeit als Erzieher des Prinzen Peter im Sinne.

S. 66: Kurzes System. Vgl. die Stichworte: Druckbild — e — man siehet — ausgehn und zurückkehren — am wenigsten gefallen — Klammern — simpel, edel und rein. — Zu 68_{24} damal vgl. 197_{33} jemal.

S. 73: An Essay. Vgl. die Stichworte: sich reiben — dieses wird genug sein — Übersetzer. — In Monthly Review,

Dezember 1771, rezensiert (Trieloff S. 63). Herders Anzeige beruht aber auf eigener Lektüre der Übersetzung.

S. 75: Ein moralischer Beweis. Vgl. die Stichworte: deutlich — unter dem Original. — „wässerigt" (75_{10}) in demselben Sinne auch 553_{14}; II 351.

S. 80: Plutarchs Lives. Nach Monthly Review, Januar 1771, S. 1, Februar, S. 111 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 63). — Vgl. die Stichworte: unter dem Original — Nebengeschöpf — ob wir gleich — wir unterschreiben — hier und da Wahres.

S. 82: Biographie der Deutschen. Vgl. die Stichworte: der schlafende Leser — fragen wie ein Thorschreiber — unser Verfasser — Merkstäbe — Schreibweise im Jahr 1771. — „Mittelmann" (82_{13}) auch 215_{27}.

S. 85: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Schlüssel zur menschlichen Natur — vorempfinden — hat uns gefallen — Ignorante von Übersetzer. — Herder liebt die Bilder vom Gerüst (86_{15}, vgl. I 145 228 280 435 441; II 121 181 329; III 343 378; V 263; VI 86 406; XXXI 173; Aus Herders Nachlaß II 12) und Spinngewebe (86_{21}, vgl. V 530; VI 207; VIII 218 223 293 331 361; IX 32 302; Erinnerungen aus dem Leben Herders I 320). Zur ganzen Rezension vgl. 224_{34} 329_{31} 368_{15} und Herder an Merck, Juli 1771: „Und endlich auf meine liebe Sternheim, die ich nur erst noch mit der ersten Begierde überflogen, wie wenn man mit dem ganzen Herzen nur sieht und im Ganzen umfassen will" (Merck-Briefe I 29). Er urteilt dort: „Sternheim, Seymour, Rich u. s. w. (sie ists am Ende doch immer selbst!)" — was mit 86_{12} übereinkommt. Zu 86_2 vgl. Herder an den Prinzen Peter von Oldenburg, 14. Januar 1772 (Deutsche Revue, Bd. 26, IV 361): „Ach wenn es viele Richs und Seymours gäbe!" — Zu 85_{22} vgl. Minor und Sauer, Studien zur Goethe-Philologie, S. 112.

S. 86: Usong. Vgl. die Stichworte: Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — der geneigte Leser. — Der Genieton weist auf die Gruppe Goethe-Herder, und Goethes Anteil setzt erst erheblich später ein. Der bittere, etwas schnöde Ton und die schweren, sich drängenden Bilder sind ganz in Herders Art. Sein ungünstiges Vorurteil gegenüber „Usong": Merck-Briefe II 35. Zu beachten ist auch die Übereinstimmung mit der Rezension des Anhangs zum Usong (S. 174), vgl. z. B. 86_{35} mit 174_{27} und 175_{20}. — Zu 87_{20} vgl. III 460 475, wo Herder ein Buch von Klotz „eine große Sandwüste, ohne Ruheplätze" nennt, und II 90: „[Das Buch ist] ein kleines enges Nebenzimmer, wo man die Schreibart des Xenophon und Plato,

wie in einer dunklen Kammer Flickweise siehet." — Zu „Caravanserai" (87_{20}) vgl. 156_{20}. — Haller schrieb die Anzeige Leuchsenring zu (M. Widmann, A. v. Hallers Staatsromane, Biel 1893, S. 214).

S. 87: L'esprit. Vgl. das Stichwort: gelehrte Kreuzzüge.

S. 91: Lettres. Herders Rezensionsgebiet. Die Schreibung „Fernez" gebraucht er durchweg, vgl. oben S. 392. Zu 91_{29} vgl. das Stichwort: Gleim als Versifikateur.

S. 94: Briefe. Herders Rezensionsgebiet und Ton. — Vgl. die Stichworte: apodiktisches Eingangsurteil — Galimathias — e — Pflicht vor dem Buche zu warnen — unsre junge.

S. 94: Almida. Nach Monthly Review, Februar 1771, S. 150 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 69).

S. 95: Versuch einer Übersetzung ... des Horaz. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — unser Übersetzer — verbitten. — Zu $97_{3\,13\,22}$ vgl. das Stichwort: so singt. — „eines ältern Übersetzers" (97_{25}): S. G. Lange, vgl. Lessings Vademecum.

S. 100: Horazens Oden. Vgl. die Stichworte: unsre junge — Übersetzer — simpel, edel und rein — Fragesätze in Kettenfolge — Amphiktyonen — Neigung zu poetischem Schlußzitat. — Die Einleitung spielt auf Herders Anzeige S. 95 an.

S. 114: Humphrey Clinker. Nach Monthly Review, August 1771, S. 152 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 69).

S. 118: Empfindsame Reisen. Vgl. die Stichworte: Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — unter der Kritik — sich hinsetzen zu empfinden — hat nie geliebt. — Zu 119_5 „Morgenländische Radices raspeln" vgl. V 71 f: „Man schlage das Erste, beste Morgenländische Wörterbuch auf ... Die so verschiedne Bedeutungen Eines Radicis." — Zur Schlußwendung vgl.: „eine lange Allegorische Dichtung ... macht mir ... Kopfschmerzen" (III 265). — „das Materielle seiner Gesänge muß freilich oft Kopfwehe ... machen" (V 291). — Herders Autorschaft ergibt sich auch aus 468_9, da die Rezension des „Magazin" nach sicheren Merkmalen von ihm herrührt.

S. 122: Bibliothek. Vgl. die Stichworte: unsre Leser — erlauben — Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — Abkürzungen — unsre junge — wir unterschreiben.

S. 126: Journal. Vgl. die Stichworte: apodiktisches Eingangsurteil — Schulchrie — deutlich.

S. 127: Rommershausen. Stoff, Ton, Druckbild. — Zu 127_{14} vgl. 363_{20}; V 572; VII 354. Herders Autorschaft ergibt sich auch aus dem Stil der Berichtigung S. 166.

S. 127: The drunken News-writer. Nach Monthly Review, März 1771, S. 261 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 70). — Der Vergleich mit Rousseaus Pygmalion ist Herders Zusatz, auf Grund der Angabe in Monthly Review: „This interlude consists only of one scene."

S. 128: The captives. Nach Monthly Review, August 1771, S. 153 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 71).

S. 128: Dido. Nach Monthly Review, August 1771, S. 152 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 71).

S. 128: Summary. Nach Monthly Review, August 1771, S. 155 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 71).

S. 128: Le Comedie di Terenzio. Vgl. die Stichworte: ob wir gleich — sagt der Verfasser — Rat für Verleger — verbitten. — Der Gedanke 130_{34} ist kennzeichnend für Herder.

S. 138: Die ganze Lebensgeschichte. Stoff und Druckbild. Vgl. die Stichworte: hat uns gefallen — hat unsern völligen Beifall — wir wundern uns.

S. 141: Versuch über Shakespears Genie. Vgl. die Stichworte: wir wundern uns — Rhapsodie — aus dem Titel schließen — Wasser mit dem Sieb schöpfen — Amphiktyonen — Bescheidenheit des Schriftstellers — fremde — Klammern — brüderlich — Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge — gesagt und nicht gesagt. — Der Genitiv „des Publikum" (141_{26}) auch I 134 275; II 144; III 372 438. — Die beiden folgenden Parallelen aus Herders Shakespeare-Aufsatz würden allein schon genügen, ihn als den Verfasser der vorliegenden Rezension zu erweisen: „Voltairen eine Thorheit predigt und den Franzosen ein Ärgerniß" (141_{31}). — „Shakespear ist ihm ein Ärgerniß und sein Drama die dummeste Thorheit" (V 226). Ferner: „Alle Werke Shakespears sind daher fliegende Blätter aus dem großen Buche der Natur" (144_{11}). — „[Shakespeares Werke sind] ausgerißne wehende Blätter aus dem grossen Buch der Vorsehung!" (V 239). Vgl. auch: „Begebenheiten, die grosse Blätter aus dem Buche des Schicksals sind" (VIII 397). Goethe hat später dieses mächtige Gleichnis für Shakespeares Dichtung übernommen und weitergebildet (Werke XXI 309_{20}). — Herder hat den „Versuch" ungefähr gleichzeitig für Nicolais A. D. B. rezensiert, allerdings so viel milder, daß es zunächst schwer hält, ihn als den Verfasser beider Rezensionen anzusehen. Aber er urteilt in seinem Brief an Merck vom August 1771 (Merck-Briefe II 30) und dann wieder in seinem Shakespeare-Aufsatz (V 229) ebenso ungünstig über das Buch wie in den F. G. A., und wie hier geht er auch in A. D. B. von Voltaire aus und endet mit der Aufforderung an den Übersetzer Eschenburg, lieber selbst ein Werk über Shakespeare zu

ſchreiben: „Am angenehmſten aber wäre es uns freilich mit einem Titel überraſcht zu werden, etwa: Richard 3., Macbeth, Hamlet, Lear von Eſchenburg überſetzt, mit dem Original und mit einer Auswahl der beſten Anmerkungen ſeiner engliſchen Herausgeber und Commentatoren begleitet. Herr Eſchenburg füllt die Fußſtapfen des ſeel. Meinhards ſo aus" u. ſ. w. Ebenſo wie Eſchenburg ſchätzte Herder auch Ebert (145_2). Er ſagt von ihm I 178: „und das dem ohngeachtet auch in der Überſezzung ſein beſtes Colorit verlieret — ſollte dieſer Ueberſezzer auch Ebert ſelbſt ſeyn." Dagegen urteilt Goethe noch im Herbſt 1771: „Eſchenburg iſt ein elender Kerl. Seine Überſetzung (der Stellen Shakeſpeares verſteht ſich) verdient keine Nachſicht; ſie iſt abſcheulich. Die Abhandlung ſelbſt [eben den überſetzten „Verſuch"] hab' ich nicht geleſen, werde auch ſchwerlich." Danach kann die Aufforderung an Eſchenburg und an den ganz außer ſeinem Kreiſe liegenden Ebert nicht von Goethe herrühren.

S. 146: Die Vorſehung. Vgl. das Stichwort: Scapin ſein. — Der Gedanke 146_{33} iſt Herder, aber nicht Goethe zuzutrauen.

S. 147: Thraſybulus. Vgl. die Stichworte: apodiktiſches Eingangsurteil — Schulchrie — verächtliche Angabe der Bogenzahl.

S. 147: Lucile. Vgl. die Stichworte: apodiktiſches Eingangsurteil — ſeinſollend. — Zu $148_{3\ 6}$ vgl. 341_{14} und zu 148_7 ff. vgl. 391_{35} ff. Die Wendung 148_5 ff. klingt wieder in einem Briefe Herders an den Prinzen Peter von Oldenburg vom 4. April 1772 (Deutſche Revue, Bd. 26, IV S. 363): „ſo daß mich jeder junge Herr dauern würde, der ..."

S. 148: Anleitung. Vgl. die Stichworte: Beſcheidenheit des Schriftſtellers — wir wollen — hat uns gefallen — ſimpel, edel und rein — wir wundern uns — hat unſern völligen Beifall.

S. 151: Gedanken. Vgl. das Stichwort: ſagt der Verfaſſer. — „Fröſche" (151_{15}) als verächtliche Bezeichnung von Menſchen auch VIII 219. — Daß Wieland der Autor ſei (151_{22}), wußte Herder durch Nicolai, der ihm die Schrift am 25. Januar 1772 überſandt hatte (Briefwechſel mit Nicolai, S. 69 f.).

S. 151: Poésies. Vgl. das Stichwort: wir wollen. — Zu 151_{26} vgl. 375_{11}, wo Herder die Formel „dieſe wenigen Blätter" in demſelben achtungsvollen Tone gebraucht. — „abentheuerlich" (152_{13}) ebenſo: 540_5; II 223; III 33 425; VI 93. — Durch Stoff und Druckbild mit den Anzeigen S. 442 Les Systèmes und S. 449 Le Dépositaire verwandt. Auch der bittere, überlegene Ton Herders und ſeine Neigung zur Spezialkritik ſind hier nicht zu verkennen. Mit Voiture (152_{19}) zeigt ſich Herder auch XVIII 163; XXIII 223; XXIV 378 vertraut.

— Campell (153_5): gemeint ist der Mechaniker Wolfgang v. Kempelen, dessen 1769 erfundener schachspielender Automat damals Aufsehen erregte.

S. 153: Nugae antiquae. Nach Monthly Review, Januar 1770, S. 52 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 78). — Vgl. die Stichworte: Übersetzer — Rat für Verleger. — „Verwandtin" (154_{10}) auch 42_{19}.

S. 154: Bachiene. Herders Rezensionsgebiet. — Vgl. die Stichworte: Druckbild — simpel — Abkürzungen — Übersetzer. — Zu 156_{20} vgl. 87_{20}.

S. 160: Basedow. Die Rezension teilt mit S. 230 „Correspondence" und S. 491 „Franken" die Eigenheit, daß dem Zitat das Muster einer würdigen Übersetzung in Klammern beigefügt ist. Wir fassen diese drei, offenbar von demselben Rezensenten herrührenden Anzeigen zusammen, da für jede einzeln die Zuweisungsmerkmale nicht recht ausreichen. „Correspondence" und „Basedow" zeigen das Herdersche Druckbild (vgl. dieses Stichwort), „Franken" fällt in Herders Rezensionsgebiet und weist einige Stileigenheiten Herders auf, die bei dieser Rezension verzeichnet werden. — Vgl. das Stichwort: hat uns gefallen. — Der Schluß spielt auf das Vorgehen der Frankfurter Geistlichkeit gegen Herders Anzeigen an, vgl. Goethe-Jahrbuch X 173 ff.

S. 161: An historical Essay. Nach Monthly Review, Juni 1771, S. 468 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 80). — Vgl. die Stichworte: bezifferte Argumente — sagt der Verfasser. — Das seltene Wort „Mannie" ($162_{16\ 26}$) gebraucht Herder auch V 681; VII 298.

S. 166: Nachricht an das Publikum. Vgl. zu S. 127 Rommershausen, und das Stichwort: Bescheidenheit des Schriftstellers. — Die Berichtigung gibt sich als eine Kundgebung der Redaktion, stammt aber offenbar von Herder selbst, der im Kreise der Herausgeber der einzige Sachkenner in dieser Frage war.

S. 170: Briefe. Vgl. die Stichworte: wir wollen — Anrede an den Autor — wunderbares Zusammentreffen von hindernden Umständen bei der Prinzenerziehung — wir wundern uns. — „Anecdotensucht" (170_{29}) auch 12_{16}. — Das Urteil über „Agathokrator" (170_6) stimmt mit Herders Rezension S. 62 überein.

S. 171: Ma Philosophie. Vgl. das Stichwort: wir wollen. — Herders Schätzung Dorats zeigt sich auch 419_{15} 523_{27}. Die Wendung von Dorats „philosophischem Kopf" (419_{18}) ist wohl von dem Titel „Ma philosophie" eingegeben.

S. 172: Die Jägerinn. Vgl. die Stichworte: licht —

Kameral-. Herder hat „Die Jägerinn" zusammen mit anderen Poesien Kretschmanns auch in Nicolais A. D. B. angezeigt (Werke V 334). Darin: „Eichenwälder" (V 337, vgl. 172_{25}: ein Eichenwald); „lichte Stellen" (V 335, vgl. 172_{31}: „des Dichters Wälder sind licht"). „Rhingulph ist geradezu kein Barde ... er sollte das Bardenhemde wegwerfen, das nicht für ihn gemacht ist" (V 335, vgl. 173_{5} ff.).

S. 174: Briefe. Stoff und Ton. Vgl. die Stichworte: sagt der Verfasser — Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel. — Zu 175_{27} 176_{35} vgl. VII 359: „sein leuchtendes Evangelium aus der Kothpfütze der Personifikationen dieses Thoren geklaubt haben soll." Zu 174_{27} und 175_{20} vgl. 86_{35}.

S. 177: Young. Vgl. die Stichworte: geleckt — Pfeile in der Hand des Starken.

S. 179: Vermischtes Magazin. Vgl. die Stichworte: Klammern, vgl. besonders: „ein (vermuthlich Mathematisch-Physisches) Verhältniß", VI 330 — Student — geringschätziges Geltenlassen — unter der Kritik — moralischer Leiermann — satirische Inhaltsangabe — einem Schmetterling nachlaufen. — Zu 179_{28} vgl. 438_{21}. — Pedrillo (179_{33}): ein dem Sancho Pansa nachgebildeter platt materialistischer Diener in Wielands Don Sylvio von Rosalva.

S. 179: Ein Päckchen Satyren. Herders Rezensionsgebiet, Ton und Scheltvokabular. — Vgl. das Stichwort: ekelhaft.

S. 181: Füeßli. Parallelrezension zu S. 142 Della pittura Veneziana. Vgl. die Stichworte: wir unterschreiben — erlauben — bezifferte Argumente.

S. 184: Betrachtungen. Vgl. die Stichworte: Druckbild — wir haben nichts dagegen — so in Kettenfolge — Kalender — wann werden doch.

S. 186: Die Apotheke. Nur der letzte Absatz der Rezension stammt von Herder, vgl. oben S. 368 und 394 f., und das Stichwort: unsre junge.

S. 187: Chalotais. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Gedankenstrich — simpel, edel und rein — e — Küchen- — Klammern — nationalisiren — aber nun — Frage- und Ausrufsätze in Kettenfolge — Lücken überstreichen — verkleistern — brandmalen — sich reiben. — Zu 190_{34} vgl. 418_{28}. — Die Stelle 188_{7} („der Recensent, der auch Jahre mit dergleichen Ideen umgegangen") weist auf Herder, wie oben S. 390 gezeigt ist. In einer späteren Rezension (365_{15}) zitiert Herder sich selbst als den „Vorredner bey Chalotais", vgl. oben S. 391. Mit dem Buche von Chalotais zeigt er sich auch IX 354 vertraut.

S. 191: Briefe. Vgl. die Stichworte: Bescheidenheit des Schriftstellers — Maulwurfspolitik.

S. 192: Épîtres. Vgl. oben S. 392. — Zu 193_4 vgl. 119_{13}.

S. 196: Die Wolken. Vgl. die Stichworte: Druckbild — kritischer Geiz — ekelhaft — verbitten — apokopirte antike Namen. — Herwigs Buch findet sich in der Bibliotheca Herderiana unter Nr. 1794. — Daß 197_{30} die Kritischen Wälder gelobt werden, spricht natürlich nicht gegen seine Autorschaft. Auch im „Torso" hat er sich, wie Haym (I 218) sagt, „des kleinen Kunstgriffs bedient, von dem Verfasser der Fragmente als von einem Dritten zu sprechen." — Zu 197_{33} jemal vgl. 68_{24} damal, und zu 198_{15} vgl. 226_{25}.

S. 200: Der Deutsche. Vgl. die Stichworte: dieses wird genug sein — erleuchtete Zeiten. — Der sachlich referierende Ton bietet nur diese geringen Merkmale, aber die Anzeige ist eine Parallelrezension zu S. 511 Der Menschenfreund und S. 523 Der Wohlthäter. — Das kontrahierte Adjektiv „der einzeln Stücke" (201_2) wie 221_{17} „im Einzeln" in Herders Michaelis-Rezension.

S. 205: Neue Schauspiele. Vgl. die Stichworte: verächtliches Suchen nach der passenden Bezeichnung — hier sind — nicht umsonst lesen — Nonsense.

S. 206: Annales belgiques. Herders Rezensionsgebiet und Ton. — Vgl. das Stichwort: Neigung zu poetischem Schlußzitat.

S. 210: Der einzige Weg. Vgl. die Stichworte: der erschreckende Leser — wir wollen — Tabellen-Skelet — Abkürzungen. — Der Schluß entspricht 47_{34}. — In einer späteren Rezension (338_1) kommt Herder auf das Buch zurück.

S. 212: Wie soll ein junges Frauenzimmer sich würdig bilden? Herders Rezensionsgebiet und Ton. — Das Bild von den Federn verwendet Herder mit Vorliebe, vgl. z. B. II 122 155 174 243 318 364 365; VI 103; VII 245; VIII 172 201 232 279.

S. 213: Le Spectateur. Vgl. die Stichworte: geringschätziges Geltenlassen — hier und da Wahres. — Für Goethe ist auch die Pointe zu bitter und gezwungen.

S. 213: Gedanken. Vgl. die Stichworte: Druckbild — wir wollen — bezifferte Argumente (hier viermal). — „Mittelmann" (215_{27}) auch 82_{13}.

S. 216: Lyttleton. Vgl. die Stichworte: Druckbild — wir wollen — Klammern — Schreibart im Jahre 1771.

S. 217 f.: Epitre und Jeremie. Herders Rezensionsgebiet, Ton und Gesinnung. — Vgl. das Stichwort: nicht umsonst lesen.

S. 220: Michaelis. Herder hat sich selbst zu einer Michaelis-Rezension bekannt, vgl. oben S. 388. — Vgl. die Stichworte: Druckbild — Lücken überstreichen — ewigen — Abkürzungen —

erlaubt sein — aufhebender Relativsatz — wie uns dünkt — Klammern — Fragesätze in Kettenfolge — der geneigte Leser — der erschreckende Leser — buhlen — fremde — licht — e — zwischen Himmel und Erde schweben — so schön. — „blößen" (223_{27}) auch VII 352; IX 75; XXVIII 486, vgl. Gaebel, Zu Herders Wortschatz, S. 10.

S. 224: Die alte Frau. Vgl. die Stichworte: Student — wann werden doch — hat nie geliebt. — An dieser Rezension hat sich Merck für seine Anzeige der ersten drei Bändchen der „Alten Frau" (A. D. B., Bd. 19, S. 566) inspiriert und dabei auch Herders Lieblingswendung vom „bestimmten Auditorium" übernommen: „Es ist ohnstreitig Vortheil dabey, durch die angenommene Maske einer alten Frau, Tugend und Sitten einem bestimmten Auditorio, wie hier dem Cirkel junger Frauenzimmer, zu predigen ... Zu unsrer alten Frau. Sie mag uns entschuldigen, daß wir in Klagen über unsre Zeiten ausgebrochen sind; und der Herr Magister oder Student, der dem Verleger das Mspt. fournirt hat ... Es ist ein ganz gemeines Weib, aus dem eine Studentenseele spricht ... das Auditorium, dem sie predigt, wünschen wir auch nicht kennen zu lernen." Und in seiner Anzeige der weiteren Bände (A. D. B., Bd. 22, S. 606) spinnt er dann Herders Scherz von dem studentischen Verfasser noch weiter aus: „So gieng es leider im vorigen Jahre einem unsrer Mitbrüder bey der Anzeige der ersten Theile dieses wichtigen Werkes. Er glaubte, daß es gerade keine alte Frau geschrieben hätte, weil auf dem Titel stand Alte Frau. Der Mann betrog sich, und es erhellet jetzo aus Faktis, daß nicht, wie sein unchristliches Vorgeben gewesen, ein Student, sondern eine alte Frau in natura die Feder dabey geführt habe ... So viel ich mich erinnere, war der Eingang der Recension unsers lieben Mitbruders nichts weiter als von Herzen langweilig."

S. 225: Kurzer Unterricht. Vgl. die Stichworte: Druckbild — kriechende Dedication — so schön — vorempfinden — Kram. — Zu 225_{29}: hingeklecht vgl. klecken (III 70 128; IV 67, VIII 37; IX 447), überklecken (III 456), verklecken (III 478). Vgl. auch VIII 13. Das Wort ist ostpreußisch, vgl. VII S. XLVI und Frischbier, Ostpreußisches Wörterbuch s. v. Kleck. — Zu 225_{35} vgl. 425_{25}. Herder lobt und tadelt Popes Homer auch III 130; IV 286, vgl. XVIII 105. — Zu 226_{10} vgl. 321_{5}. — Zu 226_{25} vgl. 198_{15}.

S. 227: Leß. Herders Rezensionsgebiet, Ton und Gesinnung. — Vgl. das Stichwort: moralische Predigten. — Hochachtung vor Leß bekundet Herder auch 68_{33}, und den rechten Begriff einer moralischen Predigt stellt er ihm gegenüber auch 461_{21} auf.

S. 230: Correspondence. Vgl. das Stichwort: Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel. — Über Herders Autorschaft vgl. zu S. 160 Basedow. — Zu dem Rezensionseingang 230_9 vgl. 476_{24}, und zu 230_{20} vgl. 297_{26}. — Herder spricht sich in seinem Brief vom 4. April 1772 an den Prinzen Peter von Oldenburg (Deutsche Revue, Bd. 26, IV, S. 363) ungünstiger über das Buch aus, weil er dort mehr die Briefe des Erziehers, dagegen in den F. G. A. mehr die des Kronprinzen ins Auge faßt. Nur 230_{11} streift kurz den Tadel, den der Privatbrief Herders näher ausführt: „Es herrscht in allen Briefen des Erziehers ein so kalter pedantischer, geistesarmer Reflexionston." Vgl. die Urteilsschwankungen über den „Versuch" (oben S. 436).

S. 230: Braun. Vgl. die Stichworte: Imperfektum — Dichter und Philosophen — verbitten — geringschätziges Geltenlassen. — Vgl. auch Herders Fabeltheorie in seinem „Geist der Ebräischen Poesie", besonders 231_{25} mit XII 13: „daß ... der Mensch die lebendige, charakteristische Schöpfung bemerken muste."

S. 232: Pindar. Vgl. die Stichworte: Pindars Mythologie und Stadtgeschichten — Pindar die höchsten Blumen pflückend — Morast — ungemein deutsche Art. — Der Eingang der Rezension entspricht 658_5.

S. 233: Ferguson. Vgl. die Stichworte: wir glauben mit ihm — Kram — die Liebe, diese sanfte Empfindung — Abgründe der Philosophie — mit Ehrfurcht nahen. — Zu 234_{34} vgl. 294_5. — Herder nennt Ferguson zusammen mit den ebenfalls von ihm rezensierten Autoren Beattie und Millar (Brief an Hamann, 1. August 1772). — Das Buch ist in der Bibliotheca Herderiana unter Nr. 3425 aufgeführt.

S. 237: Les Comédies de Terence. Herders Ton und Rezensionsgebiet und die Analogie zu seiner Rezension der italienischen Terenzübersetzung S. 128. — Vgl. die Stichworte: Druckbild — Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — wir wollen. — „Dames" (237_6) auch V 215.

S. 238: A new introduction. Nach Monthly Review, Oktober 1771, S. 247 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 87). — Vgl. die Stichworte: dieses wird genug sein — hat uns gefallen.

S. 240: Versuch einer Theorie. Vgl. die Stichworte: wir unterschreiben — hier sind — wir wollen — e.

S. 242: Della pittura Veneziana. Parallelrezension zu S. 181 Füeßli. Vgl. die Stichworte: einig — Glanz der buchhändlerischen Ausstattung — hat uns gefallen. — Der Gedanke 242_{25} f. weist auf Herder.

S. 246: Théâtre. Vgl. die Stichworte: apodiktisches Eingangsurteil — polirte Nation.

S. 247: Lettre sur les désirs. Vgl. die Stichworte: das ist auch die Ursache — ob wir gleich — Imperfektum — wir unterschreiben — Genealogie der Ideen. — Wegen des ruhigen Referiertons finden sich in der langen Rezension nur diese wenigen Stileigenheiten, von denen aber die letzte kennzeichnende Kraft hat. Zu 248_{29} vgl. 611_5. — Herder besaß die nur in achtzig Exemplaren gedruckte Schrift (vgl. XV 55).

S. 253: A Dissertation. Nach Monthly Review, Juli 1771, S. 19; September 1771, S. 292 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 90). Vgl. die Stichworte: Druckbild — Abkürzungen — unser Verfasser.

S. 256: Nölting. Herders Rezensionsgebiet, seine Wertschätzung Albertis (vgl. 150_6), das Pathos, mit dem Alberti dem nicht mit Namen genannten Goeze gegenübergestellt wird. Zum Ton der Rezension vgl. die Schmid-Rezension V 420. — Zu der Konstruktion 257_{13} vgl. II 170: „Noch weniger müße eine vorbeirauschende Fliege die Handlung stören." — Herders kennzeichnender Gedankenstrich 257_{15}.

S. 262: Mémoires. Vgl. die Stichworte: Satirische Inhaltsangabe — so schön — Genealogie der Ideen — Schlüssel zur menschlichen Natur — deutlich. — Vgl. 650_{35}.

S. 265: Der Westindier. Vgl. die Stichworte: Kalender — ekelhaft — unter dem Original. — Zu 265_{15} vgl. 517_{22} 297_{17}.

S. 266: Gedichte. Herders Ton. Vgl. die Stichworte: Druckbild — die Liebe, diese sanfte Empfindung. — Der Verfasser ist J. G. Scheffner (Arch. f. Litt.-Gesch. X 426). — Das Motto auf dem Titel lautet:

Μα υερυε εστ ινδισκρετε
Ιε λα κονδαμνε εν εφφετ:
Εστ ιλ υν σαγε πωετε
Εστ ιλ υν αμαντ δισκρετ?
Χαυλιευ.

S. 269: Sonnenfels. Vgl. die Stichworte: Druckbild — verächtliche Wiederholung des Titels — Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge — Abkürzungen — Klammern — zu — der scharfsinnigste Geist — Tabellen-Skelet — ausgehen und zurückkehren — leider auf unser Gewissen beteuern.

S. 272: An die Musen. Vgl. das Stichwort: wir glauben mit ihm. — Von Gleims „verwundetem Herzen" (272_{10}) spricht Herder auch in dem Briefe an Caroline Flachsland vom 26. Oktober 1772 (Aus Herders Nachlaß III 358). Der warme Ton und die Nachsicht gegenüber den schwachen Versen erklärt sich aus Herders freundschaftlichem Verhältnis zu Gleim. — 272_{13}

eines Freundes: Spalding, vgl. 37_9, wo Herder von demſelben Vorfall mit denſelben Worten ſpricht.

S. 273: Deutſche Schriften. Vgl. die Stichworte: der ſcharfſinnigſte Geiſt — hat uns gefallen — wir wollen. — Der Bericht geht auf die Aufſätze der mit Herder befreundeten Autoren Raspe, Keſtner, Heyne beſonders ausführlich ein.

S. 279: Velthuſen. Vgl. die Stichworte: aufhebender Relativſatz — Himmel! — Scheinkoordination — Frag- und Ausrufſätze in Kettenfolge — Wiſch — ſich ſelbſt zur Sache rufen — aus dem Titel ſchließen — Abkürzungen — nationaliſiren — Klammern. — Über Herders Intereſſe für die Ebioniten-Frage vgl. Steig (Vierteljahrsſchr. V 231), der wörtliche Übereinſtimmungen der vorliegenden Rezenſion mit Herders Behandlung der Ebioniten-Frage in den „Chriſtlichen Schriften" nachweiſt.

S. 285: Canut. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Anrede an den Autor. — Ton und Vokabular!

S. 292: Epiſtel. Vgl. die Stichworte: Druckbild — hat uns gefallen — aber nun. — Herders Hochachtung für Oeſer zeigt ſich auch VIII 446.

S. 295: Lambert. Vgl. die Stichworte: Überſetzer — Klammern — Rat für Verleger — ſo in Kettenfolge — Wiſch — Geſchmeiß — Ignorante von Überſetzer. — Zu 296_1 („mit allem Zeuge von Überſetzung") vgl. beſonders Erinnerungen I 229: „mit alle ſeinem Zeuge von leibhafter Empfindung."

S. 297: Hiſtoriſche Lobrede. Der Ton läßt nur die Wahl zwiſchen Goethe und Herder, und der Stoff entſcheidet für Herder, der 297_{30} ſeine Lehre von der Rangordnung der Sinne anwendet. Zu 297_{26} vgl. 230_{20}.

S. 297: Launen. Vgl. die Stichworte: Druckbild — verächtliche Wiederholung des Titels — knirſchen und lachen.

S. 299: Testament politique. Vgl. oben S. 392 und das Stichwort: die Überſetzung iſt eine Überſetzung.

S. 299: Von der Kirchenvereinigung. Vgl. die Stichworte: Nennung des Autors bei ſeinem bürgerlichen Titel — Kalender — Geſchmeiß — Samenkorn — ekelhaft. — Peterſen in Darmſtadt ſchreibt am 1. Auguſt 1772 an Nicolai (Hſ.: Kgl. Bibliothek in Berlin): „Hr. Schöff von Olenſchlager in Frankfurt hat gegen allen Antheil an der Bekanntmachung des Jeruſalemſchen Bedenkens über die Religions-Vereinigung, in den Zeitungen feyerl. und ernſtlich proteſtiert. Man behauptet als ſicher, Hr. Senior Plitt in Frankfurt habe die Herausgabe veranſtaltet; ſo viel iſt ganz gewiß, daß Hr. v. Olenſchlager dem es ſein Freund Jeruſalem im Mſpt. geſchickt, es ihm zur Lektüre mitgetheilt hat." Nicolai hat dieſe Korreſpondenznachricht in ſeiner A. D. B.,

Bd. 18, S. 309 als „Auszug aus einem Schreiben aus Frankfurt am Mayn" abgedruckt. — Die Rezension gehört also in die Reihe der Vorstöße gegen die Frankfurter Geistlichkeit. Mit der Wendung: „dem hiesigen Herrn Schöffen v. Olenschlager" projiziert Herder die Rezension an den Erscheinungsort, ebenso wie S. 513_7. Die Anzeige ist wohl auf Olenschlagers Wunsch geschrieben, der dem Mitarbeiterkreise nahe stand (vgl. oben S. 356) und in einer Erklärung vom 12. Juni 1772 (Nr. 49 der F. G. A.) sich dem „edelmüthigen Herrn Verfasser der im XLVI. Stücke dieser Anzeigen enthaltenen Recension" anschließt.

S. 301: Baronii Epistolae. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Imperfektum — am wenigsten gefallen — einig — wir übergehen — wir wollen — man siehet. — Zu 304_{36} vgl. das Stichwort: Schreibweise im Jahr 1771.

S. 305: Lyrische Gedichte. Vgl. das Stichwort: so in Kettenfolge. Der Satz 305_{15} ff. kommt in der Anlage und im Rhythmus vollkommen überein mit 185_6 ff. — Zu 306_2 vgl. das Stichwort: Gleim als Versifikateur. — Zu 305_{29} vgl. IV 250: „Der Raum verbietet mir".

S. 306: Die göttliche Eingebung. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Abkürzungen — bezifferte Argumente (hier sechsmal) — wir übergehen.

S. 319: Eden. Vgl. die Stichworte: Klammern — wegraisonniren — ausgehen und zurückkehren — Abkürzungen — System — mit Ehrfurcht nahen — ekelhaft — erlauben — mit Dreustigkeit — der scharfsinnigste Geist. — Zu „Terminologiepagoden" (320_4) vgl. III 382: „Der wahre Tempel des Geschmacks ist nicht eine Orientalische Pagode." — Der Satz 320_{37} ff. hat seine genaue Parallele VI 304; er enthält den Grundgedanken der „Ältesten Urkunde", an der Herder damals arbeitete. — Zu 321_5 vgl. 226_{10}. — Vgl. auch Minor und Sauer, Studien zur Goethe-Philologie, S. 111. — Der Verfasser der rezensierten Schrift ist J. H. v. Gerstenberg.

S. 321: Devisen. Vgl. die Stichworte: Druckbild — dörfen — Dunst — Geschmeiß — Klammern. — Herder bekennt sich ziemlich deutlich zu dieser Rezension in einem Briefe an Merck, vgl. oben S. 389.

S. 329: Les Caprices. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Imperfektum — Selbstgenuß als Lebenszweck — Nebengeschöpf. — Diese Kennzeichen würden vielleicht zu einer sicheren Entscheidung nicht ganz ausreichen, aber Herder hat in dem ganzen Jahrgang die französische Literatur angezeigt, zu der die Schrift ja formell gehört. Sie ist von Sophie La Roche verfaßt, die von Herder durchweg wie hier überaus freundlich behandelt wird, vgl. 85_7 ff. 224_{34} 358_{21} 368_{14} 528_{10}.

S. 331: Lobrede. Herders Ton und Rezensionsgebiet. Er hat die Schrift auch in Nicolais Bibliothek angezeigt (Werke V 376) und sie dort ebenso verächtlich abgefertigt. — In einer späteren Anzeige (429_{10}) spielt Herder auf die „Lobrede" als ein den Lesern des Jahrgangs schon bekanntes elendes Produkt an.

S. 332: Anekdote. Die zu Grunde liegende Korrespondenz findet sich an der im Text bezeichneten Stelle S. 160 ff.: Lettre écrite à M. de Falbaire, par M. de Vielandt, Conseiller de Régence de Brandebourg-Bareith.

Vienne, le 20. Janvier 1772.

Monsieur,

Vous serez peut-être surpris de recevoir des remercîmens de la part d'un étranger qui n'a pas l'honneur d'être connu de vous. Rassurez vous, Monsieur, l'honneur de l'*honnête Criminel* a des droits à la reconnoissance de toutes les nations qui ont des théâtres et de tous les hommes qui ont des sentimens. C'est sur-tout aux traducteurs qui font passer dans une langue étrangère, les beautés de vos drames à être les interprêtes des sentimens qu'ils font naître, et c'est en cette qualité, Monsieur, que je m'empresse de vous rendre compte du succès extraordinaire qu'a eu votre *Fabricant de Londres*, sur le théâtre allemand de Vienne u. s. w. — Herder entnahm derselben Mainummer des Mercure de France auch noch den Stoff zu der Anzeige Phédon, S. 365.

S. 332: Gesellschaftliche Bemühungen. Vgl. die Stichworte: Druckbild — wir wollen — wann werden doch — Excrement — Schreibart im Jahre 1771 — blos ein Mittel zur Tugend — Gedankenstriche (337_{15}) — Abkürzungen — hier und da Wahres — simpel, edel und rein. — Im Schlußsatz kommt Herder auf das von ihm S. 210 rezensierte Buch „Der einzige Weg" zurück. Die 337_{20} ungünstig beurteilte Übersetzung befand sich in Herders Besitz, vgl. Bibliotheca Herderiana Nr. 506.

S. 341: Homers Iliade. Vgl. die Stichworte: Übersetzer — Altvater Homer — simpel — allgemeiner Geist — fein — geleckt — erlauben — ängstliche Übersetzung — wir wollen. — Über Damms Homerübersetzung urteilt Herder in demselben Sinne und in sehr ähnlichen Ausdrücken III 452 und Merck-Briefe I 43.

S. 342: Essais. Vgl. die Stichworte: aus dem Titel schließen — kompilatorische Geschichtsschreibung — Schulchrie. — Die gedrängten schweren Bilder und der unwirsche Ton sind echt Herderisch. 343_{13} spielt auf 4_{27} an. Zu „Deklamationshimmel" (343_{19}) vgl. „Ceremonienhimmel" (III 468).

S. 343: An Avthentic Narrative. Nach Monthly

Review, Februar 1772 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 105). — Vgl. die Stichworte: Überſetzer — Rat für Verleger — wir wollen — unſer Verfaſſer — gelehrte Kreuzzüge.

S. 346: Schulz. Vgl. die Stichworte: Druckbild — ſeinſollend — ſimpel, edel und rein — Gemeinplätze von Buße — Klammern — ungeſchmückte, gemeinfaßliche und liebreiche Predigten — hier ſind.

S. 350: Die Begebenheiten des Pyrrhus. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Student — doch was...! — quoad formalia — der geneigte Leſer. — Das Bild von den Diſtelköpfen (350_{23}) hat Herder aus Oſſian (Temora VIII) entnommen: „Ossian thou hast the spear of Fingal: it is not the staff of a boy with which he strews the thistle round" (Erich Schmidt, Richardſon, Rouſſeau und Goethe, S. 186). Ebenſo Goethe in der Ode „Prometheus": „dem Knaben gleich, der Diſteln köpft".

S. 351: Kleine Beſchäftigungen. Vgl. die Stichworte: beſtimmtes Auditorium — Nennung des Autors bei ſeinem bürgerlichen Beruf. — Außer Herder käme als Rezenſent nur noch Schloſſer in Frage, aber dieſer iſt durch ſeine Erklärung über ſeinen Anteil an den Rezenſionen pädagogiſcher Bücher (vgl. oben S. 374) ausgeſchloſſen.

S. 352: Staatsveränderungen von Italien. Durch Peterſen für Herder bezeugt, vgl. oben S. 390. Vgl. die Stichworte: Druckbild — nationaliſiren — man ſiehet — Abkürzungen — Schaumblaſe — erliegende Säulen des Schickſals — dreifacher Gedankenſtrich — ſein — achtzehntes Jahrhundert — hat uns gefallen — Kram — am wenigſten gefallen — dörfen — die Überſetzung iſt eine Überſetzung. — In der Formel „Beytrag zur Philoſophie über die Schickſale der Welt und des Menſchengeſchlechts" (353_{28}) klingen die Titel von zwei ſpäteren Werken Herders vor.

S. 357: Auserleſene Bibliothek. Vgl. die Stichworte: Poſaunen — leider auf unſer Gewiſſen beteuern — Abkürzungen — verkleiſtern — Klammern — wir wollen — die Herren — Scheinkoordination. — Die vom Rezenſenten zitierten Autoren Michaelis, Sulzer, Schlözer, Kennicot gehören ſämtlich in Herders Intereſſenkreis.

S. 362: Confidence. Vgl. die Stichworte: dreifacher Gedankenſtrich — ſagt der Verfaſſer — Imperfektum — Überſetzer. — Zu 363_{20} vgl. 127_{14}. — „Ein guter Alter" (364_{7}) in demſelben Sinne auch 544_{27}.

S. 366: Brechter, Erſtes Stück. Vgl. die Stichworte: Druckbild — wir glauben mit ihm — erlauben — die Natur ſagt zum Voraus nein.

S. 364: Brechter, Zweytes Stück. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Abkürzungen — Wasser mit dem Sieb schöpfen — dreifacher Gedankenstrich. — Am Schluß zitiert Herder 365_{15} seine frühere Rezension von Chalotais S. 187. Über den Hinweis 364_{26} auf Herders Personalien vgl. oben S. 390. — Die beiden Brechter-Anzeigen sind beim Abdruck in den F. G. A. miteinander vertauscht worden, was in einer Redaktionsnotiz (Neudruck 372_{20}) berichtigt wird.

S. 365: Phédon. Offenbar Goethe oder Herder. Goethe zählt Geßner nicht zu den ersten deutschen Dichtern, wie seine Rezension von Geßners Idyllen zeigt. Außerdem steht die Anzeige zwischen zwei Herderschen Rezensionen, und gleich darauf folgt noch eine weitere Rezension von Herder, die wie die vorliegende eine Schrift aus dem Kreise der zu Herders Interessen- und Rezensionsgebiet gehörigen Göttinger Akademie anzeigt. Endlich ist die ganze französische Literatur Herders Rezensionsgebiet. Die Notiz entspricht Herders Exzerpten aus englischen Zeitschriften, denn sie gründet sich wohl nicht auf ein Exemplar der Übersetzung, sondern auf die Anzeige im Mercure de France, Mai 1772, S. 59. Aus derselben Mainummer hat Herder auch den Stoff zur „Anekdote" (S. 332) entnommen. — Zu 365_{34} vgl. 530_{32} und VIII 429: „Oder für jene vornehme Leser und Leserinnen, die es neulichst von den Franzosen vernommen, ersehn und erlernt haben, daß auch Deutschland Dichter besitze, und daß man diese würklich lesen könne?"

S. 369: Novi commentarii. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Bescheidenheit des Recensenten — dreifacher Gedankenstrich — Pensée — Origines. — Die Rezension geht lobend auf die Arbeiten der mit Herder befreundeten Autoren Kestner und Heyne, tadelnd auf einen Aufsatz seines Gegners Michaelis ein und widmet den übrigen Autoren nur wenige Worte.

S. 372: Der Fall der ersten Menschen. Vgl. das Stichwort: lese, wer da will!

S. 372: Die Religion eines Evangelischen Christen. Vgl. die Stichworte: Druckbild — süß — Beweise in der Religion machen Zweifler — simpel, edel und rein — Abkürzungen — am wenigsten gefallen — hat unsern völligen Beifall — ob wir gleich — blos ein Mittel zur Tugend.

S. 375: Onyramynt. Vgl. die Stichworte: wann werden doch — Dichter und Philosophen — unsre junge — wir wollen — mit gutem Gewissen in einen Spiegel schauen. — Am Eingang nimmt Herder auf seine Rezension S. 16 Bezug.

S. 378: Zobeide. Nach Monthly Review, Dezember 1771, S. 491 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 110). — Das

Bild 379_2 gehört Herder — seine Vorlage sagt: „yet the transplanter Mr. Cradock (whose name is subscribed to the Dedication of Zobeide) is totally silent with regard to this capital circumstance."

S. 379: Götzens erbauliche Betrachtungen. Herders Rezensionsgebiet und Ton. Vgl. die Stichworte: sich hinsetzen zu betrachten — süß. — Die Wendung 380_{12} spielt auf das Geschenk von zwölf Dukaten an, womit der Frankfurter Magistrat zu Anfang 1771 Goeze für die Übersendung seiner Schrift „Die gerechte Sache der Evangelisch-Lutherischen Kirche" gedankt hatte (Goethe-Jahrbuch X 180). Die Schlußsätze deuten auf einen Frankfurter als Verfasser ($380_{4\ 10}$), und das ist vielleicht keine Fiktion Herders. Der neue Vorstoß gegen Goeze ist natürlich im Kreise der Redaktion mit Vorbedacht zugerüstet worden, und so kann die Anspielung auf das Geldgeschenk sehr wohl ein in Frankfurt formulierter Zusatz sein. Wenn Schlosser an Lavater schreibt, daß er Goeze „mit Fleis aus seinem Hinterhalt der Heucheley zu reisen gesucht" habe (vgl. oben S. 375), so nimmt er damit nicht gerade die vorliegende Rezension in Anspruch, denn er hat ja als Rechtsbeistand von Deinet an dem Kampfe gegen Goeze eifrig Anteil genommen, vgl. Goethe-Jahrbuch X 176 ff.

S. 389: Les Tableaux. Herders Rezensionsgebiet und Ton. Vgl. die Stichworte: Imperfektum — der schlafende Leser. — Zu 390_2 „Wenn nur die wohlthätigen Geschöpfe seiner Einbildungskraft nicht auch so laut krähen wie der Verfasser" vgl. Herder an Caroline Flachsland (Aus Herders Nachlaß III 240: „[Goethes Lust,] bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen." Auch in einer Rezension von Heynes Pindarausgabe (Der Wandsbecker Bothe vom 5.—6. Oktober 1773, vgl. Morris, Herderiana im Wandsbecker Bothen, Euphorion Bd. 16) rühmt Herder von Heyne: „der bescheidene Herausgeber hat es fast nicht bemerkt, oder gekräht, wenn er ein Goldkorn fand."

S. 390: Hans der Schuflicker. Zur Rezensionseröffnung vgl. den entsprechenden Eingang 265_{15} und die in Gedanken und Form verwandte Wendung 517_{22}. — Die Anzeige ist eine genaue Parallele zu Herders Kritik der „Neuen Schauspiele" (S. 205). — Zu 391_{35} ff. vgl. 148_5 ff. — 391_{31} ff. schafft sich Herder sehr geschickt die Gelegenheit zu einem Hieb auf Goeze.

S. 392: Herr Herwich. Herders Ton und Rezensionsgebiet. Sein wenig günstiges Urteil über Herwich 196_{25} ff. Vgl. die Stichworte: Klammern — Abkürzungen.

S. 392: Schlötzer. Von Herder als sein Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 388. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Textur — gedacht — Schaumblasen — Klammern — Scheinkoordination — wie anders — Frag- und Ausruffätze in Ketten-

folge — dreifacher Gedankenstrich — wegschwimmen über etwas — Abkürzungen — bezifferte Abschnitte.

S. 399: Semler. Von Herder als sein Eigentum anerkannt, vgl. oben S. 388. Vgl. die Stichworte: Druckbild — in Sonnenglanz tauchen — unsre Leser — aber nun — zu — Abkürzungen — dreifacher Gedankenstrich — sinnwegspülende Paraphrase — Gedankenstrich — Klammern — sinesische Kaminpuppen — knirschen und lachen — buhlen — das ist auch die Ursache — dörfen.

S. 405: The History of England. Nach Monthly Review, Dezember 1771, S. 436 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 115).

S. 418: Rußische Bibliothek. Herders Rezensions- und persönliches Interessengebiet. Der Satz $418_{29\ 30}$ ist durch den Gedanken und die Interpunktion für ihn kennzeichnend. Vgl. das Stichwort: Druckbild. — Zu 418_{28} vgl. 190_{34}.

S. 419: Mes Rêveries. Vgl. die Stichworte: poetische Stoffe aus allen Winden zusammensuchen — Neigung zu poetischem Schlußzitat. — Zu 419_{15} „Dorats leichten Crayon" vgl. 523_{28}: „Dorats Leichtigkeit sich auszudrücken" und 523_{35}: „dem leichten Franzosen [Dorat]". Zu 419_{18} „der philosophische Kopf Dorats" vgl. 171_{23}: „den Schlüssel zu seiner [Dorats] ganzen Philosophie".

S. 419: Michaelis. Vgl. oben S. 388 und die Stichworte: Druckbild — e — Gedankenstrich — Abkürzungen — man siehet — aber nun — dörfen.

S. 424: Philosophical Transactions. Nach Monthly Review, Dezember 1771, S. 455 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 116). Vgl. das Stichwort: wir wollen.

S. 425: Wensley Dale. Nach Gentlemans Magazine, Mai 1772, S. 232 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 118). Vgl. das Stichwort: wir glauben mit ihm. — Das Urteil 425_{23} ff. fällt Herder auf Grund einer im Gentlemans Magazine gegebenen Probe. — Zu 425_{25} vgl. 225_{35}. Den Schlußsatz hat Herder selbständig hinzugefügt.

S. 426: Allgemeine deutsche Bibliothek. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — Bescheidenheit des Rezensenten — so hin — Klammern — sagt der Verfasser. — Diese Merkmale würden noch nicht ganz hinreichen, die Anzeige Herder zuzuweisen, wenn nicht Nicolais Bibliothek zu seinem Rezensionsgebiet gehörte, wie sich bei den weiterhin rezensierten Stücken dieser Zeitschrift deutlicher zeigen wird. Herder erhielt sie von Nicolai unmittelbar übersandt, vgl. dessen Brief vom 12. November 1772 (Von und an Herder I 340). — Nun sind aber die unter Nr. 2 und 9 angezeigten Rezensionen von Herder

verfaßt, und er kann ſich kaum ſo geprieſen haben. Vielleicht hat er dieſe ihn betreffenden Nummern zur Ausfüllung durch die Redaktion offen gelaſſen, und nach dem Tone könnte Goethe dieſe Lücken ausgefüllt haben, vgl. unten S. 488. — Die Wendung 429_{10} ſpielt auf die von Herder S. 331 rezenſierte Lobrede an.

S. 431: Hirtenbrief. Herders Rezenſionsgebiet. Vgl. das Stichwort: Beſcheidenheit des Schriftſtellers.

S. 433: Predigten. Vgl. die Stichworte: beſtimmtes Auditorium — ſo hin — ſo ſchön — Kommentarbrühe — Gemeinplätze von Buße — moraliſcher Leiermann — Acerra — fein. — Zu 434_{14} vgl. die Velthuſen-Rezenſion S. 280.

S. 437: Die wahre Bildung. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Acerra — wir wollen. — Zu 438_5 vgl. 119_{29} 121_{30}, und zu 438_{21} vgl. 179_{28}. — Mit der auf Hanau bezüglichen Wendung von den „Buchhändlern hieſiger Gegend" verſetzt ſich Herder ebenſo wie 513_7 an den Erſcheinungsort Frankfurt.

S. 438: Landbibliothek. Vgl. die Stichworte: das ſind die Ingredienzen — Rhapſodie — ekelhaft — Pflicht, vor dem Buche zu warnen — leſe, wer da will! — „entwiſchen" (439_{26}) auch 518_{12}; II 219; III 175; VIII 449.

S. 439: Vom hiſtoriſchen Glauben. Vgl. die Stichworte: wir wollen — unſere Leſer — Abkürzungen — e — beſtimmtes Auditorium — den Sinn wegſpülende Paraphraſe — mit Dreuſtigkeit — Tabellen-Skelet — der ſcharfſinnigſte Geiſt — achtzehntes Jahrhundert — auf eine Logomachie hinauslaufen — Textur.

S. 442: Les Systèmes. Vgl. oben S. 392 und das Stichwort: Beſcheidenheit des Schriftſtellers.

S. 445: Vermiſchte Gedichte. Herders Ton. Vgl. die Stichworte: Klammern — Schreibart im Jahre 1771. — Zu 445_{30} vgl. 596_{21}; II 40, und zu 445_{29} vgl. 662_{13}.

S. 446: The younger brother. Nach Monthly Review, Mai 1772, S. 540 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 121).

S. 449: Le Dépositaire. Vgl. oben S. 392. — Zu 451_{21} vgl. VIII 414; XXVII 32.

S. 453: Betrachtungen. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Menſchengewächſe — Frag- und Ausruffätze in Kettenfolge — Schlaube — Abkürzungen — der liebe Autor — Kümmelſchneiden — Kommentarbrühe — e — Klammern — Gedankenſtrich. — Weitere Argumente: Steig, Vierteljahrsſchr. f. Lit.-Geſch. V 238.

S. 459: Discourses. Nach Monthly Review, Dezember 1771, S. 501 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 125). Vgl. das Stichwort: beſtimmtes Auditorium. Herder hat ſein Urteil nach

den im Monthly Review gegebenen Proben gebildet und dann die Inhaltsangabe wörtlich aus der Vorlage übersetzt.

S. 459: An historical Miscellany. Nach Monthly Review, Dezember 1771, S. 449 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 126).

S. 460: Leß. Vgl. die Stichworte: Druckbild — bestimmtes Auditorium — Milch, nicht starke Speise — moralische Predigten — Klammern.

S. 466: Magazin. Vgl. die Stichworte: Kram — kommt um 30 volle Jahre zu spät — Nonsense — ob wir gleich — unterschreiben — Schaumblase — Pindars Mythologie und Stadtgeschichten — Buchhändlergriff. — Die Wendung von „Pindars Mythologie und Stadtgeschichten" hat der Rezensent in den Text hineingetragen. Es heißt dort nur: „Pindar wird sehr wenig gelesen, weil er eine Sprache redet, die uns gantz fremd ist, Gegenstände bearbeitet, die uns kalt lassen, und Empfindungen ausstreut, wofür wir kein sympathetisches Gefühl haben." Dazu sagt dann das „Magazin": „Besonders confiscirt er den Pindar." — Der Gießener Schmid hat diese Rezension Herders in seinem Musenalmanach ausgeschrieben, wie die folgenden Parallelen zeigen:

F. G. A.:	Almanach der deutschen Musen auf 1773, S. 18:
Der Rest der Klotzischen Schauspielergesellschaft packt das übrige Geräth auf ein neues Fuhrwerk ... Die Herren, dem Geiste ihres Meisters getreu, fahren, wie Er, fort ...	Hier ist wieder eine Plunderkammer, die jedermann offen steht! ... Gewissermaßen fangen die Herren da an, wo Herr Klotz aufgehört hat ...
Von Wielands letzteren Schriften wissen die Herren so viel wie nichts zu sagen, und hier und da ein Bißchen nonsense mit unter, z. B. S. 255. „Der neue Amadis ist, wie bekannt, das letzte Werk des Dichters, das die Fräulein von Sternheim, Madame la Roche, zur Verfasserin hat."	Nichts könnte seichter seyn, als der Aufsatz über Wielands Schriften, wo der Verfasser sogar den neuen Amadis der Madam la Roche beilegt!
Das wichtige Buch, Revision der Philosophie betitelt, das diese Herren wegen seiner Winke freylich nicht verstehen,	Der Verfasser der Revision der Philosophie (welches Buch der Recensent gar nicht penetrirt hat) ist mit dem über den

haben ſie wegen des Abſchnitts Äſthetik vor ihr Tribunal gezogen.

Endlich müſſen wir noch ſagen, daß dieß Werk eine ſogenannte Freyſtätte gegen alle Journale ſeyn, und jeder beleidigte Autor ſeine Vertheidigung hier einrücken und gedruckt leſen kann. Ein Buchhändlergriff, der einträglich genug ſeyn mag, um den Verleger wegen Druck und Papier ſchadloß zu halten ...

Werth der deutſchen Dichter nicht einerley.

Das einzige, was bey dieſem neuen Inſtitut vielleicht einigermaßen locken wird, iſt die Freyſtatt, die man beleidigten Autoren darbietet.

Schmid hat nicht etwa beide Rezenſionen verfaßt. Er iſt erſt gegen Ende des Jahrgangs mit einer Rezenſion nachweisbar, und auch abgeſehen von den kennzeichnenden Eigenheiten Herders kann die Rezenſion in den F. G. A. ſchon deswegen nicht von Schmid herrühren, weil dort 468_{15} Schmids „Parterre" unter einer Anzahl „meiſt wenig bedeutender Bücher und Brochüren" aufgeführt wird. Daß $467_{2\,22}$ Angriffe auf Herder abgewehrt werden, ſpricht natürlich nicht gegen Herders Autorſchaft an der Rezenſion.

S. 471: Lettre. Vgl. S. 392 und das Stichwort: kriechende Dedication.

S. 472: Le Bourru bienfaisant. Die franzöſiſche Literatur hat durchweg Herder angezeigt. — Zu 472_{17} vgl. 147_{35}.

S. 473: Bekehrungsgeſchichte. Vgl. das Stichwort: Druckbild. — Über Peterſens unſicheres Zeugnis vgl. unten S. 483. — Der Eingang ſtimmt vollkommen mit dem einer Anzeige im „Wandsbecker Bothen" vom 15. Februar 1773 überein, worin zwei Schriften über den Streit der Frankfurter Geiſtlichkeit mit den F. G. A. beſprochen werden. Der einzige Rezenſent, den die F. G. A. mit dem „Wandsbecker Bothen" gemein hatten, iſt Herder. (Vgl. Morris, Herderiana im „Wandsbecker Bothen", Euphorion, Bd. 16.)

F. G. A.:

Drey Arten von Menſchen werden dieſe Bekehrungsgeſchichte mit Vergnügen leſen. Der Neugierige, der nur immer fragt ...

Wandsbecker Bothe:

Zwey Claſſen von Leſern werden ſolche gewiß leſen. Erſtlich diejenigen, welche gerne aus bloſſer Neugierde alles leſen ...

Auch in den Rezenſionen „Biographie der Deutſchen" (S. 82) und „Geſchichte des Fräuleins von Sternheim" (S. 85) geht

Herder von den verschiedenen Leserklassen aus. Zu 476_3 („die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man Ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen murrischen Tyrannen vorgemahlt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen") vgl. die folgende Stelle aus Herders Antrittspredigt in Bückeburg (XXXI 151): „Was wäre es, z. E., meine Zuhörer, für eine elende Mitleidswerthe Denkart, wenn man uns Gott von Kindheit auf, als einen eigensinnigen Tyrannen, als einen despotischen Gebieter kennen gelernt, den man sich in keiner bessern Gestalt als auf seinem Donnerwagen, oder auf seinem Throne der Allmacht mit dem Blitzstral in der Hand denken könnte." Und die ganze Predigt vom 12. Januar 1772 (XXI 172 ff.) ist eine nähere Ausführung des Gedankens 476_7 ff., vgl. besonders XXXI 179: „sie ... sehen nicht, daß sie mit ihrer erzwungenen Gottseligkeit, mit ihren eigensinnigen, übertriebenen, unnatürlichen und überspannenden Gefühlen, mit ihrem fremden Regeljoche, und falschem Gluthfeuer vielleicht mehr Schuld hatten, als sie denken!" Diese Mahnung richtet hier der Prediger Herder an „Eltern, Lehrer, Freunde" gerade wie der Rezensent Herder 476_3 an „Eltern, Lehrer, Prediger". Auch die Bilder des Losreißens von der Kette (475_{15}) und des Fallens (475_{18}) erscheinen hier ebenfalls, weil sie für Herder mit diesem Gedankenkomplex assoziiert sind: „so lange Zwang dauern kann, hat man die oder jene ... Kette getragen ... man wirft die Kette ab" (XXXI 182). — „wir fallen vielleicht tiefer, als wir vorher zu stehen glaubten" (XXXI 181). — Die Formel „der kranke Pascal" (476_{17}) gebraucht Herder auch XXIII 234 im Zusammenhang mit den Bildern vom Abgrund (vgl. 475_{18}) und von der Überspannung (vgl. 476_5).

S. 476: Büsching. Vgl. die Stichworte: Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — erleuchtetes Zeitalter — Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge — Klammern — wie anders. — Der Gedanke 477_{37} kommt mit 509_{34} überein. — Das Buch ist in der Bibliotheca Herderiana unter Nr. 3302 aufgeführt.

S. 478: Réflexions. Vgl. oben S. 392.

S. 479: Wanderschaft. Herders Rezensionsgebiet, Ton und Scheltvokabular. Vgl. die Stichworte: pathetischer Wunsch — lese, wer da will!

S. 480: Seybold. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge — Altvater Homer — Abkürzungen — Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — Kram. — Charakteristisch für Herders Stil ist der sechste Absatz: „Der Trojanische Krieg!" Er besteht aus 16 Sätzen. Von diesen sind sechs Ausruf-, acht Frage- und nur zwei Punktsätze. Solche Verhältnisse gibt es bei Goethe nicht. — Aussenwerk (482_{11}) auch V 215; XII 96.

S. 483: Lettre. Vgl. oben S. 392.

S. 484: Boileau à Voltaire. Vgl. oben S. 392 und die Stichworte: hier und da Wahres — daß doch. — Zu 485_1 vgl. 451_{21}; VIII 414.

S. 488: Kleemanns Reiſen. Vgl. die Stichworte: aus dem Titel ſchließen — ſiehe — mein lieber Leſer — Samenkorn.

S. 490: Die erleuchteten Zeiten. Vgl. die Stichworte: apodiktiſches Eingangsurteil — Schulchrie — ſo hin — daß doch — einig — Frag- und Ausrufſätze in Kettenfolge — erleuchtete Zeiten — verächtliche Angabe der Bogenzahl.

S. 491: Franken. Vgl. zu S. 160 Baſedow, und die Stichworte: Klammern — Frag- und Ausrufſätze in Kettenfolge — pathetiſcher Wunſch — Neigung zu poetiſchem Schlußzitat. (Beſonders entſprechen die Zitate 491_{30} und 101_{31} einander. In beiden Fällen wird zur Schlußpointe ein Bild der dem Dichter widerfahrenen Mißhandlung aus ſeinem Gedichte ſelbſt gewonnen. Vgl. die genau entſprechende Schlußpointe I 101.)

S. 492: Cymbelline. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Klammern — verächtliches Suchen nach der paſſenden Bezeichnung — Frag- und Ausrufſätze in Kettenfolge — Herrn und Damen — ungenialiſch. — Das Druckbild und die Verſchwendung von Ausrufzeichen würden allein ſchon für Herder entſcheiden — ſie ſind bei Goethe ganz unmöglich. — 492_7 f. entſpricht 569_{33} f. — Zu 493_1 vgl. V 236: „Alle Shakeſpearſche Stücke ſind eigentlich Geſchichte“ und V 241: „[Das Drama Othello iſt] lebendige Geſchichte ... überall Geſchichte!“

S. 493: Sammlung. Stoff, Ton und Geſinnung. Vgl. die Stichworte: moraliſcher Leiermann — Nonſenſe.

S. 498: Büſching. Vgl. die Stichworte: pensées — wann werden doch — beſtimmtes Auditorium. — Die Mahnung 499_{21} kommt überein mit 368_{19} 365_5 in Herders Brechter-Rezenſion. — Der Schlußſatz ſpielt auf Stellen früherer Rezenſionen Herders (433_{21} 459_{11}) ſowie auf den Anfang der unmittelbar folgenden Anzeige (500_7) an.

S. 499: Predigten. Vgl. die Stichworte: Druckbild — beſtimmtes Auditorium. — Die Wendung 500_{14} in demſelben Gedankenzuſammenhang auch II 236: „kurz wenn er zu Menſchen ... ſpricht.“

S. 501: Meine Vorſätze. Herders Rezenſionsgebiet. Vgl. das Stichwort: ſagt der Verfaſſer. — Der Gedanke 502_{17} kommt mit 460_{26} ff. überein. Über den in Frankfurt hinzugefügten Anhang vgl. unten S. 484.

S. 505: Lobrede. Vgl. die Stichworte: wir wundern uns — Schulchrie, Schulübung — Nennung des Autors bei

seinem bürgerlichen Titel — der liebe Autor — ohne Weltkenntniß.

S. 506: Bemerkungen: Durch Petersen bezeugt, vgl. oben S. 389 f. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Gemination — Abkürzungen — man siehet — Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge — Klammern — das Großherrliche der Feudalzeit — verflößen. — Zu 509_{34} vgl. 477_{37}.

S. 510: Chrestomathie. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — das sind die Ingredienzen — pathetischer Wunsch — Gemination.

S. 511: Der Menschenfreund. Vgl. das Stichwort: moralischer Leiermann. — Zu dem 512_{16} genannten Withof hatte Goethe kein Verhältnis — er nennt ihn weder in seinen Werken noch Briefen. Dagegen schätzte Herder ihn sehr. Er spricht IV 294 von „den großen Schönheiten dieses Dichters, auf den Deutschland stolz seyn kann", überarbeitete Gedichte von ihm (X 178 299; XXIII 95) und nennt häufig auf Grund derselben Assoziation wie hier Haller und Withof zusammen: I 471; III 260; IV 275 292; VIII 431.

S. 512: Lettres d'Elisabeth. Herders Rezensionsgebiet und Ton. Der ungewöhnliche Rezensionsschluß „u. dgl." kommt mit 647_2 und mit III 440 überein, wo Herder ein Kapitel mit „u. s. w." schließt.

S. 513: Zufällige Gedanken. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — am wenigsten gefallen — mit — so dichtet. — Zu dem Gedanken 515_{18} vgl. I 383; IV 397, und zu 515_{35} vgl. VIII 218: „Der Jüngling ... lernt er's, so wird er elend." — Mit der Eingangswendung versetzt sich Herder zu besserer Wahrung der Anonymität nach dem Erscheinungsort, ebenso wie 437_{21}.

S. 516: Die Geschichte des Selbstgefühls. Vgl. die Stichworte: System — Morast — sagt der Verfasser — Schlüssel zur menschlichen Natur — so hin — unser Verfasser — Selbstgenuß als Lebenszweck — hier und da Wahres — hat nie geliebt — allgemeiner Geist — das große Sensorium. — Der Vergleich des Lehrgebäudes mit einer Hütte (516_{13-23}) auch VIII 416: „seine Wißenschaft kann einer einfältigen Hütte gleichen; nur sei diese Hütte auch desto vester, sichrer und bequemer." — Zu 517_{14} vgl. VIII 200: „Selbstgefühl soll nur die conditio sine qua non, der Klumpe bleiben, der uns auf unsrer Stelle festhält, nicht Zweck, sondern Mittel." — Zu 517_{16} vgl. VI 91: „Die Seele empfindet sich in einem gewißen Schwunge, entweder in einem sanften Schweben, oder in einem angestrengten Hinaufstreben." — „entwischt" (518_{12}) auch: 439_{26}; II 219; III 175; VIII 449.

S. 518: Zwey schöne neue Mährlein. Vgl. die Stichworte: Romanzenton — Student — Gleim als Versifikateur.

S. 519: Vortheile. Vgl. das Stichwort: verächtliche Angabe der Bogenzahl.

S. 519: Über die Sittlichkeit der Wollust. Vgl. die Stichworte: nicht umsonst lesen — Genealogie der Ideen — gedacht — Studierstube — ohne Weltkenntniß — die Natur sagt zum Voraus nein — unsre Leser. — Die Ausführung 520_{30} ff. enthält Herders Theorie von der Rangordnung der Sinne, wie er sie in seiner Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache" und in seiner „Plastik" darlegt. — Akensides (519_{35}) „Vergnügen der Einbildungskraft" nennt Herder IV 289 ein „göttliches Gedicht", vgl. auch I 476.

S. 522: Die Unsterblichkeit. Vgl. die Stichworte: Druckbild — verächtliche Angabe der Bogenzahl — satirische Inhaltsangabe.

S. 523: Der Wohlthäter. Bestimmte Stilmerkmale zur Entscheidung zwischen Herder und Goethe fehlen, aber wir haben hier eine Parallelanzeige zu Herders Rezension S. 511: Der Menschenfreund. Die Wochenschriften gehörten zu seinem Rezensionsgebiet. Der Wechsel von „ich" zu „wir" ($523_{16\ 18}$) findet sich bei Herder auch $44_{1\ 14\ 23}$ und $650_{18\ 23}$.

S. 523: Fables. Vgl. die Stichworte: Klammern — Kanapee — Glanz der buchhändlerischen Ausstattung. — Zu 523_{28} vgl. 419_{15} 531_{20}.

S. 526: Allgemeine deutsche Bibliothek. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — Bescheidenheit des Rezensenten — System — geringschätziges Geltenlassen — verächtliche Wiederholung des Titels mit Ausrufungszeichen. — Zu 527_{7} „hingeredet" vgl. hinlesen" (III 321) und das Stichwort: so hin.

S. 529: Einleitung. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — Samenkorn — Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — bezifferte Argumente. — Zu 530_{8} vgl. oben S. 390. — Herder hatte die Schrift von Heyne selbst erhalten (Von und an Herder II 119).

S. 530: Ecole. Vgl. die Stichworte: aus dem Titel schließen — geringschätziges Geltenlassen — satirische Inhaltsangabe. — Zu 530_{32} vgl. 365_{34} und V 261: „die Cremes, Liqueurs und Confitures ... Französisch! Gift!"

S. 531: Le Tripot comique. Herders Rezensionsgebiet. Vgl. das Stichwort: Neigung zu poetischem Schlußzitat. — Zu 531_{20} vgl. 523_{28}. — $531_{24\ 25}$: Vergil, Aeneis II 5.

S. 536: The ancient Buildings. Nach Monthly

Review, Februar 1772 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 127).

S. 539: Sandrart. Vgl. die Stichworte: Druckbild — fein — quoad formalia — O ja, und — zu — Ironisirung der herkömmlichen großen Bildungsreise — Klammern — Tabellen-Skelet. — Die Wendung 541_{13} spielt auf 483_{3} an. — Zu 540_{5} vgl. 152_{13}; II 223; III 33 425; VI 93.

S. 544: Taciti Opera. Vgl. die Stichworte: kritischer Geiz — Gedankenstrich. — Die großen Gedanken lassen nur die Wahl zwischen Goethe und Herder. Abgesehen von dem erstgenannten Stichwort entscheidet auch der philologische Stoff für Herder. — Zwei ältere Tacitus-Rezensionen Herders: IV 326 ff. — „Bedürfniß" als Femininum ($545_{25\ 27}$) auch 510_{7}; V 36 63. — Zu 544_{27} vgl. 341_{8} und 364_{7}.

S. 546: Questions. Herders Rezensionsgebiet und Ton. Vgl. das Stichwort: wegraisonniren. — 574_{1}: Patouillet. Den Druckfehler „Patoniltet" hat A. Chuquet, Revue critique XVI 234 verbessert.

S. 548: The Rites. Nach Monthly Review, Februar 1772 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 128).

S. 550: Sargines. Die Eingangswendung ist eine beliebte Formel von Merck, vgl. oben S. 369, aber im übrigen weisen Stil und Gedanken mit Sicherheit auf Herder. Vgl. die Stichworte: süß — mit Ehrfurcht nahen — achtzehntes Jahrhundert — Romanzenton. — Zu 551_{24} vgl. 493_{30}. — Mit d'Arnaud (552_{1}) zeigt sich Herder auch I 216; IV 395 vertraut.

S. 553: Beattie. Durch Petersen bezeugt, vgl. oben S. 390. Vgl. die Stichworte: Druckbild — wolkig — unser Verfasser — Klammern — man siehet — buhlen — Ausrufsätze in Kettenfolge — Känntniß — e — dörfen — Abkürzungen — bezifferte Abschnitte — Nerven — System. — Zu 560_{35} vgl.: asotische Lebensart (Briefe an Hamann S. 72). — Herder an Heyne, Juni 1772: „Beattie kann auch noch nicht recht" (Von und an Herder II 139). An Hamann, 1. August 1772: „aber der gute Mann [Beattie] hat in einem ganzen Buch weniger gesagt als Sie auf der einen Seite von Sokrates Glauben und Nichtswissen." Eben diese Seite druckt Herder hier ab. — Die Frage des Kardinals zitiert Herder auch I 265, die Verse aus Cowley „Alas, our sight's so ill" auch XV 290; XXIV 59 (Nachweise Steigs). Das Zitat 560_{36} aus Ter. Eun. 3, 5, 42 auch VIII 425. — Das Buch ist in der Bibliotheca Herderiana unter Nr. 6823 verzeichnet. — Goethe sendet die beiden Nummern mit der Beattie-Rezension am 21. und 27. Oktober an Kestner: „Hier ein Paar Blätter Goldeswerth." — „Hier ist abermal Zeitung."

S. 556: Unumstößlichkeit. Herders Rezensionsgebiet und Ton. Vgl. die Stichworte: geringschätziges Gelten-lassen — verächtliches Suchen nach der passenden Bezeichnung. — „lehrbegierig" (557_{18} = begierig nach Belehrung) auch V 116; VI 197; XI 61; XXVIII 154.

S. 557: An meine Minne. Vgl. die Stichworte: Gleim als Versifikateur — erlauben.

S. 569: Charakteristik. Vgl. die Stichworte: Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge — polirte Nation — Ironisirung der herkömmlichen großen Bildungsreise — Herrn und Damen — fein.

S. 572: De Vitis Philologorum. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Kommentarbrühe — Abkürzungen — dörfen — Gedankenstrich — Klammern. — Steig hat bemerkt, daß die Form Castel für Cassel sich als Lesefehler des Setzers aus der Eigenart von Herders Handschrift erklärt, der Caßel geschrieben hatte, und daß die hier dreimal erscheinende Form „Ruhnke" statt „Ruhnken" sich auch IV 424 findet. Dem Satze 574_{20} entspricht, nach Steigs weiterer Beobachtung, genau VI 236 (ebenfalls auf Reiskes Register bezüglich): „S. Reg. zu den übersetzten Bänden der Akad. der Inschr., wo der Deutsche Registerband fast mehr werth ist, als die meisten Herrn in corpore selbst."

S. 582: Bergsträßer. Vgl. die Stichworte: der Ocean des Wissens — Imperfektum — Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge. — Herders Rezensionsgebiet und Ton.

S. 584: Die Vorzüge. Vgl. die Stichworte: Dichter und Philosophen — Scapin sein.

S. 585: Horazens Episteln. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Klammern — ekelhaft — der kalte Philosoph — Kram — Nebengeschöpf — bezifferte Argumente — wir unterschreiben — kriechende Dedikation. — Das Buch ist in der Bibliotheca Herderiana unter Nr. 2267 aufgeführt.

S. 596: An meine Landsleute. Herders Rezensionsgebiet und Ton. — Zu 596_{21} Personell-Anspielung vgl. III 364: Personellvermuthungen, und zu 596_{21} f. vgl. 445_{30} und II 40.

S. 597: Pope. Vgl. die Stichworte: Übersetzer — hier sind.

S. 599: Lettre sur l'homme. Vgl. die Stichworte: Druckbild — bezifferte Argumente — man siehet — hat uns gefallen — der Mensch keine Insel — Säulengänge eines Buchs — e — erlauben. — Zu 599_{20}: „Dies empfindende Wesen verhält sich dabey leydend, und diese Art Ideen zu empfangen, hat der Mensch mit dem Thiere gemein" vgl. V 7: „es gibt also eine Sprache der Empfindung ... Daß der Mensch sie ursprünglich mit den Thieren gemein habe". — Der Eingang

nimmt auf die von Herder S. 247 angezeigte Schrift „Sur les désirs“ Bezug. — Herder an Boie, 6. Oktober 1772: „Verhelfen Sie mir doch zu Hemsterhuys Essai sur l'homme et ses rapports“ (Weinhold, Boie S. 181). Die Bibliotheca Herderiana verzeichnet das Buch unter Nr. 5744. Herder hat davon eine vollständige Übersetzung angefertigt, die sich in seinem Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek in Berlin erhalten hat: „Hemsterhuis Brief über den Menschen und seine Beziehungen. Übersetzt von Johann Gottfried Herder.“ Über den Druck dieser Übersetzung verhandelt er 1773 mit Hartknoch, vgl. Von und an Herder II 41 ff. Einen Teil davon hat er dann in einer späteren Schrift (XI 125) verwertet.

S. 611: Heinrich und Emma. Vgl. das Stichwort: Gleim als Versifikateur. — Zu 611_5 vgl. 248_{29}.

S. 612: Seiler. Vgl. die Stichworte: weglehren — wegschwimmen über etwas — Imperfektum — am wenigsten gefallen — Abkürzungen — wir wünschten. — Zu 614_{10} vgl. 554_{31}.

S. 615: Allgemeine deutsche Bibliothek. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — geringschätziges Geltenlassen — mit gutem Gewissen in einen Spiegel schauen. —

S. 619: Essays on Song-writing. Vgl. die Stichworte: Druckbild — e — aufhebender Relativsatz — man siehet — Klammern — Abkürzungen — Herder an Hamann, 1. August 1772: „Eben bekomme ich von einem Freunde, der mich 20 Meilen entfernt mit Englischen Büchern versorgt, Essai on Song-writing, daran aber wenig mehr, als Preface für eine Sammlung Engl. Modelieder, die unter die Klassen von Ballads and Pastor. Songs 2) passionate and descriptive Songs, 3) ingenious and witty Songs gebracht sind, seyn möchte.“ — Die 620_{37} genannten Lieder zitiert Herder XXV 301 561 ebenfalls als „neuere“ (Steigs Nachweise).

S. 624: Rolf Krage. Vgl. das Stichwort: ein bewahr uns.

S. 624: Aufgefangener literarischer Briefwechsel. Vgl. das Stichwort: Schattenvolk.

S. 632: Empfindsame Reise. Herder hat das Buch von Schummel (S. 118) angezeigt, das in dieselbe Klasse gehört, und auf das er sich hier stillschweigend bezieht. Die kleine Kritik ist offenbar zusammen mit der folgenden eingeliefert worden, wie schon die gemeinsame Überschrift „Ohne Anzeige des Orts“ verrät.

S. 632: Fragmente. Vgl. die Stichworte: apodiktisches Eingangsurteil — Acerra. — Auch sonst Herders Ton und Vokabular.

S. 636: Humphry Klinker. Herders Rezensionsgebiet und Ton. Für Merck steht die kleine Anzeige zu hoch, und Goethe

ist durch seine Mitteilung an Kestner vom 15. Dezember 1772 ausgeschlossen: „Klinckern hab ich nicht gesehn, aber viel mehr guts davon gehört als der Frankfurter Rezensent davon sagt."

S. 637: Chöre. Herders Gebiet. Vgl. die Stichworte: Übersetzer — unter der Kritik — wir wollen.

S. 638: Versuche. Vgl. die Stichworte: ob wir gleich — hat uns gefallen. — Zu 638_9 vgl. das Stichwort: Gleim als Versifikateur.

S. 638: Schilling. Vgl. die Stichworte: geringschätziges Geltenlassen — verächtliche Angabe der Bogenzahl. — Die Anzeige gehört offenbar zu der voranstehenden und ist mit ihr zusammen eingeliefert worden.

S. 638: Examen. Vgl. die Stichworte: wegraisonniren — Studierstube — das Rad der Menschheit. — Sir Roger de Coverley (640_{36}), eine Figur aus Addisons Spectator der Typus eines alten Landedelmanns.

S. 641: Die Philosophie der Religion. Stoff, Ton, Gedanken. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — Beweise in der Religion machen Zweifler. — In der Anlage der Rezension entspricht das große Plato-Zitat dem Hamann-Zitat 562_4.

S. 645: Über die moralische Schönheit. Vgl. die Stichworte: verächtliche Wiederholung des Titels — Frag- und Ausrufsätze in Kettenfolge — Schulübung, Schulchrie — Pflicht, vor dem Buche zu warnen — ungenialisch — hier und da Wahres. — Der Rezensionsschluß „u. dgl." auch 512_{32}; vgl. auch III 440 den Kapitelschluß „u. s. w." — Zu 646_{22} vgl. IV 182, wo Herder diesen Versuch gemacht hat.

S. 647: Magazin. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — man siehet. — Herder hat auch den ersten Teil des Bandes angezeigt, vgl. oben S. 452.

S. 649: Boulet. Vgl. das Stichwort: nationalisiren. — Den Enzyklopädisten d'Arnauld (650_{11}) kannte Goethe kaum, während Herder so genau mit ihm vertraut ist, daß er ihn in einem anonymen Produkt erkennt (Briefe an Hamann S. 63), vgl. auch I 216.

S. 650: Oden. Zu: Bardengramatik, Bardenimagination ($650_{24\ 25}$) vgl.: Bardenkleid, Bardengeschrey (V 322), Bardenmaske (V 336), Bardenworte (V 337), Bardenton (V 175 406), und zu: Odengramatik (650_{24}), Odenmusik (650_{26}) vgl.: Odensprache und Odenwendung und Odenperiode (V 327). — Der Wechsel von „wir" zu „ich" ($650_{18\ 28}$) findet sich bei Herder ebenso $44_{1\ 14\ 23}$ $523_{16\ 18}$.

S. 650: Abhandlung. Vgl. oben S. 391.

S. 651: Natürliche Dialogen. Vgl. die Stichworte: geringschätziges Geltenlassen — Neigung zu poetischem Schluß-

zitat. — Die Anzeige entspricht der von „Gellert und Rabner" S. 677.

S. 658: Walch. Vgl. die Stichworte: Abkürzungen — wir wundern uns — hat unsern Beyfall. — Der Eingang der Rezension entspricht 232_{34}. — Der Gedanke 658_{33} ff. stammt aus Herders Interessengebiet.

S. 661: Die Weisheit an die Menschen. Herders Rezensionsgebiet und Ton. Vgl. das Stichwort: nationalisiren (besonders VIII 649). — Zu 662_{12} vgl. 445_{29}.

S. 662: Lettres. Herders Rezensionsgebiet. Vgl. das Stichwort: hat uns gefallen.

S. 662: Rede. Herders Rezensionsgebiet und Ton.

S. 664: Sulzer. Vgl. oben S. 392 und die Stichworte: Pflicht, vor dem Buche zu warnen — unsre junge — ein Nichts — ungenialisch — Milch, nicht starke Speise — pathetischer Wunsch. — Der Eingang 664_{33} entspricht 299_4, und zu 664_{35} vgl. 350_5.

S. 671: Allgemeine deutsche Bibliothek. Vgl. die Stichworte: Bescheidenheit des Rezensenten — Abkürzungen. — Die rühmende Beurteilung von Herders Rezensionen (673_{20-34}) ist wohl wieder durch die Redaktion eingesetzt worden, vgl. oben S. 451 und unten S. 488.

S. 676: Johann Witte. Herders Rezensionsgebiet und Ton.

S. 677: Gellert und Rabner. Herders Fach und Ton. — Entspricht der Anzeige der „Natürlichen Dialogen" S. 651. Vgl. das Stichwort: Neigung zu poetischem Schlußzitat.

S. 677: Geschenk. Vgl. das Stichwort: aus dem Titel schließen.

S. 677: Struensee. Die Anzeige ist nach ihrem Stoffe ein Anhang zu der Rezension der „Bekehrungsgeschichte" S. 473, auf die auch der Eingang hindeutet.

S. 678: Alexander von Joch. Vgl. die Stichworte: hat uns gefallen — ob wir gleich — Abgründe der Philosophie — e — Selbstgenuß als Lebenszweck. — Zu 679_{30}: „die erste Springfeder aller Thätigkeit" vgl. VII 245: „Die Seele, kennt sie einmal ihren Körper? hat sie von seinen Springfedern, ... so fern sie Triebe der Handlung werden, im mindesten Kunde?" — Verwandte Gedanken Herders über die Theorie des freien Willens finden sich VIII 201 f.

S. 682: Erfahrungen. Vgl. die Stichworte: System — brüderlich — wir wollen — Selbstgenuß als Lebenszweck — ob wir gleich — Studierstube. — Der Passus 686_{32} spricht Herders eigentliches Lebensinteresse aus, 687_1 zeigt seinen Ton und sein Vokabular. — Zu bequemer Würdigung von Herders Referierstil

folgen hier für den Anfang des Referats die entsprechenden Sätze des angezeigten Werks: „Von allen Theilen unsers Körpers ist nichts vermögend, auch nur die geringste Empfindung in uns zu erregen, als allein die Nerven ... Alle Nerven unsers Körpers nehmen ihren Ursprung entweder aus dem Gehirne, oder aus dem Rückenmarke ... Sie laufen durch alle Theile unsers Körpers in unzählbarer Menge ... Ihre eigentliche Anfänge im Gehirn, hat man noch nicht zuverlässig entdecken können ... Ein jeder Nerve, er sey so klein als er wolle, besteht wiederum aus sehr vielen kleinern Nerven oder Faden ... Betrachtet man diese feine Faden ... durch Vergrösserungsgläser, so wird man mit Erstaunen gewahr, daß sie wiederum aus einer unzählbaren Menge kleinerer sich untereinander ähnlicher Fasern zusammen gesetzt sind, deren Figur zwar cylindrisch, jedoch nicht ganz rund, wie die Nerven selbst, sondern etwas gedrückt ist ... ihre Enden zertheilen sich nach und nach in immer kleinere Zweige, bis sie ... sich in einen markartigen weichen Brey auflösen" u. s. w.

S. 688: Kritische Abhandlung. Der Rezensent verweist 689_2 auf das, was er 541_{30} in der großen Anzeige von Sandrarts Akademie über das Kostum gesagt hat. Diese Anzeige ist aber von Herder verfaßt. Vgl. das Stichwort: Bildchen. — Dem Rezensionseingang 688_{20} „Zum wahren Nutzen des Künstlers wird dieses Buch wenig beytragen" entspricht der Anfang der Tönnies-Anzeige IX 464: „Zur Aufklärung und Bestimmung der Offenbahrung Johannes hat dies Buch wohl wenigen Werth."

Jahrgang 1773, S. 1 und 9: Kritiken über die Michaelische Bibelübersetzung. Vgl. oben S. 394 und die Stichworte: nationalisiren — Kram — Amphiktyonen — Abkürzungen — verkleistern — erlauben. — Der Verfasser des Buches ist Bahrdt. Herder an Merck, Oktober 1772: „In Frankfurt soll ja eine harte Beurtheilung Michaelis unter der Presse seyn, ist was dran? ich weiß aber nicht, ob das act. oder pass. zu verstehen" (Merck-Briefe I 41). Deinet an Bahrdt, 30. Dezember 1772: „In dem ersten und zweyten Blatte des Jahrs 1773 finden Sie Ihre Kritiken recensirt. Das Publikum und Sie werden, hoff' ich, zugleich mit der Kritik zufrieden seyn."

Unsicher ist Herders Eigentum an den Anzeigen:

S. 14: Éloge. Vgl. oben S. 394.

S. 88: Redaktionsnotiz. Vgl. das Stichwort: erlauben.

S. 134: Büsching. Vgl. die Stichworte: Druckbild — Klammern.

S. 207: Kölbele. Vgl. oben S. 381.

S. 324: Kurze Anzeige. Vgl. oben S. 356.

S. 348: Biographien. Vgl. die Stichworte: Nennung des Autors bei seinem bürgerlichen Titel — hat uns gefallen. — Zu 348_{34} vgl. 232_{34} 658_{5}.

S. 453: Sinngedichte. Nach der knappen Fassung eher Herder als Merck.

S. 632: A dissertation. Nach Monthly Review, August 1772 (vgl. oben S. 393 und Trieloff S. 131).

S. 676: Elementa Gramaticae und S. 681 Kurze Anweisung. — Die beiden Rezensionen stammen offenbar von einem Verfasser, wie auch der ähnliche Anfang zeigt, und sind zusammen eingeliefert worden. Der Gedanke 676_{22} stimmt mit 514_{35} in Herders Purmann-Rezension überein. — Vgl. das Stichwort: sagt der Verfasser (681_{26}). — Laßt (681_{23}) auch 679_{37}.

Herder als Chorführer des Jahrgangs

Diese großartige Tätigkeit für die F. G. A. zeigt das Bild des Jahres 1772 in Herders Biographie in einem neuen Lichte, denn nur ein kleiner Teil seiner Beiträge war bisher als sein Eigentum festgestellt worden. Es ergibt sich nun, daß er weitaus der fleißigste von allen Mitarbeitern war. Der Jahrgang ist eigentlich ein Herdersches Organ, an dem noch eine Anzahl anderer Rezensenten mitgearbeitet haben.

Das erste Jahrzehnt von Herders Schriftstellerei ist ganz erfüllt von dem Drange, die Gedanken und Empfindungen zu entladen, die ihm beim Anblick des gleichzeitigen Literaturtreibens aufstiegen. Das ist der Ursprung seiner „Fragmente" und „Kritischen Wälder", neben denen die Reihe seiner Rezensionen in der Königsbergischen Zeitung und in Nicolais Bibliothek herläuft. Nun bot ihm Merck die Gelegenheit, diesen Drang nach Herzenslust zu befriedigen, und er hat in diesem Jahre 1772 seine Lust am Lesen und Urteilen recht gründlich walten lassen. Welch ein hoher Begriff von Kritik Herder vorschwebte, zeigen die Einleitungen zur ersten und zweiten Sammlung der Fragmente: „Ein wahrer Kunstrichter in solchem Journal muß nicht Bücher, sondern den Geist beurtheilen, sie mit ihren Schwächen und Größen gegen einander abwägen, und nicht ihr System sondern ihr Urbild verbessern. So lange man nicht Ideen in ihre Quelle zurückzulenken weiß, in den Sinn des Schriftstellers: so schreibt man höchstens wider ihn, und erregt — wenn er sich nicht in unsre Stelle zu sezzen weiß — statt Überzeugung, Widerspruch. Wie schwer ist's, Proben zu Grundsäzzen zurückzuführen, und Versuche zu Meisterstücken zu erheben; beständig mit und statt seines Autors denken zu

können, statt seiner zu arbeiten, und das Ganze nicht aus der Acht zu lassen: wie schwer ist's, sich und seinem Schriftsteller, und dem Leser und der Schutzgöttin Litteratur ein Gnüge zu thun?... Die reichste Abwechselung statt der gewöhnlichen Kritischen Monotonie müste entstehen, wenn der Kunstrichter allen diesen Gesichtspunkten auflauerte; bald Leser von verdorbnem Geschmack, bald solche, die nicht zu lesen wissen, erwischte, und sie zu denen führte, die mit ihm lesen; wenn er nicht als Despot, sondern als Freund und Gehülfe des Verfassers lieset, mit ihm oder ihm nach, oder ihm vordenket, und alles mit der Sorgfalt lieset, als wenn er es selbst schriebe."

Dieses Programm läßt sich natürlich gegenüber mittelmäßigen oder elenden Schriften nicht durchführen, aber in der folgenden raschen Musterung von Herders Tätigkeit als Rezensent der F. G. A. werden wir doch eine Anzahl von Fällen finden, wo er hinter seinem Ideal nicht allzuweit zurückgeblieben ist.

Zur Theologie gehören die folgenden 37 Rezensionen:

S. 21 Jacobi, Von der Liebe gegen Gott; S. 29 Sangerhausen, Heilige Reden; S. 42 Marée, Untersuchung; S. 66 Kurzes System; S. 127 Rommershausen, Vorlesungen; S. 138 Bahrdt, Die ganze Lebensgeschichte Jesu; S. 148 Alberti, Anleitung; S. 166 Nachricht; S. 174 Haller, Briefe; S. 184 Betrachtungen; S. 216 Lyttletons Anmerkungen; S. 220 Michaelis, Mosaisches Recht; S. 227 Leß, Lehre; S. 240 Engelmann, Versuch; S. 256 Nölting, Predigt; S. 279 The Authenticity; S. 299 Jerusalem, Von der Kirchenvereinigung; S. 306 Töllner, Die göttliche Eingebung; S. 319 Eden; S. 332 Gesellschaftliche Bemühungen; S. 346 Bibliothek; S. 372 Schmahling, Die Religion; S. 375 Onyramynt; S. 379 Götzens erbauliche Betrachtungen; S. 399 Semleri Paraphrasis Evangelii; S. 419 Michaelis, Versuch; S. 431 Hirtenbrief; S. 433 Dodd, Predigten; S. 439 Vom historischen Glauben; S. 460 Leß, Christliche Lehre; S. 493 Sammlung; S. 499 Predigten; S. 505 Bachholm, Lobrede; S. 556 Unumstößlichkeit; S. 612 Seiler, Kurze Geschichte; S. 641 Die Philosophie der Religion; S. 676 Witte, Zuverläßige Nachrichten; Jahrgang 1773, S. 1 ff. Kritiken über die Michaelische Bibelübersetzung.

„Ich lese meistens theologica", schreibt Herder im Herbst 1772 an Merck, und in der Tat fällt ihm die theologische Berichterstattung allein zu. Sie erstreckt sich auf das ganze Gebiet der gelehrten und erbaulichen Theologie. Herder bereitet sich hier eine selbständige Stellung zwischen den beiden großen theologischen Lagern: er wendet sich gleichzeitig gegen die rückständige Orthodoxie und gegen die verflachende Aufklärung, in der er den bösen Modegeist des achtzehnten Jahrhunderts erblickt.

Mit derben Keulenschlägen trifft er den Hauptpastor Goeze, aber gefährlicher erscheint ihm die rationalistische Richtung von Bahrdt und Damm, und er bietet die ganze Kraft seiner Beredsamkeit gegen sie auf, während er jenen kurz und verächtlich abfertigt. Dieser Kampf nach zwei Fronten führt ihn gelegentlich dazu, über denselben Gegenstand sich entgegengesetzt auszusprechen, je nach dem Gegner, den er vor sich hat. So bekämpft er S. 32 heftig die orthodoxe Lehre vom Satan, aber S. 320 will er doch wieder nicht dulden, daß diese biblisch-morgenländische Vorstellung von einem Aufklärer wegraisonniert wird. So ist ihm auch nicht wohl zu Mute bei dem Unternehmen des aufgeklärten Berliner Rektors Damm, der die göttliche Offenbarung der Bibel bestritt. Wie in der Satanfrage wendet er sich auch hier dagegen, daß freigeistige Anschauungen vor einem ungelehrten Publikum entwickelt werden. Nicht sowohl der Gedanke, dem er sich selbst nicht ganz verschließen kann, als die Gesinnung solcher Erörterungen empört ihn (S. 441). Deshalb ist ihm das Buch von Töllner (S. 306) so sympathisch, das die Wahrheit und Göttlichkeit der Bibel für unabhängig erklärt von ihrer formalen Inspiration. Herder will die Theologie von den intellektuellen Streitfragen zur praktischen Wirkung auf Menschenseelen hinweisen. „Meine meisten und liebsten Predigten sind also auch Menschlich gewesen", sagt er in seiner Rigaer Abschiedspredigt, und so dringt er nun hier in den F. G. A. unermüdlich auf eine menschlich herzliche und wirksame Predigt und Seelsorge, auf ungeschmückte, gemeinfaßliche und liebreiche Predigten (22_1 347_7). Zwar darf die Religion nicht auf Kosten der Vernunft erhoben werden (334_{32}), die vielmehr die Beweggründe zur Tugend angibt, während die religiöse Stimmung diese Beweggründe eindringlich macht, denn Erbauung ist eine Belebung der Begierde nach wahrer Vollkommenheit (185_{29}). Die Religion ist daher bloß ein Mittel zur Tugend, aber nicht die Tugend selbst (337_{10} 375_6), und so beruht die Moral auch nicht auf dem Glauben an ein künftiges Leben (335_5). Den Prediger und Erbauungsschriftsteller, der sich mit wertlosem allgemeinen Lobpreisen der Tugend begnügt, stellt Herder immer wieder unter dem Bilde des moralischen Leiermanns dar (179_{24} 434_7 494_5 512_3). Ebenso verwerflich sind die auf den Kanzeln üblichen Gemeinplätze von Buße und Besserung (346_{28} 433_{33}) und überspannten Moralitätsbegriffe (376_1 461_2). Der Prediger sollte vielmehr die natürlichen verderblichen Wirkungen des Lasters hervorheben und nicht immer nur das göttliche Verbot einschärfen (175_{34} 347_2). Er soll besondere Pflichten eindringlich vortragen und deshalb seine Predigt dem bestimmten Auditorium anpassen, das er vor sich hat (351_{15} 433_{21} 440_{32} 459_{14}

461_1 499_{29} 500_6). Das beste Muster wirksamer Predigten sind die von Lorenz Sterne (434_2 461_{24}). In dogmatischen Fragen sind Beweise von geringem Wert (65_{22}) — sie machen eher Zweifler (373_{11} 642_{33}). Statt dieser äußeren sollten mehr die inneren Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit der Religion vorgetragen werden (217_1). Überhaupt fragt der einfache Mensch nicht viel nach Beweisen (495_4 614_{21}).

Bei seinen eindringlichen Erörterungen hat Herder durchweg seine eigene Berufspraxis im Sinne, und seine gleichzeitigen Bückeburger Predigten entsprechen aufs schönste diesen theoretischen Gedanken.

In das Gebiet der Pädagogik gehören die Anzeigen: S. 9 Ein andrer ... Raisonneur; S. 62 Basedow, Agathokrator; S. 170 Briefe über Basedows Prinzenerziehung; S. 187 Chalotais, Versuch über den Kinderunterricht; S. 230 Correspondence; S. 351 Kleine Beschäftigungen für Kinder; S. 366 Brechter, Anmerkungen über das Basedowische Elementarwerk; S. 498 Büsching, Recueil; S. 510 Chrestomathie; S. 513 Purmann, Zufällige Gedanken.

Im Mittelpunkte dieser Anzeigen stehen die Reformbestrebungen Basedows, dessen „Agathokrator oder von der Erziehung künftiger Regenten" Herder als ehemaliger Prinzenerzieher mit besonderem Interesse und Verständnis bespricht. Aus seinen eigenen Erfahrungen ist denn auch sein wiederholter (64_9 170_{27} 569_{12}) Hinweis auf das wunderbare Zusammentreffen von Hindernissen bei der Prinzenerziehung erwachsen. Außer Basedow selbst bespricht er dann noch drei Kritiker Basedows: den Prinzenhofmeister (S. 170), Schlözer (S. 187) und Brechter (S. 366). In der Kritik von Schlözers Vorrede entlädt sich sein Groll gegen diesen wackeren Aufklärer — er sieht nun einmal Göttinger Personalverhältnisse mit den Augen seines Freundes Heyne. Das Thema der Prinzenerziehung klingt dann herrlich aus in der kleinen Anzeige Correspondence (S. 230). Trotz seines eigenen Eifers für Erziehungsfragen bemerkt Herder doch den der ganzen Zeit eigenen Fehler der pädagogischen Vielgeschäftigkeit, die er trefflich kennzeichnet (365_5 368_{18} 499_{17}). Und obwohl er selbst in seinem Reisetagebuch gegenüber dem althumanistischen Gymnasium größere Beachtung der Realien fordert, sieht er doch Basedows Übertreibungen, seinen „Edukationshandel von Realien" (64_{34}, vgl. 367_{31}) deutlich ein. Maßvoll-verständig ist auch sein Urteil über Gymnasialerziehung in der Purmann-Anzeige (S. 498). Das schönste Stück in dieser Gruppe ist aber die kleine Anzeige Deutsche und lateinische Chrestomathie (S. 510). Von dem wertlosen Buche, das er mit wenigen verächtlichen Worten erledigt, gelangt Herder hier mit einem großartigen

Aufschwung zur Höhe enthusiastischer pädagogischer Gedanken. Aber das damalige Deutschland war freilich kein Schauplatz, auf dem seine Forderung „ehe gelebt, als gelesen" sich hätte erfüllen lassen.

Herder ist auch der Philologe des Jahrgangs und hat als solcher die folgenden Anzeigen geliefert: S. 52 Idyllen; S. 95 Horaz; S. 100 Kutner, Horazens Oden; S. 128 Le Comedie di Terenzio; S. 196 Herwich, Die Wolken; S. 232 Pindar; S. 237 Les Comedies de Terence; S. 341 Homers Iliade; S. 544 Taciti opera; S. 582 Bergsträßers Realwörterbuch, dazu die Antwort des Rezensenten in der Beilage zu Stück 92; S. 585 Hurd-Eschenburg, Horaz; S. 637 Chöre; S. 649 Boulet, Remarques; S. 658 Walchs philologische Bibliothek. Daneben hat noch ein eigentlicher Fachmann einige philologische Rezensionen für den Jahrgang geschrieben, vgl. oben S. 352. Bei Herders Anzeigen handelt es sich hauptsächlich um Übersetzungen, und zwar solche von Theokrit, Horaz, Terenz, Aristophanes, Pindar und Homer. Diese Übersetzungen behandelt Herder hier je nach ihrem Wert in sehr verschiedenen Tönen, von der ruhigen, achtungsvollen Besprechung eines italienischen Terenz bis zu dem satirischen Strafgericht, das an zwei Horazübersetzern vollzogen wird. Eine Tacitus-Ausgabe (S. 544) gibt ihm Anlaß zu herrlichen Worten über Urzustände und zu einer Skizze vom Ablauf des Völkerlebens, die er dann selbst abschneidet: „Doch was geht das den Tacitus an?" In der Rezension von Walchs philologischer Bibliothek (S. 658) bringt er beiläufig einen Gedanken aus seiner Arbeit über den Ursprung der Sprache an, und er hat auch seine eigene Auseinandersetzung mit Lessing in den „Kritischen Wäldern" im Sinne, wenn er einem Rezensenten verwehrt, Lessing so obenhin zu kritisieren: „Herr L. muß ganz anders gelesen, und wo er auch fehlt, ganz anders widerlegt werden, als andere Kritiker; er schreibt ja auch selbst ganz anders."

Mit Schriften über Literaturwissenschaft befassen sich die folgenden Rezensionen: S. 122 Bibliothek; S. 141 Versuch; S. 225 Kurzer Unterricht; S. 321 Devisen; S. 331 Lobrede; S. 332 Anekdote; S. 357 Auserlesene Bibliothek; S. 392 Herwich; S. 418 Rußische Bibliothek; S. 476 Büsching, Grundriß; S. 480 Seybold, Schreiben über den Homer; S. 491 Franken zur griechischen Litteratur; S. 619 Essays on Songwriting; S. 624 Aufgefangener literarischer Briefwechsel. — Diese Stücke fügen sich dem reichen Bestande literaturwissenschaftlicher Ausführungen an, wie er in den „Fragmenten", den „Kritischen Wäldern", einer Anzahl von Aufsätzen und den Rezensionen in anderen Zeitschriften vorliegt. Sie bieten also keine ganz unerwarteten Gedanken, aber die Gruppe enthält

doch einige Prachtstücke über Shakespeare (S 141) und Homer (S. 480), die bisher meist Goethe zugeschrieben wurden.

In das Gebiet der Geschichte und Biographie gehören die Anzeigen: S. 82 Biographie; S. 297 Lobrede; S. 301 Baronii Epistolae; S. 352 Denina; S. 392 Schlözer; S. 572 De Vitis Philologorum; S. 632 Fragmente. Die beiden Hauptstücke dieser Gruppe, Denina und Schlözer, waren ebenso wie die Anzeige De Vitis schon bisher als Herders Eigentum bekannt. Dazu kommt nun also jetzt die Kritik von Schirachs Biographie der Deutschen mit ihrer famosen Schlußpointe und die kleinen Anzeigen „Lobrede" und „Fragmente" mit ihren echt Herderschen Gesinnungen und Formeln.

Die Geschichte und Geographie des Morgenlandes behandeln drei der von Herder rezensierten Bücher: S. 154 Bachiene; S. 453 Faber; S. 488 Kleemanns Reisen. Der Stoff bot ja für Herder ein ganz besonderes Interesse, und so zeigt er die beiden ersten Werke mit Anteil und Sachkunde an und fertigt das dritte sehr frisch und amüsant ab.

Eine eigene Gruppe stellen die Anzeigen moralisch-psychologischer Schriften dar: S. 16 L'an deux mille; S. 27 Des Talens; S. 94 Briefe über die Lektüre; S. 147 Thrasybulus; S. 151 Gedanken; S. 160 Basedows Reden; S. 210 Der einzige Weg; S. 212 Wie soll; S. 213 Gedanken; S. 224 Die alte Frau; S. 262 Mémoires; S. 269 Sonnenfels, Über die Liebe des Vaterlandes; S. 342 Thomas, Essais; S. 437 Die wahre Bildung; S. 490 Die erleuchteten Zeiten; S. 498 Büsching, Recueil; S. 501 Meine Vorsätze; S. 506 Millar, Unterschied der Stände; S. 519 Vortheile geheimer Gesellschaften; S. 519 Ekel, Über die Sittlichkeit der Wollust; S. 569 Charakteristik der europäischen Nationen; S. 638 Examen; S. 645 Über die moralische Schönheit und Philosophie des Lebens; S. 650 Abhandlung; S. 651 Natürliche Dialogen; S. 662 Rede. Es handelt sich hier meist um redselige Aufklärungsprodukte, wie sie damals den literarischen Markt beherrschten. Von den hierher gehörigen Rezensionen ist Herder bisher nur die Millar-Anzeige zugeschrieben worden. Außer Millar ragen aus dem Wust, unter dem Herder hier aufräumt, noch Wielands „Gedanken über eine alte Aufschrift" hervor, deren Anzeige er so herrlich austönen läßt, daß man hier durchweg an Goethe gedacht hat, und Friedrichs des Großen „Examen". Herder nimmt an dem Autor ein begreifliches Interesse, behandelt ihn aber in durchaus würdiger Weise lediglich als einen Schriftsteller und nennt ihn nur beiläufig einmal den „erhabenen Verfasser". Die Mehrzahl der übrigen Schriften dieser Gruppe gewährt einen recht überzeugenden Einblick in

die Niederungen der Aufklärungsschriftstellerei, und man begreift hier die Empfindungen, aus denen der Plan zu einer kritischen Zeitschrift des Sturms und Drangs erwachsen ist. In vielen dieser Anzeigen ist es Herder trefflich gelungen, das Inferiore superior zu behandeln.

Zur Philosophie gehören die Rezensionen: S. 233 Ferguson, Moralphilosophie; S. 247 Lettre sur les désirs; S. 362 Confidence philosophique; S. 365 Phédon; S. 516 Die Geschichte des Selbstgefühls; S. 553 Beattie, Versuch über die Wahrheit; S. 599 Lettre sur l'homme; S. 678 v. Joch, Belohnung und Strafen; S. 682 Erfahrungen und Untersuchungen über den Menschen. Aus dieser Gruppe wurden Herder bisher nur die Anzeigen von Beattie und Lettre sur l'homme zugeschrieben. Unter dem Zuwachs ragen besonders die beiden Rezensionen „Geschichte des Selbstgefühls" und „v. Joch, Belohnung und Strafen" hervor, von denen die erste wegen ihres hinreißenden Schwungs und die zweite wegen der Parabel vom Buchfink und Zeisig bisher meist Goethe zugewiesen wurden. Die Anzeige der physiologisch-philosophischen „Erfahrungen und Untersuchungen" zeigt Herders lebhaftes Interesse für die körperlichen Grundlagen des Geisteslebens, und er hat einige der aus dieser Schrift erworbenen Kenntnisse in seiner von 1774—78 entstandenen Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden" verwertet.

Aus dem Gebiete der bildenden Kunst hat Herder rezensiert: S. 181 Füeßli; S. 242 Della pittura Veneziana; S. 529 Heyne, Einleitung; S. 539 Sandrart, teutsche Akademie; S. 664 Sulzer, Die schönen Künste; S. 688 Kritische Abhandlung. Die Hauptstücke dieser Gruppe sind die Anzeigen von Sandrart und Sulzer — zwei großartige Bekenntnisse zur individuell charakteristischen Kunst, als deren Verfasser bisher durchweg Goethe galt, nach dem allerdings naheliegenden Verfahren, ihm alles besonders Eindrucksvolle und Hervorragende zuzuweisen; aber die Stilmerkmale zeugen ganz deutlich für Herder. Die Anzeige „Kritische Abhandlung" rührt nach einem darin enthaltenen Hinweis von dem Verfasser der Sandrart-Rezension her, und die beiden im Ton einander entsprechenden Anzeigen Füeßli und Della pittura gehören Herder nach einigen Stilmerkmalen, die bei diesen sachlichen Referaten zwar nicht sehr zahlreich sein können, aber zusammengenommen zur Sicherung seiner Autorschaft hinreichen. Daß er auch die Heyne-Anzeige verfaßt hat, wäre an sich schon nach unserer nun gewonnenen Übersicht über die Stoffgebiete der Rezensenten wahrscheinlich, und es wird durch ein persönliches Indizium (vgl. oben S. 390) bestätigt.

Nun die große Gruppe der deutſchen Literatur: S. 6 Fabeln; S. 8 Heinſe, Sinngedichte; S. 36 Almanach; S. 48 Klopſtock; S. 73 Zimmermann; S. 85 Geſchichte des Fräulein von Sternheim; S. 86 Uſong; S. 118 Empfindſame Reiſen; S. 146 Die Vorſehung; S. 172 Die Jägerinn; S. 179 Ein Päckchen Satyren; S. 186 Die Apotheke (nur der letzte Abſatz ſtammt von Herder); S. 205 Neue Schauſpiele; S. 230 Braun, Verſuch; S. 266 Gedichte; S. 272 Gleim, An die Muſen; S. 285 Canut; S. 292 Epiſtel; S. 297 Launen; S. 305 Blum, Lyriſche Gedichte; S. 350 Die Begebenheiten des Pyrrhus; S. 372 Ewald, Der Fall der erſten Menſchen; S. 445 v. Beuſt, Vermiſchte Gedichte; S. 492 Cymbelline; S. 518 Zwey ſchöne neue Mährlein; S. 596 An meine Landsleute; S. 624 Rolf Krage; S. 632 Empfindſame Reiſe; S. 638 v. Schenk, Verſuche; S. 638 Schilling, Sammlung; S. 650 Ewald, Oden; S. 661 Die Weisheit. — Dazu die Überſetzungen aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen: S. 147 Lucile; S. 265 Cumberland, Der Weſtindier; S. 295 St. Lambert, Jahreszeiten; S. 390 Hans der Schuflicker; S. 557 Petrarca, An meine Minne; S. 584 Die Vorzüge; S. 597 Pope, Verſuch am Menſchen; S. 611 Prior, Heinrich und Emma.

Die kritiſchen Unternehmungen unſerer drei großen Epochen, alſo die Literaturbriefe, der Jahrgang 1772 der F. G. A. und die Xenien, ſind aus dem Unwillen der Tüchtigen über die Wertloſen geboren und können alſo deren Produkte nicht ignorieren, ſondern ſie räumen ſie durch ſcharfe Züchtigung beiſeite, um das Feld für das Beſſere frei zu machen. So hält nun auch Herder hier eine grimmige Muſterung ab unter den Produzenten eines „Verſuchs in proſaiſchen Fabeln", eines „Päckchen Satyren", einer „Heldengeſchichte: Canut der Große", eines „Verſuchs in Gedichten", und wie die Titel alle heißen, in denen ſich der Charakter der niederen Aufklärungspoeſie deutlich ausſpricht. Sehr ſcharf wendet ſich Herder hier gegen Haller, deſſen Altersdichtung ja in der Tat ſeinem Ruhme nicht entſprach, und gegen zwei kraftloſe Nachahmer, die ſich an Shakeſpeare und Sterne herandrängten. Für den Halberſtädter Kreis — Gleim, Georg Jacobi, Klamer Schmidt — hat er freundliche Anerkennung, und man empfindet es mit einigem Unbehagen, wie er bei der Anzeige von Gleims Klageliedern „An die Muſen" (S. 272) der Freundſchaft für den ehrlichen Verſemacher ſeine beſſere Einſicht ganz offenſichtlich zum Opfer bringt — wenn auch nur dadurch, daß er über den poetiſchen Wert der kläglichen Verſe ſchweigt und ſeine menſchliche Sympathie mit dem Autor ausdrückt. Dagegen fließt das Lob der „Geſchichte des Fräulein von Sternheim" aus voller Überzeugung, wie auch gleichzeitige

Briefe Herders dartun, und er kommt im Laufe des Jahrgangs wiederholt (224_{34} 358_{21} 368_{15} 528_{10}) auf diesen uns jetzt schwächlich anmutenden Briefroman rühmend zurück. Aber es lag ja im Jahre 1772 in der Tat noch nicht gar so viel Besseres vor. Wenn Herder hier Klopstock den „ersten Dichter der Nation" nennt, so war das damals durchaus zutreffend. Auf Lessings Dichtung einzugehen bot sich keine besondere Gelegenheit, denn die in eben diesem Jahre erschienene „Emilia Galotti" ist leider nicht zur Rezension gelangt. Neben der einheimischen Produktion ging nun ein fabrikmäßiger Übersetzungsbetrieb einher, der Deutschland mit dem Abhub besonders der französischen Literatur überschwemmte, und dieses Unkraut rupft Herder hier bündelweise in einer besonderen, gleich bei Beginn des Jahrgangs eingerichteten Rubrik „Gegen die Übersetzer" aus, und wenn diese Rubrik auch bald wieder eingeht, so wird er doch auch weiterhin nicht müde, seinen Unwillen gegen das „Übersetzergeschmeiß" zu entladen, das auch Lessing in den Literaturbriefen hatte bekämpfen müssen.

Die *französische Literatur* hat durchweg Herder angezeigt: S. 87 L'esprit; S. 91 de Boufflers, Lettres; S. 151 Poésies de Mr. D.; S. 171 Ma Philosophie; S. 192 Saurin, Epitres; S. 217 Blin de Sainmore, Epitre à Racine; S. 218 Desmarais, Jeremie; S. 299 Testament politique; S. 329 Les Caprices; S. 389 de Marcy, Les Tableaux; S. 419 Mes Rêveries; S. 442 [Voltaire], Les Systèmes; S. 449 Voltaire, Le dépositaire; S. 471 Voltaire, Lettre; S. 478 Voltaire, Réflexions; S. 483 Voltaire, Lettre; S. 484 Boileau à Voltaire; S. 512 Lettres; S. 523 Fables; S. 530 Ecole de la Vertu; S. 531 Le Tripot comique; S. 546 Questions; S. 550 D'Arnaud, Sargines; S. 662 Lettre de Mad. de Pompadour. Dazu kommen als Übersetzungen ins Französische: S. 246 Théâtre du Prince Clenerzow und S. 472 Goldoni, le bourru bienfaisant.

Aus diesen Anzeigen spricht das kräftige Selbstbewußtsein des Deutschen, der die aufblühende, noch nicht zur Reife gelangte Literatur seines Landes mit der in Deklamation erstarrten französischen Poesie vergleicht, die ihren Höhepunkt längst überschritten hat. Unter den Lebenden erkennt er nur Voltaire und Dorat an, und auch bei ihnen weist er auf die Grenzen ihres Könnens hin. Die folgende Zusammenstellung soll ein Bild von Herders Anschauungen über französisches Wesen aus dem Jahre 1772 geben — eine Illustration zu Goethes bekannter Formel: Deutschheit emergirend.

Vorstellungsart und Stil: „Nach allen Unterabtheilungen französischer Vorstellungsart, wird die arme weibliche Natur eingezwängt und zugeschnitten" (343_9). — „Allein Mſr. d'Arnaud ist zu

sehr Parisien, und Zeitgenosse des philosophischen achtzehnten Jahrhunderts, als daß er seinen Gegenständen die ihnen eigne Würde hätte zu geben wissen" (552_1). — „Wir wünschten dem leichten Franzosen [Dorat] statt eines Theils Geschmack, mit dem er so groß thut, nicht Definitionsgeist, aber Empfindung des Gegenstandes" (523_{35}). — „Als Barbaren fühlen wir vielleicht nicht das Verdienst der französischen Versification und Sprache, und verlangen immer Gedanken, Bilder, und Pathos für unsre Nordische Imagination, die nur an starke Getränke gewöhnt ist" (218_8). — „Ein Franzose würde aus diesem Namen [Hohl] eine Pointe machen, und uns zeigen, wie es eigentlich in dem Kopfe des Verfassers aussähe" (225_9). — „Der unveränderliche Eifer des Belisairs für einen Kayser, der einem die Augen austicht, wenn man ihm lange genug gedient hat, ist vielleicht dasjenige, was die Franzosen für dieses Sujet einnimmt" (154_{26}).

Dichtung: „Nur in Paris ist die Verunstaltung dieser Dichtersprache möglich" (218_{26}). — „Unsre Leser sehen schon aus dem Titel, daß dieses Werkchen unter die Pomaden, Schönheits Essenzen, Conservationswasser, u. dgl. die uns aus Frankreich kommen, zu stellen ist" (530_{32}). — „[Voltaire], dessen Accente alle weit jügendlicher und stärker tönen, als die von den Pariser Dichterlingen . . ., die entweder zu Greis oder zu unmündig sind . . . Wir glauben man fängt in Paris ganz und gar an, für die Ausländer und die Colonien zu arbeiten" (192_{29}). — „seit dem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer französischen Kupplerinn mit dem Nonsense Unzucht treiben" (206_{15}). — „so wollen wir unsern Herrn Buchhändlern, statt französischer komischer Opern, und lauer weinerlicher Dramen ein Stück der Geschichte des gegenwärtigen Kriegs, aus England für die 3 Schilling zu verschreiben bitten" (344_1).

Rococostil: „Die Franzosen nennen diese Manier steinern, sagt er. O ja! und hüten sich so sehr vor der steinernen Manier, daß man überall mit Lappen, Lumpen, Bändern und Franzen ihre Prinzen und Prinzeßinnen überhängt sieht" (541_{18}). —

Überhebung: „Hier und da haben wir wahre Kenntniß des Menschen, wenigstens des Französischen Menschen gefunden. Dieser Unterschied ist eben nicht so ungereimt. Denn die neuern Bemerkungen der Naturforscher geben nun einmal die Vermuthung, daß es auch in andern Himmelsstrichen ziemlich gut organisirte Menschen gebe, die, ob sie gleich nicht von Natur französisch sprechen, doch nicht mit den Pongos zu vermischen seyen; und der Ritter Linné arbeitet wirklich an einer Abhandlung, wo er es eben so gut aus unsern Pflanzen, als aus den Sibirischen beweisen wird" (213_{15}). —

Koterieweſen: „Noch itzt ist es also wahr, was Swift schon so lange gesagt hat: wenn ein französischer Autor den andern tadelt, so muß er besondre Ursachen haben" (444_4).

Selbsterniedrigung der Deutſchen gegenüber den Franzoſen: „berichtet ihm, mit deutscher Ergebenheit gegen französische Talente, diese wichtige Geschichte" (332_{12}). — „Die Übersetzungen des Herrn Junker . . . sind . . . sehr bequemes Fuhrwerk, deutschen Witz und Verstand in Deutschland, an diejenige für unsere Musen bisher steile und unzugängliche Orte zu bringen, wo unsre Bücher sowohl als unsre Galanteriewaaren und gebrannte Wasser nicht eher

Credit erhalten, bis man sie von Paris verschreiben kann. So traurig bisher für jeden Kenner der Verlust des Tons, der Sprachnuance und des Geists jedes unsrer Dichter, in den Choix des Poesies Allemandes des Herrn Huber seyn möchte, so war es doch das einzige Mittel, die Großen die Namen Kleist, Geßner, Klopstock u. s. w. aussprechen zu lehren" (365_{29}). — „daß ja im gemeinen Leben ein Deutscher, um von einer beträchtlichen Anzahl Deutscher gehört zu werden, Französisch reden müße" (329_{36}). —

Ganz eigenartig ist Herders Verfahren, in seiner Zeitschrift andere Zeitschriften zu kritisieren. Hierher gehören die Anzeigen: S. 3 Brittisches Museum; S. 126 Journal; S. 179 Vermischtes Magazin; S. 200 Der Deutsche; S. 206 Annales belgiques; S. 213 Le Spectateur; S. 273 Deutsche Schriften; S. 369 Novi commentarii; S. 426 526 615 671 Allgemeine deutsche Bibliothek; S. 438 Landbibliothek; S. 466 647 Schirachs Magazin; S. 511 Der Menschenfreund; S. 523 Der Wohlthäter. — Herder will mit diesen Anzeigen einen Überblick besonders über das deutsche Zeitschriftenwesen liefern und so die Notwendigkeit des in dem neuen Jahrgang der F. G. A. vorliegenden Unternehmens einleuchtend dartun. Dabei hält er sich doch von unbilliger Eifersucht ganz frei und bedenkt nicht nur einige kleinere moralisch-psychologische Journale, wie Der Deutsche, Der Menschenfreund, Der Wohlthäter, mit freundlichem Lobe, sondern berichtet auch durchaus sachlich über Nicolais Bibliothek. Das an Schirachs Magazin vollzogene Strafgericht war wohlverdient. Zu einer einigermaßen ausreichenden Übersicht über die deutschen Journale ist es übrigens dabei doch nicht gekommen — offenbar war das erforderliche Material in Bückeburg nicht zu beschaffen.

Das Verzeichnis der aus englischen Zeitschriften entnommenen Rezensionen ist lang, aber an Bedeutung steht diese Gruppe hinter allen anderen weit zurück: S. 28 Voyages, A Poetical Essay; S. 35 f. The village oppressed, The Brother, Belle Grove, The history of Mr. Cecil, The Nun, Poetical Essays; S. 40 ff. Transactions, Lelandi Collectanea, The false Step, A short grammar, The Contrast; S. 80 Plutarchs Lives; S. 94 Almida; S. 114 Humphrey Clinker; S. 127 f. The drunken News-writer, The Captives, Dido, Summary; S. 153 Nugae; S. 161 An historical Essay; S. 238 A new Introduction; S. 253 A Dissertation; S. 343 An Authentic Narrative; S. 378 Zobeide; S. 405 The History of England; S. 424 f. Philosophical Transactions, Wensley Dale; S. 446 The younger brother; S. 459 Discourses, An historical Miscellany; S. 536 The ancient buildings; S. 548 The Rites and Ceremonies; S. 632 A Dissertation [?].

Unter der Überschrift „Gegen die Übersetzer" zeigt Herder zunächst in den Nummern vom 14. und 17. Januar mit kurzer verächtlicher Kritik eine Anzahl wertloser englischer Schriften an, um vor ihrer Übersetzung zu warnen. Seine Urteile entnimmt er dabei aus Monthly Review und Gentleman's Magazine, ohne die Bücher selbst gesehen zu haben. In der Nummer vom 21. Januar trägt die Rubrik nur die Überschrift „Englische Litteratur", weil darin auch einige bessere Werke angezeigt sind, und weiterhin erscheinen die Auszüge aus den beiden englischen Zeitschriften ohne besondere Abgrenzung unter den Originalrezensionen. Der Grad der Anlehnung an die englische Vorlage reicht von der wörtlichen Übersetzung bis zum selbständig umgebildeten und mit eigener Kritik versehenen Auszug. Das letztere Verfahren tritt besonders bei einigen erheblichen Büchern ein, wo die ausführliche englische Inhaltsangabe eine genügende Unterlage zu gewähren schien: Plutarchs Lives, An historical Essay, A new Introduction, A dissertation on Miracles, An history of England, Discourses to the aged. Ängstliche Gewissenhaftigkeit zeigt Herder auch in diesem Falle nicht; so lobt er z. B. den Stil von Goldsmith's History of England und die Kupferstiche von King's Rites and Ceremonies auf die Gewähr der englischen Kritiker hin. Einmal hebt er sehr wirkungsvoll aus der Inhaltsangabe eines englischen Geschichtswerkes eine heldenhafte Tat heraus (S. 343).

Herder hat demnach 216 selbständige und 34 aus englischen Zeitschriften übernommene Anzeigen geliefert. Dazu kommen noch einige zweifelhafte Stücke. Kann ein einzelner während eines Jahres ein solches Quantum überhaupt fertig stellen, oder leidet das Resultat unserer Untersuchung vielleicht an innerer Unmöglichkeit? Zunächst ist zu dem einen Jahre, während dessen diese Anzeigen erschienen sind, noch ein gutes Stück vom Ende des Jahres 1771 hinzuzurechnen, denn Merck hat dem Verleger vor dem 1. Januar das Manuskript für sechs Wochen auf einmal eingeschickt. Dazu kommt nun Herders unersättliche Leselust, die wirbelnde Hast seines Gedankenlebens, mit der die Stärke und Schwäche seiner Leistungen zusammenhängt, und die reichliche Muße in dem stillen Bückeburg. Seine Amtsgeschäfte waren nicht bedeutend, und von sonstigen Arbeiten fallen in das Jahr 1772 nur das kleine Musikdrama „Brutus" und etwa acht Rezensionen für Nicolais Bibliothek. Und die für den ersten Anblick unwahrscheinlich große Masse der Rezensionen in den F. G. A. enthält doch neben einer Anzahl von inhaltsreichen und ausgedehnten Stücken auch sehr viele kleine und kleinste Anzeigen, die nach flüchtiger Durchsicht eines wertlosen

Buches in wenigen Minuten aufs Papier geworfen wurden. Es mögen auch wohl ökonomische Erwägungen diese Fruchtbarkeit begünstigt haben. Die F. G. A. zahlten einem anderen Mitarbeiter drei Taler für den Bogen (vgl. oben S. 354) *) — Herder erhielt demnach mindestens ebensoviel, und er stand vor seiner wegen Geldmangels hinausgeschobenen Heirat.

Im ganzen also: eine erstaunliche, aber keineswegs unmögliche Leistung. Wir gewinnen hier einen Zuwachs zu Herders Werken, der nicht nur äußerlich umfangreich, sondern auch innerlich wertvoll ist und zu unmittelbarem Genuß einladet. Neben geringeren Stücken, wie sie bei dem niedrigen Niveau vieler der beurteilten Bücher unvermeidlich sind, finden sich hier herrliche Ergüsse einer leidenschaftlichen, hochgestimmten Seele in allen Abstufungen von der großen Gebärde des Grimms und der Verachtung bis zum melodischen Klange schmelzender Innigkeit. In diesen mannigfachen Stimmungen und Tönen äußert sich Herder hier über eine Fülle von Menschen und Dingen, und die Breite des in bunter Mischung vorüberziehenden Stoffes macht diese Rezensionen zu einer überaus anziehenden Lektüre — es ist, als ob man Gelegenheit hätte, den jungen Herder im wechselnden Gespräch zu belauschen. Burdach sagt von den Frankfurter Rezensionen des Jahres 1772: „Der ganze winterliche Wust der vorangegangenen Zeit, die falsche Renaissance, der falsche Idealismus, der alte Dogmatismus und der neue Rationalismus der Aufklärer, der Schulstaub der Fachwissenschaften, die verjährten socialen und ästhetischen Vorurtheile sollten hier mit einem male ausgekehrt werden. Uns heute wittert aus den Recensionen Herders, Goethes, Mercks frische Frühlingsluft an, wir spüren hier den neuen Weltfrühling, der damals, den Deutschen zuerst, anbrach. Alles beinahe, was uns später Großes und Gutes gekommen ist, freilich abgeklärter und geläutert, ist damals zuerst vorbereitet und angeregt worden: die neue Auffassung von Poesie und Kunst, die Erweiterung des Rechts des Individuums, die Reorganisation des Staats, das Erwachen des geschichtlichen und nationalen Sinns, der Aufschwung der empirischen, historischen Forschung,

*) Einen Einblick in die Ökonomie der F. G. A. gewährt Deinets Mitteilung an Bahrdt, 16. Januar 1773: „Wenn der Ton der Zeitung 1773 wie anno 1772 fortdauerte, so glaub ich, hätte ich hundert Thaler daben verdienen können. — Aber die Herrn Recensenten, die ihn empfohlen haben, haben zugleich die Welt hin und her durch Sendschreiben versichert, daß die Zeitung nicht fortgehen, oder doch schlecht werden würde. Doch hab' ich jetzt etliche Subscribenten mehr als im abgewichenen Jahr, aber noch keine 200" (Briefe an Bahrdt II 145). — Das Exemplar kostete halbjährlich zwei Gulden (Goethe an Kestner, Ende Dezember 1772; Briefe II 52). — Die Lieferung von Rezensionsexemplaren an die Mitarbeiter lehnt Deinet Raspe gegenüber ab (Weimarisches Jahrbuch VI 78), aber im Januar 1773 übersendet er Bahrdt 13 Rezensenda mit dem Postwagen (Briefe an Bahrdt II 149).

die Umgestaltung der Erziehung, die realistische Weltbetrachtung... Sie sind wichtige Denkmale in der Geschichte der geistigen Bewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, in der wir selbst noch mitten inne stehen. Kein Gebiet menschlicher Interessen, an das dieses Journal nicht rührte! Ästhetik, Moral, Politik, Nationalökonomie, der ganze Kreis der Geistes- und Naturwissenschaften wird hier unter den großen Gesichtspunkten der neu anbrechenden Epoche betrachtet und oft blitzartig erleuchtet."

Herder im Kampf mit der Frankfurter Geistlichkeit

Der Name des theologischen Rezensenten, den die Frankfurter Behörde von dem Verleger Deinet erfahren wollte und nie erfahren hat, lautet also: Herder; und die schriftliche Versicherung der Direktion, wonach der Verfasser der theologischen Artikel auswärts in einer großen Entfernung von Frankfurt lebte, war vollkommen der Wahrheit gemäß. Die Geschichte der amtlichen Drangsalierung, unter der die Zeitschrift zu leiden hatte, ist im Neudruck S. XVII ff. und im Goethe-Jahrbuch X 169 ff. zu lesen. Ich wiederhole sie hier nicht, sondern biete nur zur Ergänzung einige noch ungedruckte Berichte von Petersen an Nicolai (aus dessen Korrespondenznachlaß, Kgl. Bibliothek in Berlin):

14. September 1772. „Nun eine zuverläßige Anekdote den Hrn. Pastor Göze in Hamburg betr. Sie haben vermuthl. die Rec. seiner erbaul. Betrachtungen in den neuen Frankf. gel. Anzeigen n. 58 gelesen. Göz bekommt sie kaum zu Gesicht, als er flugs an den Magistrat in Frankfurt deswegen schreibt. Er hat das erreichet, daß der Verleger der Zeitung um 20 Thaler gestraft worden. Das mag der Recensente seiner Schriften in der A. D. B. gelegenheitl. einmal anbringen."

6. November 1772. „Hr. Merk ist ein Mann von vieler Einsicht und feinem Geschmack, auch in keine Literar. Verbindungen verflochten — in allem Betracht eine sehr gute Acquisition für die A. D. B.... Die Recension des Tagebuchs von einem Beobachter sein selbst in der A. D. B. XVII B. St. [2] hat mir so wol gefallen, daß ich fast wünsche, Münters Bekehrungsgeschichte von dieser Feder beurtheilt zu lesen. Mir hat die Recension dieses Buchs in den Frankf. gel. Anz. (die einen Rechtsgelehrten in Frankfurt zum Verfasser haben soll), ebenfalls wol gefallen. — An diesen Frankf. gel. Anz." (u. s. w., vgl. Neudruck S. XXXV).

1. Dezember 1772. „Hr. D. Göthe in Frankfurt hat kürzl. [mehr] auf Veranlaßung des Münsterthurms in Strasburg als eigentl. über denselben, eine kleine Abh. Von deutscher Bau-

kunst D. M. Erwini a Steinbach drucken lassen. Noch habe ich sie nicht gelesen, aber ungemein rühmen hören. In einigen Wochen will ich sie Ihnen mit etlichen Rec. senden."

11. Dezember 1772. „Hr. Merk wird den verlangten Brief über den Zustand der Gelehrsamkeit in hiesigen Gegenden, wie er mir gestern gesagt, Ihnen nächstens einsenden. Es fehlen ihm nur noch einige wenige Data, die er aber tägl. zu erhalten hoft. Auch will er Ihnen eine kurze Nachricht der hiesigen Ausgabe der Klopstock-Oden von Hrn. von Heß ... zugl. mit schicken."

18. Dezember 1772. „Die Sache verhält sich so, wie auf beyliegendem erzählt worden. Der Verleger der Frankf. gel. Zeitungen ward kurz nach dem Abdruck der Recension von Gözens Betr. n. 58 vor die Bücher Commission, (die eine Emanation des Consistorii ist) vorgeladen. Man sagte ihm, Hr. P. Göze habe sich wegen gedachter Recension beklaget, und sähe man sich deswegen genöthigt, ihm eine Geld-Strafe aufzulegen. Er hat wegen dieser 20 Thlr. zwar schon manche Vorstellungen gethan, aber umsonst. Was ich Ihnen hier und auf beyl. so wie in jenem Schreiben, das abgedruckt ist, gemeldet, ist unleugbar. Ich weiß es nicht nur aus dem Munde dreyer Freunde, zuverläßiger Freunde, sondern habe es vor etlichen Monaten vom Verleger selbst gehöret. Auch ist es auswärts bekannt, wie Sie z. B. aus der Erfurter gel. Zeitung n. 91 p. 744 sehen werden. Dieses wurde für bekannt angenommen, bis das Schreiben in der A. D. B. 18,1. abgedruckt war. Hr. P. Göze schrieb sogl. nach Frankfurt an den Magistrat, und begehrte ein testimonium innocentiae. Von nun an hies es anders. Kein Schreiben von Gözen war nicht da. Er hat nicht geschrieben. Und scheint es gewiß zu seyn, daß man von Seiten der Bücher Commission blos einen Vorwand gesucht, um den Verleger zu züchtigen, und solchen in einem Schreiben von G. zu finden geglaubt. Indessen ist dieses zuverläßig, daß dem Verleger, als man ihn vorgeladen, angezeigt worden, Hr. G. habe sich beschwert, und bitte sich Genugthuung aus. Auch steht es mit klaren Worten im Protocoll, wie mir 2 Freunde, auf deren Ehrlichkeit ich mich verlassen darf, betheuert haben. Ferner habe ich einen Brief in Händen, den der Verleger der Gel. Zeit. an einen hiesigen Freund geschrieben d. d. 26. Nov. worin es heißt: ‚Der Recensent, oder vielmehr Correspondent des Herrn Nikolai schrieb, was ich vor 14 Tagen mit allen beschworen hätte, die die Acten meines verdammten Processes gelesen haben; und nun fange ich an zu glauben, es stecke ein Irrthum dahinter p.' — Ja, so ist es wol, man hat in F. Gelegenheit gewünscht, dem armen Verleger der Gel. Zeit. eins versetzen zu können, und daher die Rec. dieses Gözischen, dem Magistrat zu Füßen gelegten, Buches vorgewendet, wegen der Göze sich höheren Orts in Fr. beklagt hätte. Die, welche in Fr. diesen Schritt gethan, sind nun in einiger Verlegenheit, wie sie sich aus der Schlinge wegen des Gözischen vermeintl. Schreibens ziehen sollen. In Fr. ist man zum Theil über die Nachricht in der A. B. sehr erfreut, weil man eine Verminderung des Inquisitorischen Verfahrens in dergl. Dingen von nun an vermuthet. Was sagen Sie nun hiezu? Habe ich Sie mit wissentl. Unwahrheiten hintergangen? Bedenken Sie die Worte im

Protocoll. — Erkundigen Sie Sich desfalls, wegen der Geldstrafe, überhaupt wegen dieser ganzen Sache, bei Ihrem anderen Correspondenten hier, dem Hrn M., bei Ihrem Freunde in Gießen, schreiben Sie auch selbst nach Frankfurt. Wo ich mich nicht irre, so wird die Sache in dem bewußten Briefe des andern hiesigen Correspondenten ebenfalls vorkommen. Ich wiederhole es: so verhält es sich, wie ich es Ihnen geschrieben, — ich bitte, ja beschwöre Sie, um die genaueste Verschwiegenheit; — ersuche Sie auch, um das Beste des Unschuldigen Verlegers der Zeitungen, und um der Verf. willen, wenn es seyn kann, eine Erklärung zu thun, daß das Schreiben, (A. D. B. 18, 1.) weder von ihm, noch von diesen, herrühre. Ihre Klugheit wird, wie ich hoffe, dieser Zwistigkeit bald, bald ein Ende machen. Wollen Sie das beyliegende Blatt drucken lassen, — oder aber gegenwärtigen Brief und das beyliegende Blatt zusammenschmelzen, und in Eins giessen, das überlasse ich Ihnen gänzlich. — (Vielleicht wäre diese Geschichte auch im Vademecum des Herrn Simon Ratzeberger jun. an ihrer eigentl. Stelle) ...

Die vornehmsten Mitarbeiter der Frankf. gel. Anzeigen sind, wie mir versichert worden, abgetreten."

29. März 1773. „Hier bekommen Sie etwas (aus der Feder des Hrn D. Göthe in Frankfurt) das, wie ich glaube, in der A. D. B. angezeigt zu werden verdient, und vermuthl. auch, wegen verschiedener Stellen, Lob erhalten wird, dessen nähere Beurtheilung ich aber einem andern überlasse ...

Was Ihnen, die Frfter Zeitungs Sache betreffend, geschrieben worden, ist nach vorher eingezogener sorgfältiger Erkundigung abgefaßt worden. Sie sollen mehr wissen, wenn aus ebendenselben Quellen mehrere Nachrichten einlaufen werden."

23. April 1773. „Noch muß ich um einige Nachsicht bitten, wegen des verlangten neuen Schreibens in Absicht auf die Fr. Zeitungs Streitigkeiten. Es soll unfehlbar kommen.

Als eine zuverläßige Nachricht kann ich Ihnen melden, daß seit dem neuen Jahre Hr. D. Bahrdt in Giessen, Hr. Hofrath Deinet, Hr. D. Behrends, und Comp. die Frankfurter neue Gel. Anzeigen und zwar die 3 ersten größtentheils."

5. Mai 1773. „Was Ihnen in dem letzten Schreiben aus Frankf. am Mayn, im December vorigen Jahres, und dem beygefügten Briefe, die dasige Zeitungs Streitigkeiten betreffend, gemeldet worden, ist aus eingezogenen sicheren Nachrichten gezogen. Lesen Sie besonders den Ihnen bey selbiger Gelegenheit geschriebenen Brief vom 18. Dec. noch einmal durch. Es kann wol nichts dazu gesezt, noch davon genommen werden. Erkundigen Sie Sich, ohne den Urheber jener Nachrichten zu nennen, bey Herrn K. R. Merk, und Sie werden eben dasselbe hören."

20. Juni 1774. „An der Frankf. gel. Zeitung hat er [Bahrdt] bekanntl. auch großen Antheil."

23. Oktober 1774. „Ich weiß nicht, ob manche Recensionen in der Frankf. gel. Zeit. v. J. 1774 (z. B. von Enfields Predigten; der Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts, Millers Anl. z. Verw. des Lehramts, Justi Weissagung Mosis u. a.) in Lavaterisch-Her-

derischem Ton abgefaßt, bey andern den widrigen Eindruck gemacht haben, welchen sie bey mir verursacht. Wenn Sie auch nicht sehr neugierig seyn sollten, den Verfasser derselben zu erfahren: so will Ihnen doch in Vorbeygehen sagen, daß es kein anderer ist, als — Hr. Prof. Schulz in Giessen."

Petersen hat also auch die Berichte über die F. G. A. und ihren Streit mit der Frankfurter Geistlichkeit und Behörde geliefert, die Nicolai in seiner A. D. B., Bd. 18, S. 310 ff. und 662 ff. hat drucken lassen. Im nächsten Bande (19, S. 320 ff.) erschien dann das Schreiben, womit der Rezensent von Goezes „Erbaulichen Betrachtungen" dem wegen dieser Rezension angeklagten Verleger Deinet zu Hilfe gekommen war (vgl. Neudruck S. XIX). Der Rezensent bezeichnet sich hier selbst als einen lutherischen Geistlichen. Damit bestätigt sich unser anderweitig gewonnener Nachweis, daß die Anzeige von Herder stammt, denn unter den Mitarbeitern des Jahrgangs trifft dieses Kennzeichen nur für ihn zu. Auch die unter den Stichworten „hier sind — ein bewahr uns — Kanapee" verzeichneten Stilmerkmale bezeugen, daß dieser offene Brief ein bisher unerkanntes Herderianum vorstellt. Das darin vorkommende Zitat „When pulpit drums" stammt aus Butlers Hudribas (I, canto 1, Vers 11 f.), den Herder zu zitieren liebt, vgl. I 162 169; II 45; III 301 392; V 417; VII 187 304; VIII 196 320 404; IX 299 399; XVIII 43. Die frische und wirksame Epistel ist ein willkommener weiterer Zuwachs zu Herders Werken. Wir finden ihn hier im Kampfe ebenso in der vordersten Reihe, wie er in der Zeitschrift selbst unter den Mitarbeitern voransteht. Es verhält sich wirklich so, wie Claudius ihm schrieb (Aus Herders Nachlaß I 375): „Nicht wahr, Sie haben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen die Hand mit? Wenigstens scheints, daß Sie der Küster wären und das ganze Chor nachsänge."

Aber eine Stimme erklang doch in diesem Chor, die von dem Küster unabhängig war und ihm als Antiphone responderte. Es war die Stimme eines bis dahin literarisch ganz unbekannten jungen Mannes, dessen Beiträgen wir uns jetzt zuwenden.

Goethe

Der erste, der aus dem Jahrgang 1772 der F. G. A. den Anteil Goethes herauszufinden sich bemüht hat, war Goethe selbst, und weil er seinem eigenen Urteil nicht recht traute, so hat er auch schon die erste philologische Untersuchung dieser Frage angeregt. „Da Sie meine Art und Denkungsweise kennen," sagte er am 11. Juni 1823 zu Eckermann, „so werden Sie sie schon aus den übrigen herausfinden ... Sowie Sie hineinkommen, werden Sie finden, daß Sie der Sache vollkommen gewachsen sind; es wird Ihnen von der Hand gehen." Aus diesen gemeinsamen Bemühungen Goethes und Eckermanns ist dann die Auswahl hervorgegangen, die Goethe 1830 in Bd. 33 der Ausgabe letzter Hand erscheinen ließ. Es ist bekannt, daß diese Auswahl zum Teil irrtümlich ist: sie enthält einiges, was inzwischen als das Eigentum anderer durch sichere Zeugnisse erwiesen ist, überdies noch acht Rezensionen aus dem Jahrgang 1773, an dem Goethe nicht mitgearbeitet hat, und es fehlen in ihr wichtige für Goethe bezeugte Rezensionen. Wir lassen deshalb hier Goethes eigenes Urteil ganz beiseite und wiederholen auch nicht den von Witkowski in der Weimarer Ausgabe Bd. 38, S. 306 ff. endgültig geführten Nachweis, daß Goethe zu dem Jahrgang 1773 nichts beigetragen hat.

Die Untersuchung mußte also neu aufgenommen werden, und so haben sich v. Biedermann und Scherer, und in begrenztem Umfange Düntzer, Burdach, Minor-Sauer und Seuffert damit befaßt, ohne indessen zu einem übereinstimmenden und überzeugenden Ergebnis zu gelangen. So kommt z. B. Scherer bei 10 von 29 Zuweisungen oder Ablehnungen Biedermanns zu einem abweichenden Resultat. Witkowski, der diese Tatsache feststellt, erklärt das aus den besonderen Schwierigkeiten, die sich hier einem sicheren Urteil entgegenstellen: „Goethe nimmt an der Redaktion auf mannigfaltige Art teil, scherzt in Aufsätzen anderer, zum Vergleich sind nur wenige und bis auf den ‚Gottfried von Berlichingen' keine umfangreicheren gleichzeitigen Schriften neben einer kleinen Anzahl von Briefen vorhanden, und seine Prosa ist eben durch die Schule Herders und Hamanns hindurchgegangen, die gleich Merck seine litterarischen Anschauungen aufs

stärkste beeinflussen." Scherer erklärte seine Untersuchung ausdrücklich für eine bloß vorläufige und stellte zugleich eine Warnungstafel auf: „Ich möchte auch die jungen philologischen Heißsporne, die vielleicht schon ihre Federn zurecht legen, um uns mit den Resultaten ihrer Forschung über Goethes Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen zu beglücken, vor allzu prompter Mitteilung ihrer wirklichen oder vermeintlichen Erkenntnisse warnen." Seine Mahnung, zu warten, bis genaue Untersuchungen über die Sprache des jungen Goethe vorliegen, scheint gefruchtet zu haben, denn es hat sich seitdem nur noch Witkowski mit der Frage näher beschäftigt, weil er als Herausgeber dieser Rezensionen in Kürschners Nationalliteratur und in der Weimarer Ausgabe dazu genötigt war. Wäre nun unsere bisherige Untersuchung ganz erschöpfend, so müßte jetzt, nach beendeter Ausscheidung des Anteils der übrigen Mitarbeiter, der verbleibende Rest Goethes Beiträge darstellen. Wir haben aber doch nur den *erweislichen* Anteil der anderen Rezensenten bestimmt, und der Rest enthält also neben Goethes Anteil noch eine Anzahl von Rezensionen unsicherer Herkunft. Aber auch, wenn das nicht der Fall wäre, müßten wir jetzt zur Kontrolle die Untersuchung von Goethes Anteil so vornehmen, als ob im übrigen noch gar nichts festgestellt wäre. Nur bei den juristischen Rezensionen läßt sich die Rücksicht auf den schon bestimmten Anteil Höpfners und Schlossers nicht ganz ausschalten.

Was haben wir nun also für Mittel, Goethes Beiträge festzustellen? Zunächst die unmittelbaren Zeugnisse. Höpfner meldet an Raspe, 19. Oktober 1772 (Weimarisches Jahrbuch III 66): „Goethe ist Doctor iuris in Frf. und hat unter andern Ihres Freundes Klotz Leben par Mons. Hausen auch den Polnischen Juden in d. Frf. Zeit. recensirt." Ebenso an Nicolai, 18. Februar 1773 (Goethe-Jahrbuch VIII 125): „Von Merck ist z. E. Sulzers Wörterbuch, von Goethe Hausens Schandsäule für Klotzen und der polnische Jude. Die Kritik von Geßners Idyllen war freilich ungerecht. Ich habe mit dem Recensenten lange darüber gezankt." Damit ist Goethe auch als der Rezensent der Idyllen erwiesen, denn Höpfner hatte nur mit Merck und Goethe zu zanken Gelegenheit, und zwar bei deren Besuch in Gießen am 17. August 1772 und den folgenden Tagen, während er mit Herder nicht in Verbindung stand. Die Geßner-Rezension kann aber nach ihrem echten Genieton nur von Goethe oder Herder herrühren. Ein unmittelbares Zeugnis für Goethe als Verfasser dieser und zugleich noch einer weiteren Anzeige haben wir in einem Brief von Lavater an Zimmermann vom 14. Mai 1773: „Die Recension des III. Theils der Aussichten in den Frankfurter Anzeigen halte

ich für eine der besten, die gemacht sind. Unfehlbar werde ich mir Erinnerungen draus zu Nutze machen, aber, daß der Recensent den Zweck dieser Briefe durchaus, und so sehr, wie möglich, verfehlt, ist so klar, als 2 mal 2 sind 4. Es ist nicht Herder, sondern Goethe (der auch Geßners Idyllen recensirt hat). Ich erwarte ihn bald in Zürich. Unstreitig wird seine Bekanntschaft mir unendlich vortheilhaft seyn." Der Druck dieses Briefes in Lavaters „Geheimem Tagebuch" II 317 weist ein N. an Stelle von Goethes Namen auf, aber eine Abschrift des Originals, die Zimmermann anfertigen ließ, enthält den ausgeschriebenen Namen (Im neuen Reich 1878, II 599. Vgl. dazu auch Schlossers Zeugnis, oben S. 376). — Dann Fritz Jacobi an Wieland, 10. Juli 1773 (Goethe-Jahrbuch II 377): „vom Doctor Göthe, dem Verfasser des infamen Artikuls gegen meinen Bruder in den Frankfurter Anzeigen von 1772." Und Georg Jacobi sagt selber in seinem Tagebuch (Vom Fels zum Meer I 579): „Herr Goethe hatte mich in öffentlichen Blättern empfindlich beleidigt." Danach gehört Goethe die Jacobi-Rezension 670_{30} ff. — Ferner Goethe an Kestner, etwa 30. Dezember 1772: „Da ists denn zu Ende unser kritisches Streifen. In einer Nachrede hab ich das Publikum und den Verleger turlupinirt lasst euch aber nichts merken. Sie mögens für Balsam nehmen." Auf diese Nachrede bezieht sich schon die ebenfalls an Kestner gerichtete Mitteilung vom Weihnachtsmorgen 1772: „Leider muß ich nun die schönen Stunden mit Rezensiren verderben ich tuhs aber mit gutem Muth denn es ist fürs letzte Blat." Das Zeugnis hat einige Verlegenheit hervorgerufen, denn die letzte Nummer enthält außer einer kleinen Anzeige, mit der Goethe keine ganzen Stunden verderben konnte, und die auch nach einem darin enthaltenen Hinweis von Herder stammt, sowie dem Schlusse eines schon in der vorletzten Nummer einsetzenden Referats nur die famose „Nachrede". Goethe hat also in seinem Weihnachtsbriefe das Wort „rezensiren" uneigentlich gebraucht, und er hat die „Nachrede" am Vormittag des 25. Dezember geschrieben.

Endlich haben wir noch ein Zeugnis über die Rezension von Münters „Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen Struensee". Der im vorigen Abschnitt und öfter genannte G. W. Petersen in Darmstadt rühmt gegen Nicolai am 6. November 1772 „die Recension dieses Buchs in den Frankf. gel. Anz. (die einen Rechtsgelehrten in Frankfurt zum Verfasser haben soll)", vgl. oben S. 477. Scherer ist geneigt, das Zeugnis auf Schlosser zu beziehen, weil Petersen weiterhin Goethe ausdrücklich nennt und von seinem Anteil an den F. G. A. spricht. Aber die Struensee-Rezension reicht weit über Schlossers Fähigkeiten hinaus — sie zeigt den echten Genieстil und kann nur

von Herder oder Goethe stammen. Die doppelte Erwähnung Goethes erklärt sich sehr wohl: Petersen spricht zunächst von der Struensee-Rezension und bezeichnet den Nicolai ganz unbekannten Verfasser nur nach seinem Beruf. Mit der Erwähnung dieser Rezension ist ihm nun das Thema von den F. G. A. in die Feder gekommen, und er geht zu einem ausführlichen Bericht über die Mitarbeiter über, worin dann Goethe mit Namen, Stand und kurzer Schilderung seines Wesens noch einmal erscheint. Soweit das Zeugnis also überhaupt Beweiskraft hat, spricht es für Goethe, aber es ist irrig, denn die Struensee-Rezension stammt von Herder, vgl. oben S. 453 f. Dagegen hat Goethe Anteil an der angeblich von dem Verfasser dieser Rezension herrührenden Erklärung in Nr. 76 vom 22. September. In einem Anhang zu einer — übrigens von Herder herrührenden — Anzeige wird dort ein Angriff der Frankfurter Geistlichkeit abgewehrt. Der Verfasser dieses Anhangs hebt eine Stelle der Anzeige hervor, „weil sie mit dem Gedanken vollkommen übereinkommt, den wir bey der Recension der Struenseeischen Bekehrungsgeschichte No. 72. dieser Anzeigen neulich ausführten, da wir sagten: Tausende wären Feinde der Religion, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen murrischen Tyrannen vorgemahlt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. . . . So sehr dieser von uns geäuserte Gedanke hier an seinem Platz war, so wahr er ist, so oft er schon gesagt worden, so hat er doch so übel aufgenommen werden wollen, daß, dem Vernehmen nach, gar dagegen gepredigt, und dem Recens. blos deswegen, ich weiß nicht, was für schlimme Absichten gegen die Religion sollen schuld gegeben worden seyn." Von Herder können diese Sätze schon deswegen nicht herrühren, weil die Zeit vom 8. September, an dem die Struensee-Rezension erschien, bis zum 22. September nicht für die folgenden Ereignisse ausreicht: Ärgernis bei der Frankfurter Geistlichkeit, Predigt gegen die Rezension, Meldung dieser Tatsache nach Bückeburg, Gegenerklärung Herders, Sendung dieser Erklärung nach Frankfurt, Druck. Da somit Herder ausgeschlossen ist, so stammt diese Erklärung von Goethe, oder sie ist wenigstens von ihm mit Schlosser und Merck vereinbart worden. In dem „wir" spricht angeblich der Verfasser der Struensee-Anzeige, aber diese stammt nach sicheren Merkmalen von Herder. Das ist also nur eine bequeme Anknüpfung, wie sie in einem solchen Kreise öfter vorkommt, wo man der Zustimmung des anderen gewiß sein kann, in dessen Namen man spricht. Da die Zeit drängte und Bückeburg weit entfernt lag, so verfaßten die Frankfurt-Darmstädter Genossen die gebotene Abwehrerklärung. Wir

haben sie hier in Goethes Anteil (s. oben S. 12) aufgenommen, weil er daran beteiligt ist und vermutlich als der geistig Bedeutendste ihr seinen Stempel aufgeprägt hat.

Danach gehören also Goethe die folgenden Rezensionen: Hausen, Leben und Charakter Klotzens (S. 284), Moralische Erzählungen und Idyllen von Diderot und S. Geßner (S. 446), Gedichte von einem polnischen Juden (S. 461), Lavater, Aussichten in die Ewigkeit (S. 579), Über das von dem Herrn Prof. Hausen entworfene Leben des H. G. R. Klotz (S. 670), Nachrede (S. 689).

Wir müssen nun noch ein Zeugnis betrachten, das in früheren Untersuchungen überhaupt nicht herangezogen worden ist, weil der Bezug auf die F. G. A. nicht sogleich in die Augen fällt. Auf einen verlorenen Brief Goethes erwidert Lavater am 5. Februar 1774: „Deinen Stoß Silhouettes u. dein Memorial an Kölbeln hab' ich ... erhalten. ... Und dann deine Epistel an Kölbeln. O du arger! Lieber! Weh dem, den du züchtigst — u. wohl ihm, denn ‚Deine Zucht ist Arzney'." Diesen Streitartikel gegen Johann Balthasar Kölbele, einen Frankfurter Orthodoxen, Antisemiten und Judenbekehrer, habe ich in den Zeitschriften vom Ende 1773 und Anfang 1774 vergeblich gesucht. Das ist nicht wunderbar, denn wir haben den gesuchten Artikel vielmehr in einer Rezension von Kölbeles „Kleinem Versuch über die Wunder" in den F. G. A. vom 20. April 1772 vor uns. Es heißt dort: „Den Ton, den er annimmt, kurz seine ganze Autorschaft würden wir, die wir den körperlichen Zustand des Hrn. D. K. in der Nähe zu sehen Gelegenheit haben, gern auf Rechnung der Hypochondrie und einer siechen Seele gesetzt haben." Der Rezensent ist also ein Frankfurter. Außer dem Mediziner Behrends, der botanische Anzeigen lieferte und hier nicht in Betracht kommt, lebten von den Mitarbeitern nur Goethe und Schlosser in Frankfurt. Lavaters Zeugnis schien zunächst für Goethe zu entscheiden, auf den auch der bei Schlosser nicht gewöhnliche lebhafte Ton und die Stoßkraft der Polemik hinwies. Aber es war zunächst auffallend, daß in einer Rezension von diesem Umfange keine bestimmten sprachlichen Eigenheiten Goethes nachweisbar waren. Bei näherer Untersuchung fanden sich dann einige Schlossersche Stilgebärden, die freilich nicht von zwingender Beweiskraft sind, und schließlich gab ein Brief Schlossers an Lavater vom 14. April den Ausschlag, worin er seinen Unwillen über Kölbeles Buch ausdrückt, und zwar mit wörtlichen Anklängen an unsere Rezension, die sechs Tage danach in den F. G. A. erschien. Der Rezensent wäre danach Schlosser, der hier einmal frischer und kräftiger erscheint, als sonst seine Art ist — falls nicht vielmehr eine Rezension Herders zu Grunde liegt, die in Frankfurt nur überarbeitet und durch

den Hinweis auf Kölbeles Körperzustand ergänzt worden ist, vgl. oben S. 381. Daß Schlosser die Rezension vor dem Druck gekannt und in seinem Brief an Lavater verwertet hat, würde sich ja auch so noch immer vollkommen erklären. Daß nun Goethe fast zwei Jahre später die Zeitungsnummer an Lavater schickte, zu dem er inzwischen erst in ein persönliches Verhältnis getreten war, hängt mit Lavaters Interesse für Kölbele zusammen, denn dieser hatte 1770 zu Lavaters Gunsten in die bekannten öffentlichen Erörterungen zwischen Mendelssohn und Lavater eingegriffen. Bei der Übersendung hatte Goethe offenbar den Verfasser der Rezension nicht ausdrücklich genannt, und Lavater nahm nun ohne weiteres an, daß der Übersender auch der Verfasser sei. Ich bin auf diese Rezension näher eingegangen, weil sie ein Beispiel darstellt, wie ein anscheinend sicheres Zeugnis sich schließlich als irrig erweisen kann.

Das wären die eigentlichen Zeugnisse. Es liegen dann noch einige allgemeiner gehaltene Angaben über Goethes Anteil vor. Er selbst schreibt am 3. Februar 1772 an Salzmann: „Mit der gelehrten Anzeige hab ich keinen Zusammenhang, als daß ich den Director kenne und hochschätze, und daß ein Mitinteressent mein besonderer Freund ist. Halten Sie sie ja; keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigener Empfindung und Gedanken vortreten. Die Gesellschaft ist ansehnlich und vermehrt sich täglich." Diese Ableugnung ist vielleicht etwas mehr als ein damals üblicher Rezensentenbrauch, denn die gegenwärtige Untersuchung ergibt, daß im ersten Viertel des Jahrgangs sich kein sicherer Beitrag Goethes vorfindet. Freilich meint Deinet offenbar Goethe, wenn er am 8. Februar an Raspe schreibt: „und im Gefach der schönen Wissenschaften ein Freund des Herrn Merks ist sehr fleißig." Aber das war wohl mehr der Ausdruck der Hoffnung auf vielleicht in Aussicht gestellte Leistungen, denn eine erhebliche Tätigkeit Goethes in den ersten Wochen des Jahrgangs könnte uns keinesfalls entgehen, wenn sie wirklich vorhanden wäre. Aus dem Herbst stammt dann Herders Charakteristik des Rezensenten Goethe (vgl. oben S. 366): „Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen." Damit meint Herder nicht etwa ein Übermaß von Frage- und Ausrufungszeichen, wie v. Biedermann annimmt — das wäre für Herder selbst viel mehr kennzeichnend als für Goethe — sondern ein unruhiges und anspruchsvolles Gebaren. Mit einem ähnlichen, ebenfalls vom Gebaren des Hahns hergenommenen Bilde kennzeichnet Herder ihn in einem Briefe an Caroline Flachsland (Aus Herders Nachlaß III 240): „Goethe ist ein guter Junge und wird Euch mit seinen Wanderschaften wenigstens ein Bild vortragen, das Lust

zu leben hat, und närrisch Zeug zu machen, in Felsen zu hauen, zu hüpfen, und bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen." Verwandt ist auch die Kennzeichnung in einem anderen Briefe (Aus Herders Nachlaß III 205): „Goethe ist würklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und viel zu spatzenmäßig." Dazu endlich seine „Bilderfabel für Goethe" (Aus Herders Nachlaß I 46): „Hinangeflogen da kam ein Specht, Von Frankfurt wohl am Main, Der klatschte mit den Flügeln recht, Und lachte froh darein." Das Vogelbild war also damals für Herder mit der Vorstellung von Goethe fest assoziiert.

Neben den Zeugnissen haben wir nun zu beachten, was der Rezensent im Text bewußt oder unbewußt über seine Person verrät. Bei der Kölbele-Rezension war außer dem Zeugnis Lavaters schon der Schluß aus dem Wohnort des Rezensenten anzuwenden. Nun begegnen uns in dem Jahrgang eine ganze Anzahl von Stellen, nach denen der Kritiker ein Frankfurter wäre. So beginnt z. B. die Anzeige der „Sammlung merkwürdiger Rechtshändel" (S. 263): „Mit Vergnügen sehen wir diese Fortsetzung einer, so wohl zu der hiesigen gerichtlichen Praxi, als auch zu der deutschen, oder vielmehr heutigen Rechtsgelehrsamkeit, überhaupt sehr nützlichen Sammlung von Rechtshändeln", und S. 534_{14} heißt es, daß die Solmsische Landesordnung „selbst in den hiesigen Dorfschaften in gewisser Maase gilt". S. 300_{13} wird der „hiesige Herr Schöffe v. Olenschlager" erwähnt. Die Anzeige der Schrift „Zufällige Gedanken" S. 513 beginnt: „Es ist hier gewöhnlich, daß bey den halbjährigen Examinen des hiesigen Gymnasiums, der jedesmahlige Rektor in einem öffentlichen Anschlag dazu einladet", und die Rezension der „Erbaulichen Betrachtungen" des Pastors Goeze sagt 380_2: „Diese Götzische Betrachtungen — — weil es doch welche seyn sollen — — sind übrigens dem hiesigen Magistrat, zur Dankbarkeit für das Vergnügen gewiedmet, das der Hr. Verf. bey Lesung der Frankfurter Religionshandlungen empfunden hat ... Gott bewahre uns, daß der gute Mann nicht noch mehr Vergnügen an uns haben möge." Einen etwas allgemeineren Hinweis haben wir S. 437_{19}, wo der in Hanau wohnhafte Verleger zu den „Buchhändlern hiesiger Gegend" gezählt wird. Bei diesen Rezensionen ist also Goethes Autorschaft zu erwägen. Die nähere Untersuchung ergibt nun freilich, daß die Anzeigen S. 263 und 533 von Schlosser verfaßt sind und daß S. 300 und 437 Herder die an den Erscheinungsort anknüpfende Wendung bewußt gebraucht und seine Rezension ideell nach Frankfurt transponiert. Auch die Goeze-Rezension S. 379 stammt von Herder, aber hier hat vielleicht Goethe die auf das Geldgeschenk des Frankfurter Magistrats an Goeze anspielenden Schlußsätze

hinzugefügt. Zwingend ist diese Annahme übrigens nicht, und so gewähren die Hinweise auf Frankfurt keinen Zuwachs zu dem Bestande von Goethes Rezensionen. Aus seinen weiteren Personalien ist die Tatsache, daß er in Leipzig Gellert gehört hat, mit Gewinn zu verwerten. Es ist längst beobachtet worden, daß in der für Merck bezeugten Rezension „Über den Werth einiger deutschen Dichter" (S. 98) sich ein Passus findet, der von einem Leipziger Zuhörer Gellerts geschrieben ist und also nicht von Merck herrühren kann, denn dieser hat Gellert niemals gesehen: „Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Leßing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen nennen hören" u. s. w. Man hat mit Sicherheit hier einen Einschub Goethes erkannt.

Solche Einschübe auch in anderen Anzeigen zu suchen, berechtigt uns Goethes Erzählung in Dichtung und Wahrheit, daß seine Freunde ihm gestattet hätten, gelegentlich innerhalb ihrer Rezensionen zu scherzen. So können wir in zwei Rezensionen Herders einen Goethischen Anteil aussondern. Es handelt sich um die Anzeigen der A. D. B. S. 426 und S. 671. Darin werden 426_{28}—427_{6} und 673_{20-30} Aufsätze Herders mit so hohem Lobe besprochen, daß wir Herder als den Verfasser dieser Stellen nicht annehmen dürfen. Er kann unmöglich von sich geschrieben haben: „Gott sey Dank, daß wir in Deutschland solcher Männer nicht mangeln." (Vgl. dazu Herders Brief an Merck [Merck-Briefe I 41], worin er mit Bezug auf eine andere Stelle [413_{1}] schreibt: „Nennen Sie mich nicht mehr in Ihren Zeitungen einen großen Kopf: in Jena hat ein Narr geglaubt, Ich habe mich selbst so genannt.") Herder hatte wohl in seinem Referat den Bericht über seine eigenen Aufsätze offen gelassen und den Frankfurter Freunden die Ergänzung anheimgestellt, oder Goethe hat vielleicht auch auf eigene Hand ein bescheidenes Selbstreferat Herders durch seine Einschaltungen ersetzt oder erweitert. An Merck und Schlosser ist hier nicht zu denken, denn die Einschübe zeigen in Sprache und Gedanken den echten Genieton.

Auch in zwei Anzeigen von Merck können wir einen Anteil Goethes herausheben. Die Rezension von Boies Musen-Almanach S. 603 ist für Merck sicher bezeugt, und Eingang wie Schluß zeigen auch durchaus seinen sachlichen, nüchternen und etwas unbeholfenen Stil. Aber dazwischen finden sich die Passus 604_{2-19}, 605_{3-23} und $605_{25\,26}$, die sich davon aufs schärfste abheben und von Herder oder Goethe herrühren müssen. Herder ist aber wohl durch das Urteil über Kretschmann 605_{9} ff. ausgeschlossen,

denn er urteilt 38_{18} und 203_{20} viel freundlicher über ihn, und wir haben hier also Goethe vor uns, der dieser Rezension so sehr sein Gepräge aufgedrückt hat, daß nur noch der Rahmen von Merck herrührt.

Einige von Schlossers Anzeigen, z. B. 141 Theorie, 331 Basedow, 345 Fischer, 404 Fragen an Kinder, legen durch eine Prägnanz und Energie, wie sie ihm sonst nicht eigen ist, den Gedanken an ein Eingreifen Goethes nahe, dessen etwaiger Anteil sich aber hier nicht bestimmt abgrenzen läßt.

Der Einschub über Gellerts Vorlesungen war leicht durch Heranziehung von Goethes Personalien zu erkennen. Es ließe sich auch daran denken, ihm auf Grund seiner Doppeleigenschaft als Poet und Jurist zwei Rezensionen zuzuweisen, die nach ihrem übereinstimmenden Anfang zunächst von einem und demselben Verfasser herzurühren scheinen. Die eine (S. 318) beginnt: „Der Freyherr von Kreittmayr mag sonst ein braver und Hochachtungswürdiger Mann seyn. Aber wann er solche Bücher schreibt, wie dieses ..." Die andere (S. 325) lautet: „Herr Benignus Pfeufer mag sonst ein braver Mann seyn; aber seinen Namen hat er durch dieses leidige Spiel ein vor allemal prostituirt." Dieses leidige Spiel ist ein Trauerspiel „Carl und Leonore, oder die mißlungne Hülfe", während das Buch des Freiherrn von Kreittmayr ein „Grundriß der Gemein und Bayrischen Privatrechtsgelehrsamkeit für Anfänger" ist. Für beide Produkte gleichzeitig zuständig war also von allen Mitarbeitern nur einer: Goethe. Die beiden Anzeigen stehen in den Nummern vom 16. und 19. Juni — es kann also nicht etwa ein Rezensent dem anderen die Wendung abgeguckt haben. Aber diese Kombination erwies sich schließlich als unhaltbar. Es stellte sich heraus, daß die kritischen Epigramme, in denen ein wertloses Produkt mit einer scherzhaften Wendung abgefertigt wird, in der Mehrzahl der Fälle nachweislich von Herder herrühren, und daß sich kein einziges von ihnen mit Sicherheit Goethe zuweisen läßt. Und die Kreittmayr-Anzeige stammt von Höpfner, wie eine Vergleichung mit der Rezension ergibt, die er diesem Buche in Nicolais A. D. B. gewidmet hat (vgl. oben S. 361). So handelt es sich also bei dem übereinstimmenden Anfange der beiden Anzeigen um einen Zufall oder um einen Eingriff des Redakteurs Merck.

In einzelnen Fällen kann auch die Stellung einer Rezension bei dem Nachweis von Goethes Autorschaft mit in Betracht kommen. Daß die Anzeigen S. 498 Cramer und wahrscheinlich auch S. 670 Lavater von Goethe herrühren, hatte ich schon auf andere Weise ermittelt, als ich bemerkte, daß die eine unmittelbar auf eine sicher Goethische Anzeige folgt, die andere

einer solchen vorangeht. Bei der Spärlichkeit von Goethes Anteil ist das immerhin als eine Bestätigung anzusehen — es handelt sich um je zwei gemeinsam eingelieferte und abgedruckte Rezensionen. Herders Anteil dagegen ist so überaus groß, daß ohnehin fortdauernd ganze Reihen seiner Rezensionen erscheinen.

Über Goethes Rezensionsgebiet haben wir zwei Zeugnisse von Deinet (vgl. oben S. 486) und Petersen (Neudruck S. XXXV), die übereinstimmend lauten: „und im Gefach der schönen Wissenschaften ein Freund des Herrn Merks ist sehr fleißig", und: „Sehr schöne Recensionen, die in die Litteratur, Poesie etc. einschlagen, rühren von Herrn Göthe ... her." Damit ist aber nur sein Hauptgebiet bezeichnet, denn er hat wahrscheinlich auch einen Teil der Kupferstich-Anzeigen (vgl. unten S. 498 f.) und sicher einige juristische Rezensionen geliefert.

Von den 30 juristischen Anzeigen des Jahrgangs haben sich uns 17 als Höpfners und 9 als Schlossers Eigentum erwiesen. Die 4 übrigen können also von Goethe stammen, und wir haben sie nun im einzelnen darauf zu betrachten. S. 293 Hopp und S. 498 Cramer rühren von einem Gegner des römischen Rechts, also nicht von Höpfner her. Sie sind aber auch nicht von Schlosser verfaßt, denn die beiden Anzeigen reichen weit über seine bescheidene schriftstellerische Fähigkeit hinaus. Schlosser kann weder so frisch und leicht scherzen, noch ernsthafte Gedanken so eindringlich vortragen wie der Verfasser der Hopp-Rezension, den wir also in Goethe zu suchen haben, wenn es nicht etwa — Herder ist, vgl. darüber S. 497 f. Goethes Gepräge weist auch die kleine Cramer-Anzeige auf, deren Verfasser einen unbedeutenden Band zum Anlaß nimmt, um in meisterhafter Knappheit einen Abriß der Schicksale des römischen Rechts zu zeichnen. Ihm gehört auch die Anzeige S. 571 Bedenken. Für Schlosser steht sie schriftstellerisch viel zu hoch, und Höpfner hat A. D. B. Bd. 24, S. 361 das gerade entgegengesetzte Urteil über die Schrift gefällt: „Wir haben sie mit Vergnügen gelesen ... Bey manchen bekannten Dingen — wie das nicht anders seyn konnte, — die hier vorkommen, hat doch der V. auch so viele eigne richtige Bemerkungen, daß wir jedem, den die Sache interessirt, rathen müssen, sie zu lesen."

Es bleibt nun noch eine juristische Rezension übrig: Becker, Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle (S. 496). Dieses Prachtexemplar eines Rezensentenspaßes bildet als ein Responsum mit Entscheidungsgründen die Responsa des Herrn Becker nach. In einem einzigen Periodenungeheuer von zwei Druckseiten und in drolliger Nachahmung von des Autors deutsch-lateinischem Juristenkauderwelsch wird hier von Rechts wegen unter Berufung auf schelmisch ausgewählte Stellen des corpus iuris ent-

schieden, daß das Buch des Herrn Becker ein Quark ist. Die Zitate sind sämtlich zutreffend, nur haben einige im Zusammenhang einen anderen Sinn, den der Rezensent gewandt verbirgt, indem er sie an der geeigneten Stelle abbricht, und es ist ein auserlesenes Vergnügen, sie im corpus iuris aufzuschlagen und die solide Technik des Scherzes zu betrachten. Kaiser Hadrian hat wirklich bestimmt, daß, wer sich dazu fähig fühle, sich vor dem Volke darstellen solle. Die Stelle lautet im Zusammenhang: „Primus Divus Augustus, ut maior iuris auctoritas haberetur, constituit, ut ex auctoritate eius responderent [magistratus]. Et ex illo tempore peti hoc pro beneficio coepit; et ideo optimus Princeps Hadrianus, quum ab eo viri praetorii peterent, ut sibi liceret respondere, rescripsit iis: hoc non peti, sed praestari solere; et ideo si quis fiduciam sui haberet, delectari, si populo ad respondendum se praepararet." Besonders ergötzlich ist es, zu beobachten, wie der Rezensent aus sehr verschiedenen und weit voneinander abstehenden Stellen des corpus iuris eine Anzahl von Wendungen zusammenrafft, in denen von Umschweifen und überflüssigen Formalitäten die Rede ist. Die ambages, von denen Kaiser Justinian spricht, beziehen sich eigentlich auf das Verfahren in Diebstahlsprozessen, und die veteres circuitus hafteten dem Adoptionsverfahren an. Die Formeln: circumductiones inextricabiles — vanam observationem — incuriosa rhapismata hat der Rezensent so zusammengefaßt (im Originaltext stehen sie in etwas anderer Ordnung), daß sie hier auf den Stil des Herrn Becker deuten, während sie sich eigentlich auf die Verschleppung freier Personen in die Sklaverei beziehen. Ein Meistergriff ist auch der Schlußtrumpf, daß Herr Becker die Käufer seines Buchs als Barbaren behandele, von denen der zitierte Paragraph des corpus iuris allerdings sagt, daß man ihnen das Gold, das sie etwa besitzen, mit schlauen Künsten abnehmen solle. Der Rezensent hat also aus mannigfachen Zusammenhängen aufgegriffen, was ihm für seinen Scherz dienen konnte, und es mit trefflicherer Schelmerei geknet' und zugericht'.

In diesem Spaß glaubte nun Nicolai Höpfners Feder zu erkennen, und er hat ihm das geschrieben. Am Rande eines Höpfnerschen Briefes vom 25. August 1772 hat er sich (als Entwurf seiner Antwort) notiert: „Die Frankfurter Anzeigen lese ich noch mit vielem Vergnügen und zähle sie zu den besten deutschen gelehrten Zeitungen und erkenne auch hin und wieder seine Feder, z. E. in der Recension von Beckers responsis. Aber ich wünschte doch, daß in dieser Zeitung die Schreibart nicht so geziert und dunkel wäre, und man zuweilen gegen verdiente Männer aus allzufeiner Kritik nicht unbillig wäre, z. E. gegen

Geßner in der Recension seiner neuen Idyllen" (Goethe-Jahrbuch VIII 125). Höpfner widerspricht nicht, sondern erwidert: „Es freut mich, daß Sie mich in den Frankfurter Zeitungen erkannt haben. Freilich habe ich fast alle juristische Recensionen darin gemacht. Daß Herder die Hand auch mit im Spiele gehabt hat, war wohl sehr sichtbar. Die andern Recensenten waren Merck, Goethe, Schlosser. Der letzte hat das meiste geschrieben. Von Merck ist z. E. Sulzers Wörterbuch, von Goethe Hausens Schandsäule für Klotzen und der polnische Jude. Die Kritik von Geßners Idyllen war freilich ungerecht. Ich habe mit dem Recensenten lange darüber gezankt." Danach bekennt sich also Höpfner — wenigstens durch fehlenden Widerspruch — als Verfasser der Becker-Rezension. Aber der reiche Bestand Höpfnerscher Rezensionen in Nicolais A. D. B. verschafft uns eine sehr genaue Vorstellung von seiner kritischen Art, und danach liegt diese Leistung ganz außerhalb seiner Gewohnheiten und Fähigkeit. In den Kreis seiner gelehrten und sachlichen, ganz frischen und geschickten, aber doch ohne besonderen geistigen Aufwand geschriebenen Rezensionen paßt dieses satirische Meisterstück durchaus nicht hinein, dagegen schließt es sich trefflich den wenigen kecken, mit großen Gedanken ausgreifenden und die Pedanterie in der Jurisprudenz verspottenden Anzeigen an, die Goethe beigetragen hat. Wie sollte auch Nicolai ohne die mindeste Übersicht über die juristischen Mitarbeiter der F. G. A. richtig geraten haben? Es ist sehr begreiflich, daß er auf Höpfner rät, denn dessen Beziehungen zu dem Kreise der F. G. A. waren ihm bekannt, dagegen konnte er von der Existenz Goethes nicht viel wissen, unter dessen Namen damals im Druck überhaupt noch nichts vorlag. Höpfner widerspricht der Vermutung Nicolais nicht, denn er hatte wohl wirklich einigen Anteil an der Rezension. Das eigentliche Aperçu dieses Spaßes und seine glänzende Durchführung ist ihm ebensowenig zuzutrauen, wie eine solche Präsenz der Zitate aus dem corpus iuris bei Goethe zu erwarten ist, und so haben wir in der Becker-Rezension, die am 18. September, also einen Monat nach Goethes und Mercks Besuch bei Höpfner erschien, gewiß einen Scherz, der auf diesem literarischen Kongresse aus der Vereinigung von Goethes genialem Humor mit Höpfners Wissen entstanden ist.

Als satirische Nachbildung eines fremden Stils kann die Becker-Anzeige natürlich keine Spracheigenheiten Goethes aufweisen, aber bei allen übrigen Rezensionen ist der irgendwie sonst geführte Beweis durch die Betrachtung der Sprache zu ergänzen. Freilich läßt sich der Beweis aus dem Stil bei Goethe nicht mit solcher Schärfe führen wie bei Herder, aber da die Gruppe Goethe-Herder sich durch die Höhe und Weite der Gedanken

und Gesinnungen und durch den Genieton von den übrigen Mitarbeitern deutlich abhebt, so genügt es ja zur Unterscheidung der beiden auch allenfalls, wenn für einen von ihnen solche Kennzeichen in reichem Maße vorhanden sind. Auf die gemeinsame Grundlage des Geniestils findet sich bei Herder eine Überfülle greifbarer Herderianismen aufgesetzt, während Goethe, der in seinem Stile die Bescheidenheit der Natur nicht verletzt, an solchen individuellen Merkmalen nicht sehr reich ist. Bei den früheren Versuchen, Goethes Anteil festzustellen, ist durchweg zu weit gegriffen worden. In der Begierde, aus diesem Jahrgang unerkannte Goetheana herauszuheben, trat man an die einzelnen Stücke immer mit dem Wunsche heran, sie womöglich für Goethe zu reklamieren, und begnügte sich mit der Feststellung, daß sie nach Ton, Gesinnung und Gedanken seiner würdig seien. Dazu kam, daß man Herders Beteuerungen über die Geringfügigkeit seines Anteils zwar nicht ganz für bare Münze nahm, aber sich doch dadurch beeinflussen ließ und die Möglichkeit, daß er der Hauptverfasser des Jahrgangs sei, nicht ernstlich ins Auge faßte. So sind denn fast alle besonders schönen Stücke von echtem Genieton, deren Verfasser unbekannt war, Goethe zugewiesen worden, und die darin vorhandenen spezifischen Kennzeichen Herders wurden übersehen. Nachdem jetzt der außerordentlich große Anteil Herders abgegrenzt ist, hat sich das Auswahlgebiet für Goethe sehr eingeengt, und daraus erklärt sich ebenso wie aus der geringeren Eigenwilligkeit seines Stils der bescheidene Umfang der folgenden Stilbeobachtungen:

d ä m m e r n. Goethe schreibt am 13. Februar 1769 an Friederike Oeser: „Und was ist Schönheit? Sie ist nicht Licht und nicht Nacht. Dämmerung; eine Gebuhrt von Wahrheit und Unwahrheit. Ein Mittelding." In den nächsten Jahren vertieft sich dann bei Goethe dieser Begriff der Dämmerung als einer Art der Welterfassung, die von heller, kalter, verstandesmäßiger Deutlichkeit ebenso entfernt ist wie von Finsternis und Verworrenheit, und verbindet sich mit dem Begriff des Heiligen, innig Gefühlten. Ein Hauch von Andacht webt um das Wort: „und zeichnete zu meiner grossen Freude,' das ganze Bild so dämmernd warm als es in meiner Seele stand" (an Kestner, 25. Dezember 1772). — „wenn's denn um meine Augen dämmert ... und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verlohren ... ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele ..." (Werther) — „wovon ihr jetzt die ersten Erkänntnißlinien nur schwebend vordämmern" (580_5, vgl. an Johanna Fahlmer, 5. Juni 1775: „das Lämpgen ... das einem so artig auf dem Wege des Lebens vorleuchtet und dämmert"). Herder dagegen braucht das Wort gern im ungünstigen oder neutralen Sinne: „in dämmernder Traumwollust" (330_{21}). — „in einer dämmernden Mischung der Begriffe" (II 307). — „so feierlich dämmernd, so wortreich, so unbestimmt und menschheitsarm" (VI 166). — „Verdämmert Gott und die ganze Schöpfung"

(VI 305). — „ums Ohr dämmern allgemeine Worte" (VII 229). — „schwache dämmernde Eindrücke von außen" (VII 355, vgl. auch II 300; VII 194 221 f; aber vereinzelt: „holde Dämmerung" VII 260). Danach ist es gewiß Goethe, der in den Kupferstich-Anzeigen schreibt: „solch eine Seelenruhe durch eine dämmernde Haltung drüber gehaucht" (253_{20}). — „von der Morgensonne, die überm Horizont noch im Nebel dämmert, angeblickt... sinkt in Nebel, und dämmert über Ruinen in weiter Gegend ... und über deiner öden Grabstätte dämmert Nebel im sinkenden Sonnenglanz" (532_{15}).

lallen. Goethe gebraucht das Wort enthusiastisch: „Und dann lall er ahndend, und hoffend und genießend" (464_{21}). — „und ahnde, was sey das Lallen der Propheten, wenn αρρητα ρηματα den Geist füllen!" (582_{31}). Herder gebraucht dagegen das Wort im ungünstigen Sinne: 98_{35} 321_{29} 457_{6}; II 366; III 458; IV 325. Also haben wir doch wohl Goethe vor uns, wenn es in einer enthusiastischen Kupferstich-Beschreibung heißt: „Auch lallen wir nur eine Anzeige" (253_{22}).

ungünstiges Urteil über die Einführung des römischen Rechts in Deutschland: „wir hoffen noch immer, daß einmal ein neuer und besserer Justinian aufstehen werde, der aus allen diesen Materialien von Consiliis, Responsis und Decisionibus, Gesetze ziehen, und uns ein anderes Corpus Juris, als das Justinianische Collectaneenbuch, schenken wird" (265_{5}: Schlosser). — „die wir weit klüger römische Mützen, Schue und Mäntel, als römische Gesetze hätten borgen sollen!" (293_{21}: Goethe oder Herder?). — „sie zwangen alles in das Römische Maas hinein, und hauten, wie Perrithous, ab, was drüber hinaus hieng" (498_{14}: Goethe). — „weil bey ihnen das so ausgepreßte römische Gesetzbuch weniger, als die Reichs- und Lehensgesetze, und die Observanz zur Richtschnur dient" (522_{7}: Schlosser).

wir sagen nichts: „Wir sagen gern nichts von der Person, die Herr H. selbst in diesem Stücke spielt" (285_{18}). — „Und von der Schweitzer Idylle habt ihr kein Wort gesagt!" (449_{13}). — „auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt" (464_{31}). — „Wir sagen gerne von den übrigen nichts" (581_{32}). Vgl. aber 472_{15}: Herder!

Von Goethe stammt also:

S. 99: Über den Werth einiger deutscher Dichter. Goethes Einschub in Mercks Rezension, vgl. oben S. 488. — Bei einer anderen heterogenen Stelle dieser Rezension weisen die unter den Stichworten „der schlafende Leser" im Herder-Glossar und oben unter „lallen" verzeichneten Beobachtungen eher auf Herder: „Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzenden Theil des Publikums curiren, und sie fangen dabey an, daß sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!" Burdach sagt (A. D. A. X 367): „Scherer möchte ihm [Goethe] die vier Zeilen 98_{35}—99_{2} zusprechen, und das kann richtig sein. Nicht zu verkennen ist aber auch, woran Scherer zu zweifeln scheint, daß in der Stelle über Gellert S. 99_{3} ff. ein Abschnitt vorkommt, der dem Zusammenhang

widerspricht. Darauf machte schon v. Biedermann (Goethe-Forschungen S. 323 f.) aufmerksam, er irrte jedoch, wie ich glaube, in der Begrenzung der verschiedenen Teile. Der eigentliche Rezensent, Merck, nimmt Gellert in Schutz gegen die Vorwürfe der beiden Verfasser, er stellt ihn höher als diese. Das geschieht in zwei parallel gegliederten Sätzen, die aus je zwei Teilen bestehen: der erste gibt eine gewisse Beschränktheit der Begabung Gellerts zu, der zweite bestreitet das Recht eines darauf gegründeten Tadels. 1) Zeile 5—15: a) Gellert ist kein Dichter vom Range eines Ossian, Klopstock, Shakespeare, Milton u. s. w.; b) allein er hört deswegen nicht auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu sein u. s. w. 2) Zeile 15 bis 21: a) er war nur ein bel esprit; b) allein daraus muß man ihm kein Verbrechen machen u. s. w. Der zweite Satz (2) läuft ebensogut auf eine Verteidigung des Angegriffenen hinaus als der erste, er ist ganz analog gebaut, was sich äußerlich in dem ‚allein' am Anfang der zweiten Teile und in der Interpunktion zeigt. Die ganze Partie Zeile 5—21 gehört demselben Verfasser, also Merck. Goethe dagegen kommt mit Zeile 21 zu Worte (Der Rezensent ist Zeuge u. s. w.): hier wird mit Berufung auf persönliche längere Kenntnis seiner Vorlesungen Gellerts Wesen charakterisiert und zwar so abfällig, daß Zeile 35, wo wieder Merck eintritt: ‚Wir wünschten, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären', dazu gar nicht paßt und ganz unvermittelt und beinahe unverständlich klingt. Denn war das eben geäußerte Urteil nicht selbst ein liebloser, heftiger Ausfall?"

S. 284: Leben und Charakter Klotzens. Durch Höpfner bezeugt, vgl. oben S. 482.

S. 446: Moralische Erzählungen. Durch Lavater bezeugt, vgl. oben S. 483.

S. 461: Gedichte von einem Polnischen Juden. Durch Höpfner bezeugt, vgl. oben S. 482. Vgl. auch die Stichworte: lallen — wir sagen nichts. — Die geträumte Vereinigung mit Lotte Buff!

S. 496: Becker. Vgl. oben S. 490.

S. 498: Cramer. Vgl. oben S. 490 und das Stichwort: ungünstiges Urteil über das römische Recht. — Die Anzeige ist offenbar zusammen mit der voranstehenden eingeliefert worden.

S. 501: Meine Vorsätze (Anhang). Vgl. oben S. 484. — Auf diesen Anhang zielt Goethe, wenn er am 2. Oktober 1772 an Kestner schreibt: „Unsere Spektakels mit den Pfaffen werden täglich größer. Sie prostituiren sich immer mehr und wir rencheriren drauf."

S. 521: Bedenken. Vgl. oben S. 490.

S. 579: Aussichten. Durch Schlosser und Lavater

bezeugt, vgl. oben S. 376 und 483. — Herder schreibt im August 1773 an Lavater (Beilage Nr. 265 zur Allgem. Zeitung vom 12. November 1891: „Über Ihren Rec. haben Sie sich im mindesten nichts anzufechten, es war ein Mensch, der ein Märchen von der Ewigkeit nach seiner Weise vorerzählt, hören wollte u. der also darüber so ein Basler war, als die Athener über Paulus." — Vgl. die Stichworte: dämmern — wir sagen nichts — lallen.

S. 670: (Jacobi) Hausen. Durch Fritz und Georg Jacobi bezeugt, vgl. oben S. 483.

S. 689: Nachrede. Von Goethe selbst bezeugt, vgl. oben S. 483. — Der Verleger hat die Nachrede durch einen vorangestellten und zwei hinten angefügte Absätze erweitert:

Die besondre Aufmerksamkeit, mit der ein geehrtes Publicum bisher diese Blätter begünstigt, läßt uns für die Zukunft eine schmeichelhafte Hoffnung fassen; besonders, da wir uns mit allen Kräften bemühen werden, sie seiner Gewogenheit immer würdiger zu machen....

So leid uns nun auch dieser ihr Abschied thut, so können wir doch dem Publiko versicheren, daß es uns weder an guter Intention, noch an Mitarbeitern fehlt, ihm unsre Blätter inskünftige immer brauchbarer zu machen.

Denen zu gefallen, die gern gleich wissen wollen, was an den höchsten Reichsgerichten anhängig gemacht worden, wird man auf jedem Blatte auf der letzten Seite das Eingegangene ohnverweilt mittheilen. Der Titel und Register der in diesem Bande angezeigten Schriften wird auch mit nächstem folgen.

Goethe oder Herder

1. Literarische Anzeigen

Die hier vereinigten Anzeigen werden größtenteils Herder gehören, aber sie bieten keine ausreichenden Handhaben für den Nachweis. Da diejenigen kritischen Epigramme von wenigen Zeilen, die überhaupt Stilmerkmale aufweisen, sämtlich von Herder stammen, so ist das gewiß auch bei den hier aufgeführten Epigrammen der Fall, die keine solche Kennzeichen haben. Die Gründe, aus denen die Anzeige Hoppii Commentatio S. 293 unter die vorliegende Gruppe verwiesen ist, bedürfen einer besonderen Darlegung. Wir haben hier eine juristische Rezension, verfaßt von einem Gegner des römischen Rechts, also nicht von Höpfner, und im echten Genieton gehalten, also nicht von Schlosser herrührend. Danach wäre sie ohne weiteres Goethe zuzuweisen, aber sie zeigt auffällige Eigenheiten von Herders Stil. Auf das Imperfektum „schriebe" (293_{37}, vgl. oben S. 399) ist kein entscheidender Wert zu legen, denn wenn es auch bei Goethe nicht nachweisbar ist, so war es doch eine damals öfter gebrauchte Form, und sie könnte ja auch vom Setzer herrühren. Viel ernsthafter ist die seltene Wendung: in Folle (294_{24}, vgl. die Berichtigungen Neudruck S. CVIII), die auch in Herders Walch-Rezension (659_{16}) vorkommt, zugleich mit dem weniger bezeichnenden „Mikrologe" (659_{36}), dem in unserer Rezension 295_{22} entspricht. Ferner erscheint die Wendung „Gelehrsamkeit auszuduften" (294_{4}) bei Herder II 151: „die feinste Gelehrsamkeit umher zu duften." Zu 294_{21} vgl. das Stichwort „wir wollen" im Herder-Glossar. Die kleinen Klammern 293_{33} 295_{30} sprechen ebenfalls mehr für Herder als für Goethe, und der Gedanke 294_{5} kehrt in einer Rezension Herders (234_{34}) wieder. Die Wendung „aus der Hand wachsen" (293_{15}) erscheint bei Herder 660_{14}. Zu 293_{9} vgl. das Stichwort „verächtliche Wiederholung des Titels mit Ausrufzeichen" im Herder-Glossar. Nach alledem ist es sehr wahrscheinlich, daß Herder in seiner polyhistorischen Art hier einmal ein juristisches Buch angezeigt hat. Sein handschriftlicher Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek in Berlin enthält ein ganzes Heft mit juristischen Exzerpten, und das Ver-

zeichnis der juristischen Bücher in der Bibliotheca Herderiana umfaßt 258 Nummern.

Ich vermute also Herder als Verfasser der sämtlichen Anzeigen dieser Gruppe, mit Ausnahme der folgenden beiden Stücke:

S. 218: Müller. Auf bestimmte Stileigenheiten Goethes läßt sich nicht hinweisen, aber außer dem Fehlen Herderscher Eigenheiten in einer Anzeige von dieser Energie und Bedeutung spricht für Goethe der im guten Sinne gebrauchte Ausdruck „eine feine Sprache" (219_{15}). Herder ist der lobende Gebrauch des Wortes „fein" nicht ganz fremd, aber weit überwiegend verwendet er es mit bitterem Beigeschmack zur Bezeichnung der kalten Aufklärungsgesinnung, vgl. das Stichwort „fein" im Herder-Glossar. Namentlich im Zusammenhang mit dem Substantiv „Sprache" hätte er das Wort gewiß nur im üblen Sinne gebraucht, wie die dort zusammengestellten Beispiele zeigen. Goethe hat ähnliche Gedanken wie hier auch in seinem Aufsatz „Literarischer Sansculottismus" ausgesprochen, und zwar in einer ganz ähnlichen Wenn-Anaphora von großem Rhythmus, vgl. Weimar. Ausg. Bd. 40, S. 198_5 ff.

S. 670: Lavater. Der knappe und scharfe Ton läßt nur die Wahl zwischen Goethe und Herder, aber dieser ist doch wohl durch sein damals schon bestehendes sehr herzliches Verhältnis zu Lavater ausgeschlossen, vgl.: Aus Herders Nachlaß, Bd. 2. Es lag nahe, daß Goethe als Rezensent der „Aussichten" auch diese kleine Schrift anzeigte. Schlosser schreibt am 27. Dezember 1772 an Lavater, um ihn über die Anzeige zu trösten: „Der Recensent von diesem Entwurf sagt einen locus communis, der eigentl. nichts sagt."

Auch die Einschaltungen in Mercks Anzeige des Musen-Almanach S. 603 gehören eher Goethe als Herder, vgl. oben S. 488.

2. Kupferstich-Anzeigen

Als Verfasser der Kupferstich-Anzeigen kommen Goethe, Merck und Herder in Betracht, oder, falls sie sämtlich von einem Mitarbeiter herrühren, nur Goethe und Herder, denn viele von ihnen sind ganz unmöglich für Merck, dessen Sprache und Anschauung in der Aufklärung wurzelt, vgl. z. B. 253_{14} ff., 532_4 ff., 532_{12} ff., 538_{25} ff. Für Goethe spricht besonders der in diesen Anzeigen vorherrschende eigenartige Gebrauch der Wörter „dämmern" und „lallen", vgl. diese Stichworte im Goethe-Glossar, ferner „Kalesche" (240_5), ein in der Schriftsprache überaus seltenes Wort, das eine Art Kapuze bezeichnet und sich auch in Goethes Brief an Kestner vom 18. Juni 1773 findet. Zu

dem Urteil „männlich gestochen" (546_{11}) vgl. Goethes Ausruf „Männlicher Albert Dürer" (Werke Bd. 37 S. 150_{19}). Auch chronologische Erwägungen sprechen für Goethe. Schon Trieloff hat bemerkt, daß die Folge der Kupferstich-Anzeigen eine Lücke aufweist, die ungefähr mit Goethes Abwesenheit von Frankfurt zusammenfällt. Sie finden sich jedesmal am Schluß der Nummer, von der sie nur einen kleinen Raum in Anspruch nehmen durften, und zwar in den Nummern vom 10. und 28. Januar, 7. Februar, 3., 10., 14., 17., 20. April, 12. und 15. Mai, 5. Juni, 3. Juli, 2., 6., 9., 13., 16., 23. Oktober, 9., 17., 24. November. Ein Überblick über diese Daten läßt vermuten, daß die Kupferstich-Anzeigen in Schüben eingeliefert worden sind, und zwar, wie es scheint, zu Anfang Januar, April und Oktober. Der Herausgeber hat dann jedesmal den Vorrat auf die einzelnen Nummern verteilt, und mit der Aprillieferung ist er haushälterisch umgegangen, indem er eine vereinzelte Anzeige für das dritte Quartal versparte, in dem er keine Lieferung erhielt. Trotzdem klafft eine Lücke von vollen drei Monaten. Goethe verweilte von Mitte Mai bis zum 11. September in Wetzlar, und somit liegt es nahe, diese Lücke dadurch zu erklären, daß Goethe im dritten Quartal die Lieferung ausfallen lassen mußte. Für Goethe sprechen endlich auch ökonomische Erwägungen. Weder er noch Herder war in der Lage, alle diese Kupferstiche zu erwerben, und die Anzeigen sind wohl durch die Verbindung des Rezensenten mit einem Sammler oder Händler zu stande gekommen. Dazu war aber in Frankfurt gewiß eher Gelegenheit als in Bückeburg.

Für Herder läßt sich Folgendes anführen. In den Kupferstich-Anzeigen erscheint zweimal die Wendung „mit Franzen behängt": „mit Tressen besetzt, mit Franzen behangen" (525_{32}). — „Die Lappen und Franzen, womit der Hoheprieſter behängt ist" (539_6). Namentlich das letztere klingt nun auffällig wieder in einer zwei Seiten später vorkommenden Wendung einer sicher Herder gehörigen Rezension: „daß man überall mit Lappen, Lumpen, Bändern und Franzen ihre Prinzen und Prinzeßinnen überhängt sieht" (541_{19}). — Von schwächerer Beweiskraft sind die Wendungen „der geneigte Leser" (612_5); „simpel, anständig, so gar groß" (537_{34}); „mit der edelsten Einfalt" (259_{31}), vgl. die Stichworte: „der geneigte Leser" und „simpel, edel und rein" im Herder-Glossar. Ferner stimmt der Eingang 611_{27} genau mit dem Eingang der unmittelbar voranstehenden, von Herder herrührenden Anzeige 611_5 überein, und dieses „Jedermann kennt" erscheint auch noch in einer anderen Rezension Herders 248_{29}. Die Goethe-Kennzeichen kreuzen sich übrigens nirgends mit den für Herder sprechenden Beobachtungen, und während die Anzeigen S. 253 und S. 532 fast sicher von Goethe

herrühren, könnten die Anzeigen S. 524 f., 537 ff., 611 f. ganz wohl von Herder stammen. Bei den unbedeutenden Kupferstich-Beschreibungen, die die F. G. A. im Januar und Februar bringen, ist an Merck zu denken. Endlich hat der Redakteur eine Rezension Schlossers (S. 558_{27}, vgl. oben S. 383) unter der Rubrik „Kupferstich" untergebracht.

Unser stilkritisches Verfahren liefert hier nur unsichere Ergebnisse, weil wir in diesem Falle keine geeigneten Vergleichsobjekte haben. Hätte Goethe oder Herder oder gar beide in diesen Jahren noch an einer anderen Stelle Kupferstiche angezeigt, so bestände kein Zweifel über den Verfasser der Kupferstich-Besprechungen in den F. G. A.

Wir haben in diesen Anzeigen vielleicht keine Muster einer technisch sachverständigen Kritik vor uns. Ein Lieblingswort des Kritikers ist: delikat. Daneben erscheinen Urteile wie: männlich gestochen — sehr gut gearbeitet — ein empfundenes Kunstwerk — die Composition ist ungemein simpel, anständig, so gar groß. Aber die Aufgabe, technische Kunsturteile in Worte zu fassen, ist ja auch sehr schwierig, und jedenfalls bieten diese Anzeigen daneben etwas anderes, was für uns wertvoller ist. Die in den Bildern dargestellten Menschen und Situationen erregen auch den Gestaltungstrieb des Rezensenten, und er schafft in bewußtem Wettstreit mit dem bildenden Künstler ein sprachliches Gegenbild. Wir haben z. B. 525_{11} ff., 538_{22} ff., 532_{5} ff. so kraftvoll eindringliche und Bild-erzeugende Beschreibungen, wie sie in deutscher Sprache bis dahin nicht existierten. Nur Diderot hatte in seinen damals noch ungedruckten „Salons" etwas Ähnliches erstrebt und erreicht. Die Liebe des Rezensenten gilt besonders Rembrandt und Claude Lorrain, aber auch Wert und Würde der englischen Porträtkunst des 18. Jahrhunderts hat er hier mit schönen, der damaligen deutschen Kunstkritik um ein Jahrhundert voraneilenden Worten gepriesen.

Litteratur

Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772. Deutsche Litteraturdenkmale Nr. 7—8. Heilbronn 1882—1883. (Jetzt: Berlin, L. Behr's Verlag.) Textrevision von B. Seuffert, Einleitung von W. Scherer. — Rezensiert von K. Burdach (Anzeiger f. deutsch. Altert. 10, 362 ff.), Otto Brahm (Vossische Zeitung 1884, Sonntagsbeilage Nr. 48, 49 vom 2. und 9. Dezember), Fritz Mauthner (Berliner Tageblatt 1885, Nr. 172 vom 10. April) und A. Chuquet (Revue critique, Bd. 16, 232 ff.).

Goethes Werke, Hempelsche Ausgabe, Bd. 29, S. 2 ff. Herausgeber: W. v. Biedermann.

Goethes Werke, Kürschners Ausgabe, Bd. 26 (Deutsche Nationallitteratur Bd. 107), S. 29 ff. Herausgeber: Georg Witkowski.

Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, Bd. 37, S. 191 ff.; Bd. 38, S. 296 ff. Herausgeber: Georg Witkowski. — Rezensiert von Düntzer (Zeitschr. für deutsche Philologie Bd. 31, S. 100 ff.).

Goethes Werke, Cotta'sche Jubiläumsausgabe, Bd. 36, mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel.

Achim v. Arnim, Ährenlese auf dem Felde der älteren Kritik. (Der Gesellschafter 1818, Nr. 84 vom 27. Mai, vgl. Geiger, Berliner Neudrucke, Dritte Serie, Bd. 1, S. IV f.).

Woldemar v. Biedermann, Goethes Rezensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. Goethe-Forschungen, Frankfurt am Main 1879, S. 315 ff. — Berichtigungen dazu: Goethe-Forschungen, Neue Folge, Frankfurt a. M. 1886, S. 293 ff.; Anderweite Folge, Leipzig 1899, S. 154.

Richard Maria Werner, Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1773. Goethe-Jahrbuch IV 359 ff.

C. Ritter, Anwendung der Sprach-Statistik auf die Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772. Goethe-Jahrbuch XXIV 185 ff.

Wilhelm Scherer, Der junge Goethe als Journalist. Aufsätze über Goethe, Berlin 1886, S. 47 ff.

F. F. Cornish, Goethe and the „Frankfurter Gelehrte Anzeigen". Publications of the Goethe Society No V, London 1890, S. 152 ff.

Otto P. Trieloff, Die Entstehung der Rezensionen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772. Dissertation, Münster in Westf. 1908 (= Münsterische Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Heft VII).

Reinhold Steig, Herders Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772. Vierteljahrsschrift für Litteratur-Geschichte V 223 ff.

Jakob Minor und August Sauer, Studien zur Goethe-Philologie, Wien 1880, S. 93—95, 109—116.
Eduard von der Hellen, Goethes Anteil an Lavaters Physiognomischen Fragmenten. Frankfurt a. M. 1888.
Bernhard Seuffert, Der junge Goethe und Wieland. Zeitschrift für deutsches Altertum XXVI 252 ff.
Conrad Burdach, Die Sprache des jungen Goethe. Verhandlungen der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau, Leipzig 1885, S. 166 ff.
Theodor Längin, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache. Dissertation, Freiburg 1891.
Otto Hoffmann, Der Wortschatz des jungen Herder. Programm, Berlin 1895.
Alfred Gaebel, Zu Herders Wortschatz. Festschrift des Gymnasiums zu Hohensalza. Hohensalza 1905.
Johannes Haußmann, Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder. Leipzig 1907.
F. Piquet, La langue et le style de Herder. Revue germanique 1909, S. 1 ff.
J. Keller, Die Schlosser-Lavatersche Korrespondenz aus den Jahren 1771 und 1772. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1893, S. 1 ff.
Briefe an Raspe, Weimarisches Jahrbuch Bd. 2, S. 466 f.; Bd. 3, S. 1 ff.; Bd. 6, S. 57 ff.
Rettung der Unschuld des Herrn Hauptpastor Goeze zu St. Cathar. in Hamburg, gegen boshafte gedruckte, geschriebene und mündlich ausgesprengte Verläumdungen. Hamburg bei Harmsen, 1773.
Gerichtliche Akten, betreffend eine Recension der Goezischen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden, in No. LVIII der Frankfurter gelehrten Anzeigen, von 1772. Zur Rechtfertigung des Herrn Pastors, des Recensenten und des Verlegers. Frankfurt am Mayn, gedruckt auf Kosten des letztern, 1773.
Hermann Dechent, Die Streitigkeiten der Frankfurter Geistlichkeit mit den Frankfurter gelehrten Anzeigen im Jahre 1772. Goethe-Jahrbuch X 169 ff.
Hermann Dechent, Zur Frankfurter Kirchengeschichte in den Tagen des jungen Goethe. Deutsch-evangelische Blätter, Jahrgang 14, S. 335 ff.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

102722

LG.H Morris, Max
M877g Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772
der Frankfurter Gelehrten Anzeigen.